Bestimmungen

für die Abgabe von Büchern und Karten aus dem Hauptconservatorium der Armee.

1) Bücher und Karten können nur gegen wirkliche Einhändigung der entsprechenden und wo nöthig gegengezeichneten Empfangscheine abgegeben werden.
2) Um die allseitige und wechselnde Benutzung der Bibliothek zu erhalten, dürfen zum Privatgebrauche nur zwei Werke zugleich einem Individuum überlassen werden.
3) Karten und Werke mit Kupferstichen können in der Regel ausserhalb des Locals des Hauptconservatoriums nicht abgegeben werden. Für besondere Fälle ist die Erlaubniss zur Abgabe, Ansicht oder Benützung, von dem General-Quartiermeister nachzusuchen.
4) Wird ein ausgeliehenes Werk, Buch oder Karte, nach zwei Monaten nicht zurückgegeben, oder eine Verlängerung nachgesucht, so ist der Empfänger schriftlich zur Rückgabe innerhalb der nächsten acht Tage aufzufordern. Sollte dieser Mahnung nicht Folge geleistet werden, so hat sogleich Meldung an den General-Quartiermeisterstab zu geschehen.
5) Um die Werke und Karten für den allgemeinen militärischen Gebrauch zugänglich zu erhalten, darf die Verlängerung sich nicht über einen Monat ausdehnen; wird das Werk aber mittlerweile von andern begehrt, so findet keine Verlängerung statt.
6) Bei Werken von mehreren Bänden hat, wenn es von mehreren gewünscht wird, der Bibliothekar innerhalb des erlaubten Termins die Zeit zu regeln, wann die ersten Bände den andern Begehrern zukommen sollen.
7) Bei Werken, die zu dienstlichen Arbeiten der Referenten im k. Kriegsministerium und andern Militärstellen oder zu wissenschaftlichen Vorträgen im Generalquartiermeisterstabe und topographischen Bureau nöthig sind, findet hinsichtlich des Termins eine Ausnahme statt; doch muss die Verlängerung von zwei zu zwei Monaten nachgesucht werden. Sollten die Empfänger dieses versäumen oder die erfolgte Mahnung ausser Acht lassen, so ist nach den Bestimmungen sub 4 zu verfahren.
8) Die Zeit der Abgabe für den Privatgebrauch ist auf die Stunde von 11 bis 1 Uhr täglich beschränkt.
9) Beschmutzte, zerrissene oder defecte Bücher und Karten sind von den Empfängern zu ersetzen, desswegen bei der Abgabe genau durchzusehen.
10) Der Eintritt in den Bibliotheksaal ist untersagt. Besuchende dürfen nur durch den Conservator, den Bibliothekar und die dort kommandirten Offiziere in solchen eingeführt werden.
11) Da diese Anordnungen nur den Zweck haben, die Sammlungen vor Schaden zu bewahren, so verpflichtet sich jeder beim Empfange im Interesse des allerhöchsten Eigenthums stillschweigend zu deren genauen Befolgung.
12) Diese Bestimmungen sind gedruckt innerhalb des Einbandes oder des Umschlages neben dem Titelblatte in jedem Bande jedes Werkes einzukleben.

von der Mark, Gl.-Qtmstr.

Der Pferdezüchter.

Anleitung
zur Kenntniß der gesammten Pferdewissenschaft.

Ein Handbuch

für

Cavallerie-Offiziere, Landwirthe, Pferdebesitzer und Pferdeliebhaber

von

F. Villeroy,
Landwirth auf dem Rittershofe in der Bayr. Pfalz,
Offizier der Ehrenlegion.

und

Adam Müller,
Landwirth zu Gerhardsbrunn auf der Sickinger Höhe
in der bayr. Pfalz, Mitglied der bayr. Kammer
der Abgeordneten.

Mit Holzschnitten und 20 lithographischen Abbildungen.

Nach der Natur gezeichnet von

Aloys Bach,

Maler in München,

gedruckt auf Ton durch F. Hanfstängl daselbst.

Mainz.

Verlag von C. G. Kunze.

1858.

☞ Das Recht der Uebersetzung in die englische Sprache behält sich der Verleger vor.

Gegenwärtiges Buch sollte eine Uebersetzung von F. Villeroy's manuel de l'éleveur de chevaux, Paris, librairie agricole de la maison rustique, rue Jacob, 26 sein, obwohl keine wörtliche, sondern mit den für das deutsche Publikum etwa nöthigen Aenderungen und Beigaben.

Ich begann meine Arbeit, sobald ein Theil des Villeroy'schen Werkes erschienen war; da aber der Druck der französischen Ausgabe im Fortgange sich unerwarteter Weise verzögerte und mir später das Manuscript nicht mehr zu Gebote stand, so sah ich mich, um der übernommenen Verpflichtung nachzukommen, genöthigt, das angefangene Werk fortzusetzen und zu vollenden, ohne das Original vor mir zu haben.

Diese Fortsetzung und Vollendung konnte jedoch um so mehr im Geiste des Originals gehalten werden, als mittler Weile Bruchstücke des letztern im Journal d'agriculture pratique erschienen und mir aus mündlichen Besprechungen in langjährigem, freundschaftlichen Umgange mit dem Verfasser dessen Ansichten bekannt waren.

Ich bemerke ausdrücklich, daß, was die deutsche Literatur über diesen Gegenstand Interessantes und Bewährtes bietet, von mir bei der Bearbeitung desselben in entsprechender Weise benützt worden ist. Bei Bearbeitung des Kapitels IV. „äußerer Bau" bin ich hauptsächlich den trefflichen Werken von Schwab, Hertwig und Baumeister gefolgt.

Durch die eben erwähnten Umstände und durch die oben angedeutete Absicht, das Buch für Deutschland besonders brauchbar zu machen, ist natürlich sein Inhalt in Einzelheiten ein von dem Originale verschiedener geworden, ohne das Wesen der Sache zu beeinträchtigen und jeder von uns beiden hat seinen Antheil in selbstständiger Weise dazu geliefert.

Die Verdienste, welche sich Herr Villeroy um die Landwirthschaft überhaupt und um die Viehzucht insbesondere, sowohl im Allgemeinen, als im engeren Kreise unserer Pfalz erworben hat, und die ihn als Autorität in diesem Fache weithin bezeichnen, werden einem Buche zur Empfehlung dienen, das er durch Voranstellung seines Namens im Wesen als sein eigenes erkennt.

Das Bestreben meinen Mitbürgern nützlich zu sein, hat mich zur Herausgabe dieses Werkes veranlaßt, und es möge bei der Beurtheilung die gute Absicht manche Unvollkommenheit entschuldigen helfen.

Der Verleger hat weder Mühe noch Auslagen gescheut, das Buch eben so schön als zweckentsprechend auszustatten. Die Abbildungen, welche meistens Porträte sind, bekunden die Meisterschaft des Künstlers Herrn Alois Bach in München und möchten fast allein hinreichen das Buch zu empfehlen.

Gerhardsbrunn auf der Sickinger Höhe, im Mai 1858.

Adam Müller.

Erste Abtheilung.

Geschichte.

Erstes Kapitel.

Naturgeschichte des Pferdes.

Allgemeine Bemerkungen.

Unsere Hausthiere gehören im Allgemeinen zwei Klassen der Thiere an, der Klasse der Säugethiere und der Klasse der Vögel.

Die Hausthiere aus der Klasse der Säugethiere theilen sich in IV Ordnungen:

1. Fleischfressende Thiere: der Hund, die Katze;
2. Nagethiere: das Kaninchen;
3. Hufthiere: a) mit gespaltenem Hufe: das Schwein;
   b) Einhufer: das Pferd, der Esel;
4. Wiederkäuer: das Schaf, das Rind.

Das Pferd (equus caballus) gehört unter die Klasse der Säugethiere, in die Ordnung der Hufthiere (Dickhäuter), zur Familie der Einhufer, zur Gattung Pferd.

Das männliche Pferd heißt Hengst; wenn es zur Zucht verwendet wird, Beschäler, und wenn es verschnitten ist, Wallache. Das weibliche Pferd heißt Stute; die Jungen, Füllen oder Fohlen. Das Geschrei der Pferde nennt man Wiehern.

Die Art des Pferdes bietet eine Menge Varietäten oder Unterarten dar, welche bei dem Pferdezüchter den Namen Race führen. Die Racen theilen sich in Unterracen oder Schläge *).

*) Wir gebrauchen die Ausdrücke Race, Schläge u. s. w. in der Anwendung, die diese Worte bisher bei den Züchtern gefunden haben; obgleich wir zugeben, daß diese Anwendung einer streng wissenschaftlichen Begründung entbehrt. Die Naturforscher nehmen (nach Dr. Fraas in München) nur zwei Racen an, die morgenländische und die abendländische, wie wir sie als Reit- und Fuhrpferde unterscheiden. Die Racen theilen sich in Schläge und diese in Stämme, letztere in Familien die aus Individuen bestehen.

Der Ausdruck Familie bezeichnet bei dem Züchter, im Gegensatze zum naturgeschichtlichen Begriffe, die Verwandschaft unter Pferden, in so weit sie von denselben Eltern oder Voreltern abstammen; man sagt daher, ein Pferd sei aus der Familie des Eclipse, des Herodes u. s. w.

Zufällige Eigenschaften einzelner oder mehrerer Thiere, die nicht in der Race vorhanden sind, die aber durch Zucht erblich gemacht werden können, bilden sogenannte Spielarten.

Die Racen und Schläge der Pferde werden gewöhnlich nach der Gegend benannt, in der sie heimisch sind, oder auch nach ihren vorherrschenden Eigenschaften und Dienstleistungen, nach den Züchtern, die sie geschaffen haben, oder nach berühmten Voreltern; so hat man z. B. arabische Racen, die Race des schweren Zugpferdes, die Herzoglich Zweibrücker Race u. s. w.

Von den Züchtern wird häufig das Wort Blut angewendet; es bedeutet so viel als Race. Man spricht von Vollblut, Halbblut, dreiviertels Vollblut oder ein wenig Vollblut, welches so viel heißt als reine Race, reine Race gekreuzt mit Landpferden. Das englische Pferd reiner Race wird vorzugsweise mit dem Ausdruck Vollblutpferd bezeichnet.

Die heißen Klimate der Erde sind die natürliche Heimath des Pferdes, dort kann es im Freien ohne die Beihülfe des Menschen leben, dort findet es das Futter, das ihm am besten zusagt auf trockenen kräftigen Weiden. Man nimmt deßhalb an, das Pferd sei in Südasien zu Hause und habe sich von da nach und nach über die ganze Erde verbreitet. Als die Spanier im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts nach Amerika kamen, machten ihre Pferde einen Gegenstand des Schreckens für die Eingeborenen aus; sie hatten bis dahin noch keine Pferde gesehen. Heut zu Tage irren in den Hochebenen der Cordilleras zahlreiche Heerden wilder Pferde umher: Beweis der Angemessenheit des Klimas und der Verbreitung des Pferdes.

Die Art der Ernährung, die Beschaffenheit des Bodens und des Klimas, der Abgang oder die Verwendung größerer oder geringerer Sorgfalt, die Art der Dienstleistung, welche der Mensch fordert, sind im Stande eine Thierart in ihrem äußeren Bau, sowie in ihrem Temperament sehr bedeutend umzuwandeln. Auch das Pferd, ein beständiger Begleiter der meisten Völkerstämme in ihren verschiedenartigsten Verhältnissen, mußte diesem Einflusse unterworfen sein. Ohne die Grenzen eines Landes, z. B. Deutschlands zu verlassen, findet man es in einer Menge von Schlägen, die sich in Form, Farbe und Größe unterscheiden: das große schwere norische Pferd, das oberbayerische Moos-Pferd, das Meklenburger, das Holsteiner Pferd und andere.

Zug- und Reitpferde.

Man kann die sämmtlichen Pferdearten, Schläge und Stämme auf zwei Hauptabtheilungen zurückführen: Zugpferde und Reitpferde. Als Typus oder Muster der erstern darf man das niederländische Pferd, und als Typus für das letztere das arabische Pferd annehmen.

Unter der Benennung niederländisches Pferd, verstehen wir das schwere niederländische Karrenpferd, auch flandrisches oder Boulogner Pferd genannt, das die Engländer in ihrem Black-horse zu einer ungeheuern Größe herangebildet haben.

Das arabische Pferd aus der Wüste ist unstreitig das vollkommenste Muster eines Reitpferdes, welches gedacht werden kann. Der Unterschied, welcher zwischen diesen beiden, von uns als Typen angenommenen Pferderacen besteht, und der sehr in die Augen fällt, führt uns von selbst auf die Ursachen, welche sie zu Musterbildern ihrer Art gemacht haben.

Das Zugpferd.

Das Zugpferd ist zum Fortbewegen schwerer Lasten bestimmt; schnelle Bewegung ist damit nicht vereinbar und wird von ihm nicht verlangt. Es muß aber groß und schwer sein, weil Größe und Gewicht des Körpers seine Kraft bedeutend vermehrt. Es muß eifrig sein, darf sich durch große, zufällig eintretende Schwierigkeiten nicht zurückschrecken lassen; es muß geduldig, ruhig und ausdauernd sein; seine Hautbedeckung muß rauh und dicht sein, um es gegen den Wechsel der Witterung, gegen Stöße und Beschädigung aller Art weniger empfindlich zu machen.

Das Reitpferd.

Von dem Reitpferde verlangt man großen Theils die entgegengesetzten Eigenschaften; es soll zwar Stärke und Ausdauer besitzen, sie müssen aber beim vollendeten Reitpferd mit Leichtigkeit, Schnelligkeit und Gewandheit gepaart sein. Es muß ein feuriges, lebhaftes Temperament haben, das nicht ohne Ungeduld, und ohne leichte Erregbarkeit gedacht werden kann; seine Haut soll dünn, sein Haar fein sein und die leichtesten Bewegungen des Reiters fühlen lassen, durch welche er das Pferd regiert.

Das Reitpferd und das Zugpferd sind in Beziehung auf Gebrauch zwei ganz von einander verschiedene Thiere; das eine kann das andere nicht ersetzen, und es ist von der größten Wichtigkeit für die Pferdezucht eines Landes, daß beide Pferderacen in reinen Stämmen vorhanden sind. Durch die Kreuzung beider Racen mit einander werden Mittelschläge hervorgebracht, die unter der Hand eines verständigen Züchters sich bald dem einen, bald dem andern nähern, je nachdem der Zweck der Pferde dieses oder jenes wünschenswerth macht.

Reine Pferderacen sind kaum mehr vorhanden; die Sucht sie durch Kreuzung zu verbessern hat manche ausgezeichnet gewesene Pferderacen ganz vertilgt; nur da, wo eine sorgfältige und wohldurchdachte Zucht, oder wo unnachgiebiges Festhalten am Vorhandenen das Einbringen fremden Blutes verhinderte, sind ungemischte reine Racen erhalten worden, wie in England, Arabien und in einigen Gegenden Deutschlands und Frankreichs, wo man noch reine Racen von Fuhrpferden findet. Nichtsdestoweniger werden wir eine gedrängte Uebersicht der vorzüglichsten Racen geben, und ihre Vorzüge und Mängel, soviel sie bekannt sind, bezeichnen.

I. Pferde des Auslandes.

1. Das arabische Pferd. (Taf. I.)

Das arabische Pferd ist und bleibt das Muster des vollendetsten Pferdes, die Krone der edelsten Thiergattung, die der Mensch seiner Herrschaft unterworfen hat. Was man auch von den Vorzügen der englischen Vollblutpferde rühmen mag, sie bleiben immer Abkömmlinge der arabischen Pferde, und diese bleiben immer das Musterpferd, dem alle Vollblutpferde nachgebildet sind.

Das arabische Pferd ist von kleiner Statur; auf kleinen, kurzen Strecken ist ihm das englische Rennpferd an Kraft und Schnelligkeit überlegen; allein in lang andauernden schnellen Ritten, in Ertragung von Hunger und Durst behält es jedenfalls die Oberhand. In seinem Baue liegt eine Harmonie und eine Grazie, die es vor allen andern Pferden auszeichnet, und die nur ihm allein eigen sind. Es vereinigt alle wünschenswerthen Eigenschaften eines Reitpferdes in sich, es hat Schnelligkeit, Behendigkeit, Kraft und unerschöpfliche Ausdauer. Dabei ist es verständig und gelehrig, fromm und äußerst mäßig.

Die arabischen Pferde reinen Blutes sind auch in Arabien nicht so häufig, als man gewöhnlich glaubt, man trifft sie nur bei den Beduinen der Wüste an; die wenigsten arabischen Pferde, welche man als solche nach Europa bringt, sind von reinem Blute. Auch ist Arabien nicht die ursprüngliche Heimath des Pferdes, die alten Urkunden beweisen, daß die Pferde erst spät dort eingebracht worden sind und nicht ursprünglich daselbst vorhanden waren. Die Bücher der heiligen Schrift sprechen von Heerden Ochsen, Schafen und Kameelen in Arabien, niemals von Pferden; Salomo bezog seine Pferde aus Egypten, und die Beduinen behaupten, daß, einer alten Sage zufolge, der Stammvater ihrer Pferderace ein Beschäler aus den Stallungen des Königs Salomo gewesen sei. Sie theilen zugleich ihre Pferde in fünf Stämme, die von fünf Lieblingsstuten ihres Propheten Mahomet abstammen sollen. Ohne diesen Sagen einen weiteren als mythischen Werth bei-

zulegen, beweisen sie wenigstens, daß die Beduinen schon Jahrhunderte lang ihre Pferde rein von jeder fremden Beimischung erhalten und dadurch im Stande sind, nicht nur die Musterpferde für Europa, sondern für alle Theile der Erde zu liefern.

Der Beduine schätzt sein Pferd über Alles; einsam in der Wüste vom Raube lebend, liebt er sein Pferd als Gesellschafter und als Helfer in seiner abenteuerlichen Ernährungsweise. Er muß ein Pferd haben, das ihn schnell an einen entlegenen Ort bringt, wo er seine Feinde zu überraschen und anzugreifen gedenkt, ein Pferd, das ihn eben so schnell seinen Verfolgern entzieht, im Fall er unterliegt und zur Flucht genöthigt wird, ein Pferd, das unermüdlich ist, das Hunger und Durst mit Leichtigkeit erträgt.

Die Beduinen halten nicht viele Pferde, sie sind zu arm dazu, ihr unstetes Leben läßt sie nicht einmal das Futter bauen, das sie nothwendig haben. Ein großer Theil desselben besteht in Gerste, welche sie sammt und sonders kaufen müssen. Sie reiten nur Stuten, weil sie dieselben für eben so feurig halten als die Hengste, dabei ausdauernder im Laufe und in Entbehrungen, verständiger und gelehriger, sanfter, endlich weil sie ihnen Füllen werfen, die ihnen Geld einbringen oder zur Nachzucht dienen. Die Abstammung ihrer Pferde leiten die Araber von den Stuten her, auf welche sie deßwegen auch viel größern Werth legen als auf die Hengste; sie lassen dieselben aber nur von Beschälern ganz reinen Blutes bedecken. Die Mutterfüllen werden mit Sorgfalt erzogen, die Hengstfüllen werden meistens verkauft oder auch unmittelbar nach der Geburt getödtet.

Wie alles Vollkommene und Ausgezeichnete seinen Eindruck auch auf den unerfahrensten Beobachter nicht verfehlt, so fällt auch die Erscheinung des arabischen Pferdes gleich so auf, daß Jedermann, der arabische Pferde gesehen hat, sie wieder erkennt. Es liegt besonders in der Bildung des Kopfes Etwas, das kein anderes Pferd besitzt, ein Ausdruck, der es weit über die andern Thiere seines Geschlechts erhebt. Der Kopf ist das, was man trocken und viereckig nennt; die Stirne ist breit, manchmal gewölbt, die Augen groß und schön, die Augenwimpern schwarz. Schwarze Augenwimpern gelten bei den Arabern für besonders schön, und machen ein Kennzeichen ihrer Pferderace aus, auf das sie viel setzen. — Die Ohren sind bald klein, bald lang, allein immer dünn, wohl angesetzt und die Spitzen derselben leicht gebogen. Die Kinnladen sind in der Regel stark, der Nasenrücken gerade oder ein wenig eingedrückt, die Nasenlöcher oder Nüstern sind groß und erweitern sich bei Anstrengungen, dabei bilden sich kleine Hautfalten um dieselben, welche das Ausdrucksvolle der Kopfbildung noch erhöhen. Der Hals ist wohl angesetzt, die leichte Wölbung, wo er in den Kopf übergeht, gibt der Genickgegend eine schöne Form; er ist ziemlich lang, in der Regel schön gebogen und einen Schwanenhals darstellend; beim Laufen biegt er sich rückwärts und bil-

det einen sogenannten Hirschhals. Der Widerrist ragt über die Schulterblätter hervor ohne schmal und scharf zu sein, der Rücken ist gerade, die Rippen tonnenförmig, die Lenden doppelt und gewölbt, das Kreuz lang und oval. Die Araber pflegen zu sagen: ein Pferd solle vom Löwen die Brust und vom Wolf das Kreuz haben. — Den Schweif trägt das arabische Pferd besonders schön, und er zeugt, wie die Lenden, das Kreuz, die Sprunggelenke, überhaupt die Hintertheile, von auffallender Stärke. Die Stellung der hintern Sprunggelenke ist ein wenig eng, eine Stellung, welche den schnellen Läufern des Thierreiches, dem Hirsch und dem Reh eigen ist. Die Schultern bewegen sich mit Freiheit und sind gleich dem Oberarm muskulös und kräftig. Der Vorkopf ist stark entwickelt, das Gehirn groß. Die Gliedmaßen sind trocken und nervig, die Sehnen vom Schienbeine deutlich abgegrenzt, das vordere Schienbein etwas kurz, die Hüfe oval und das Horn zähe. Die Vorderfüße sind manchmal ein wenig nach außen gedreht, oder das Pferd hat was man die Zehenweite nennt. Die Mähne ist fein, lang, das Haar glänzend seidenartig; der Schweif ist am untern Ende stärker behaart als am obern, die Haare reichen bis zur Erde. Ein langer schöner Schweif wird von den Arabern als eine Hauptzierde des Pferdes angesehen.

Die meisten arabischen Pferde sind Grauschimmel; sehr geschätzt sind nach diesen die Forellenschimmel, alsdann kommen die Braunen und die Füchse. Die Rappen sind sehr selten. Das Haar der arabischen Pferde ist äußerst zart und glänzt wie Seide; wenn es von der Sonne beschienen wird, spielt es in allen Farben. Die weißen Pferde haben überdieß eine schwarze Haut, wodurch die Schönheit des Haares noch mehr hervortritt.

Die Araber schätzen manchmal einzelne Pferde sehr hoch, welche unsern, nur schöne Formen suchenden Augen, gar nicht gefallen und in der That gar nicht schön sind. Allein die Araber sehen hauptsächlich auf die Leistungen ihrer Pferde, sie brauchen ihrer Lebensart zufolge Pferde, welche schnell laufen, welche ausdauernd und mäßig sind, sie fühlen kein Bedürfniß mit ihren Thieren vor der Menge zu glänzen; sie züchten daher nur die Thiere fort, welche die von ihnen vor Allem gewünschten Eigenschaften besitzen, ohne auf die Gefälligkeit der Form große Rücksicht zu nehmen. Anders ist es schon bei den Völkerstämmen, welche außerhalb der Wüste wohnen; bei ihnen tritt schon mehr die orientalische Prunksucht hervor und sie sehen deßwegen mehr auf Pferde, welche ein angenehmes und gefälliges Aeußere haben. In Syrien trifft man z. B. sehr schöne Pferde an, welche nicht von reinem Blute, sondern Bastarde sind. Wieviel aber reines Blut aus gutem Stamme werth ist, haben wir in Europa bei Einführung der arabischen Pferde genugsam Gelegenheit gehabt, zu erfahren. Wenn alle schönen arabischen Pferde, welche man nach Europa gebracht hat, auch guter, reiner Race gewesen wären, so wären unsere durch sie gekreuzten Pferdeschläge

viel weniger verdorben worden, als sie es wirklich sind. Der berühmte englische Beschäler Godolphin, einer der Väter und Begründer der englischen Vollblutrace, war kein schönes Pferd; er ging zu Paris in einem Wasserkarren. Erst als er von da nach England kam und als man Gelegenheit hatte seine Nachzucht zu beurtheilen, erkannte man die Reinheit seiner Abstammung und seine großen Vorzüge; erst in der Hand des dritten Besitzers begann die Zeit seines Triumphes.

Visir war einer der besten Beschäler des Landgestüts zu Zweibrücken, aber er war weit entfernt der schönste zu sein.

Türckmainati, der Stammvater der Trackehner Pferde in Preußen, wurde von Kaunitz in Kleinasien gekauft, wo man ihn als Postpferd zwischen Damaskus und Aleppo gebrauchte.

Abstammung und Nachzucht sind deßwegen die einzigen zuverläßigen Kennzeichen, nach denen ein Beschäler beurtheilt werden kann. Leider ist die Abstammung schwer mit Sicherheit zu ermitteln und die Leistungen der Nachzucht erst nach viel zu langer Zeit erkennbar, als daß bei der Verwendung von Beschälern stets nur auf diese beiden Kennzeichen Rücksicht genommen werden wollte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man auch außerhalb Arabien die arabischen Pferde rein fortzüchten könne; allein es geschieht einmal nicht; wohl erstens darum, weil kein Völkerstamm so wie der Beduine der Wüste von den Leistungen seiner Pferde abhängig gemacht ist, und weil zweitens die Ernährung und Pflege, welche dem Pferde der Wüste zu Theil wird, dasselbe doch eigentlich erst recht zu dem macht, was es ist. Es bleiben daher die Steppen Arabiens das einzige Land, aus dem die edeln arabischen Originalpferde bezogen werden können.

Unsere meisten arabischen Pferde, die wir in Europa haben, kommen aus Kleinasien, aus Syrien und Mesopotamien und werden meistentheils in Damaskus und Aleppo gekauft. Es gibt allerdings ächte arabische Pferde in diesen Gegenden, allein es gibt auch viele, die nur mit syrischen Pferden gekreuzt sind, und durch ihr schönes Aeußere den Käufer bestechen, endlich gibt es sogar viele Landpferde in Syrien, deren Aeußeres leicht täuscht. Da nun keine zuverläßigen Merkmale, außer der Abstammung und der Nachzucht vorhanden sind, an denen das eigentliche Araber-Pferd zu erkennen wäre, so ist es wohl erklärlich, warum viele Pferde als arabische gekauft und nach Europa gebracht werden, die es nicht sind.

„Es ist jetzt beinahe unmöglich gemacht," sagt der Fürst Pückler-Muskau *), „in Syrien Pferde von wirklich edlem Stamme zu bekommen, wenn man sie nicht „in der Wüste selbst aufsucht, was aber mit so viel Entbehrung und Gefahr ver„bunden ist, daß Wenige sich aus bloßer Liebhaberei dazu verstehen mögen. Ein „elegantes Aeußere, auch bei Größe und anscheinender Knochenstärke, findet man

*) Rückkehr. II. Syrien.

„zwar häufig hier, namentlich beim Emir Beschir, aber diese Thiere haben keine „wahre Kraft und Ausdauer, und die Zucht von ihnen schlägt jedesmal zurück. „Der kleinste, ächte Araber trägt mehr Last und hält fünfmal mehr Strapatzen aus."

Derselbe Reisende erzählt von zwei Pferden *), welche er in Aegypten bei Abbas-Pascha gesehen hat: „Ich muß gestehen," sagt er, „daß sie Alles über„treffen, was uns bisher von arabischer Race bekannt geworden ist. Beide, der „Eine ein Weißgeborener von blendendem Silberglanz, der Andere ein Gold„brauner, waren außerordentlich stark von Knochen und nach dem Augenmaaß zu „urtheilen, ungefähr gegen 5 Fuß 3—4 Zoll preußisch hoch, wunderschön regel„mäßig gebaut, mit Köpfen von einem wahrhaft physiognomischen Ausdruck, und „Augen, die beim Herausführen wirklich Funken zu sprühen schienen. — Hätte ich „diese Pferde nach Europa bringen können, so zweifle ich nicht, daß sie eine „Revolution unter den Hippologen hervorgebracht haben würden, indem sie be„wiesen hätten, daß wir von der ersten Pferderace in Nedschd bis jetzt noch nie „etwas in Europa gesehen haben. — Mir selbst ist nur noch ein drittes Pferd „dieser Art in Damaskus vorgekommen, das gleich unverkäuflich war und ebenfalls „von Mekka kam. — Bei diesen drei Pferden war in der That Alles vereinigt, „was unsere Züchter verlangen, Stärke der Glieder, Größe, Schönheit, Alles „regelrecht und verbunden mit einer unnachahmlichen Grazie und Leichtigkeit."

„Es gibt in Hedjas mehrere Hauptpferderacen, die Ruihmee, die Chachaoué „und die Andeni. Die Pferde des Nedschd sind jedoch von allen die geschätztesten „und am schwersten zu erlangendeu."

„Die Araber des Nedschd dulden keine Kreuzung, jede Mesalliance erscheint „ihnen als ein Verbrechen und diese Araber halten sämmtlich ihre Pferde im Zu„stande der Magerkeit, möglichster Freiheit und steter Bewegung. Sie verkaufen „sie ungern und nur zu sehr hohen Preisen, und schätzen sie eigentlich höher als „Weiber und Kinder.... Ihre, der Pferde Hauptnahrung besteht in Datteln, „welche in Kameelmilch zerquetscht werden, wovon immer angefüllte Becken neben „dem Zelten stehen, ferner in der Sonne getrocknetem und pulverisirtem Fleisch, „Weintrauben frisch und getrocknet, Eiern, Gras, höchst selten Gerste. Aber „nach jeder Fatigue verfehlt der Araber nicht seinem Lieblingsthier eine Schüssel „mit Milch vorzuhalten."

„Das ächte Nedschdi-Pferd ist von mittler Größe, stark und kennt wenig „Krankheiten. Man versichert, daß Rotz, Wurm und Koller fast unbekannt dort „seien."

„Die Pferde im Nedschd werden sehr alt. Man beurtheilt sie noch als in „ihrem kräftigsten Alter vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Jahre und der

*) Rückkehr. I. Aegypten.

„ägyptische Heerführer im Hedjas, Achmed-Pascha, besaß einen fünf und dreißig-
„jährigen Hengst, der noch vollkommen dienstfähig war.“

Die Pferde, welche man in Syrien kauft, werden meistens für arabische Pferde ausgegeben, und zum Beweise, daß sie reinen arabischen Ursprungs sind, erhält der Käufer einen mit Sorgfalt aufgestellten Stammbaum. Man weiß, was überhaupt von solchen Abstammungs-Urkunden zu halten ist; man weiß, daß es überall Leute gibt, welche sie anzufertigen verstehen, wie es gewünscht wird; handelt es sich zumal um ein Beduinen-Pferd, so ist von vornherein anzunehmen, daß ein Betrug damit beabsichtigt wird, und es sind zehn gegen eins zu wetten, daß das Pferd kein Pferd der Wüste sei. Die Beduinen kennen die Abstammung ihrer Pferde ganz genau, sie können aber weder lesen noch schreiben und bewahren die Abstammung blos in der mündlichen Ueberlieferung; sie sind deßwegen nicht im Falle eine schriftliche Bescheinigung ausstellen zu können.

Ueber die Behandlung der Pferde bei den Arabern sind die Berichte der Reisenden sehr widersprechend. Nach Einigen werden sie mit der größten Sorgfalt gepflegt und gleichsam als Mitglieder der Familie betrachtet. Nach Andern behandelt man sie mit großer Härte, läßt sie den ganzen Tag in der brennenden Sonnenhitze mit zusammengebundenen Füßen und dem Sattel auf dem Rücken stehen, und gibt ihnen erst nach Sonnenuntergang zu fressen. „Ich habe oft,“ erzählt Chateaubriand, „ein solches arabisches Pferd mit Bewunderung betrachtet. Es steht den ganzen Tag mit zusammengebundenen Füßen in dem heißen Sand und steckt den Kopf zwischen die Vorderfüße um ein wenig Schatten zu haben. Seine Mähne ist zerstruppt, sein Blick mit Aengstlichkeit nach seinem Herrn gerichtet. Und dennoch: kaum hat dieser seine Fessel gelöst und sich auf seinen Rücken geschwungen, so fliegt es mit ihm davon wie der Sturmwind, oder wie Hiob sagt: es schäumt, es bebt vor Begierde, es stampft die Erde, es bläst in die Nüstern und fürchtet nicht den Ruf der Schlachttrompete.“

Der Widerspruch in den Berichten der Reisenden läßt sich übrigens leicht erklären; sie haben ihre Beobachtungen in verschiedenen Gegenden Arabiens angestellt, und keinen Unterschied zwischen den Arabern der Wüste und den Arabern der angebauten Provinzen gemacht.

Der Araber der Wüste, der Beduine, ist arm und dürftig, seine Habe besteht in wenig Geräthschaften, sein Pferd ist sein ganzer Reichthum, auf ihm, auf seiner Vortrefflichkeit beruht seine ganze Existenz; was Wunder, wenn er es so so hoch schätzt als ein Glied seiner Familie? Kann er es doch schwerer entbehren als alles Andere! Er plaudert mit ihm, als wenn es die runden und vollen Töne seiner Sprache verstünde, er theilt sein Mahl mit ihm, es lagert sich im Schatten des Zeltes mit seiner Familie um dasselbe herum. Während der Nacht bleibt das Pferd am Eingange des Zeltes stehen, durch einen Strick mit dem

Fesselgelenk des Vorderfußes an einen Pfahl, der in der Mitte des Zeltes steckt, befestigt, eine Vorsicht, nicht gegen etwaiges Entlaufen des Pferdes, sondern um zu verhindern, daß es Nachts geraubt werde.

Die Araber außerhalb der Wüste treiben etwas Ackerbau und Handel; je größer ihre anderweitigen Hülfsquellen werden, desto mehr muß der Werth des Pferdes bei ihnen sinken, und daraus erklärt sich die Behandlung, von deren Härte die Reisenden erzählen.

Die Araber der Wüste, sagt Fürst Pückler-Muskau, gebrauchen beim Reiten weder Sporn noch Peitsche, ja nicht einmal einen gehörigen Zaum. Sie haben häufig nur einen Strick, den sie dem Pferde statt des Zaumes durch das Maul ziehen.

Arabien hat seit langem das Vorrecht die schönsten und besten Pferde zu besitzen. Dieses Vorrecht wird den Arabern in neuerer Zeit blos durch England streitig gemacht. Und fragen wir, warum diese beiden Länder, die sich doch in ihrer physischen und geographischen Lage fast gerade entgegengesetzt sind, die besten und schönsten Pferde der Welt besitzen, so kann uns blos erwidert werden, weil die Bewohner beider Länder sich mit Vorliebe der Pferdezucht hingeben und die Vorzüge guter Pferde vor schlechten und mittelmäßigen zu schätzen wissen. Ohne Vorliebe, ohne Leidenschaft kann nie etwas Vollendetes geschaffen werden, mit dieser Gemüthsrichtung ist aber der Mensch im Stande unter allen äußern Umständen Vollendetes zu erreichen.

Die Pferdezucht der Beduinen ist von jener der englischen Lords himmelweit verschieden, sowohl in Bezug auf die Nahrung als in Bezug auf die Behandlung.

Das Pferd der Beduinen wird fast wie ein Mitglied der Familie angesehen, es ist jedenfalls der treueste Hausgenosse; es wird unter dem Zelte seines Herrn geboren, theilt alle seine Schicksale und dient ihm bis zu seinem Tode.

Der englische Pferdezüchter pflegt seine Pferde vielleicht mit eben so großer Sorgfalt als der Beduine; allein er pflegt sie nicht mit eigener Hand, sondern läßt dieß durch seine Diener thun. Es ist mehr die Gewinnsucht, welche den Engländer zur Pferdezucht treibt, weniger das Bedürfniß; deßhalb besteht auch das enge Band der Zärtlichkeit und Anhänglichkeit zwischen dem englischen Pferdezüchter und seinem Pferde nicht, wie zwischen dem Bewohner der Steppen und Wüsten Arabiens und seinem Renner. Der Engländer züchtet des Verkaufs oder des Geldgewinns halber seine Pferde, der Araber züchtet sein Pferd um es zu behalten und seine Familie damit zu ernähren. In beiden gesellt sich zu diesen Rücksichten noch ein gewisser Stolz. Der Beduine wünscht das schönste und ausgezeichnetste Pferd zu besteigen, weil ihn das in seinem Stamme, und seinen Stamm vor andern Stämmen erhebt. Der Engländer hat seine Wettrennen, auf denen er als Sieger genannt zu werden wünscht.

Aus wohlverstandenem Interesse setzen beide Völker den größten Werth auf die Abstammung ihrer Pferde und auf Reinheit der Race. Der Araber aus Erfahrung, durch die Tradition bestätigt, und der Engländer aus Erfahrung und wissenschaftlicher Ueberzeugung zugleich, sind darüber einig, daß nur durch das Züchten mit Pferden reiner Race etwas Gewisses, Bestimmtes von der Nachzucht erwartet werden kann. Bei dem Araber tritt zu den bezeichneten Gründen der Vorliebe zur Pferdezucht auch auch noch die Religion hinzu. Mahomet hat in seinen auf die Sinnlichkeit berechneten religiösen Vorschriften das Pferd der besondern Vorliebe seiner Jünger empfohlen.

„Als Gott der Herr das Pferd erschaffen wollte," sagt Mahomet, „ließ er Samum, den Südwind, kommen und sprach zu ihm: Lege ab deine luftige Gestalt und werde zu einem greifbaren Körper. Und der Wind gehorchte. Alsdann nahm Gott der Herr eine Hand voll dieser Materie und blies ihm Leben und Odem ein und so ward das Pferd. Und der Herr sprach zu ihm: Du sollst dem Menschen viele Freuden machen und ihm Reichthümer verschaffen; er wird deinen Rücken besteigen und wird dich über alle andere Thiere erheben."

An einem andern Orte sagt der Prophet: „Du wirst so vielmal Ablaß erhalten, als du deinem Pferde täglich Gerstenkörner gibst."

Und weiter fügt er hinzu: „Ich empfehle euch besonders die Pflege der Stuten. Ihr Rücken ist ein Ehrenplatz und ihr Leib birgt unerschöpfliche Schätze."

Der Gesang des arabischen Dichters Omaja an sein Pferd beweist wie hoch das Pferd in Ehren gehalten wird.

Da stehst du Roß, du edles Roß,
Weiß und zum Fluge gerüstet
Wie ein Sonnenstrahl.
Die Locken, die auf deiner Stirne flattern,
Gleichen dem seidenen Haare des Mädchens,
Das der Westwind zaus't.
Deine Mähne ist fliegendes Mittagsgewölke,
Dein Rücken ein Fels,
Den ein sanft gleitender Bach glättet.
Dein Schweif ist schön, wie die Schleppe der Fürstenbraut;
Den Seiten des schimmernden Leoparden gleich,
Schimmern deine Seiten.
Dein Hals ist ein hoher Palmbaum,
Unter dem der müde Wand'rer rastet.
Deine Stirne ein Schild,
Den der Künstler rund und eben geformt.
Deine Nasenlöcher gleichen den Höhlen der Hyänen,
Deine Augen den Zwillingsgestirnen.
Dein Schritt ist geflügelt wie des Rehbocks,
Der des schlauen Jägers spottet.

Dein Galopp ist eine Gewitterwolke,
Die über die Thale streicht,
Hier donnert und dort donnert.
Deine Gestalt gleicht der grünen Heuschrecke,
Die sich aus dem Sumpfe hebt.
Komm' liebes Roß, Omaja's Wonne,
Trinke Milch des Kameels,
Pflücke duftende Kräuter,
Und stirbst du, so stirb mir.
Nicht unterwärts, aufwärts fleucht deine Seele:
Dann jag' ich mit dir durch die Räume des Himmels.

Wo ein Dichter in so begeisterter Sprache von dem Pferde singen kann, darf man annehmen, daß die Pferdezucht wohl in Ansehen steht. Jeder Freund des Schönen wird mit Vergnügen dieses Porträt des arabischen Pferdes lesen, so sehr es auch durch die Uebersetzung gelitten haben mag.

Die Engländer kaufen viele Pferde in Arabien um sie nach Ostindien zu bringen. Die Hauptausfuhr geht über Bassora oder Basra nahe an dem Ausfluß des Euphrats in den persischen Meerbusen. In Bagdad ist ein Hauptpferdemarkt. Die Pferde werden hauptsächlich über Bombay, Calcutta und Madras eingeführt.

Fürst Pückler-Muskau, welcher den Orient bereist hat und ein eben so vortrefflicher Pferdekenner als großer Pferdeliebhaber ist, spricht die Ueberzeugung aus, daß man sich nur bei den Beduinen Pferde ersten Ranges verschaffen könne; allein außerdem, daß sie ungeheure Preise verlangen, ist es auch gefährlich in die Wüste selbst zu reisen, weil man stets in Gefahr ist, ausgeplündert zu werden. Bei den Türken verlieren die Pferde bald Vieles von ihrem Adel und von ihren Vorzügen überhaupt, durch unzweckmäßige Behandlung. Sie stehen meistens mit zusammengebundenen Füßen da, so daß sie sich nicht einmal niederlegen können; sie werden übermäßig fett gefüttert, und bald einer trägen Ruhe überlassen, bald zu großen Anstrengungen verwendet.

Ein geeignetes Mittel sich gute Pferde im Oriente zu verschaffen, wäre nach Fürst Pückler-Muskau in folgendem Umstande zu finden. Die Araber der Wüste ziehen wenig Hengstfohlen groß, sondern verkaufen sie in der Regel, wenn sie ein halbes Jahr alt sind. In der Nähe von Damaskus wird ein Pferdemarkt im Monat Oktober abgehalten, auf den eine große Anzahl solcher in der Wüste geborener Hengstfohlen gebracht wird. Hier könnte man zu mäßigen Preisen eine Anzahl Füllen kaufen, sie so lange in Damaskus halten, bis sie sich entwickelt hätten und man ihre Eigenschaften sicher beurtheilen könnte. Alsdann würde man die besten nach Europa schicken und die schlechtern verkaufen. Man wäre sicher Hengste von erprobter Abkunft zu haben, die nicht allzu theuer zu stehen kämen;

auch würden sich solche junge Pferde viel leichter in Europa acclimatisiren und an unsere Ernährungsart gewöhnen, als ältere und ausgebildete Pferde.

2. Die Pferde der Berberei. (Tafel XII.)

In fast gleichem Range oder unmittelbar nach den arabischen Pferden kommen die Pferde der Berberei. Verwandte physische Beschaffenheit des Landes, sowie Aehnlichkeit der Sitten und Lebensweise der Bewohner sind wohl die Ursachen, daß die Berberei in der Pflege und Sorgfalt für ihre Pferde den Arabern nahe kommt. Da die Länder der Berberei, die nördliche Küste Afrika's, längs des mittelländischen Meeres zugänglicher sind, als das Innere Arabiens, so kommen die meisten arabischen Pferde, die wir in Europa haben, von dort her. Selbst einige Stammväter der englischen Race waren Berberhengste.

Seit der Eroberung Algiers haben die Franzosen Gelegenheit gehabt diese Pferde näher kennen zu lernen und wir fügen deßhalb hier bei, was Herr Morris, Oberst des Regiments der Chasseurs d'Afrique, von denselben sagt: „die Berberrace stammt von der numidischen Race. Die Araber brachten „bei ihren Eroberungen im Jahre 700 nach Christi Geburt eine unglaubliche „Menge Pferde mit (man schätzte die Zahl der berittenen Krieger auf 75,000); „und es entstanden aus den Kreuzungen dieser Pferde mit den einheimischen numidischen ein Schlag ausgezeichnet schöner und kräftiger Pferde: sie haben die „schöne, wohlgebaute Brust und die eherne Dauerhaftigkeit der Gliedmaßen, welche man an den arabischen Pferden bewundert, sie vereinigen zugleich Leichtigkeit „und Schnelligkeit der Bewegungen mit ansehnlicher Körpergröße. Auch das Kreuz „des numidischen Pferdes hat sich durch die Kreuzung verbessert, die Hüften sind „abgerundeter und die Muskeln voller geworden. Die ersten Renner, welche „man nach England gebracht hat, waren aus dieser Race genommen und haben „viel zur Bildung der jetzigen englischen Vollblutrace beigetragen. In der That „haben beide Racen Vieles an ihrer Bildung gemein. Das Berber-Pferd hat „einen vollkommenen Araberkopf, der Hals ist gegen oben verjüngt, der Widerrist „vorzüglich gebaut und den Lenden sehr nahe liegend. Die Schultern sind sehr „gut entwickelt, die Brust weit und geräumig; das Kreuz ist eben, horizontal, der „Schweif hoch und wohl angesetzt; die obern Backbeine der hintern Gliedmaßen „voll und muskulös, die Gliedmaßen im Allgemeinen bis auf die etwas langen „Fessel musterhaft gebaut. Diese eigentliche berberische Race ist aber leider auch „in Afrika nicht in zu großer Zahl vertreten, ja man möchte sagen, fast so selten „wie in Europa!"

Wie Herr Morris selbst zugibt, sind die Pferde, die er schildert, nicht die Regel: im Allgemeinen stehen die Berberpferde den arabischen an Ebenmaaß

in der Gestalt bedeutend nach. Das Kreuz ist kürzer, abschüssiger und viele tragen den Schweif niedrig.

Unter den Berberpferden sind die Pferde der Wüste Sahara die vorzüglichsten. Die Bewohner der Sahara führen die nämliche Lebensweise wie die Beduinen der arabischen Wüste und das Pferd macht ebenso wie bei diesen den Hauptgegenstand ihrer Sorgfalt aus. Die Pferde sind, wie sie zu sagen pflegen, ihr Reichthum, ihr Leben, ihre Freude, ihre Religion. Zu ihren Razzia's- oder Raubzügen, wie zur Straußen- und Gazellenjagd sind ihnen schnelle und ausdauernde Pferde unentbehrlich; sie suchen daher dieselben durch sorgfältige Zucht, durch zweckmäßige Ernährung und angemessene Dressur heranzubilden; Religion und Sitte tragen das Ihrige dazu bei, und sie haben darin wirklich Unglaubliches erreicht.

Im Gegensatze zu den Beduinen Arabiens legen die Beduinen der Sahara dem Hengste mehr Werth in der Zucht bei, als der Stute; sie halten den Hengst allein für den Urheber der Qualitäten der zu erzeugenden Fohlen. Das Futter besteht hauptsächlich in Gerste, Datteln und Milch, Kameel- oder Schafmilch. Außerdem gehen sie zur Weide. Statt des Heues, das die Beduinen nicht kennen, reicht man ihnen Gerstenstroh.

Von Jugend auf wird das Pferd zu großen Reisen, zu Anstrengungen und Entbehrungen vorbereitet; die Beduinen suchen das Pferd jung zu benützen, bereits mit 18 Monaten pflegen sie dasselbe durch Knaben reiten zu lassen, um es daran zu gewöhnen eine Last auf dem Rücken zu tragen; mit zwei Jahren wird es gesattelt, und mit vier Jahren ist in der Regel das Pferd zugeritten.

Bei ihren Raubzügen durch die Wüste führen sie blos Gerste mit sich und füttern und tränken die Pferde nur einmal des Tages, Abens nach Sonnenuntergang. Ein gutes Pferd muß 5 bis 6 Tage nacheinander Wegstrecken von 20 bis 25 Stunden zurücklegen. Nicht selten vollbringen sie aber auch Tagreisen von 40 — 45 Stunden. Die Pferde der Sahara theilen sich in verschiedene Stämme und Familien. Als die edelsten und besten zum Rennen wurden die Pferde des Hâymous-Stammes geschätzt, sie finden sich bei vielen Tribus (Beduinenstämmen) aber nur im Besitze der reichen Familien. Sie sind in der Regel von brauner Farbe.

Eine andere ebenfalls geschätzte Race sind die Bou-Ghareb. Sie sind größer als die vorigen, aber weniger edel, und von Farbe weiß.

Die Merizigue werden von den gewöhnlichen Reitern geritten, sind zu großen Strapatzen tauglich und äußerst mäßig; ihre Farbe ist grau.

Andere Racen von Ruf sind die Rackeby-Race, von einem Beschäler dieses Namens herstammend und die Pferde des Stammes Oulad-Nayl, welche wegen ihrer Schnelligkeit und Genügsamkeit gerühmt werden.

3. Egypten.

Egypten war schon im frühesten Alterthume durch seine Cultur berühmt. Vor den Ueberresten seiner Denkmale bleibt heute der Reisende noch voll Bewunderung stehen, sinnend über die ungeheuren Kräfte, die angewendet werden mußten, um so Ungeheueres zu schaffen und über den hohen Grad von Bildung, den man bei einem Volke voraussetzen muß, das solche Kräfte hervorbringen und vereinigen konnte. Leider sind diese Denkmale der Baukunst beinahe die einzigen Urkunden, die uns von dem Zustande jener längst vergangenen Blüthezeit des egyptischen Reiches Etwas mittheilen; jedenfalls lehren sie uns aber, daß dort ein Volk gelebt, das in allen Richtungen des schaffenden Menschengeistes Vorzügliches geleistet, und auch den Ackerbau nicht vernachlässigt hat.

Diodor erzählt, daß Sesostris, König von Egypten, der etwa 1400 v. Ch. gelebt hat, auf seinem Kriegszuge gegen Nubien nicht weniger als 24,000 Reiter und 27,000 Streitwagen mitgeführt habe; auf den Ruinen von Theben sieht man Pferde, Reiter und Streitwagen bei den Triumphzügen der Könige abgebildet. König Salomo ließ seine Pferde aus Egypten kommen, und ohne Zweifel stammen auch die nubischen und arabischen Pferde von den egyptischen her. Unter der Herrschaft der Mamlucken hatte Egypten noch gute Pferde. Heute ist dort die Pferdezucht ganz in Verfall und die Cavallerie-Pferde werden meistens in Syrien gekauft. Mehemet Ali hatte es zwar versucht durch Anlegung großer Stutereien dem Mangel an Pferden abzuhelfen und die Pferdezucht zu heben, allein seine Bemühungen scheiterten gänzlich an dem bösen Willen, den Vorurtheilen der Bevölkerung und der Unwissenheit seiner Beamten. Auch ist es wohl nicht möglich einen Zweig der Landwirthschaft zu Gedeihen zu bringen, so lange nicht die andern Zweige derselben in entsprechendem Verhältniß stehen.

4. Persien.

Das persische Pferd ist dem arabischen nahe verwandt, und offenbar gleichen Ursprungs. Es wird jedoch hier nicht blos des kriegerischen Gebrauchs wegen gehalten, wie bei den räuberischen Horden der Wüste, sondern es dient schon mehr den friedlichen Gewerben, dem Handel und dem Ackerbau und erfreut sich nicht der ganzen ungetheilten Pflege und Aufmerksamkeit seines Herrn, wie das arabische, deßwegen mag es weniger edel sein, nach den Begriffen der Beduinen, die unter diesem Ausdruck den höchsten Grad von Schnelligkeit und Ausdauer begreifen, — allein es wird deßwegen nützlicher, ohne an Schönheit zu verlieren.

Die persischen Pferde sind größer als die arabischen, sanft von Charakter, weicher, und zum Reiten äußerst angenehm, dabei sind sie feurig — „Sonnen-

pferde", wie Robert Ker Porter sagt, „so feurig, flüchtig und schön als das feurige Element." Die Perser pflegen übrigens ihre Pferde mit andern Racen zu veredeln und ziehen zu diesem Zwecke namentlich die arabischen Pferde vor.

5. Die tartarischen Pferde.

Die tartarischen Pferde nähern sich den arabischen; sie werden wie diese halbwild erzogen und dienen vorzugsweise zum kriegerischen Gebrauche. Alle Pferde außerhalb Persien von den Ufern des Don und der Wolga bis in die Wüsten der asiatischen Hochebene, vom Himalayah-Gebirg bis an die Eisfelder Sibiriens, tragen ein und dasselbe Gepräge und können als eine Race betrachtet werden, die sich in viele Unterracen zerlegt.

Die geschätztesten Pferde dieser großen Pferdefamilie sind die turkomanischen, zwischen dem kaspischen Meere und dem Baikalsee. Die Turkomanen veredeln ihre Pferde durch arabisches Blut; die fetten Weiden, die ihnen zu Gebote stehen, tragen zur Entwickelung wesentlich bei und es zeichnen sich die turkomanischen Pferde durch ansehnliche Größe aus. Der engliche Gesandte in Persien, General Malcolm sagt, daß die Pferde den englischen Vollblutpferden ähnlich gebaut und daß sie zu außerordentlichen Leistungen fähig seien. Sie werden trainirt nach Art der englischen Renner; man läßt sie jeden Tag laufen, gibt ihnen eine kleine Ration Gerste zu fressen und deckt sie Nachts mit wollenen Decken zu, um sie schwitzen zu machen. Mit dieser Behandlung fährt man fort, bis sie alles fette Fleisch verloren haben und ihre Muskeln „hart wie Marmor" sind. Auf diese Art zubereitet, können sie 8 bis 10 Tage nach einander, jeden Tag 30 bis 35 Wegstunden zurücklegen. Sie laufen im Galopp in einem Zuge häufig 15—18 Wegstunden, und dabei sind ihre Bewegungen so sanft, daß sie den Reiter durchaus nicht ermüden.

Bei ihren Raubzügen nehmen die Turkomanen aus Gerstenmehl und Wasser bereitete, getrocknete Klöße mit sich, die sie beim Gebrauche in Wasser einweichen, dem Manne und dem Pferde zur gemeinsamen Nahrung. Sie reiten auf solche Weise hunderte von Meilen, bis an die Thore von Ispahan.

Alle Reisende, welche diese Gegenden besucht haben, sprechen mit Bewunderung von der Ausdauer dieser turkomanischen Pferde. Der Fürst von Pückler-Muskau erzählt, daß er in Damaskus ein Pferd dieser Race gesehen habe; es war groß, mit starken Gliedmaßen und glich in seinem Baue und seinen Gangarten einem Jagdpferde von Leicestershire. Es kam aus der Gegend von Balk und Bokhara und war von der Race, von welcher der Engländer Burns Wunder erzählt.

Man darf die turkomanischen Pferde übrigens nicht mit den Pferden verwechseln, die in Kleinasien gewöhnlich als Postpferde gebraucht werden und die

ebenfalls diesen Namen tragen. Diese sind kleiner, weniger gut gebaut, aber abgehärtet und ausdauernd. Sie gleichen den Kosakenpferden und sind in der Regel boshaft und widerspenstig.

Außer den turkomanischen Pferden kommen die eigentlich tartarischen Pferde, die Kosakenpferde am Don und am Ural, noch in eigenen Racen vor. Diese Pferde sind meistens halbwild erzogen; sie müssen sich auf magern Steppen ernähren, und die Armuth ihrer Besitzer ist Ursache, daß wenig Sorgfalt auf sie verwendet wird. Deßwegen sind sie klein, manchmal sogar häßlich, aber ungemein hart und ausdauernd, mäßig, dabei tückisch und schwer zu bändigen. Die Tartaren essen Pferdefleisch und trinken Pferdemilch; sie schlachten natürlich vorzugsweise die Thiere, welche die Strapatzen nicht auszuhalten im Stande wären, die man von ihnen verlangt und haben deßwegen durchgängig nur solche Pferde, welche bereits die Probe bestanden haben.

In der Wüste Kobi irren Heerden ganz wilder Pferde umher. Viele Naturforscher halten sie für das ursprüngliche Pferd, für die Stammrace des ganzen Pferdegeschlechts; andere wollen dagegen nur verwilderte Pferde in ihnen sehen. Sie sind klein und häßlich, wie es wohl bei Thieren nicht anders sein kann, die ohne menschliche Obhut und Fürsorge den Veränderlichkeiten der Witterung, den Jahreszeiten, dem ungehemmten Einflusse des Wechsels von Mangel und Ueberfluß Preis gegeben sind. Sie leben in Heerden und folgen einem Anführer, der an ihrer Spitze läuft. Sie dulden kein zahmes Pferd unter sich. Wenn sie angegriffen werden, vertheidigen sie sich durch Beißen und Schlagen. Von Farbe sind sie gelb und mäusefahl.

Aehnlich diesen Pferden sind die Pferde in den Pampas am La Platastrom in Südamerika. Sie irren in Heerden von mehreren hundert Stücken umher, folgen ebenfalls der Leitung eines Führers und wissen sich im Nothfalle zu vertheidigen. Von den Eingeborenen werden sie mit dem Lasso gefangen, einer Schlinge, die man dem Pferde, das man zu haben wünscht, um den Hals wirft. Sie lassen sich leicht zähmen und zeigen überhaupt in ihrem Aeußern noch Spuren ihrer spanischen Abkunft. Es sind nämlich diese Pferde, wie man bestimmt weiß, keine ursprünglich wilde, sondern blos verwilderte, deren Stammeltern von den Spaniern dahin gebracht worden. Vor der Entdeckung Amerika's waren die Pferde daselbst unbekannt.

6. Rußland.

Es gibt wohl kein Land, das sich im Reichthum an Pferden mit Rußland messen könnte. In den Steppen seiner südlichen und asiatischen Besitzungen hausen Nomadenstämme, die sich vorherrschend auf Pferdezucht verlegen. Ein großer

Theil der oben beschriebenen tartarischen Pferde gehört dem Gebiete von Rußland an; außerdem besitzt dasselbe in seinen mehr cultivirten Gegenden eine große Menge zum Theil veredelter und ganz edler Pferde. Die Großen des Reichs halten auf ihren Gütern eigene Stutereien, von denen einige sogar europäischen Ruf besitzen, wie das Gestüt des Grafen Orlow in Chränowoi, wo zwei eigene Racen gezogen wurden, die man mit großer Sorgfalt zu erhalten strebt, nämlich die sogenannte Orlow'sche Reitpferd- und die Orlow'sche Traberrace. (Tafel VII.) Andere berühmte Gestüte Rußlands sind das sogenannte Apostol'sche, die Gestüte zu Bronnitze, zu Chorosch owa, zu Alexandrow u. s. w. Professor Heim, welcher im Jahr 1814 Rußland bereiste, zählte in 28 Gouvernements nicht weniger als 1339 Kron- und Privatgestüte mit 345,109 Pferden. Im Kriege gegen Napoleon 1812 und 1813 standen 65 Cavallerie-Regimenter, eine vollständige mit Pferden versehene Artillerie und 170,000 Kosaken und Kalmücken im Felde.

Die Veredlung der russischen Pferde begann hauptsächlich seit dem letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts. Graf Orlow gab das Beispiel. Jedoch nicht alle Züchter waren in ihren Veredlungsversuchen so glücklich, wie er und es wird sogar behauptet, daß die Pferde mancher Gouvernements nicht mehr so leistungsfähig seien wie früher. Namentlich soll dieß von dem Simbirskischen Gouvernement gelten, wo die Edelleute ehemals Pferde hatten, mit denen sie sehr leicht in einem Zuge 50 Werste oder 7½ deutsche Meilen zum Besuche ihrer Nachbarn fahren konnten.

Durch einen kaiserlichen Ukas vom 11. März 1843 wurden im ganzen Reiche Beschälstationen errichtet, und die Pferdezucht nimmt seit damals einen bemerkenswerthen Aufschwung.

Unter den halbwilden Pferden Rußlands ist besonders das Kirgisenpferd zu erwähnen. Es wird in erstaunlicher Anzahl von den halbwilden Stämmen gezogen, die in der 200,000 Quadrat-Werst (4000 Q. Meilen) großen Wüste zwischen dem Ural und dem Irtisch wohnen. Auf dem Kasan'schen Markt in Simbirsk sind diese Pferde immer in großer Anzahl zu sehen. Sie sind klein von Statur, von gedrungenem Körperbaue und kräftigen Gliedmaßen, an denen man vergebens Spath und Gallen suchen würde, und meistens von falber Farbe. Unterberger erzählt von Pferderennen, bei welchen Pferde dieser Race die Rennbahn von 6 Werst, oder 1¾ Stunde in 8 Min. 43 Sec. durcheilten.

7. Frankreich.

Es ist bekannt, daß Frankreich zu allen Zeiten Pferde im Auslande, besonders in Deutschland kaufte und jetzt noch kauft. Und dennoch vereinigt Frankreich

alle der Pferdezucht förderlichen Bedingnisse. Es erzeugt sogar wirklich eine große Menge Pferde, allein der Verbrauch derselben scheint dort größer zu sein als in jedem andern Lande *).

Unter den edeln französischen Pferden waren früher die Limousiner (Limousins) sehr berühmt wegen ihren ausgezeichnet schönen, eleganten Formen, welche ihre arabische Abkunft beurkundeten. Sie waren aber klein, entwickelten sich spät und hatten nicht die Schnelligkeit, die man heut zu Tage von den Pferden verlangt. Der Mangel an Reitpferden in Frankreich veranlaßt übrigens, daß man diese Race wieder herzustellen versucht, und es wird dieser Zweck besonders durch das Gestüt von Pompadour vermittelt. Außerdem liefern die Stutereien Le Pin in der Normandie und Rozières in Lothringen edle Beschäler, die zur Kreuzung mit den Landpferden in den Provinzen, wo Pferdezucht getrieben wird, verwendet werden, so daß die Zahl der im Lande gezüchteten edeln Pferde in stetem Zunehmen begriffen ist.

Was Frankreich vor allen andern Ländern voraus hat, und um was es alle andern Länder beneiden dürften, das sind seine herrlichen Arbeitspferde. Sie kommen hauptsächlich in zwei Racen, mit mehreren Unterracen, vor: die Ardenner Race und die Normänner Race.

Die Ardenner Race ist im Nordosten Frankreichs im Ardenner Gebirg zu Hause. Dieses Gebirg erstreckt sich nach Belgien, Luxemburg und über die preußische Rheinprovinz hin, deßwegen ist auch die Pferderace über diese Länderstriche verbreitet. Das Ardenner Pferd ist von niedriger Gestalt mit behangenen starken Gliedmaßen, der Hals ist kurz und dick, der Kopf gerade mit etwas fleischigen Ganaschen, die Ohren kurz, der Widerrist breit, niedrig, der Rücken sanft gebogen, das Kreuz abschüssig und gespalten. Das Haar ist dicht und rauh, von Farbe braun; Abzeichen sind selten. Zu den Arbeiten des Ackerbaues sind diese Pferde sehr schätzenswerth wegen ihrer ungemeinen Ausdauer und Genügsamkeit.

Gegen die Niederlande hin, in Belgien, wird das Ardenner Pferd schwerer und größer und wird das Flandrische Pferd genannt.

Unter Normänner Pferden versteht man eigentlich alle Pferde, die in dem nordwestlichen Theile Frankreichs zu Hause sind; sie bilden aber mehrere unter sich verschiedene Racen.

Die Boulogner Race (race boulonnaise) liefert eigentlich die Pferde, welche man in Deutschland mit dem Namen Normänner Pferde bezeichnet. Diese Pferde sind groß und schwer, nur zum schweren Zug zu gebrauchen. Die schönsten Exemplare dieser Race sieht man in Paris bei den Brauern, wo sie jedem

*) Man hat nach den Zollregistern berechnet, daß jährlich etwa 25,588 Pferde nach Frankreich eingeführt werden.

Fremden durch ihre kolossale Größe auffallen. Ihre Leistungsfähigkeit steht mit ihrer Größe im Verhältniß: sie ziehen ungeheure Lasten. Ihre Farbe ist braun oder dunkelfuchs, auch Apfelschimmel.

Die zweite Normänner Race kommt in der ehemaligen Provinz Perche vor, dem heutigen Departement Loire et Cher; sie heißt die Percher Race (Taf. II). Die Pferde dieser Race sind kleiner als die vorigen, ihr Körperbau ist gedrungen, aber wohl proportionirt, der Kopf besonders ausdrucksvoll und verräth Feuer, das Kreuz rund, gespalten, nicht ohne Schönheit; der Schweif gut angesetzt und wird schön getragen, die Haare des Schweifes und der Mähne sind sanft, seidenartig und lang, auch die Deckhaare nicht rauh und hart. Die Gliedmaßen sind kräftig und stark, die Bewegungen leicht und angenehm. Die ganze Erscheinung dieser Pferde erinnert an das arabische Pferd und es dürfte der Grund zu dieser Race wohl von orientalischen Pferden gelegt worden sein, die etwa zur Zeit der Kreuzzüge dorthin gebracht worden. Die Farbe der echten Percheron ist Apfelschimmel, im Alter werden sie weiß (Forellenschimmel); jedoch findet man auch Rothschimmel unter ihnen, die ebenfalls vortrefflich sind.

Die Percherons werden hauptsächlich als Postpferde benutzt. Es ist ein schwererer Schlag vorhanden, der Frachtfuhrpferde liefert, im Ganzen ist dieser aber weniger gut gebaut, als die leichte Race.

In Deutschland spricht man auch von einer Burgunder Race. In Frankreich unterscheidet man keine Pferde unter diesem Namen, und es scheint diese Benennung lediglich auf einer Verwechslung mit der Boulogner Race zu beruhen. Die Bretagner Pferde gleichen den Ardenner und dürften wohl gemeinsamen Ursprungs mit ihnen sein; sie bilden für die französische Artillerie eine schätzbare Quelle ihrer Remonten.

Die Franzosen bezeichnen mit dem Ausdruck „Normänner Pferd" die veredelten Schläge der Normandie, die aus Kreuzungen mit englischem Blute erzeugt werden. Die Gegend von Calvados liefert große Kutschenpferde, in dem Mellerault werden sehr geschätzte Reitpferde gezüchtet.

Außerdem hat die Normandie noch ausgezeichnete Klepper, deren Zahl sich jedoch täglich mindert und bei fortwährender Zunahme anderweitiger Verkehrsmittel, gänzlich zu verschwinden droht.

8. England.

England ist für uns das klassische Land der Pferdezucht. Von den Arabern können wir zwar lernen, wie man die Pferde lieben und verehren kann, allein nur bei den Engländern können wir wirklich anwendbare Lehren für unsere Pferdezucht holen. Das Leben der Araber und der Zweck ihrer Pferdezucht ist so sehr

von unsern heimathlichen Verhältnissen verschieden, daß sie uns nichts Anwendbares bieten können. Auch die Engländer leben und züchten in ganz andern Verhältnissen, es stehen ihnen andere Hülfsmittel zu Gebote als uns; allein dennoch ist das, was in England gut ist, bei uns nicht schlecht, wenn es auch nicht immer anwendbar sein sollte.

England liefert dem ganzen Continente Luxuspferde, Beschäler und Stuten, welche man ihm zu enormen Preisen bezahlt*), und es ist wohl kein Land in der Welt, das so viele gute und schöne Pferde besitzt wie England. Es gibt Leute, welche in ihrer Liebhaberei für die englischen Pferde so weit gehen, daß sie überall nur englische Pferde sehen und alle andern Racen durch englisches Blut ersetzen wollen. Dies ist offenbar zu weit gegangen. Die englischen Pferde eignen sich vortrefflich zur Verbesserung solcher Racen, welche in ihrem Baue mehr oder weniger Aehnlichkeit mit ihnen haben, wie z. B. die norddeutschen Racen, das Meklenburger, das Holsteiner und Hannoversche Pferd; dagegen ist eine Kreuzung englischen Vollbluts mit Pferderacen, die zu sehr von ihnen abweichen, gewagt und bringt nicht immer Vortheil. Man hat englisches Blut überall einführen wollen und wirklich eingeführt und hat manche schätzbare Race dadurch verdorben.

Wir haben oben gesagt, das arabische Pferd sei das schönste der Welt, und wirklich darf der Renner der Wüste als das schönste und edelste Thier der Erde angesehen werden. Allein das nimmt dem englischen Pferde nichts von seinem Verdienste. Das arabische Pferd ist klein, es ist ausschließlich Reitpferd, es dient auch bei Kreuzungen hauptsächlich nur zur Hervorbringung von Reitschlägen. Das englische Pferd ist größer, es liefert ausgezeichnete Wagen- und Jagdpferde, es hat nicht das angenehme, graziöse Außere des Arabers, allein man kann ihm doch Schönheit und Eleganz nicht absprechen. Mit diesen Eigenschaften verbindet es Schnelligkeit und Ausdauer; in ersterer Eigenschaft übertrifft es sogar die besten orientalischen Pferde, in Ausdauer steht es jedoch den Arabern nach.

Unter den englischen Pferderacen sind vorzüglich drei bemerkenswerth.

1. Das schwere Zugpferd (Taf. III.) aus Flandern stammend, von schwarzer Farbe. Es wird in den Provinzen Leicestershire, Warwickshire, Staffordshire und Derbyshire gezüchtet, erreicht eine ungewöhnliche Größe (5 Fuß 5 — 8 Zoll) mit entsprechender Breite des Körpers und Stärke der Gliedmaßen. Es wird auch seiner Größe wegen das Elephantenpferd und nach seiner Farbe das schwarze Pferd (black horse) genannt. Die schönsten und kolossalsten Pferde dieser Race sieht man in den Straßen Londons vor den Karren

*) Die Franzosen kauften im Jahr 1840 einen Beschäler Physicien in England, den sie mit 3000 Pfd. Sterling 33000 fl. bezahlten.

der Bierbrauer. Daß übrigens diese Pracht- und Schaustücke in ihren Leistungen unter den Verhältnissen ihrer Körpergröße zurückbleiben, geben auch die Engländer zu.

2. Die Yorkshirer Race, auch Cleveländer Braunen genannt. Diese Race wird vielfach zu den Arbeiten des Feldbaues verwendet, zu welchem Zwecke sie sich vortrefflich eignet Sie ist von brauner Farbe, wie schon der Name andeutet, von schönen Formen und ansehnlicher Größe. Mit Vollblutpferden gekreuzt bringt sie jene schönen, ausgezeichneten Wagenpferde hervor, welche so sehr gesucht und so theuer bezahlt werden. Man behauptet diese Race sei ursprünglich aus Dänemark gekommen.

Man hat die Yorkshirer Pferde auch manchmal außerhalb Englands zu Kreuzungen mit heimländischen Pferden verwendet, aber nicht immer gute Resultate damit erreicht. Sie sind hochgestaltig und deßwegen besonders zur Verbesserung feiner, halbveredelter Racen nicht zu empfehlen.

3. Die Vollblut-Race. (Taf. IV.) Unter Vollblut versteht man in England eigentlich solche Pferde, deren orientalische Abkunft durch das Stud-book nachgewiesen werden kann, und bedeutet mithin so viel als reine arabische Race. Die Engländer haben übrigens diese Race durch eigenthümliche, wohlverstandene Zucht und Pflege so verändert, daß sie nun von der arabischen Race ganz verschieden ist.

Die englische Vollblutrace ist kaum älter als zweihundert Jahre. Sie datirt erst seit der Regierung Karls II. 1660. Dieser Fürst ließ im Oriente Beschäler und Stuten ankaufen; letztere sind unter dem Namen der königlichen Stuten (royales mares) bekannt. Man pflegt die Vollblutpferde Englands in drei Stämme oder Familien einzutheilen: in die des Herod, des Eclipse und des Matchem. Diese sind drei berühmte Renner gewesen, welche von Vollblut-Arabern abstammten, nämlich der Herod von Byerly Turk, der Eclipse von Darley Arabian und der Matchem von Godolphin Arabian; Herod ward 1758, Eclipse 1764 und Matchem 1748 geboren. Mütterlicher Seite stammen die Vollblutpferde von den „königlichen Stuten" ab. Jedoch gibt es auch Vollblutpferde, wie z. B. das sogenannte Sampson-Blut, welche mütterlicher Seite diese Abstammung nicht nachweisen können, nichts destoweniger aber als Vollblut betrachtet werden, indem bereits früher arabische Stuten nach England gebracht worden sind.

Wenn man den Ursprung der englischen Pferde verfolgt, so findet man, daß die Bewohner Großbritanniens, zu den Zeiten der Eroberung durch die Römer schon gute Pferde hatten. Die brittischen Sichelwagen *) waren den römischen

*) Kriegswagen, welche mit scharfen Klingen an den Rädern unter die feindlichen Truppen geschickt wurden.

Truppen wohlbekannt und von ihnen gefürchtet. Nichts destoweniger wurden römische und deutsche Pferde eingeführt.

König Johann ließ im Anfange des 13. Jahrhunderts (1213) hundert Hengste aus Flandern kommen und wurde so der Gründer des schweren, schwarzen Zugpferdes. Hundert Jahre später ließ Eduard II. in der Lombardei 30 Kriegspferde, Hengste und 12 Zugpferde kaufen. Eduard III. kaufte 50 spanische Beschäler. Italien und Spanien hatten damals die beste Pferdezucht und lieferten für alle Länder die Musterpferde, für die Kavallerie und für die Wagen- oder Luxuspferde. Die Pferde zum Arbeiten, zu den Verrichtungen des Ackerbaues bezog man hauptsächlich aus Flandern. Die damaligen Kriegspferde mußten groß und kräftig sein, um den Reiter mit seiner ehernen Rüstung zu tragen Ein geharnischter Mann wog nicht weniger als 300 bis 330 Pfund. Erst nachdem die Erfindung des Schießgewehres die Panzer und Helme entbehrlich machte und die Kriegsrüstung leichter wurde, war es möglich leichtere, elegantere und schnellere Pferde für die Armeen einzuführen.

Unter der Regierung Heinrich I. (1121), wurden die ersten arabischen Pferde nach England gebracht. Später kamen durch die Kreuzzüge weitere orientalische Pferde hinzu, und seit dieser Zeit wurden arabische Pferde immer mehr gesucht und geliebt. Die berühmte Stute Cromwells die Sargstute (coffin mare) war ebenfalls orientalischer Abkunft.

Lange Zeit schon wird in England auf die Abkunft der Pferde ein großes Gewicht gelegt und deßwegen ein eigenes Stammregister, das sogenannte Studbook, geführt. Seit mehreren Jahren wird dieses Buch gedruckt und veröffentlicht und soll alle Vollblutpferde Englands, ihre Abstammung und ihre Namen enthalten. Die Aufnahme in das Studbook beurkundet die Abstammung und den Ursprung und bildet das Dokument des Rein- oder Vollbluts. Dieser Aufmerksamkeit, welche die Engländer auf die Abstammung ihrer Pferde verwenden, haben sie größtentheils die glücklichen Resultate ihrer Zucht zu verdanken. Wenn man aber behaupten wollte, daß alle Pferde, die in das Studbook eingetragen sind, völlig reinen Blutes seien und ohne Beimischung fremden Blutes von Arabern oder Berbern abstammen, so wäre das offenbar zu weit gegangen. Die Pferde, welche den ursprünglichen Stamm gebildet haben, waren in allzu geringer Anzahl vorhanden. Wenn man ferner bedenkt, wie schwer es ist, wo nicht geradezu unmöglich, alle Geburten und Paarungen zu überwachen und zu beurkunden, so wird man wohl zugeben, daß willkührlich oder unwillkührlich sich Irrthümer in die erste Redaktion des Studbooks eingeschlichen haben mögen. Zu einer Zeit, wo man die Wichtigkeit der Abstammung noch nicht so hoch beachtete wie gegenwärtig, sind gewiß manche Vermischungen vorgekommen und manches Pferd, dessen Stammbaum ganz in Ordnung ist, mag von einem gewöhnlichen Landpferde abstammen.

Man darf daher wohl annehmen, daß das englische Vollblut immer noch einen Theil gewöhnlichen Blutes in sich trägt; allein durch fortgesetzte- zweckmäßige Kreuzungen wird dieser Theil zu einer unmerklichen Größe vermindert und die sogenannte Vollblutrace ist denn doch deßwegen immerhin eine alte, fest begründete und constante Race, der wir durchaus nichts von ihren Verdiensten und Vorzügen absprechen wollen, indem wir die vollständige Reinheit ihrer Abkunft bezweifeln.

Die Vollblutpferde werden in England hauptsächlich der Wettrennen wegen gezüchtet. Diejenigen, welche ihre Vorzüge durch Siege bei Wettrennen vollkommen bewiesen haben,. treten von der Rennbahn ab und dienen nur noch als Beschäler zur Zucht. Pferde, welche bei den Wettrennen kein Glück haben, oder mit Mängeln und Fehlern schon aus der Vorbereitung zum Rennen hervorgehen, werden gewöhnlich zu geringen Preisen verkauft. Sie sind schwer zu irgend einem Dienste zu verwenden und werden meistentheils als Postpferde benützt.

Solche verfehlte Vollblutpferde, deren Stammbaum ganz in Ordnung ist, werden häufig von unerfahrenen Pferdezüchtern des Continents als Beschäler gekauft, und manche verfehlte Resultate von Kreuzungen mögen in der mangelhaften Beschaffenheit solcher Stammpferde ihren Grund haben.

Die drei genannten Racen sind die hauptsächlichsten und bemerkenswerthesten. England besitzt außer diesen, wie jedes andere Land noch eine Menge Landracen, die je nach der Beschaffenheit der Gegend, in der sie gezüchtet werden, nach der Art der Dienstleistung, zu der sie bestimmt sind und nach der größern oder geringern Sorgfalt, die auf deren Zucht verwendet wird, von einander verschieden sind. Man macht sich überhaupt eine falsche Vorstellung von Englands Pferdereichthum, wenn man glaubt es seien dort lauter gute und ausgezeichnete Pferde verwendet, und das Vollblutpferd überall vorherrschend. Es gibt dort eben so gut fehlerhafte Pferde wie anderswo, und der hohe Preis der Vollblutpferde in England selbst beweist, daß bei der englischen Vollblutzucht die Resultate auch nicht immer sicher und die ausgezeichneten Pferde eben auch dort selten sind.

In der Grafschaft Suffolk sind die sogenannten Suffolk-Punches noch erwähnenswerth, und als ausgezeichnete Pflug- und Karrenpferde geschätzt. Sie nähern sich in ihrem Baue mehr als die Cleveländer Braunen unsern deutschen Landracen; sie haben einen schweren Kopf, niedrige Vorhand, starke kurzgefesselte Beine und etwas gespaltenes Kreuz.

Die Pferde in Wales sind klein von Statur, aber dauerhaft und gut gebaut, für Gebirgsgegenden vorzüglich brauchbar.

Unter den schottischen Pferden sind besonders die kleinen Gebirgspferde oder Pony bekannt. Sie werden als Reitpferde für Kinder oder Bedienten häufig ins Ausland verkauft.

Aus der Vermischung der Vollblutpferde mit Stuten des Yorkshirer Schlags gehen die Jagdpferde (Hunters) (Taf. IX.) hervor. Es wird jedoch dazu verlangt, daß die Stute schon etwas edles Blut besitze.

Durch Kreuzung eines Hengstes dieser Hunters mit einer reinen Landstute werden die großen und starken Kutschenpferde hervorgebracht, und endlich ein vortrefflicher Schlag von Fuhrpferden durch Vermischung des Kutschenpferdes mit gewöhnlichen Landpferden.

Die Wettrennen haben in England viel dazu beigetragen die Pferdezucht zu heben und ihr ein allgemeines Interesse zu verleihen. Allein sie haben das Nachtheilige gehabt, daß sie die Züchter veranlaßten blos auf die Schnelligkeit der Pferde zu sehen und alle andern Eigenschaften zu vernachlässigen. Die Wettrennen sind ausgeartet und haben statt ihres ursprünglichen Zwecks, die Kraft der Pferde zu zeigen und zu entwickeln, mehr den Geldgewinn zum Ziele, sie haben aufgehört ein Mittel zu sein die Pferderace zu veredeln. Der englische Renner ist zum Springen und Laufen vollkommen gebaut, allein es fehlt ihm die Biegsamkeit. Man wird vergebens einwenden eine entsprechende Dressur könne dieses Uebel verbessern: sein Bau verhindert es. Sein langer grader Hals, die schiefe Lage seiner Schultern und Backenknochen, die verhältnißmäßig große Länge des Oberarms werden ihm nie die sanften, leichten und graziösen Bewegungen erlauben, welche das arabische Pferd vor andern so vortheilhaft auszeichnen.

Bei dem übermäßigen Streben nach Schnelligkeit werden selbst Mängel des Baues und erbliche Fehler übersehen. Man beklagt sich selbst in England darüber und sagt, daß die Vollblutrace nicht mehr so vollkommen sei, als sie im vorigen Jahrhundert war. Man sagt, daß die Pferde immer schwächer in den Gliedmaßen werden, und daß die guten, kräftigen Pferde seltener als früher sind. Man hat sogar schon von der Nothwendigkeit gesprochen, die Race durch arabisches Blut wieder aufzufrischen.

Trotz dieser Vorwürfe, die man der englischen Vollblutrace mit Recht machen kann, bleiben sie doch immer die besten Pferde Europa's. Mit gehöriger Umsicht angewendet, verbessern sie die meisten Racen des Continents und England bietet uns immerhin das große Beispiel dar, was man mit Ausdauer und Ueberlegung leisten kann. —

In den übrigen außerdeutschen Ländern Europa's ist, mit Ausnahme Dänemarks und Ungarns, die Pferdezucht nicht von besonderm Belange. Es ist eine leicht zu machende geschichtliche Beobachtung, daß mit dem Verfalle eines Landes an politischer Macht, an Bildung und Cultur auch die Zucht der Pferde sinkt und erst dann wieder aufgehoben werden kann, wenn diese Verbindungen auf's Neue gegeben sind. Spanien ist heute arm an Pferden, während zur Zeit seiner Blüthe die Andalusier einen europäischen Ruf hatten. Ebenso ist es in Italien.

Es gab eine Zeit, wo die neapolitanischen Pferde als Musterpferde galten und zur Verbesserung anderer Racen verwendet wurden. Sie hatten durchgehends eine gebogene Nase (Rammsnase), waren von ansehnlicher Größe, aber hochbeinig, mit schmaler Brust. In neuerer Zeit ist diese Race ganz vernachläßigt und man findet dort meistens nur Bastarde von den verschiedensten Racen.

In Sardinien thut die Regierung viel zur Hebung der Pferdezucht und in dem Gestüte la Veneria bei Turin sind englische und arabische Beschäler und Stuten aufgestellt. Doch hat man es zu großem Erfolge noch nicht gebracht und die Pferde für die Armee müssen im Ausland angekauft werden.

Auf der Insel Corsika kommt eine Art Gebirgspferde vor. Sie sind nicht größer als die schottischen Ponys, sollen aber schöner gebaut sein als diese.

II. Inländische Pferde.

Eine eigentliche deutsche Pferderace gibt es nicht. Die Theilung Deutschlands in viele kleine von einander unabhängige Länder ist Ursache, daß ein gemeinsames Streben und ein gemeinsamer Plan nicht verfolgt werden konnte, sondern jedes Land nach seinen eignen Bedürfnissen, seinen verfügbaren Mitteln, und nach dem Geschmacke seiner Regierung handelte. Es sind deßhalb eine große Anzahl einzelner Schläge entstanden; jedes Gestüt, deren es fast in allen Ländern gibt, verfolgte ein eigenes System und schuf einen neuen Schlag. Es würde über die Grenzen dieses Buches hinaus gehen, wollten wir von allen einzelnen Schlägen sprechen oder auch nur in wenigen Zügen die Geschichte jeden Gestütes zeichnen. Wir beschränken uns deßwegen darauf, nur einige der bemerkenswerthesten deutschen Racen zu besprechen.

Die Zersplitterung der Kräfte oder vielmehr die Theilung Deutschlands in viele kleine Staaten hat übrigens doch auch den Vortheil gehabt, daß, obgleich sie dem Verfolgen eines allgemeinen Planes hinderlich war, in vielen Gegenden die Pferdezucht gehoben und mit edlen Pferden verbessert hat, wo ohne dieß nichts geschehen sein würde. Jeder deutsche Fürst hält einen mehr oder weniger großen Marstall und die Hofpferde dienen in vielen Staaten zugleich als Beschäler für die Landespferdezucht.

Nachtheiliger als diese Zerstückelung wirkte die, kaum in irgend einem andern Lande weiter getriebene Veränderlichkeit des Geschmacks in der Pferdezucht selbst. Das frühere alte deutsche Pferd war, wie uns Chroniken erzählen und wie uns bildliche Darstellungen aus jener Zeit beweisen, groß, stark und kräftig; es mangelte ihm an Eleganz, an Schnelligkeit und Biegsamkeit, allein diese Eigenschaften waren durch die Größe des Körpers und durch eine entsprechende Muskelkraft hinlänglich ersetzt. Indeß ließ man nach und nach spanische, neapolitanische, sogar

französische Pferde zur Verbesserung der inländischen Racen kommen. Später kamen die orientalischen Pferde hinzu und in der neuern Zeit sind die englischen Pferde diejenigen, welche man vorzugsweise verwendet.

Diese Verfahrungsweise ließ natürlich nur an wenigen Orten die Heranbildung eines constanten Schlages mit scharf ausgeprägten Eigenschaften zu, so daß wir jetzt in Deutschland ein Gemisch von allen Racen haben; trotzdem haben wir eine Menge guter und schöner Pferde, und es kann sich schwerlich ein Land, England und die halbwilden Völkerschaften ausgenommen, in dieser Beziehung mit Deutschland messen.

Am meisten Schaden war es, daß die Veredlungssucht und das Streben blos Militärpferde zu züchten, die Landracen nicht geschont hat. Man wollte einmal keine gemeinen Pferde mehr sehen, und ist dadurch fast so weit gekommen, daß wir kaum mehr die Frachtfuhrpferde im eigenen Lande kaufen können. Nur da, wo die Pferdezucht ganz in der Hand der kleinen Landwirthe war, die sich den Neuerungen ungern fügten, haben sich die ursprünglichen Racen noch rein erhalten. So in den Ardennen, dem Hunsrück und der Eifel, auf dem linken Ufer des Niederrheins und in den Gebirgen und fruchtbaren Thälern Süddeutschlands, Salzburg und Steiermark. Im letzteren Theile kommt das sogenannte norische Pferd vor, das bekannt ist unter dem Namen des Pinzgauer Pferdes, weil es in dem Thale, das den Namen Pinzgau führt, am besten und vollkommensten gezüchtet wird. Die Pferde am Niederrhein bezeichnen wir mit dem Namen Ardenner Race, weil sie eins sind mit der Race, welche in Frankreich diesen Namen trägt, und obgleich in Schlägen von verschiedener Größe vorkommend, dennoch auf einen gemeinschaftlichen Urstamm zurückgeführt werden können.

Das Pinzgauer Pferd (Tafel V.) vertritt in Deutschland das schwere Zugpferd; es hat in seinem Baue viel Aehnlichkeit mit dem schweren Normänner, dem Boulogner Pferd. Es unterscheidet sich von demselben nur durch einen etwas schlankern Bau, höhere Beine und schmälern Kopf. Das Obersteirische Pferd ist ihm so nah verwandt, daß man dieses wohl als eine Race mit demselben ausmachend betrachten kann.

Das Pinzgauer Pferd hat durchgehends eine bedeutende Größe und entwickelt sich früh; der Knochenbau ist stark und rund, jedoch sind die Muskeln und Sehnen, wie bei allen unveredelten Landracen, nicht deutlich hervortretend. Die Farbe ist in der Regel dunkelbraun, doch gibt es auch Schecken und Tiger unter ihnen.

Man verdankt die Heranbildung dieser Race hauptsächlich dem Erzbischof von Salzburg Hieronimus Colloredo, welcher zu Ries ein Gestüt dieser Race gegründet hatte. Gegenwärtig wird die Zucht hauptsächlich durch Gauhengste vermittelt. Jedoch hat die Regierung noch einige Beschäldepots in der Gegend er-

richtet, die zum Theil mit französischen Pferden, hauptsächlich Boulogner bestellt sind.

Die Pinzgauer Pferde werden sehr geschätzt als Fuhrpferde und werden viel nach Oberitalien, nach Bayern und selbst nach Würtemberg ausgeführt. Ein Pferd von 1½ Jahren wird nicht selten mit 250 fl. bezahlt.

Die besten Pferde werden im Gebirge gezogen und gewiß trägt die Art ihrer Aufzucht viel zu ihrer Stärke, Größe und Ausdauer bei. Sie gehen nämlich im Sommer, so weit sie nicht zur Arbeit nothwendig sind, auf die Alpweiden und werden im Winter mit Heu ernährt.

In der Normandie gehen die Pferde auf reichen und fetten Weiden in der Ebene, wo sie üppiges Gras in Fülle finden. Die Alpen liefern im Gegentheil kurzes aber nahrhafteres Gras. Diese Verschiedenheit in der Ernährung mag schon hinreichen, das Pferd der norischen Gebirge stark und kräftig, aber schlank, dagegen das Pferd der reichen Ebenen von Caen plump, dick und kolossal zu machen.

Das Ardenner Pferd haben wir schon bei den französischen Pferden erwähnt. Es ist das eigentliche deutsche Arbeits- oder Ackerpferd. Es ist äußerst mäßig, ausdauernd, geduldig und verständig; es verträgt jede, auch noch so rauhe Behandlung und thut auch unter der Hand eines ungeschickten Führers noch seine Pflicht. In dem Ausdrucke des Kopfes liegt bei dem echten Ardenner Pferd ein orientalischer Zug und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß sein Ursprung in der Zeit wurzelt, wo die Hunnen, tartarische Völkerstämme, in diese Gegenden gekommen sind. Nach der Schlacht auf den catalaunischen Feldern im Jahr 395 zogen sich die Hunnen in die Gebirge des Niederrheins zurück und heute findet man noch Spuren von ihnen. Ein kleiner Ort trägt den Namen Kastellaun (Castellum hunorum); das Gebirg zwischen Rhein und Mosel heißt der Hunsrück tractus hunorum, (nicht „Hundsrück", wie man zuweilen schreibt und sprechen hört) und es gibt sogar noch Familien, welche von den übrigen Bewohnern des Landes „Hunnen" genannt werden und die in ihrer Physiognomie noch ganz das Gepräge tartarischer Abkunft tragen. Die natürliche, rauhe, unfruchtbare Beschaffenheit der Gegend bot den Ueberresten der Armee des Attila eine hinlängliche Schutzwehr gegen weitere Verfolgungen dar, und so mögen sie sich hier erhalten und diese Pferderace hierher verpflanzt haben. Die Hunnen waren bekanntlich sehr gute Reiter; man pflegt von ihnen zu sagen, daß sie zu Pferde schliefen und ihre Mahlzeiten zu Pferde einnähmen.

Auf den Märkten zu Trier, Luxemburg, Birkenfeld und St. Wendel findet man diese Race hauptsächlich vertreten; und wenn man von Birkenfelder-, St. Wendeler Pferden sprechen hört, so ist die Ardenner Race damit gemeint. Die Pferde aus der Gegend von Lüttich werden auch manchmal spanische Pferde

genannt, weil diese Theile der Niederlande früher zu Spanien gehört haben. Die Pferde sind daselbst größer und stärker als im Gebirge und in der Regel haben sie eine abgestutzte Schweifrübe. Der Gebrauch die Schweifrübe zu stutzen ist dort so allgemein üblich, daß die Handelsleute ein Pferd, das dieses Zeichen nicht besitzt, nicht als ein Niederländer Pferd anerkennen wollen.

Ein Theil des Ardenner Gebirgs heißt die Eifel. Die Pferderace ist dort am kleinsten, allein am härtesten, ausdauerndsten und genügsamsten; man bezeichnet sie deßwegen auch als Eifeler Pferde.

Die Ardenner Pferde eignen sich sehr zur Kreuzung mit Halbblutpferden. Selbst mit Vollblutpferden gekreuzt bringen sie manchmal gute Pferde hervor. Allein mit Halbblutpferden ist das Ergebniß weit sicherer. Die Abkömmlinge solcher Kreuzungen sind ganz vortreffliche Dienstpferde, die eben so wohl zum Reiten und zum Fahren als zu den Arbeiten des Feldbaues verwendet werden können. Leider hat diese Leichtigkeit der Kreuzung, statt beizutragen die Race zu erhalten, dahin geführt sie zu vernachlässigen. Statt die Ardenner Pferde durch sich selbst zu verbessern, will man nur immer und immer kreuzen, die Pferde immer mehr durch edle Beschäler verbessern und kommt dadurch in Gefahr die Race selbst zu verlieren. Daß aber dadurch auch die Kreuzungen am Ende von selbst aufhören müssen, und daß die Zucht aus zusammengesetzten Elementen uns unsichere Resultate liefert, ist leider nur zu oft durch die Erfahrung bestätigt.

Unter den deutschen edlen Pferderacen steht die Meklenburger Race (Tafel VI.) in erster Reihe. Sie ist die zahlreichste, die durchgebildetste und diejenige, die sich dem englischen Vollblut am meisten nähert. Man macht ihr in neuerer Zeit sogar den Vorwurf, daß sie der englischen Vollblutrace zu sehr nachgebildet worden sei und daß sie durch die Einführung englischer Beschäler an Kraft und Stärke der Gliedmaßen verloren habe; man bedauert den Verlust der alten, eigentlichen Meklenburger Race. Nichts destoweniger erzeugt Meklenburg eine Menge schöner und großer Pferde, die um theure Preise, in der Regel für englische Pferde verkauft werden.

Meklenburg besitzt zwei vortreffliche Gestüte zu Redewien und Neu-Brandenburg. Außerdem trägt die Beschaffenheit des Landes sowie die Eigenthümlichkeit der Bewirthschaftung viel zur Hebung der Pferdezucht bei. Die großen Güter und die Gewohnheit, in Koppeln zu bauen liefern nämlich große, schöne Weiden, und Norddeutschland wird in dieser Beziehung immer einen großen Vorzug den andern Staaten Deutschlands gegenüber bewahren.

Nächst der Pferdezucht Meklenburgs steht gegenwärtig die Pferdezucht Hannovers im größten Ansehen; sie ist durch eine nun schon fast 100 Jahre fortgesetzte und planmäßige Veredlung mittelst englischen Voll- und Halbbluts gehoben, und die hannoverschen Pferde zählen mitunter zu den besten Deutschlands und

werden im Auslande sehr geschätzt. In den niedrigen Gegenden, wo die Weiden fetter sind, erreichen sie eine Größe von 5 Fuß 4 — 8 Zoll, in den weniger fruchtbaren Theilen des Landes sind sie etwas weniger groß, allein man behauptet, daß sie ausdauernder seien. Die Formen des Hannoverschen Pferdes sind gut und schön, jedoch unterscheiden sie sich von den englischen und meklenburgischen Pferden, durch eine mehr fleischige Beschaffenheit des Körpers, durch weniger scharf hervortretende Muskeln, so wie durch ein weniger feines Gepräge des Kopfes. Nicht selten trifft man unter ihnen einen etwas gebogenen Nasenrücken oder die sogenannte Rammsnase.

Außer dem Landgestüte bestehen in Hannover noch die königlichen Hofgestüte zu Neuhaus auf dem Solling und in Memsen. Man hat dort einen besondern Schlag dunkelfalber Pferde, die in Hannover unter dem Namen der Gelben bekannt und berühmt sind.

Holstein und Oldenburg liefern beide gleichfalls eine erstaunliche Menge Pferde, auf den deutschen und europäischen Markt. Sie zeichnen sich durch ansehnliche Größe, langen, etwas schmalen Kopf, mit gebogener Nase, starke, aber nicht sehnige und nicht muskulöse Gliedmaßen aus, und haben als Marschpferde breite und weiche Hufe. (Tafel VIII.) Auf den fetten Weiden bilden sie sich schnell aus und kommen meistens zu früh in Gebrauch. Im Auslande haben sie den Ruf weicher Pferde, die selten lange ohne Fehler, namentlich nicht lange ohne Gallen bleiben. Zum Theil mag das von ihrer fetten, üppigen Ernährung auf feuchten Weiden herkommen, zum Theil aber auch daher, weil sie zu früh benützt und in ihrer Jugend nicht hinlänglich geschont werden. Die Rammsköpfe waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Mode und es mag wohl von jener Zeit die Gründung der Race datiren. Meistentheils werden diese Pferde als Wagen-, Artillerie- und schwere Cavalleriepferde benützt, und besonders stark nach Frankreich verkauft, wohin man sie in großen Koppeln bringen sieht. Auf der Reise dahin werden die Pferde mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt und reichlich gefüttert. Sie machen in der Regel täglich nur 5 Wegstunden, bekommen Hafer zu fressen so viel sie wollen, werden schulmäßig geputzt und hergerichtet, so daß die Pferde unterwegs fett werden und die Händler einen Wildfang, den sie dort an Ort und Stelle kaufen, als ein eingeschultes Pferd nach Paris bringen. Dennoch bleibt es unbegreiflich, wie diese Pferde, bei solchen unmäßigen Reisekosten, in Frankreich, in Paris, ja selbst in der Normandie, wo doch auch viele Pferde gezüchtet werden, noch mit Vortheil zu Markt gebracht werden können.

Die Dänischen Pferde sind mit den Norddeutschen Pferden überhaupt eine Race und ihnen auch in ihrem äußern Baue ziemlich ähnlich.

Unter den übrigen deutschen Staaten ist es namentlich Würtemberg, wo unter der Regierung des jetzigen Königs viel für Pferdezucht geschehen ist. Man

hat neben englischem Blute, auch arabisches eingeführt, und wenn man auch den Würtemberger Pferden vorwerfen will, daß sie zu schwach in den Gliedmaßen und überhaupt zu fein gebaut und leicht seien, daß ein kräftiger Landschlag zu den Arbeiten des Feldbaues und zu Frachtfuhrpferden geeignet, dort nicht mehr bestehe, so darf man doch nicht verkennen, daß mit den wenigen Elementen, die nach Beendigung der Kriege noch vorhanden waren, sehr Vieles geleistet wurde und daß die bestehende Würtemberger Pferderace durch Kreuzung mit orientalischem Blute zwar an Körpermasse, jedoch nicht an Kraft und Beweglichkeit abgenommen hat. Die Würtemberger Pferde werden im Auslande gerne gekauft und das ist immer der beste Beweis für die Güte eines Produkts. Sie sind im Durchschnitte etwas hochbeinig mit feinen Gliedmaßen; wegen der Kreuzungen mit verschiedenen Racen und wegen des Abganges einer constanten, unvermischten Landrace ist ein eigentlicher bestimmter Racen-Typus nicht mehr vorhanden. Wie bei allen veredelten Zuchten Rückschläge vorkommen, so auch hier, und diese mögen dazu beigetragen haben, den Ruf der Würtemberger Pferde etwas zu beeinträchtigen. Gestütsanstalten, die mitunter zu den besten Europa's gehören, besitzt Würtemberg zu Marbach, Weil, Scharnhausen und Klein-Hohenheim.

In Baden, den hessischen und sächsischen Ländern trifft man gleichfalls viele, gute, durch Kreuzung veredelte Pferde; in Braunschweig züchtet man Pferde, die häufig als englische gelten und als solche verkauft werden. Im Fürstenthum Lippe war ehedem das halbwilde Gestüt in der Senne berühmt. Man hatte daselbst durch lange fortgesetzte Zucht einen eigenen Schlag Pferde geschaffen, der sich durch Ausdauer besonders auszeichnete. In neuerer Zeit sind diese Pferde, wie überall mit englischem Blute gekreuzt worden und nun sind sie, wenn sie auch nicht an Werth verloren haben, in ihrer Race-Eigenthümlichkeit nicht mehr vorhanden.

In Preußen hat man von jeher für die Aufbesserung der Pferdezucht viel gethan und sehr glückliche Resultate erlangt; so, daß man jetzt nicht nur die Cavallerie vollständig im Lande remontiren kann, sondern auch noch viele Pferde in's Ausland verkauft. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die preußische Militär-Einrichtung viel zur Verbreitung einer rationellen Pferdezucht beiträgt. Der Umstand, daß jeder wehrfähige Mann einige Zeit im Militärdienste zubringen muß, daß namentlich bei der Cavallerie die wohlhabende Klasse der Bevölkerung vertreten ist und in der Behandlung der Pferde regelrecht unterwiesen wird, trägt unendlich viel dazu bei, richtige Grundsätze und Ansichten zu verbreiten, Vorurtheil und Aberglauben auszurotten.

Die Veredlungssucht mittelst Kreuzung hat indeß auch im preußischen Staate keine constante reine Landrace übrig gelassen. Nur in den östlichen Provinzen kommt das kleine, nicht schöne, aber ungemein ausdauernde polnische Pferd

noch vor, und in dem gebirgigen Theile der Rheinprovinz die bereits besprochene Ardenner Race. Letztere wird aber auch nach und nach durch die Kreuzung verschwinden, wenn nicht die Ueberzeugung Platz gewinnt, daß gemeine Landracen eben so nothwendig zur Hervorbringung halbveredelter Pferde sind, als das edle Blut selbst.

Die edle Pferdezucht wird in Preußen durch drei Gestüte von europäischem Rufe vermittelt. Das größte befindet sich zu Trakehnen bei Gumbinnen. Es liefert hauptsächlich Wagenpferde. Der Grund dazu wurde mit neapolitanischen Pferden gelegt, später kamen herzoglich-zweibrückische und orientalische Pferde hinzu; in neuerer Zeit hat man englisches Blut eingeführt. Die Trakehner Pferde haben *) einen wohlgebildeten Kopf, schön angesetzten Hals, etwas kurzen Leib mit geradem Rücken und länglich rundem Kreuze, mäßig breite Brust, sehr kräftige etwas hochgestellte Gliedmaßen, sie zeichnen sich durch Schnelligkeit und Ausdauer aus.

Das zweite Gestüt befindet sich zu Neustadt an der Dosse in der Mark Brandenburg. Es werden hier hauptsächlich Reitpferde mit vorherrschend arabischem Blute gezüchtet.

In dem dritten Gestüte, zu Graditz bei Torgau, herrscht englische Zucht vor; die Pferde werden sowohl zu Reit- als zu Wagenpferden benützt.

Diese Gestüte liefern neben den Pferden für den königl. Marstall die Hengste für die Landespferdezucht. Es sind deren jährlich 1000 Stück in vielen Beschälstationen über das Land verbreitet, die, wenn die Beschälzeit vorüber ist, in mehreren Sammel-Depots oder sogenannten Gestüten vereinigt werden.

Oestreich besitzt einen großen Reichthum an Pferden, namentlich in Ungarn, Galizien und Siebenbürgen, wo sowohl die Beschaffenheit des Landes und die Art seiner Bebauung, als der Geschmack und die Lebensweise seiner Bewohner der Pferdezucht besonders günstig sind. In Ungarn hat die Pferdezucht noch über große ausgedehnte Weideflächen zu verfügen, die, weniger üppig als die Marschniederungen Norddeutschlands und unter einem trockenern Klima, dauerhaftere, kräftigere, wenn gleich weniger schwere und große Pferde hervorbringen, deren Bau sich mehr dem orientalischen Typus nähert. Die Landpferde, d. h. die gemeinen, nicht durch Gestütszucht gekreuzten Pferde, sind in Ungarn, aus demselben Grunde der Verschiedenheit des Bodens und des Klima's, von den Landpferden Westeuropa's wesentlich verschieden. Sie sind zum Laufen vorzüglich, der Leib ist gestreckt, das Kreuz nicht abschüssig, die Knochen hervorstehend, der ganze Körper weniger fleischig, aber mit deutlicher hervortretender Muskulatur versehen, als es bei den großen schweren Lastpferden der Normandie und der Niederlande

*) Hertwig, Taschenbuch der Pferdekunde.

der Fall ist. Außerdem besitzt Ungarn eine große Anzahl geschlossener Güter, wo Privatgestüte bestehen. Unter diesen Gestüten sind mehrere, welche durch ihre Pferdezucht von jeher berühmt waren. Man nennt unter andern die Gestüte der Grafen Hunyady, Szechenyi und Caroly, wie jenes des Fürsten Esterhazy. Die Zucht wurde meistens durch arabische Pferde veredelt, jedoch sind in letzter Zeit auch englische Beschäler eingeführt und Pferde gezüchtet worden, die in Größe, Stärke der Gliedmaßen und Ausdauer den englischen Jagdpferden nicht nachstehen.

Außerdem daß die Privatindustrie in den östreichischen Staaten mehr als in den meisten Ländern des Festlands Europa's für die Pferdezucht gethan hat, ist von Seite der Regierung Nichts vernachlässigt worden, was diesen Zweig der Landwirthschaft zu heben im Stande war. Auch hat die östreichische Cavallerie von jeher einen großen Ruf gehabt, den sie bis in die neueste Zeit erhalten und den ihr bis jetzt noch Niemand streitig machen konnte. Sechs große Staatsgestüte sind bestimmt die Beschäler für die Landespferdezucht zu liefern. Sie geben jedoch auch nebenher Remonten für die Armee ab.

Das größte dieser Gestüte ist jenes von Mezoehegyes, in der Nähe von Szegedin und Arad in Ungarn. Es enthält nicht weniger als 70,000 Hufen Landes und es werden in der Regel gegen 1000 Zuchtstuten dort gehalten. Die Pferde bleiben bis zum Alter von 4 Jahren auf dem Gestüte und werden dann zum Theil an die Armee abgegeben, zum Theil aber auch zur Aufbesserung der Landespferdezucht verwendet. Das Gestüt zu Babolna bei Comorn zählt in der Regel 200 Stuten und liefert hauptsächlich edle Pferde orientalischer Abkunft.

Radautz in der Bukowina zählt 400 Zuchtstuten.

Nemoschitz in Böhmen 100, ebensoviele Ossiac in Illyrien und Biber in Steiermark 50 — 80.

Die Pferde der östreichischen Gestüte zeichnen sich durch ansehnliche Größe, bei feiner, edler Bildung aus, wozu hauptsächlich die reichliche Ernährung und die wohlgeleitete Auswahl bei der Paarung beitragen mag.

Neben den Staatsgestüten sind auch drei Hofgestüte: zu Kladrup in Böhmen, zu Holitsch in Mähren und zu Lippizza in Illyrien bei Triest vorhanden. Das letztere besteht schon seit 250 Jahren und wurde ursprünglich aus Neapolitanern, Andalusiern und Orientalen gebildet.

Das Königreich Bayern besitzt gleich den übrigen deutschen Staaten viele ganz- und halbveredelte Pferde, ohne daß sich eine bestimmte Race darin ausspräche. In Bayern klagt man wie anderwärts, die Pferdezucht sei nicht mehr was sie früher gewesen, die Pferde seien nicht mehr so kräftig wie ehemals, überhaupt sei die Pferdezucht im Abnehmen begriffen. Thatsache dagegen bleibt es, daß gegenwärtig die Armee sich mit inländischen Pferden remontirt, während

vor noch nicht sehr langer Zeit die Cavalleriepferde in der Moldau, der Wallachei und in Ungarn, die Artilleriepferde in Norddeutschland angekauft worden sind, ohne daß gegenwärtig die Armee schlechter bespannt und beritten wäre als sie damals war. Es werden zwar noch viele Luxuspferde eingeführt; allein man weiß, wie darin sehr häufig bei uns Deutschen der Geschmack und die Mode mehr berücksichtigt werden als der wirkliche Werth der Thiere, daß man häufig englische Pferde kauft, die nichts weiter als norddeutsche Pferde sind, welche durch einen Umweg über England zu uns gebracht werden, und daß man auf den Märkten Meklenburger Pferde kauft, die man eben so gut bei den Züchtern des eignen Landes gekauft hätte. Diese Unterschätzung der eigenen Produkte ist von unendlichem Nachtheil, weil sie dem Züchter den Sporn zu größerer Betriebsamkeit nimmt und zugleich große Summen Geldes in das Ausland bringt.

Für den größern Theil des Königreichs, für die sieben beisammen liegenden Kreise, besteht eine Gestütsverwaltung, die ihren Sitz in München hat. Dieses sog. Landgestüt zählt gegenwärtig an 150 Beschäler, die im Sommer auf vielen Beschälstationen vertheilt werden und im Winter in die Sammeldepots zu München und Nürnberg zurückkehren. Das bayerische Gestüt hat Pferde von verschiedenen Racen und man sucht bei Vertheilung der Beschäler die Bedürfnisse und Anforderungen der einzelnen Gegenden und Provinzen möglichst zu berücksichtigen. Außer den Beschälern des Gestüts sind jedoch auch, namentlich in Oberbayern, eine große Zahl sogenannter Gauhengste oder Privatbeschäler zur Zucht verwendet. Die Beschäler des Gestüts werden theils im Auslande angekauft, zum Theil auf dem königlichen Gestüte Rohrenfeld (Taf. IXX.) und auf den sog. Militärfohlenhöfen gezogen. Diese Militärfohlenhöfe umfassen ein bedeutendes Areal, sie werden auf Regie betrieben und sind dazu bestimmt, aus 1½ und zweijährigen Fohlen, die man bei den Züchtern kauft, tüchtige Militärpferde zu ziehen. Die Resultate sind übrigens noch nie ganz zur Zufriedenheit ausgefallen und namentlich berechnet sich der Kostenaufwand auf ein einzelnes Pferd so hoch, daß man schon längst die Frage erörterte, ob es nicht besser sei, diese Anstalten bis auf eine, zur Zucht von Beschälern, aufzuheben und durch einen höhern Preis der Remonten die Landwirthe selbst zur sorgfältigern Pflege ihrer jüngern Pferde zu veranlassen.

In dem südlichen Theile Bayerns, in Ober- und Niederbayern, trifft man als Arbeitspferd die Pinzgauer Race an. Man sieht bei den wohlhabenden Landwirthen Niederbayerns, noch mehr aber bei den Braueren in München, schöne prachtvolle Thiere dieser Race. Das auf unsrer Tafel V. abgebildete Pferd ist nach einem solchen Exemplare gezeichnet. Die Zucht dieser Pferde wird hauptsächlich durch Gauhengste vermittelt. Es hat sich diese Race überhaupt von Kreuzungen rein erhalten, weil sie an und für sich groß und stark ist und

die Bauersleute deßwegen keine der leichten, veredelten Beschäler zur Zucht verwenden wollten.

In Schwaben trifft man einen schönen, starken Pferdeschlag mit schlankem Körperbau an. In den ehemaligen preußischen Provinzen, Ober- und Mittelfranken, war die Pferdezucht schon früh in Flor. Der Markgraf von Ansbach war nebst dem Herzog Christian von Zweibrücken einer der ersten, welche dem sonderbaren Geschmack des verflossenen Jahrhunderts, das sich hauptsächlich in Eigenthümlichkeiten der Farben und Abzeichen gefiel, eine neue und vernünftigere Richtung gab. Er führte reines orientalisches Blut ein und schuf durch wohlgeleitete Kreuzungen einen schönen und kräftigen Pferdestamm, der leider! in den nachfolgenden kriegerischen Zeiten meistens wieder zu Grunde ging.

Die Rheinpfalz hat ein eigenes Landgestüt für sich zu Zweibrücken. Es zählt 50 bis 60 Beschäler und 30 Stuten. Es werden hauptsächlich edle Pferde orientalischer und englischer Abkunft dort gezüchtet. Jedoch hat man in neuerer Zeit, um den Anforderungen einzelner Gegenden der Provinz zu genügen, auch Pferde gemeiner Race angekauft, darunter namentlich englische Yorkshirer und Percheronner Pferde. Unter den orientalischen Pferden hat sich ein arabischer Hengst, Choueiman, durch eine zahlreiche und edle Nachkommenschaft ausgezeichnet. Seine Abkömmlinge bis in's 3. und 4. Glied tragen noch das Gepräge ihrer Abstammung in ihrem ganzen Wesen und machen sich durch leichte und graziöse Bewegungen, verbunden mit Kraft und Ausdauer, bemerklich.

Die Zweibrücker Pferde, wie sie nun in der Umgegend Zweibrückens gezüchtet werden, sind ein vorzüglicher Reitschlag. Sie zeichnen sich durch Feuer, Leichtigkeit der Bewegung, durch Kraft und, wenn man sie bis in's siebente Jahr schonen kann, durch Dauerhaftigkeit aus. Man wirft ihnen vor, daß sie etwas zu leicht und fein, zu Spath und Gallen geneigt seien; jedoch ist Letzteres nur dann der Fall, wenn sie in ihrer frühen Jugend zu stark gebraucht werden, wie das in dem gebirgigen Terrain der Gegend durch die Züchter nur zu oft geschieht. Das Gestüt zu Zweibrücken wurde durch den weiter oben genannten Herzog Christian von Zweibrücken gegründet. Er schuf durch Paarung orientalischer Hengste mit englischen Stuten die Zweibrücker Pferderace, die sich bald europäischen Ruf erwarb. Durch, zum Theil sehr willkührliche Maßregeln, verbreitete er die edle Pferdezucht rasch in seinem Gebiete, und als später durch die Kriegszüge von 1813 und 1814 das Gestüt seiner Pferde beraubt wurde, erhielt sich das Zweibrücker Blut noch lange Zeit bei den Landwirthen. Die ursprüngliche herzogliche Race war der gegenwärtigen an Stärke der Gliedmaßen überlegen, sie hatte zugleich Eleganz und konnte eben so gut als Wagen- dann als Reitpferd gebraucht werden. Leider hatte man eine Zeit lang ihre Verdienste mißkannt und sie allzu sehr verfeinert. Erst spät sah man den Irrthum ein und heut zu Tage

geht, das Bestreben der Verwaltung dahin, wieder dort anzulangen, von wo man hätte ausgehen sollen.

Zum Schlusse unserer flüchtigen Skizze der hauptsächlichsten Pferderacen können wir nicht umhin, wiederholt auf den Fehler hinzuweisen, den man allgemein dadurch begangen hat, daß man allenthalben zu viel kreuzte, und dadurch die reinen unvermischten Landracen verloren hat. Man wollte überall nur Vollblut, nur englische und arabische Pferde sehen. Man übersah es im allzu großen Eifer, daß die edeln Pferde nicht in alle Verhältnisse passen, man übersah es, daß der Ackerbau gemeine, das Lastfuhrwerk starke, körperlich große Pferde verlangt. Man sorgte nur für die Armeeen und für den Luxus, man machte die Nährkraft der Wehrkraft dienstbar, man verlor am Ende die Grundlage, indem man alle Landracen vernichtete und sah zu spät ein, daß ein Kreuzen ohne reine constante Racen ein Züchten auf's Ungewisse sei. Man beklagt nun das Verlorene, das man erst schätzen lernte, nachdem es nicht mehr vorhanden war und sucht es wieder zu erreichen. Leider wird auch dabei nicht immer der richtige Weg eingeschlagen; sondern es werden Versuche gemacht und diese wieder verlassen, ohne erst das vollständige Resultat derselben abzuwarten; es mangelt an einem gehörig durchdachten und folgerecht durchgeführten System, ohne das man nie etwas Tüchtiges erreichen wird.

Zweites Kapitel.

Die Pferde nach ihren Gebrauchszwecken.

Nachdem wir die hauptsächlichsten Pferderacen in einem flüchtigen Ueberblick aufgezählt haben, wollen wir das Pferd von einer andern Seite betrachten, nämlich nach dem Zwecke, für welchen es gezüchtet und gehalten wird. Es ist diese Betrachtung nicht weniger wichtig als die andere, sie zeigt uns die verschiedenartigen Verwendungen der Pferde im Dienste der menschlichen Gesellschaft, die Mannigfaltigkeit der Ansprüche, welche wir an dasselbe stellen, und dem zufolge lehrt sie uns zugleich, welche Gattungen von Pferden je nach den verschiedenen Gebrauchszwecken sich vorzüglich zu diesen besondern Zwecken eignen und gezüchtet werden sollen.

Nach den hauptsächlichsten Verwendungsarten ergeben sich folgende Unterscheidungen:

1. Das große, schwere Zugpferd, wozu auch das Lein- oder Schiffspferd gehört,
2. Das leichte Zugpferd, wozu das Postpferd und das Artilleriepferd zu rechnen sind;
3. Das Ackerpferd;
4. Das Kutschen- oder Wagenpferd;
5. Das leichte Wagenpferd oder der Einspänner;
6. Das Soldaten- oder Cavalleriepferd;
7. Das Jagdpferd;
8. Das Dienstpferd;
9. Das Schulpferd;
10. Das Reitpferd;
11. Das Damenpferd;
12. Das Saumpferd;
13. Der Klepper;
14. Der Traber.

1. Das schwere Zugpferd.

Wir haben gesehen, daß die größten und schwersten Pferde der Welt die sogenannten „schwarzen Pferde“ in England sind. Sie repräsentiren das schwere Zugpferd auf der äußersten Grenze des beim Pferde möglichen körperlichen Umfangs. Wir glauben aber auch, daß diese Colosse mehr dazu dienen die Eitelkeit der reichen Brauereibesitzer zu befriedigen, als die ihrer Größe entsprechenden Dienste zu leisten; daß sie mehr Pracht- und Schaustücke sind, als wirklich nützliche und einträgliche Thiere. Wir glauben, daß weder Frankreich noch Deutschland Ursache hat, England um diesen ungeheuren Pferdeschlag zu beneiden. Das französische Boulogner Pferd ist gewiß das beste, ausdauerndste und leistungsfähigste, das man wünschen kann, und in dem schweren norischen oder Pinzgauer Pferd besitzt Deutschland eine Arbeitsrace, die ihm jede andere zu diesem Zwecke entbehrlich macht.

„Zum Schleppen der Schiffe, sowie zum schweren Frachtfuhrwerk“, sagt Mathieu de Dombasle, „braucht man immer große und schwere Pferde; denn „das wohlfeilste Mittel große Lasten auf jeder Art von Straße fortzubewegen, „bleiben doch immer noch große und schwere Pferde. Die Straßen haben sich „in allen Ländern seit 25 Jahren sehr verbessert. Die Zahl der Pferde, die „man jetzt an die Frachtfuhrwagen spannt, ist um die Hälfte geringer, als vor „1815, die Ladungen sind durchgehends stärker und der Preis des Transports „hat sich fast überall um die Hälfte gemindert.“

Diese Thatsachen, verbunden mit dem hohen Preis der großen und schweren Pferde, erklären hinlänglich das Bestreben der Pferdezüchter neuerer Zeit, Pferde von möglichst starkem Wuchs und körperlichem Umfang zu züchten. So heilsam und zweckmäßig dieses Bestreben an und für sich sein mag, so muß jedoch auch hierin ein Uebermaß sorgfältig vermieden werden. Die Pferde sollen jederzeit in Größe und Umfang mit dem natürlichen Reichthum des Bodens auf dem sie gezüchtet und verwendet werden, mit der Menge und der Güte des Futters, das man zur Verfügung hat, und mit der Art der Dienstleistung, zu welcher sie bestimmt sind, in richtigem Verhältnisse stehen.

2. Das leichte Zugpferd. (Tafel II.)

Nach den schweren Pferden, welche nur zum langsamen Schleppen schwerer Lasten bestimmt sind, kommen in unserer Aufzählung die Pferde, welche zwar zum Zuge sich eignen, dabei aber noch traben. Als den Typus dieser Pferde betrachten wir das französische leichte Normänner Pferd, den Percheron (Taf. II.) es ist fast so zu sagen, das Ideal des leichten Zugpferdes; es hat zugleich Beweglichkeit, Kraft und Ausdauer mit angenehmen äußern Formen gepaart. In Deutschland verwendet man zum leichten Zuge die halbedeln Pferde, welche man in allen Ländern findet und unter denen sich die Würtemberger und die preußischen Pferde auszeichnen. In Rheinpreußen gebraucht man zu den Posten die Ardenner Pferde, welche sich den Percherons gewissermaßen nähern.

Man weiß es nicht allgemein, welche beschwerliche Leistung man von einem Pferde verlangt, das zu gleicher Zeit ziehen und laufen soll. Um es einzusehen, genügt zu bedenken, daß bei Wettrennen die Jockeys oder Reiter gewogen werden, und daß man denjenigen, welche leichter sind, als die übrigen, ein Gewicht beigibt, um sie vollkommen gleich schwer zu machen, weil man weiß und davon überzeugt ist, daß Ein Pfund Uebergewicht des Reiters bei zwei gleich großen und gleich starken Pferden hinreicht, dem andern den Sieg zu verschaffen.

Die Postwägen verschwinden auf den Hauptstraßen nach und nach, je mehr sich die Eisenbahnnetze verbreiten. Es wird eine Zeit kommen, wo die Hauptpunkte des Handels und des Verkehrs durch Schienenwege mit einander in Verbindung stehen. Die Postwagen und Omnibusse werden sich aber deßwegen an Zahl doch nicht verringern, sondern eher vermehren, nur die Schnelligkeit, welche man früher von den Mall- oder Brief- und den Extraposten verlangte, wird zum Heil der Pferde sich etwas mindern. Man wird Pferde brauchen, welche vorzüglich Kraft und Ausdauer haben, wenn sie auch etwas weniger schnelle Läufer sind. In England verwendet man zum Dienste der Posten und Omnibusse die ausgemusterten und verfehlten Renn- und Jagdpferde, welche vortrefflich zu diesem

Dienste geeignet sind und durch ihre Eleganz und ihre Schnelligkeit die Bewunderung aller Reisenden erregen, welche nach England gekommen.

Zum Dienste der Artillerie kann man jedes Pferd brauchen, das zum leichten Zuge dienen kann, d. h. das zieht und doch dabei leichte Bewegungen hat. Die Halbblutpferde eignen sich ganz vortrefflich dazu. Wir haben einen englischen Artillerietrain gesehen, der durchweg mit schönen, eleganten Pferden bespannt war, die man alle als Kutschenpferde hätte gebrauchen können; sie waren sämmtlich von hellbrauner Farbe mit abgestutztem Schweif.

3. Das Ackerpferd.

Was ist ein Ackerpferd, wie soll es aussehen, und wie soll es gebaut sein? Es ist nicht möglich hierauf eine voll ausreichende Antwort zu geben. Das Ackerpferd muß mehr als alle andere in seinen Eigenschaften dem Boden entsprechen, auf dem es arbeitet, der Pflege, der Behandlung und der Fütterung, die es zu erwarten hat.

Der Landwirth muß vor Allem trachten, seine Arbeiten mit der möglichst geringen Zahl von Pferden zu verrichten; denn jede Vermehrung der Zahl seiner Zugthiere erhöht die Kosten seiner Cultur um ein Bedeutendes. Man sollte nie mehr als zwei Pferde vor den Pflug spannen; die Größe und Stärke derselben muß deßwegen mit der Schwere und Bindigkeit des Bodens, je nach dem Maaße der Kraft, die zur Bewegung des Pfluges nothwendig ist, steigen. Jedoch darf das, was man an Kraft durch Verwendung großer und schwerer Pferde gewinnt, nicht durch deren natürliche Langsamkeit wieder verloren gehen, weil man sonst besser und vortheilhafter Ochsen zu demselben Zwecke verwenden würde.

In dem ebenen Theile der Pfalz, in dem Rheinthale, genügt ein einziges Pferd zur Bebauung von 25 — 30 Tagwerk. Der Boden ist dort zum Theil sandig, zum Theil ein milder Lehmboden. Ein Pferd zieht daher den Pflug ohne zu große Anstrengung, und genügt zugleich zur Besorgung aller übrigen Fahrten. Deßwegen hat man daselbst auch meistens nur große und schwere Pferde und die Züchter wünschen die Beschälstationen nur mit den größten und schwersten Beschälern des Zweibrücker Gestüts, mit Boulognern und deren Abkömmlingen besetzt zu sehen.

Wenn das Halten großer, kolossaler Pferde für den landwirthschaftlichen Betrieb in ebenen Gegenden gerechtfertigt ist, so verlangt dagegen der Ackerbau in Gebirgsgegenden leichtere, beweglichere, behendere Pferde, die gedrungen und nicht zu hochbeinig sind; denn die Größe der Ackerpferde muß sich, abgesehen von der Beschaffenheit des Bodens und des verfügbaren Futters, auch nach der Gestaltung und geographischen Beschaffenheit des Landes richten. Die schweren,

plumpen, kolossalen Pferde, welche auf einer fruchtbaren Ebene an ihrem Platze sind, werden an den schroffen Abhängen eines Gebirgslandes zum Ziehen des Pfluges ganz untauglich sein.

Uebrigens bleibt bei dem Ackerpferd noch eine andere Rücksicht zu beachten. Bei weitem die größte Zahl aller Pferde in Deutschland wird von den Landwirthen gezogen. Wenn wir Holstein und Meklenburg ausnehmen, wo sich die Pferdezucht zur Industrie ausgebildet hat, und die wenigen Pferde, welche in den Gestüten gezogen werden, so bleibt dieses die Regel und der Landwirth in Deutschland der einzige und eigentliche Pferdezüchter. Wir können deßhalb um so weniger von einem landwirthschaftlichen Musterpferd sprechen, als der Landwirth nicht nur für seinen Bedarf, sondern auch für den Bedarf des Luxus, des Handels, der Industrie und der Armee sorgen muß. Er soll und darf jedoch dessen ungeachtet nie seine eigenen Bedürfnisse außer Acht lassen und muß vorzüglich darauf bedacht sein einen Pferdeschlag zu züchten, mit dem er seine Arbeiten verrichten kann und der den übrigen landwirthschaftlichen Verhältnissen entspricht. Die Sucht Luxuspferde oder blos Militärpferde zu züchten, hat schon in manchen Gegenden den Ackerbau um seine schönsten Ergebnisse gebracht.

Die Landwirthe in reichen, fruchtbaren Ebenen, mit reichlichem und gutem Futter werden große und schwere Pferde züchten, wozu sich das norische oder Pinzgauer Pferd eignet, oder auch die schweren Normänner Racen und das flandrische Pferd. Diejenigen, die in Gegenden wohnen, wo die Natur weniger freigebig war, und steile Bergabhänge zu pflügen haben, müssen den Ardennerpferden oder ähnlichen Racen den Vorzug geben. Je leichter und ärmer der Boden ist, desto leichter und kleiner dürfen auch die Pferde sein. Die Mannichfaltigkeit der landwirthschaftlichen Verhältnisse in Beziehung auf Boden- und Ortsbeschaffenheit, Klima, Lage, Menge und Beschaffenheit des Futters ist so groß, daß, je nach Umständen, alle Racen und Arten von Dienstpferden, vom schweren, dicken Frachtfuhrgaul bis zum leichten, eleganten Reitpferde Platz finden und ohne den wesentlichen Zwecken der Landwirthschaft Zwang anzuthun, gezüchtet werden können. Wird man einmal lediglich den natürlich gegebenen Bedingungen vollständige Rechnung tragen, und nur solche Pferde in einer Gegend züchten wollen, welche daselbst die Elemente ihres Gedeihens finden, dann wird die Pferdezucht im Ganzen genommen besser werden, und es werden dann auch Kavalleriepferde, über deren Mangel man heute klagt, zu finden sein, so viel man haben will. Rennpferde betrachten wir als von der Zucht der Landwirthschaft ausgeschlossen. Sie bleiben eine Liebhaberei, die man denen überlassen muß, welche die Mittel besitzen, sich dieses theuere Vergnügen zu verschaffen. Selbst eine Vollblutstute zur Zucht von Halbblutpferden, darf ein Landwirth, nach unserer Ansicht, nur ausnahmsweise besitzen, weil eine Vollblutstute für die harten

Arbeiten des Landbauers nicht geschaffen und ein im Stalle müßig stehendes Pferd für den Landwirth kein Gewinn ist.

In dieser Beziehung sind, wie in vielen andern Dingen der Landwirthschaft, die Engländer unsere Meister und Lehrer. Dort werden die Arbeitsracen ebenso hoch in Ehren gehalten, als die Renn- und Jagdpferde. Die englischen Landwirthe züchten hauptsächlich für ihr Bedürfniß und bringen nichts destoweniger Pferde hervor, die zu sehr mannichfaltigen Verwendungen tauglich sind. „Ich „spanne meine Pferde an den Pflug," sagt ein englischer Pächter, „an meinen „Wagen, an meine Kutsche; ich reite mit ihnen zur Stadt, zum Markte und auf „die Fuchsjagd." (Montendre institutions hyppiques.)

In England hat man die Pferdezucht sich selbst auf natürliche Weise entwickeln lassen, und durch keine Regierungsverordnung unmittelbar in den Gang der Dinge eingegriffen, sondern höchstens schützende und erleichternde Maßregeln eingeführt, wie das Verbot der Pferdeausfuhr, des Ankaufs von Beschälern und dergl. Deßwegen hat sich die Pferdezucht überall genau den Bedürfnissen angeschmiegt und wo ein neues sich fühlbar gemacht hat, demselben Rechnung getragen. In Deutschland hat man die Pferdezucht zu sehr künstlich heben und leiten wollen und ist dadurch auf falsche Wege gerathen, die man erst erkannt hat, nachdem man sie nicht mehr leicht verlassen kann.

Zum Beleg unserer aufgestellten Ansicht, daß die Landwirthschaft wirklich den Anforderungen der menschlichen Gesellschaft an die Pferdezucht zu entsprechen im Stande ist, können wir die Pferdezucht des ehemaligen Herzogthums Zweibrücken anführen. Durch Kreuzung arabischer Beschäler mit englischen Stuten hatte der vorletzte Herzog Christian von Zweibrücken die vortreffliche Zweibrücker Pferderace geschaffen. Sie lieferte vortreffliche Jagdpferde, ausgezeichnete Kavaleriepferde, schöne und ungemein ausdauernde Pferde für den herzoglichen Marstall und für den Pflug seiner Pächter. Diese Race ist zu Grunde gegangen, man hat sie erst zu schätzen gewußt, nachdem sie nicht mehr war; dieß geschah übrigens nicht durch den Abgang der zuweilen etwas dictatorischen Maaßregeln des Begründers, sondern vielmehr durch die später eingetretene Verbesserungssucht, welche das Wenige, was die Kriege noch von der alten Race übrig gelassen hatten, durch Besseres und Edleres ersetzen wollte.

Die Grafschaft Yorkshire in England verdient bei dieser Gelegenheit noch einmal einer besonderen Erwähnung und darf unseren landwirthschaftlichen Pferdezüchtern als besonders nachahmungswerthes Beispiel empfohlen werden. Von Stuten, welche den Bedürfnissen ihres Ackerbaues vollkommen entsprechen, zu allen ihren Pflug- und Wagenarbeiten trefflich geeignet sind, züchten sie die schönen Jagd- und Kutschenpferde, welche zu so ungewöhnlich hohen Preisen bezahlt werden.

4. Das Kutschenpferd.

An das Kutschenpferd oder schwere Wagenpferd stellt man heute bei weitem andere Forderungen als in früherer Zeit. Die Wege sind überall geebnet, die Straßen in den Städten breiter und besser gepflastert, die Wagen leichter gebaut und man verlangt größere Schnelligkeit. Darnach soll das Kutschenpferd Halb- oder Dreiviertelblut sein. Das englische Kutschenpferd ist das Produkt der Kreuzung zwischen einer Yorkshire-Stute und einem Halb-Dreiviertel- oder Vollbluthengst. Von dem Kutschenpferde verlangt man in Bezug auf die äußere Gestalt besonders einen langen, schöngebauten Hals und einen schön getragenen Schweif; seine Gliedmaßen, namentlich die Füße, müssen dauerhaft gebaut sein. Die Größe soll 5 Fuß bis 5 Fuß 6 Zoll oder 15—17 Faust betragen.

Die äußerst leicht und zierlich gebauten Wagen der neuern Zeit erlauben sogar solche Pferde als Kutschenpferde zu verwenden, welche nach ihrer Größe und ihrem feinen Bau zur Klasse der Reitpferde gehören. Welche Pferde man übrigens auch dazu verwende, so müssen sie vor allen Dingen Geduld und Folgsamkeit besitzen, was man von den Pferden, die zum Anspannen bestimmt sind, überhaupt verlangt, und namentlich dürfen sie nicht scheu und furchtsam sein.

Norddeutschland bringt eine Menge großer und schöner Wagenpferde hervor, namentlich Mecklenburg, Holstein und Hannover. Sie gehen in großen Zügen nach Frankreich, der Schweiz und Italien. Die Mecklenburger werden meistens als englische Pferde verkauft. Sie haben alle eine schöne Gestalt, sind sehr fromm und gelehrig, allein man will an ihnen genügende Ausdauer und Festigkeit der Füße vermissen.

5. Das leichte Wagenpferd.

Das leichte Wagenpferd oder der Einspänner ist, wie schon der Name andeutet, ein Wagenpferd, das kleiner und leichter gebaut sein darf, als das eigentliche Kutschenpferd. Da es einzeln angespannt wird, so ist mehr noch als bei dem Kutschenpferd nothwendig, daß es fromm, willig, gelehrig, und daß es weder scheu noch furchtsam sei.

6. Das Soldatenpferd.

Das Soldatenpferd bildet keine eigene bestimmte Klasse von Pferden, so wenig als das Ackerpferd. Die Remonten werden unter den Ackerpferden ausgesucht und je nach der Waffe, zu der sie bestimmt sind, größer oder kleiner gekauft. Man verlangt von ihnen Ausdauer und Kraft, dabei leichte Bewegung. Wir

bemerken hier — und diese Bemerkung ist ganz zum Vortheile des Ackerpferdes — daß das Soldatenpferd nicht zu viel Blut haben, daß es nicht zu edel sein darf. Das Vollblutpferd, worunter man das englische Rennpferd versteht, ist zu lang gebaut, seine Schultern liegen zu schief und das Schienbein ist zu kurz. Es fehlt ihm daher an der nothwendigen Biegsamkeit; man kann es nicht gut auf das Hintertheil setzen und es ist schwer, dasselbe plötzlich anzuhalten. Es wird die Volten oder den Kreislauf, die Wendungen und Drehungen, die sowohl bei den Bewegungen der Truppen, als bei dem Einzelkampf so nothwendig sind, immer mangelhaft ausführen. Diese Gründe sind hinreichend, daß man um bei der Veredlung gemeiner Racen, Soldatenpferde zu erzielen, dem arabischen Blute vor dem englischen den Vorzug gebe.

7. Das Jagdpferd. (Tafel IX.)

Das Jagdpferd ist eigentlich nur in England zu Hause. Die natürlichen, sowie die bürgerlichen Verhältnisse auf dem Continente erlauben das Abhalten der früher üblich gewesenen Parforce-Jagden nicht mehr, und wenn auch hie und da noch Jagden zu Pferde stattfinden, so bilden sie doch nur Ausnahmen, welche die Heranbildung eines eigenen Pferdeschlages zu diesem Zwecke nicht rechtfertigen würden. In England dagegen ist die Fuchsjagd ein Volksvergnügen geworden und es werden eine Menge Pferde dabei verwendet.

Das englische Jagdpferd ist entweder Halbblut oder Dreiviertelblut, d. h. es ist das Resultat der Paarung einer gemeinen Stute, oder einer Stute, die nur wenig edles Blut hat, mit einem Halb- oder einem Vollblutbeschäler. Von seinem Vater ererbt es die Kraft und die Ausdauer, von seiner Mutter einen umfangreichern, breitern und tiefern Bau, dickere Knochen und stärkere Muskeln. Sehr selten sind Vollblutpferde zum Gebrauche bei den Fuchsjagden geeignet; ihre Gliedmaßen widerstehen den Erschütterungen und Anstrengungen nicht, welche durch die verwegenen Sprünge über Hecken und Gräben veranlaßt werden, auch ist die Art ihres Laufes zu gedehnt, ihre Bewegungen zu gestreckt, zu nahe am Boden, um über große Hindernisse leicht hinwegzusetzen.

Das Jagdpferd hat starke, breite Gliedmaßen, seine Schenkel zeichnen sich besonders durch kräftigen Bau aus, „sie sind," wie man zu sagen pflegt, „stark gehost;" die Beine bewegen sich mit vollständiger Sicherheit, die Hufe sind gehörig breit. Man verlangt von dem Jagdpferde ausreichende Stärke um einen Reiter, der zuweilen ein ansehnliches Gewicht hat, lange Zeit in schnellem Laufe über Moore, Gräben und andere Einfriedigungen und Hindernisse wegzutragen. Die irischen Pferde legen bei diesen halsbrechenden Cavalcaden die größte Kraft an den Tag.

Der Graf von Montendre (Institutions hippiques) läßt sich über das englische Jagdpferd folgendermaaßen aus:

„Wenn sich je die gleichsam schöpferische, naturveredelnde Wirksamkeit des „Menschen in einer erfolgreichen Richtung gezeigt hat, so geschah dieß in der „Züchtung des englischen Jagdpferdes. Keine andere Gattung von Pferden besitzt „dessen vereinte vorzügliche Eigenschaften, als da sind: Schnelligkeit mit Ausdauer „gepaart, Muth und Folgsamkeit, Gewandtheit und Verstand."

„Sein Wuchs beträgt 15—16 Faust (1,m 50 à 1,m 60); es ist entweder „Dreiviertel- oder Siebenachtelblut. Jedes, irgend gute, Jagdpferd muß zwei „Stunden im Galopp laufen und dabei über alle sich darbietende Hindernisse hin„wegspringen können. Aber den Hunden querfeldein auch nur eine halbe Stunde „lang zu folgen, sind wenige Pferde im Stande."

„Neben der Jagdanstrengung hat das Pferd auch noch den oft sehr weiten „Weg zum Ausgangspunkt der Jagd zurückzulegen und dann den Weg von der „Jagd nach Hause. Um einen Begriff zu geben, wie groß die Zahl der bei den „Fuchsjagden in England verwendeten Pferde sein müsse, genügt es, zu bemerken, „daß es daselbst nicht weniger als 900 Koppel Hunde gibt, die nahe an 1,000000 „Franken Steuern entrichten."

Derselbe Autor bemerkt an einer andern Stelle: „Die Jagdpferde, Pferde, „die zu jedem Dienste tauglich sind, und in deren Adern durchgehend mehr oder „weniger edles Blut fließt, besitzen einen Grad von Vollkommenheit und Vollen„dung, der Nichts mehr zu wünschen übrig läßt."

Dem deutschen Landwirthe, der etwa dieses liest, bemerken wir, daß diese herrlichen und theuern Pferde von den englischen Landwirthen (Pächtern) gezüchtet werden, und daß ein gutes Jagdpferd zugleich ein vortreffliches Arbeitspferd ist! Allein die englischen Pächter haben auch zu ihrer Verfügung die reine, constaute Yorkshire-Race, während uns eine reine, in sich selbst fortgezüchtete Pferderace durchaus mangelt.

8. Das Dienstpferd.

Das Dienstpferd, hackney der Engländer, eigentlich ein Miethpferd, das zu allen möglichen Diensten vermiethet wird und woher auch sein Name kommt, haben wir in Deutschland nicht. Es dient in England dem Landwirth auch als Reitpferd, sowohl bei Vergnügungs- als Geschäftsreisen. Es ist ein Jagdpferd von geringerer Größe als das gewöhnliche; von gedrungenem, niederem, weniger edlem, aber starkem, vierschrötigem Baue, besitzt es weniger Feuer als das Jagdpferd, übertrifft es aber an Geduld und Ausdauer. Sein Körper ist im Ganzen breit, seine Gliedmaßen fest und dauerhaft; es ist recht eigentlich das Pferd, das

bei uns fehlt, und das wir unsern Landwirthen wünschen. Der französische leichte Percheron wäre, nach unserer Ansicht die beste Grundlage, um durch Kreuzung mit Halbblutpferden, dasselbe hervorzubringen.

9. Das Schulpferd.

Das Schulpferd spielte in dem letztverflossenen Jahrhunderte eine große Rolle unter den Pferden, und die Werke über Pferdezucht aus jener Zeit behandeln es ausführlich. Heut zu Tage ist es fast ganz verschwunden — oder es wird nicht mehr davon gesprochen. Die besten und berühmtesten Schulpferde waren die spanischen aus Andalusien, und die französischen aus Limousin; beide Racen waren orientalischer Abkunft.

Die englischen Pferde, die nun zur Mode geworden sind, taugen am allerwenigsten für diesen Gebrauch. Man verlangt von dem Schulpferde keine besondere Kraft, sondern hauptsächlich Eleganz, Gewandtheit, Leichtigkeit, Gelehrigkeit und Folgsamkeit.

10. Das Reitpferd und das Damenpferd.

Das Reit- und das Damenpferd werden nicht eigends für ihre Bestimmung gezüchtet, sondern es sind Pferde, die man nach Geschmack und Bedürfniß auswählt. Sie dürfen von kleiner oder mittlerer Größe sein, müssen Eleganz besitzen, Kopf und Schweif hoch und schön tragen. Die Gliedmaßen müssen Sicherheit mit Leichtigkeit in ihren Bewegungen paaren. Sie sollen ferner von sanftem Charakter sein, gehorsam, geduldig, mehr oder weniger ruhig, je nach dem Geschmacke der Person, für die sie bestimmt sind.

11. Das Saumpferd.

Das Last- oder Saumpferd, zum Tragen von Waaren auf dem Rücken bestimmt, da wo kein anderer Transport möglich ist, muß natürlich immer mehr verschwinden, je mehr die Verbindungswege überall besser werden. Zum Transport von Waaren über die Alpen nach Italien bediente man sich vor noch nicht langer Zeit der Saumpferde. Jetzt gibt es sehr schöne Straßen, die über die Alpenkette führen, und auf denen der Transport leichter mittelst Wagen bewerkstelligt wird. Zu allen andern kleinern Transporten bedient man sich mit mehr Vortheil des Esels, der zu diesem Zwecke des Tragens von Natur aus viel besser gebaut ist, als das Pferd.

12. Der Klepper.

Der Klepper ist ein geringes Reitpferd, dessen Verdienst hauptsächlich in einer schnellen für den Reiter nicht ermüdenden Gangart besteht, mit der Genügsamkeit und Ausdauer verbunden sein soll. In Deutschland waren sie nie besonders in Aufnahme. Man spricht häufig von den spanischen Klepper; auch im westlichen Frankreich in der Normandie waren sie früher sehr gemein, werden jedoch auch in beiden Ländern immer seltener.

13. Der Harttraber. (Taf. VII.)

Die Harttraber bilden eine eigenthümliche Art von Pferden, die ursprünglich in Holland entstanden sind und nun auch in Rußland gezüchtet werden. Die natürliche Beschaffenheit Hollands, seine schönen, ebenen Straßen, seine zahlreichen Kanäle, die im Winter, wenn sie zugefroren, mit zahllosen Schlitten bedeckt sind, ließen nach und nach eine Pferderace bevorzugen und ausbilden, welche im Trabe eine große Schnelligkeit an den Tag legte. Die Harttraber werden im Winter an Schlitten, im Sommer an leichte Wagen gespannt. In den übrigen Gangarten zeichnen sie sich durch nichts Bemerkenswerthes aus. Im Schritt gehen sie leicht und schnell und greifen dabei weit aus; ihr Galopp ist hart und kurz; ihr Trab ist aber merkwürdig und charakteristisch. Sie heben die Füße viel höher auf, als die englischen Pferde, die Vorderbeine strecken sich beim Aufheben nicht vorwärts, wie beim Renner, sondern das Bein wird durch eine Beugung des Kniees in der Köthe stark gebogen, so daß es fast den Leib des Pferdes berührt.

Im gestreckten Trabe folgen sich die Bewegungen so schnell aufeinander, daß man sie fast nicht unterscheiden kann, und doch bewahren sie dabei eine vollständige Sicherheit des Laufs. Sie haben viel Athem und können diesen schnellen Trab weit länger aushalten als ein englisches Pferd seinen Galopp.

Wenn man einen Traber seine volle Geschwindigkeit entfalten lassen will, so spannt man ihn einzeln an eine Droschke und läßt ihn zur Seite durch einen Jockey auf einem englischen Pferde im Galopp so begleiten, daß das englische Pferd immer um eine halbe Kopflänge voraus ist. Auf diese Weise werden besonders die jungen Traber behandelt, um sie zur vollständigen Entwickelung ihrer Kraft zu gewöhnen.

Die besten Traberpferde sind jetzt in Rußland. Sie sind durch den Grafen Orlow gezüchtet worden auf seinem so vortrefflich geleiteten Gestüte, das früher in Ostrowa bei Moskau war, und seit 1778 nach Chränowoi, im Bobrow'schen Kreise des Woronesch'schen Gouvernements verlegt ist. Im Jahr 1845 wurde

das Gestüt für die kaiserlich russische Regierung angekauft. Friedr. Unterberger, Professor und Collegienrath an der Veterinärschule zu Dorpat, gibt uns darüber folgende interessante Nachrichten.

Der Stammvater der Orlow'schen Traberrace ist Smetanka, ein arabischer Hengst, der im Jahr 1775 mit noch 11 andern arabischen Beschälern für das Orlow'sche Gestüt im Orient angekauft wurde. Der erste eigentliche Traberhengst hieß Barß und stammte von einer holländischen Stute her. Die holländische Traberrace scheint also blos durch arabisches Blut verbessert worden zu sein.

Das Orlow'sche Traberpferd (Tafel VII.) ist 15—16 Faust hoch, es hat kräftige, dabei doch proportionirte Formen. Der Kopf hat in seiner Bildung etwas mit dem arabischen Pferde gemein, der Hals ist stark aber wohlgeformt, der Widerrist trocken, Rücken und Lenden breit, das Kreuz lang, in der Regel mehr oder weniger abschüssig, zuweilen etwas gespalten. Die Schulterblätter liegen schief und sind mit strammen, deutlich markirten Muskeln versehen. Die Unterarme der vordern Beine sind kräftig und lang, die Schienbeine dagegen kurz. Die Nachhand ist besonders stark entwickelt, die Schenkel breit, lang und dick, die Schienbeine auch hier sehr kurz. Die Fessel sind eher kurz als lang, die Hüfte breit, aber wohlgeformt. Der Schweif und die Mähne sind in der Regel vollharig und lang. Viele haben einen starken Behang hinter dem Fesselgelenk; bei einigen beginnen lange Haare schon in der Kniekehle oder hinter und unter dem Sprunggelenke. Die Schimmelfarbe kommt häufig vor.

„Beim Schritte," sagt Unterberger, überholt jedesmal die Spur der hintern, „jene der vordern Extremität. — Beim Trabe ist dieß noch viel mehr der Fall, „und nur dadurch läßt sichs erklären, wie der rasche Traber, nachdem alle vier „Extremitäten ihre Action vollendet haben, jedes Mal eine Strecke von drei „Körperlängen und mehr, und überhaupt eine Entfernung von drei Werst (unge„fähr eine Stunde) in fast vier und ein halb Minuten zurückzulegen im Stande ist.

„Die vortheilhaften mechanischen Verhältnisse der Orlow'schen Traber sind „vorzugsweise zu suchen in den Dimensionen des Brustkorbes, in der langen, mehr „abschüssigen Croupe, in der Stellung und Befestigung der Extremitäten und in „den langen Unterarmen der vordern und den langen Hosen der hintern Extre„mitäten."

Drittes Kapitel.

Körperbau des Pferdes.

Anatomie und Physiologie.

Ehe wir zu den eigentlichen Lehren der Zucht und der Ernährung des Pferdes übergehen, halten wir es für wesentlich eine kurze Beschreibung des Pferdekörpers zu geben und in wenigen Zügen eine Darstellung der Funktionen der einzelnen Theile desselben zu versuchen. Wir machen auf Vollständigkeit und erschöpfende Gründlichkeit keinen Anspruch. Diese Materie ist so umfangreich, daß sie natürlich in einem Werke, wie das gegenwärtige, nicht vollständig abgehandelt werden kann. Wir heben nur so viel daraus hervor, als nothwendig sein möchte, um sich ein Bild von der Organisation des Pferdes überhaupt machen zu können. Dieß halten wir aber für so wesentlicher, als viele Vorurtheile und selbst mancher Aberglaube nur dadurch wirksam zu bekämpfen ist, daß man über die Einrichtung der thierischen Maschine klare Anschauungen verbreitet. Ebenso kann auch der Werth eines Pferdes in Bezug auf seine Leistungsfähigkeit nur dann gehörig gewürdiget werden, wenn man weiß, wie die einzelnen Körpertheile mit dem ganzen Baue zusammenhängen, und welchen Einfluß sie je nach ihrer besondern Beschaffenheit und Bildung darauf üben, und mehr oder weniger dessen Kraft und Beweglichkeit stützen und heben.

Betrachten wir zuerst das Knochengerüste eines Pferdes oder dessen Skelett (Tafel X.), so läßt sich dasselbe auf den ersten Blick füglich eintheilen in den Kopf, den Rumpf und die Gliedmaßen.

Der Kopf ist unstreitig der edelste und wichtigste Theil des Pferdes, wie eines jeden Thierkörpers überhaupt. In ihm haben das Gehirn, sowie die Organe des Gesichtes, Gehörs, Geschmacks und Geruchs ihren Sitz. Deßwegen ist er aus großen und starken Knochen zusammengesetzt. Den größten und obersten Theil des Kopfes nimmt der Hirnschädel mit den Gesichtsknochen ein; der untere Theil ist der sogenannte untere oder hintere Kiefer (Tafel X k. Unterkiefer); er ist von dem vordern und obern Theil durch die Maulhöhle getrennt und mit ihm durch ein Gelenk verbunden, so daß er sich auf und nieder und auch etwas seitwärts bewegen kann.

Obgleich der Schädel und die Augenknochen eine zusammenhängende Knochenmasse bilden, nur durch sogenannte Näthe getheilt, welche bei jungen Pferden deutlich wahrnehmbar, bei alten Pferden aber verwachsen sind, haben doch die Anatomen den einzelnen Theilen dieses Knochenbaues verschiedene Namen gegeben. Sie unterscheiden nämlich:

2 Stirnbeine (Tafel X. a),
2 Scheitelbeine (b),
2 Schläfebeine (c) und
1 Hinterhauptbein (d).

Im Innern des Kopfes sind das Keilbein und Siebbein vorhanden.

Diese Knochentheile entsprechen den gleichnamigen Theilen des Kopfes, deren Grundlage sie ausmachen.

Ferner enthalten die Knochen des Kopfes:

2 Nasenbeine (e),
2 Oberkieferbeine (f),
und zwischen diesen:
2 Zwischenkieferbeine (g),
2 Jochbeine (h) und
2 Thränenbeine (i),
1 Unterkieferbein (k).

Im Innern befinden sich endlich (auf unserer Abbildung nicht sichtbar):

4 Nasenmuscheln,
2 Gaumenbeine,
1 Pflugscharbein und
1 Zungenbein.

Es leuchtet wohl von selbst ein, daß wenn von zwei gleichnamigen Knochen die Rede ist, der eine derselben auf der linken und der andere auf der rechten Seite des Kopfes liegt.

Von dem Hinterhauptbein anfangend zieht sich eine lange feste Knochensäule durch den obern Theil des Skeletts hin.

Diese Säule, Wirbelsäule genannt und bei allen sogenannten Wirbelthieren vorhanden, bildet die Grundlage des Rumpfes, ja so zu sagen des ganzen Thierkörpers. Sie besteht aus vielen einzelnen aneinandergereihten, kunstreich zusammengefügten Knochen, Wirbel genannt, die dem ganzen Gerippe Festigkeit geben und ihm zugleich Beweglichkeit gestatten. Sämmtliche Wirbel sind mit aufwärts gerichteten, mehr oder weniger hervorstehenden Knochenfortsätzen versehen, an denen die Muskeln befestigt sind; im Innern sind die Wirbel der Länge nach durchhöhlt und die Wirbelsäule bildet deßwegen eine Röhre. Die sieben ersten Theile der Wirbelsäule, vom Hinterhauptbein an gezählt, heißen die Halswirbel (A) und bilden die Grundlage des Halses. Der erste Wirbel hat den besondern Namen Träger oder Atlas (1), weil der Kopf gleichsam auf ihm ruht; der zweite heißt die Achse (2) oder der Dreher, die übrigen fünf werden nach der sie treffenden Zahl benannt. Bei manchen Thieren

gestatten die Halswirbel nur eine auf- und niedergehende Bewegung, wie beim Schweine; bei dem Pferde dagegen ist der Hals noch seitlich bewegbar.

Die folgenden 18 Wirbel heißen die Rückenwirbel (B); sie bilden die Grundlage des Rückens und des Widerristes. Die Stachelfortsätze der einzelnen Wirbel sind hier am größten; sie werden, wie die Figur zeigt, bis zum fünften Wirbel, der größten Höhe des Widerristes, länger und nehmen dann bis zum elften wieder ab. Von da bis zum achtzehnten sind sie sich gleich.

Auf die Rückenwirbel folgen die sechs Lendenwirbel (C) und nach diesen die Schwanzwirbel (D), 18 an der Zahl. Von diesen sind jedoch nur die 6 ersten noch wirkliche Wirbel oder diesen ähnlich gestaltet; die andern sind bloße Knochenkörper, die durch Knorpel unter sich verbunden sind.

Die Rückenwirbel haben außer den aufwärts stehenden Stachelfortsätzen zu jeder Seite eine Vertiefung, in welcher der Gelenkknopf einer Rippe liegt und zwar so, daß je zwischen zwei Rückenwirbel eine Rippe zu stehen kommt, und die Gelenkvertiefung eigentlich von zwei Wirbeln gebildet wird.

An den Lendenwirbeln hören die Rippen auf und es befinden sich an denselben zu jeder Seite horizontalliegende Querfortsätze, welche gewissermaßen kurze, aber unbewegliche Rippen darstellen. Die ganze Wirbelsäule (Tafel XI. 18—22) hat, wie bereits bemerkt, in ihrem Innern eine durch alle Theile, die letzten 12 Schwanzwirbel ausgenommen, durchgehende Höhle oder Röhre, welche mit der Gehirnhöhle des Kopfes in Verbindung steht. In dieser Höhle liegt das sogenannte Rückenmark (Tafel XI. 24), welches von gleicher Beschaffenheit wie das Hirn ist und mit demselben unmittelbar zusammenhängt.

Wir haben oben gesagt, daß die Rückenwirbel zur Seite Vertiefungen darbieten, zur Aufnahme des Gelenkknopfes der Rippen. Da wir nun 18 Rückenwirbel zählen, zählen wir folglich auch ebensoviel oder 18 Rippen auf jeder Seite. Die vordern 8 Paare heißen die wahren und die übrigen 10 Paare die falschen Rippen. Wenn wir von einem Paar Rippen sprechen, so meinen wir natürlich zwei sich gegenüberliegende Rippen, eine auf der linken, die andere auf der rechten Seite.

Die wahren Rippen sind an ihrem untern Ende mit dem Brustbeine durch Knorpel verwachsen, das Brustbein (Tafel X. G) zieht sich unten zwischen den Rippen her, erhebt sich vorne, wird etwas dicker und bildet hier den Habichtsknorpel. Die dünne, fast schwammige Beschaffenheit des Brustbeines, sowie die Verbindung desselben mit den Rippen durch Knorpel, gestattet letztern und mithin dem durch die Rippen gebildeten Brustkorb hinlängliche Beweglichkeit, um sich beim Athmen zu erweitern und zu verengern, ohne daß eigentliche Gelenke vorhanden wären. Größere Beweglichkeit besitzen indeß die 10 Paar falsche Rippen, welche an ihrem Ende durch einen Knorpel jedesmal mit der unmittelbar vor ihr liegenden Rippe

verbunden sind und zwischen sich, hinter dem Brustbein, einen Raum lassen, der die Gegend des Bauches ausmacht.

An dem Theile des Rückgrates, wo die Lendenwirbel aufhören und die Schwanzwirbel anfangen, befinden sich mehrere mit einander verknöcherte Wirbel, welche das Kreuzbein heißen, an diese schließen sich links und rechts die Beckenknochen an. Sie sind nicht durch ein Gelenk an den Rückgrat befestigt, sondern blos durch einen Knorpel mit ihm verwachsen. Sie bilden den zu beiden Seiten hervorragenden Theil oder die Hüfte und die hinten zu beiden Seiten des Schwanzes und etwas tiefer als dieser liegende Sitzbeine.

Die Beckenknochen sind eigentlich eine einzige, aus drei Knochen bestehende Masse, welche unter sich durch Näthe verwachsen sind, gleich den Knochentheilen des Kopfes. Man hat diesen Knochentheilen Namen gegeben und heißt sie: das Darmbein (3), welches die Hüften bildet, das Sitzbein (4), welches den hintern Theil ausmacht und das Schambein (5), d. i. der untere Theil. Die Schambeine beider Seiten laufen zusammen und sind mit einander verwachsen.

Die Theile des Skeletts, welche wir bisher aufgezählt haben, bilden zusammen den Kopf mit dem Rumpfe des Thierkörpers. Wir haben gereits gesagt, daß der Kopf die edelsten Organe der Thiere einschließt, das Gehirn mit den Werkzeugen der Sinne. Nicht minder wichtig sind die Theile des Körpers, welche durch die Rippen und Beckengliedmaßen ihr Gehäuse und ihre Umhüllung empfangen; nämlich die Organe des Athmens, der Verdauung und der Fortpflanzung. Wir werden später diese Organe einer nähern Betrachtung unterziehen.

An dem Rumpfe sind die Gliedmaßen befestiget. Die hintern Gliedmaßen verbinden sich durch ein Gelenk mit den Beckenknochen; die vordern Gliedmaßen sind an den Schulterblättern (6) befestigt. Letztere liegen in mehr oder minder schiefer Richtung frei über den vordern, kurzen Rippen und dienen gleichsam noch dazu die edeln, in dem Brustkasten verborgenen Organe, Herz und Lunge, zu schützen; sie sind platte, dünne, breite Knochen, die nur durch Bänder und Muskeln mit dem Rumpfe verbunden sind. Ihre festere und bequemere Haltung finden diese Muskeln an einer auf der Mitte des Schulterblattes der Länge nachlaufende, erhöhte scharfe Kante oder Rippe, welche die Quergräthe (o) heißt.

Nach dem Schulterblatte folgt an den vordern Gliedmaßen das Arm- oder Querbein (7); es bildet mit dem Schulterblatte einen je nach Verschiedenheit der Race mehr oder weniger großen Winkel und ist an seinem obern Ende durch ein Gelenk, auf seiner ganzen Länge aber durch starke und dicke Muskeln mit demselben verbunden.

Auf das Armbein folgt das Vorarmbein (8), dann das Schienbein (9), das Fesselbein (10), das Kronbein (11) und das Hufbein (12). Zwischen

dem Vorarmbein und dem Schienbein liegt das Knie (12), das aus mehreren einzelnen, kleinen Knochen zusammengefügt ist, um diesem Gliede seine Beweglichkeit zu verleihen.

Das Vorarmbein besteht eigentlich aus zwei Knochen, der Speiche (8), welche den Hauptstamm des Gliedes ausmacht, und dem Ellenbogenbein (p). Letzteres reicht nur bis zur Mitte der Speiche herab, geht aber am obern Ende über dasselbe hinaus. Es wird durch diese Lage des Ellenbogenbeines ein doppelter Zweck erreicht; erstens bietet die obere Spitze des Ellenbogenbeines einen zweckmäßigen Befestigungspunkt für die Muskeln dar, welche nach dem Schulterblatte hinaufgehend aus dem Vorarmbein einen kräftigen Hebel macht, der seinen Stützpunkt in dem Gelenke des Querbeines hat; zweitens verhindert er ein Ueberschnappen, d. h. eine allzu große Beweglichkeit des Gelenkes, indem sich die Verlängerung des Ellbogenbeines an das Querbein anlegt. An dem hintern Ende des Querbeines befindet sich ein Ausschnitt, wodurch eine allzu große Beschränkung der Bewegbarkeit vermieden wird. Das Knie (q) besteht, wie bemerkt, aus mehreren einzelnen Knochen, die in zwei Reihen über einander liegen und eigene Namen tragen, welche hauptsächlich ihrer äußern Gestalt entnommen sind. In der obern Reihe liegen: das Hackenbein, das vieleckige, das keilförmige und das würfelförmige Bein, in der untern Reiche: das kegelförmige, das kahnförmige und das erbsenförmige Bein.

Das Hackenbein (f) liegt außerhalb des Gelenkes, gleichsam frei auf der hintern Seite der Knochengruppe und dient hauptsächlich als Rolle, über welche eine Sehne zu dem Schienbein herabläuft.

Das Schienbein (9) trägt, beinahe wie das Vorarmbein, zwei kleinere, oben breite, unten spitze Knochen zu beiden Seiten, welche die zwei Griffelbeine heißen. Sie dienen dazu oben das Gelenk stärken zu helfen und den Muskeln und Sehnen mehr Haltpunkte zu bieten.

Am untern Ende der Schienbeinröhre, an dem Fesselgelenke, findet man zwei kleine würfelförmig eckige Knochen, die sogenannten Sesambeine (s), welche gleich dem Hackenbeine dazu dienen, die Sehnen nach dem folgenden Gelenktheile hinüberzutragen, ohne daß diese die Bewegung des Gelenkes hindern, wie solches der Fall wäre, wenn sie unmittelbar über dasselbe weggingen. Uebrigens wird die Kraft der Sehnen auch dadurch vergrößert, daß durch das Sesambein der Winkel, den die Sehnen bilden, verkleinert wird.

Zwischen dem kurzen, nach vorne schief stehenden Fesselbeine (10) und dem leichten, porösen, die Grundlage des Hufes ausmachenden Hufbeine (12) liegt das Kronenbein (11), ein kurzer fast würfelförmiger Knochen und eigentlich nur ein vermittelndes Glied. Hinter dem Hufbeine liegt, von der Masse des Hufs eingeschlossen, das Strahlbein. Es hat die Gestalt eines Weber-

schiffchens, liegt quer in der Oeffnung des Hufes und vertritt, gleich dem Hackenbein des Kniees und den Sesambeinen des Schienbeines, die Stelle einer Rolle, über welche die Sehnen laufen, die das Hufbein bewegen.

Dieses sind die Knochentheile der vordern Gliedmaßen; diejenigen der hintern sind ihnen ähnlich. Von oben angefangen hat man das Backbein oder Oberschenkelbein (13), das Unterschenkelbein (14), das Schienbein (9), das Fessel- (10), das Kronen- (11) und das Hufbein (12).

Die vier letzten sind den gleichnamigen der vordern Gliedmaße ganz ähnlich gebaut.

Das Oberschenkel- oder Backbein (13) ist durch ein einfaches Kopfgelenk mit den Hüftknochen, außerdem aber auch noch durch starke Bänder mit denselben verbunden. Zur Befestigung der Muskeln ist es auf seiner Oberfläche mit mehrern Höckern oder Fortsätzen versehen, die man Umdreher heißt, um anzudeuten, daß sie den Muskeln einen Anhaltspunkt zum Drehen des Gelenkes darbieten.

An dem untern Ende und zwar auf der vordern Fläche des eben genannten Oberschenkel- oder Backbeines liegt in einer flachen Gelenkgrube die Kniescheibe (t) ein fast würfelförmiger Knochen, der ebenfalls wieder, gleich dem Hackenbein und den Sesambeinen der vordern Gliedmaße, die Funktionen einer Rolle versieht, mittelst welcher die Kraft der Sehnen auf das nächstfolgende Glied fortgeleitet wird, ohne das Gelenk in seinen Bewegungen zu hindern.

Das Unterschenkelbein (14) trägt hinten auf seiner äußern Fläche einen kleinen spitzen Knochen, fast gleich dem Ellbogenbein des Vorarmbeins der vordern Gliedmaße, nur daß er nicht wie dieses über das obere Ende des Knochens hinausragt. Er hat wohl keine andere Bestimmung als den Muskeln und Sehnen bessere und bequemere Haltpunkte zu verschaffen, als dieß der Gelenkknochen selbst gewähren könnte. Wirklich zieht sich auch ein starkes und festes Band, oberhalb der Kniescheibe beginnend quer über das Gelenk und befestigt sich an diesem sogenannten Waden- oder kleinen Schenkelbein (u).

Zwischen dem Schenkelbein und dem Schienbein liegen mehrere kleinere verschiedenartig geformte Knochen, welche das Sprunggelenk (v) ausmachen. Diese Knochen heißen das Fersenbein (w), das Rollbein (x) das große und das kleine Kahnbein, das piramidenförmige Bein und das Würfelbein. Durch diese mehrfache Zusammensetzung ist dem Sprunggelenke, als einem der wichtigsten Gelenke des ganzen Körpers, Beweglichkeit und zugleich Festigkeit und Stärke verliehen. Die Kraft, welche den Körper vorwärts trägt, geht hauptsächlich von diesem Gelenke aus, und bei dem Sprunge, dem Bäumen und dem Galopp des Pferdes ruht das ganze Gewicht des Körpers auf dem Sprunggelenke. Das Rollbein (x) dient hauptsächlich zur Vermittelung

der Bewegung des Gelenkes; es hat die Form, welche durch seine Benennung angedeutet ist, nämlich die einer Rolle. Hinter ihm steht das Fersenbein (w); es überragt das Rollbein um ein Bedeutendes; seine Verlängerung bildet, ähnlich dem Ellbogenbein der vordern Gliedmaße, einen Hebel, an dem die sogenannte Achillessehne befestigt ist, jene Sehne, welche hauptsächlich den hintern Gliedmaßen die erforderliche Stärke verleiht.

Die übrigen Knochen des Sprunggelenkes dienen dazu, die Bewegung derselben leichter zu machen und zugleich nachtheilige Erschütterungen zu verhüten.

Die andern Theile der hintern Gliedmaße sind denjenigen der vordern Gliedmaße so ähnlich gebaut, daß wir sie füglich übergehen können. Nur wollen wir bemerken, daß die hintern Schienbeinknochen etwas länger als die vordern sind.

Wir haben hier mehrere Male von Gelenken gesprochen; und darüber mag eine nähere Erläuterung am Platze sein. Es gibt zweierlei Gelenke: nämlich solche, welche eine Bewegung nach allen Seiten hin gestatten, und solche, welche nur die Bewegung und Streckung in einer Richtung, vor- oder rückwärts erlauben. Die erste Gattung pflegt man freie Gelenke, die zweite Wechselgelenke zu nennen. Bei den freien Gelenken ist der eine, meistens feststehende oder größere Knochen mit einer runden Vertiefung, der sogenannten Pfanne, versehen, in welcher sich der genau hineinpassende Gelenkknopf des andern Knochens bewegt. Bei den Wechselgelenken haben die aufeinander sich bewegenden Knochenenden die Form von eingeschnittenen Rollen, wodurch das Ausgleiten der Knochen zur Seite verhindert wird.

Alle Gelenke sind mit Bändern umgeben, welche eine Art Kapsel bilden. Die Kapsel hüllt das Gelenk luftdicht ein und enthält zugleich eine ölige Flüssigkeit, das sogenannte Gelenk- oder Gliedwasser (Synovia), welche die Reibung der Knochentheile verhindert und einer Entzündung derselben vorbeugt. Bei einigen Gelenken, bei welchen die Bewegung besonders stark ist, befindet sich noch ein Knorpelkissen zwischen den beiden sich aufeinander bewegenden Enden.

Obgleich, wie gesagt, alle Glieder oder Gelenke durch Bänder zusammengefügt sind, so sind es doch keineswegs die Bänder allein, welche die beiden Glieder zusammenhalten; namentlich nicht bei den freien Gelenken, welche nur durch einen Knopf und Pfanne vereinigt, ein Drehen und Bewegen nach allen Richtungen gestatten müssen. Es wäre auch in der That kaum denkbar, daß die Knochenenden durch Bänder, die ohnehin dehnbar sein müssen, fest genug herangezogen werden könnten, so daß sie sich genau in die Formen der Gelenke einfügten und der Gefahr eines Auseinandergleitens begegneten, ohne auf der andern Seite einen allzugroßen Druck auszuüben. Durch den Umstand, daß die freien oder Kopfgelenke durch Kapseln eingeschlossen werden, die mit einer öligten Flüssigkeit angefüllt sind, wird dieser Zweck der Zusammenkoppelung auf eine

viel einfachere und sichere Weise erreicht. Durch die Füllung der Gelenkkapsel mit dieser Flüssigkeit ist nämlich alle Luft vom Innern des Gelenkes ausgeschlossen und es ist nun der Druck der äußern atmosphärischen Luft auf das Glied selbst, welcher das Gelenk zusammenhält. Bei der genauen, luftausschließenden Ineinanderfügung der Gelenktheile, der Pfanne und des Gelenkknopfes ist es möglich die Kapsel des Gelenks und alle Sehnen und Bänder zu durchschneiden, ohne daß das Gelenk auseinander fällt, wenn man auch das Glied frei hängen läßt. Bohrt man aber, wie dies bei Versuchen über diesen Gegenstand geschehen ist, ein Loch durch den Knochen in die Gelenkpfanne selbst, so bringt unmittelbar die Luft hinein und das Gelenk fällt auseinander. Macht man diesen Bohrversuch ohne vorher die Gelenkbänder und Kapseln zu durchschneiden, so fällt das Gelenk so weit auseinander, als es die Sehnen und Bänder der Umhüllung des Gelenkes zugeben, immerhin weit genug, um eine willkürliche Bewegung des Gliedes unmöglich zu machen. An dem menschlichen Körper hat man berechnet, daß der Druck, den die Atmosphäre auf eines der Beine ausübt, und mit welchem es gegen das Hüftgelenk gedrückt wird, 22 — 25 Pfund beträgt, während ein Bein im Durchschnitt nicht mehr als 18 — 20 Pfund schwer ist. Der Druck der Luft ist deßwegen mehr als hinreichend, und es bedarf durchaus keiner Anstrengung der Muskeln, um das Gelenk in seiner Pfanne zu erhalten.

Die Bewegung der Knochen und Gelenke wird durch die Muskeln hervorgebracht. Die Muskeln sind das, was wir im gewöhnlichen Leben Fleisch nennen. Sie sind nichts anders als Bündel von Fleischfasern, die die Fähigkeit haben, sich zu verkürzen und zu verlängern und so den Knochen bald anzuziehen oder zu nähern, bald wegzustoßen oder zu entfernen. Die Kraft der Muskeln hängt von ihrer Beschaffenheit und ihrer Masse ab. Je fester und derber die Muskeln sind, desto energischer ist ihre Wirkung, und je dicker und länger sie sind, desto größer ist ihre Kraft. Die Länge der Muskeln ist durch den Bau des thierischen Körpers begrenzt und sie stehen immer mit der Beschaffenheit desselben in richtigem Verhältniß. Edle Pferde sind schlanker, länger gebaut, als gemeine Pferde, ihre Muskeln sind aus diesem Grunde auch länger und dünner, dabei zugleich fester. An den Gliedtheilen, die am Rumpfe und an den Theilen des Rumpfes selbst liegen, wird die Bewegung unmittelbar durch die Muskeln hervorgebracht, dagegen wird auf die Extremitäten, auf die Enden der Gliedmaßen, die Bewegung mittelst der Sehnen übertragen. Die Sehnen sind feste, zähe, biegsame, im trockenen Zustande fast wie Horn aussehende Membranen. Sie werden durch die Muskeln angezogen und tragen so die Bewegung gleich Stricken und Hebeln auf die Knochengelenke über. Da, wo die Beschaffenheit der Glieder, ihre Beweglichkeit und äußere Gestalt, die Anwendung der Muskeln nicht gestattete, bediente sich die Natur der Sehnen. So wird die Bewegung

des Unterarmes und des Unterschenkels zum Theil schon durch Sehnen hervorgebracht; unter dem Knie und dem Sprunggelenke wirken fast ausschließlich nur Sehnen. Man unterscheidet Streck- und Beugesehnen. Wie die Namen andeuten, dienen erstere dazu, die Glieder zu strecken, letztere dazu, sie zu beugen. Man darf übrigens nicht annehmen, daß die Sehnen eine ausdehnende Kraft ausüben und daß sie ein Glied etwa dadurch strecken, daß sie sich verlängern; es wäre dazu eine Starrheit, ein Festwerden der Sehne erforderlich, welches sie nicht besitzen. Die Sehnen werden durch die Muskeln bewegt und äußern ihre Wirkung nur durch Ziehen an den Knochengelenken; indem sie nämlich vor und hinter dem Gelenke herablaufen, können sie das Gelenke beugen oder strecken, je nachdem die vordere oder hintere Sehne angezogen wird.

Wir enthalten uns die Namen, die Zahl und die Lage der einzelnen Muskeln und Sehnen anzugeben; es würde dieß zu weit führen, eine umständliche anatomische Beschreibung verlangen, die wir als zu unsern Zwecken überflüssig, hier übergehen. Es erübrigt uns aber noch eine flüchtige Skizze von der Verdauung und Ernährung, von dem Athmen, und von dem Blutumlaufe zu geben, von solchen Thätigkeiten des thierischen Körpers, welche bei der Pflege und Behandlung der Hausthiere berücksichtigt werden müssen, aber auch an sich schon für das Verständniß der thierischen Organisation so wesentlich sind, daß sie für Jeden interessant sein müssen, der überhaupt Sinn für die Kenntnisse der Natur hat.

Der thierische Organismus bedarf zu seiner Erhaltung einer beständigen Zuführung von Nahrungsmitteln oder Futterstoffen. Diese werden durch die Mundhöhle eingeführt, in den Eingeweiden verarbeitet, die brauchbaren Säfte derselben durch besondere Gefäße aufgesaugt und dem Blut zugeführt, das übrige Unbrauchbare durch den Mastdarm ausgeschieden. Je mehr brauchbare und lösbare Stoffe in dem Futter enthalten sind, desto nahrhafter ist das Futter, und umgekehrt ist es desto weniger nahrhaft, je weniger ausziehbare nährende Bestandtheile dasselbe enthält.

Der ganze Nahrungskanal oder Darmkanal bildet einen langen, dünnen, an beiden Enden offenen Schlauch, der auf den verschiedenen Strecken seiner Ausdehnung bald dicker, bald dünner wird, bald, je nach den Verrichtungen, zu denen er bestimmt ist, eine entsprechende Einrichtung und Form hat. Im Allgemeinen ist er bei den fleischfressenden Thieren kurz, weil in dem Fleische die Bestandtheile, welche der Körper zu seiner Ernährung braucht, in reichlichem Verhältnisse vorhanden sind und deßwegen keine starke Verarbeitung nothwendig ist. Bei den pflanzenfressenden Thieren ist der Kanal viel länger, gewundener, der allgemeine Behälter, der Magen, größer, bei einigen Gattungen sogar mehrfach vorhanden und die Gedärme mit seitlichen Ausstülpungen gleich Säcken versehen, in welchen

die der Verdauung unterworfenen Nahrungsmittel länger verweilen. Das Pferd gehört zu den pflanzenfressenden, seine Gedärme sind deßwegen länger und gewundener als z. B. bei der Katze und dem Hunde, jedoch ist der Magen der bei den Wiederkäuern, dem Schafe und dem Rind, vierfach vorhanden ist, nur einfach.

Der ganze Darmkanal besteht mit Inbegriff des Magens, aus einer dünnen Muskelschicht, die innerlich und äußerlich mit einer zarten schleimigen Haut bekleidet ist. Die äußere Haut ist eine Fortsetzung des Bauchfells, welches den ganzen innern Raum der Bauchhöhle auskleidet, und in dem die Eingeweide gleichsam aufgehängt sind. Die innere Haut von der äußern verschieden gebildet, ist der Sitz der großen Menge feiner Gefäße, welche theils die in den Gedärmen zubereiteten Nahrungssäfte einsaugen, theils die Absonderung anderer Säfte, ohne welche die Verdauung nicht vollständig stattfinden könnte, vermitteln.

Durch das Kauen und Zermalmen des Futters zwischen den Backzähnen wird die Verdauung desselben vorbereitet; es sondert sich zugleich während des Kauens im Maule eine schleimige Flüssigkeit, der Speichel, ab, vermengt sich mit der Masse, macht dieselbe feucht und zum Verdauen geschickt, hüllt die Bissen gleichsam ein und erleichtert so das Hinabgleiten durch den Schlund (21) in den Magen (57).*) Hier geht schon eine bedeutende und wesentliche Veränderung mit den Nahrungsmitteln vor; sie werden zum größten Theil zersetzt und in eine breiartige Masse verwandelt. Dieses Resultat wird jedoch weniger durch Reiben der Magenwände hervorgebracht, wie man lange fälschlich geglaubt hat, als vielmehr durch Beimischung des sauern Magensaftes, welcher von den Magendrüsen der innern Schleimhaut abgesondert wird und die Futtermaße chemisch verändert und auflöst. Die Menge des sich absondernden Magensaftes ist sehr groß; man hat berechnet, daß ein Mensch, welcher 130 Pfund wiegt, täglich nicht weniger als 1⅓ Pfund Magensaft ausscheidet; und wenn die Natur der Nahrungsmittel, welche einer thierischen Organisation gereicht wird, mit der Menge des Magensaftes in geradem Verhältnisse steht, wie wohl anzunehmen ist, so muß bei dem Pferde, das hauptsächlich mit groben Stoffen gefüttert wird, dieselbe noch bedeutend größer sein.

Aus dem Magen gehen die in einen Brei, Speisebrei oder Chymus, verwandelten Nahrungsstoffe in die eigentlichen Gedärme über. Der Ausgang des Magens, der sich allmählig verengert, heißt Pförtner.

Der Darmkanal, d. h. die Gedärme, ungefähr zehnmal so lang als die Länge des ganzen Pferdes von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel, bekommen je nach ihrer Weite und ihrer Lage verschiedene Namen. Unmittelbar

*) Man bittet hier die Tafel XI. zur Hand zu nehmen, auf welche sich die Nummern beziehen, soferne es nicht ausdrücklich anders bemerkt ist.

an den Magen schließt sich der Zwölffingerdarm an, diesem folgt der Leerdarm und dann der Hüft- oder Krummdarm. Diese drei Stücke heißen auch der Dünndarm, weil der Darmkanal hier eng ist, während der darauf folgende Theil, seiner größeren Breite wegen, der Dickdarm genannt wird. Letzterer trägt auf seiner Länge ebenfalls verschiedene Namen. Das Stück unmittelbar nach dem Hüftdarm wird Blinddarm genannt, alsdann folgt der lange und weite Grimmdarm und endlich der Mastdarm (33), der sich mit dem After (34) schließt.

In dem Dünndarm wird zu dem Speisebrei der Ausfluß zweier großer Drüsen beigemengt, nämlich der Ausfluß der Leber (29) und der Bauchspeicheldrüse. Der Ausfluß der Leber ist die Galle, eine grünlichgelbe bitter schmeckende Flüssigkeit, die in großer Menge abgesondert wird. Durch die Galle und den Saft der Bauchspeicheldrüse erleiden die Nahrungssubstanzen eine weitere chemische Veränderung; das Stärkmehl wird in Dextrin und Zucker verwandelt, der Zucker geht nach und nach in Milchsäure über, aus dieser entsteht Buttersäure, womit die Umwandlung der stärkmehlhaltigen Substanzen in Fett vollendet ist. Bei dem weitern Vorrücken der Nahrungsmittel durch die Gedärme kommt zwar noch der Darmsaft hinzu, allein der Hauptzersetzungsprozeß ist vorüber und es bleibt nun Hauptaufgabe des Organismus die so zubereiteten Nahrungssäfte aufzusaugen und sie denjenigen Gefäßen zuzuführen, welche ihre Verwendung im thierischen Körper vermitteln.

Diese Function, nämlich die Auffaugung der Säfte, welche zur Ernährung des Thierleibes bestimmt sind und durch die Verdauung vorbereitet werden, verrichten die Lymphgefäße. Sie sind unendlich feine Saugadern, die sich nicht nur über den ganzen Darmkanal, sondern durch den ganzen thierischen Körper verbreitet vorfinden, sich nach und nach vereinigen, dann gleichsam stärkere Quellen, Bäche und Flüsse bilden und endlich ihren Inhalt durch mehrere Ströme in den allgemeinen großen Strom des thierischen Blutes gießen. Zur Fortbewegung ihres Inhaltes, der Lymphe und des Milchsaftes, sind die Röhren des Lymphsystems gleich einem Pumpenwerke mit Klappen versehen, die sich aufwärts öffnen und abwärts schließen. Bei jeder Welle von Lymphe und Milchsaft, welche in das Blut hinübergeht, öffnen sich alle Klappen des ganzen Systems und die ganze Masse der nährenden Säfte strömt vorwärts. Sobald der Wellenschlag vorüber ist, schließen sich die Klappen, um das Zurückfließen zu verhindern, bis eine neue Welle das Spiel wieder von vorne beginnt.

Wir haben hier von Lymphe und von Milchsaft gesprochen. Letzterer, der Milchsaft, befindet sich in den Gefäßen, welche unmittelbar aus dem Darmkanal ihren Inhalt schöpfen. Der Milchsaft ist von milchweißer Farbe, von welcher er auch seinen Namen hat. Die Lymphe ist wässriger, dünner, gelblich

gefärbt, und wird aus den übrigen Theilen des thierischen Körpers bezogen. Ehe jedoch beide Flüssigkeiten in den Strom des Blutes gelangen, vereinigen sie sich und gießen ihren Inhalt gemischt, in zwei Hauptströmen oder Gefäßen aus. Der eine Hauptstrom oder Hauptstamm heißt der Milchbrustgang, er ist der größte und bedeutendste, weil er die Lymphe und den Milchsaft aus dem größten Theile des Körpers, dem Bauche, den Eingeweiden, den beiden hintern Gliedmaßen und den vordern linken Theilen des Kopfes, Halses, der Brust und der linken vordern Gliedmaße aufzunehmen hat. Der andere, kleinere Stamm, Luftröhrenstamm genannt, führt die Säfte aus den übrigen Theilen herbei, aus der rechten Seite des Kopfes, Halses, der Brust, und aus dem rechten Vorderfuße. Letzterer ergießt seinen Inhalt in die rechte, der erstere in die linke sogenannte Achselvene, eine Ader, welche einen Theil des Blutes aus dem Körper in das Herz zurückführt.

Die Lymphgefäße bilden nach dem, was wir darüber angedeutet haben, ein Netz, das sich mit seinen Maschen durch den ganzen Körper verbreitet und alle Gewebe durchdringt. Eine Eigenheit hat übrigens dieses Gewebe noch, die wir nicht übersehen dürfen. Es vereinigen sich nämlich an vielen Stellen des thierischen Körpers die feinen Röhren dieses Gefäßsystems zu Knoten, die bald kleiner bald größer sind, und Drüsen heißen. Ueber die eigentliche Bestimmung der Drüsen in dem thierischen Organismus ist man nicht vollständig im Klaren, jedoch darf man voraussetzen, daß eine chemische Veränderung des Milchsaftes, wenn auch nur eine unbedeutende, jedenfalls darin vorgeht.

Eine der wichtigsten und interessantesten Erscheinungen des thierischen Körpers ist wohl der Umlauf des Blutes. Schon in den ältesten Zeiten suchte man in dem Blute die Bedingungen des thierischen Lebens und Fortbestehens und alle neuen Forschungen haben nur dazu beigetragen, die Richtigkeit dieser Beobachtung zu bestätigen. Die meisten andern Functionen können durch Krankheitszustände eine Zeitlang aufhören und unterbrochen werden, ohne daß der thierische Körper zu Grunde geht; sobald der Kreislauf des Blutes stockt, aufhört, tritt unfehlbar der Tod ein.

Das Blut ist, wie allgemein bekannt, eine rothe Flüssigkeit. Ebenso bekannt als das äußerliche Aussehen des Blutes, ist die Erscheinung, daß sich frischgelassenes Blut, wenn es eine Zeitlang ruhig steht, in zwei wesentlich verschiedene Theile sondert: den Blutkuchen und das Blutwasser (Serum.) Das Blutwasser ist, wenn man es abgießt, schwarzgelblich gefärbt, und wenn man es chemisch untersucht, findet man in demselben mehrere Salze und Alkalien aufgelöst, namentlich Kochsalz, Kalk, Bittererde und Natron. Der Blutkuchen besteht aus dem Blutplasma und den Blut-Kügelchen. Das Plasma ist nichts anderes als geronnener Eiweißstoff und Faserstoff. Die Blutkörperchen

sind kleine, nur durch ein Mikroskop bei starker Vergrößerung unterscheidbare Scheibchen von rother Farbe die unter andern Substanzen, namentlich Eisen, Kali, Phosphorsäure und Fett enthalten. Die Blutkörperchen verleihen dem Blute die rothe Farbe. Bei entzündetem Blute herrscht in demselben der Faserstoff vor, d. h. das Verhältniß desselben zu den übrigen Bestandtheilen ist größer als gewöhnlich; außerdem scheint dann der Faserstoff zu den Blutkörperchen weniger Anziehungskraft als im gewöhnlichen gesunden Zustande zu besitzen, beide Theile trennen sich viel leichter, die Blutkörperchen senken sich, vermöge ihrer größeren specifischen Schwere, schneller zu Boden und es bildet sich auf der Oberfläche des Blutkuchens die sogenannte Speckhaut, welche in der Thierheilkunde als ein Zeichen der Entzündung angesehen wird. Die gelbliche Farbe der Speckhaut rührt von der Abwesenheit der Blutkörperchen her, denn nur diese verursachen die rothe Farbe des Blutes.

Wenn man die Zusammensetzung des Blutes ins Auge faßt, so findet man in demselben alle Elemente, welche die Chemie bei Zerlegung des thierischen Körpers findet und es darf daraus wohl geschlossen werden, daß das Blut es hauptsächlich, ja wohl einzig ist, was die Entwickelung und Ernährung, das Wachsen und Ausbilden des Körpers vermittelt. Wir haben oben gesagt, daß die Lymphgefäße ihren Inhalt, den sie aus den verdauten Futterstoffen der Eingeweide beziehen, in das Blut ergießen. Das Blut ist demnach der Träger dieser also vorbereiteten Nahrungsstoffe, der Weg auf welchem diese zu den einzelnen Organen und Gliedern gelangen, um sich dort als Zellenstoff zu Muskeln, Sehnen, Fett, Knochen u. s. w. anzusetzen. Das Blut muß deßwegen in dem thierischen Körper in beständiger Bewegung sein, es muß nach allen Theilen des Körpers hinfließen und jeden derselben mit dem ihm zu seinem weitern Ausbaue nothwendigen Material versehen.

Der Sitz der Bewegung des Blutes, d. h. der Sitz der Kraft, welche ihm diese Bewegung mittheilt, liegt in dem Herzen (37). Das Herz ist eigentlich blos ein hohler Muskel, der sich regelmäßig, ohne Zuthun des Willens ausdehnt und zusammenzieht, so lange überhaupt Leben in dem thierischen Körper vorhanden ist. „Das Herz schlägt, das Herz hat aufgehört zu schlagen", sind bekannte Redensarten, welche die innige Beziehung der Bewegung des Herzens zum Leben bezeichnen.

Das Herz kann mit einem Behälter verglichen werden, in dem eine Druckpumpe steht. Die Pumpe treibt das Blut aus dem Behälter in den Körper hinaus, zuerst in großen Strömen, die sich aber bald theilen, mehrere Aeste bilden, sich wieder theilen und endlich in ein feines Gefäßsystem verlaufen, das sich ähnlich dem Milchgefäßsystem durch alle Theile des thierischen Körpers verbreitet. Das Vorhandensein der letzten Endungen dieser Blutgefäße in allen Theilen des

Thierkörpers geht daraus hervor, daß, bei der Verletzung irgend eines fleischigen Theiles desselben gleich Blut herausfließt.

Der durch das Hinauspumpen des Blutes geleerte Behälter — wenn wir unsre Vergleichung beibehalten dürfen — muß natürlich sofort wieder gefüllt werden, wenn das Spiel der Pumpe nicht unterbrochen werden soll. Es muß deßwegen auf anderm Wege wieder ebensoviel Blut zugeführt werden, als auf dem vorgenannten hinausgepumpt wird, und wir sind im Stande, auch ohne Hilfe der Beobachtung auf eine beständig fließende Blutquelle zu schließen, welche diese Bedingung erfüllt. Es liegt schon in der Natur der Einrichtung des thierischen Körpers, daß nicht alles Blut von den Organen verbraucht wird; wir haben auch gesehen, daß nicht alle seine Bestandtheile verwendbar sind; so ist namentlich das Wasser hauptsächlich dazu vorhanden die Flüssigkeit des Blutes zu erhalten. Deßwegen kehrt immer ein Theil des ausgepumpten Blutes mit einem Zufluß neugebildeten Blutes vermehrt, zum Herzen zurück.

Wir haben also zwei Blutströmungen in dem thierischen Körper anzunehmen; eine, die vom Herzen ausgeht, eine **gehende**, und eine, die zum Herzen zurückfließt, eine **kommende**. Letztere beginnt im Gegensatz zu der ersteren, welche im Herzen entspringt, in den feinen Zweigen der verschiedenen Theile des Körpers, welche Zweige sich nach und nach ähnlich dem Lymphgefäßsystem, vereinigen und sich endlich in zwei Armen in den Mittelpunkt der Strömungen oder den gemeinsamen Behälter, das Herz ergießen. Man nennt die Gefäße überhaupt, welche Blut führen, **Adern** und zwar diejenigen, welche das Blut aus dem Herzen hinausführen **Schlagadern**, **Pulsadern** oder **Arterien**, die andern, welche das Blut aus dem Körper zurück nach dem Herzen leiten, **Blutadern** oder **Venen**. Beide Gefäß- oder Adersysteme gleichen, wenn man sie bildlich darstellen will, zwei Bäumen, die auf gemeinschaftlichem Grunde, dem Herzen, wurzeln, deren Aeste und Zweige sich mannigfach in einander verschlingen und mit den äußersten Enden oder Spitzen sich berühren. Das Herz treibt das Blut durch den Stamm des einen Baumes in die Höhe, treibt es durch alle Aeste und Zweige bis es endlich übertritt in die Zweige und Aeste des andern Baumes und durch den Schaft derselben wieder zum Herzen zurückkehrt, wo der Kreislauf vollendet ist, um wieder auf's Neue zu beginnen. Die nämliche Kraft des Herzens, welche den Blutstrom durch die Arterien hinaustreibt, zieht ihn aus den Venen auch wieder an sich. Denn sobald eine Blutwelle aus dem Herzen in die Arterien hinüber getrieben wird, entsteht in dem Herzen ein leerer Raum; und da die Venen sich in diesem Raum öffnen, fließt das Blut derselben dahin, um ihn auszufüllen. Und so vollendet sich denn, auf den sehr einfachen Gesetzen eines mechanischen Pumpwerkes beruhend, das schöne, lebenbedingende Spiel des thierischen Blutumlaufs. Aus den Blutadern oder Venen fließt das Blut langsam und gleich-

mäßig zurück, es fließt aus engern Gefäßen in größere; bei dem Hinaustreiben in die Arterien, aus größern in kleinere Röhren, ist eine stärkere Kraft erforderlich, die Bewegung geschieht ruck- oder stoßweise, und jeder Stoß kann, wenn man die Fingerspitzen auf eine Stelle legt, wo eine Arterie nicht tief unter der Oberfläche der Haut hinläuft, empfunden werden. Man nennt dieses Stoßen oder Schlagen der Arterien, das Pulsiren, oder auch einfach den Puls und deßwegen heißen die Arterien auch Pulsadern. Bei den Pferden fühlt man den Puls am leichtesten an der Kinnbackarterie, da, wo sie auf dem Ranee des Kinnbackens nach dem Kehlgang hinübergeht. (Tafel XII. 20.) Den Schlag des Herzens fühlt man gleichfalls, wenn man die Hand auf die linke Seite in der Gegend der fünften Rippe, unten, ein wenig oberhalb des Brustbeines flach auflegt. Bei gesunden Pferden soll der Pulsschlag, wie der Schlag des Herzens 36 bis 42 mal in einer Minute erfolgen. Bei den gemeinen Racan geht der Pulsschlag etwas langsamer, bei den edeln etwas schneller, so daß man 36 bis 39 Pulsschläge für die gemeinen und 40 bis 42 Pulsschläge als normale Zahl für die edlern Pferde annehmen darf. Geht der Puls schneller, etwa 60- bis 70mal in der Minute, so darf man auf eine Störung in dem regelmäßigen Gange des Blutumlaufs, d. h. auf eine Krankheit, und zwar auf eine entzündliche oder ein Fieber, schließen.

Bei der Durchströmung der feinen Netze des Capillarsystems, das, zwischen dem Puls- und dem Blutadersystem liegend, sich durch alle Organe verästelt und verzweigt, lagert das Blut die Theile ab, welche zur Ernährung, Erhaltung oder Ausbildung derselben dienen. Bei der Rückkehr durch das Blutadersystem führt es die Stoffe mit sich, welche von den Organen ausgeschieden werden, oder zur Ernährung derselben nicht mehr dienen können. Es findet, so zu sagen, ein Austausch zwischen dem Blut und den Organen des Körpers statt; das Blut setzt die brauchbaren Stoffe gegen unbrauchbare oder unnütze ab, und es kommt deßwegen verändert aus dem Körper zurück. Wir haben oben gesehen, daß die Milch- und Lymphgefäße ihren Inhalt dem zum Herzen zurückfließenden Blutstrome zugießen und dadurch den Verlust des Blutes an nährenden Substanzen ersetzen. Allein das reicht nicht aus, um das Blut zur sofortigen Hinaussendung durch die Pulsadern geeignet zu machen, sondern es ist noch eine weitere Vorbereitung dazu nothwendig und diese geht in den Lungen (35) vor sich. Alles Blut wird, ehe es in die Pulsadern und dadurch in den Körper gelangt, zuerst durch dieselben hindurchgetrieben.

Die bewegende Kraft dazu liefert ebenfalls wieder das Herz. Dasselbe ist nämlich in zwei Hälften getheilt. Die eine Hälfte, die linke, treibt das Blut durch die Arterien in den Körper hinaus, die andere, rechte Hälfte, treibt das aus dem Körper zurückgekehrte und veränderte Blut in die Lungen, von wo es

erst wieder in die linke Hälfte des Herzens zurückfließt und von da durch die Pulsadern auf's neue in den Körper hinausgelangt. Die Adern, welche das Blut aus dem Herzen in die Lunge führen, nehmen ganz den Charakter der Pulsadern an, während diejenigen, welche es aus den Lungen wieder zurück in die linke Hälfte des Herzens bringen, eigentliche Venen oder Blutadern sind. In den Lungen verzweigen und verästeln sich die Adern eben so wie in den übrigen Theilen des Körpers und ebenso bilden sich aus diesen feinen, nur durch das Microscop unterscheidbaren Verzweigungen nach und nach wieder größere Blutgefäße, die das Blut in die linke Hälfte des Herzens herüberleiten.

Man pflegt den Lauf des Blutes vom Herzen aus durch den Körper den großen und den durch die Lungen, den kleinen Kreislauf des Blutes zu nennen. Die Zeit, welche das Blut braucht um beide Kreisläufe oder vielmehr den ganzen Kreislauf zurückzulegen, soll angestellten Versuchen zufolge 72 bis 100 Sekunden betragen und sich der Blutumlauf innerhalb 24 Stunden nicht weniger als 1440mal wiederholen.

Das Herz hat, wie wir bereits gesagt haben, zwei Höhlungen oder Pumpenwerke zum Hinaustreiben des Blutes, einerseits in den ganzen thierischen Körper, anderseits in die Lungen. Diese Höhlungen nennt man Kammern und spricht deßwegen von einer linken und einer rechten Herzkammer. Jede derselben hat aber noch eine Vorkammer, oder vielmehr jede Kammer besteht aus zwei Abtheilungen; einer kleinern Kammer, der Vorkammer, und der größern oder eigentlichen Kammer. Jene steht mit dieser in Verbindung durch eine Oeffnung, welche sich mittelst einer Klappe schließt, so oft durch Zusammenziehung der Kammer das Blut durch die Pulsadern hinausgetrieben wird. Sobald der Druck nachläßt, öffnet sich die Klappe und das Blut strömt aus der Vorkammer wieder in die eigentliche Kammer hinüber. Die Vorkammer ist offenbar dazu bestimmt eine größere Menge Bluts zu sammeln und zur Füllung der eigentlichen Kammer in Bereitschaft zu halten. Müßte sich die Kammer durch unmittelbaren Zufluß aus den Adern füllen, so würde nicht in dem entsprechenden Zeitmaße die für die regelmäßige Fortsetzung des Kreislaufes erforderliche Quantität Blutes vorhanden sein, da während der Zusammenziehung der Kammer kein Zufluß statt finden könnte, und das Spiel des wiederkehrenden Leerens und Füllens würde nicht mit der regelmäßigen Abwechslung in der gleichmäßigen Zeitdauer vor sich gehen, welche bei der Einrichtung des thierischen Körpers zu seiner Erhaltung nothwendig ist.

Die Blutadern oder Venen münden also in die Vorkammern und die Arterien oder Pulsadern nehmen ihren Ursprung in den Kammern des Herzens.

Den verschiedenen Aderstämmen, sowohl den Venen als den Arterien, gibt man Namen, die wir aber hier nicht aufzählen, indem wir nicht tiefer ins Einzelne der Organisation eingehen können, und ein bloßes Aufzählen ohne nähere Entwicklung von keinem wesentlichen Nutzen sein würde. Doch müssen wir darüber wenigstens folgendes bemerken: die Adern, welche das aus dem Körper in die rechte Herzkammer zurückgebrachte Blut in die Lungen führen, heißen Lungenarterien, und die Arterie, welche das Blut aus der linken Herzkammer in den Körper hinausleitet, heißt die Aorta (38). Die Lungenvenen bringen das Blut aus der Lunge in die linke Hälfte des Herzens zurück, und die vordere und hintere Hohlader ergießen das aus dem Körper zurückkehrende Blut in die rechte Vorkammer des Herzens. Blutadern oder Venen, welche bei der Behandlung des Pferdes öfter genannt werden, sind die Halsadern, (Tafel XII, 24.) welche zu beiden Seiten des Halses herablaufen und an denen gewöhnlich zur Ader gelassen wird, und die Sporadern (Tafel XII, 48.) zu beiden Seiten des Brustbeines von vorne nach hinten verlaufend.

Ein eigenes System in dem Blutumlaufe bildet die sogenannte Pfortader. Die Gefäße nämlich, welche das Blut aus den Eingeweiden zurückführen, bringen dasselbe, statt es unmittelbar in die großen Hohlvenen zu ergießen, welche zur rechten Vorkammer des Herzens gehen, in die Leber. (Tafel XII, 29.) In der Leber verzweigt sich die Pfortader zu einem feinen Gefäßsystem, gleich den Arterien in den Lungen und in den übrigen Theilen des Körpers, sammelt sich ebenso nachher wieder zu kleinern Zweigen und Aesten, den Lebervenen, und diese endlich führen das Blut wieder in die Hohlvenen zurück. Die Pfortader übernimmt hier gleichsam die Funktionen einer Arterie oder Pulsader, und die aus der Leber zurückführenden Adern bekommen wieder ihre ursprüngliche Natur der Venen. In der Leber scheidet sich, wie wir bereits früher angedeutet haben, eine eigenthümliche, die Verdauung befördernde oder unterstützende Flüssigkeit, die Galle aus, sammelt sich in der Gallenblase und ergießt sich durch den Gallengang in den Zwölffingerdarm.

In den feinen Verästelungen der Arterien, den sogenannten Haargefäßen oder Capillarien, welche ein eigenes System, das bereits oben genannte Capillarsystem bilden und eigentlich den Uebergang aus dem Arteriensystem in das Venensystem ausmachen und auf ähnliche Weise in dem Körper überhaupt, in den Lungen und in der Leber gehen die eigentlichen chemischen und physikalischen Veränderungen des Blutes vor. Das Blut setzt von seinen nährenden Bestandtheilen ab und nimmt dafür andere Stoffe in Empfang, die entweder ausgenützt, oder von den Organen als nicht verwendbar ausgeschieden werden. So bringt das Blut namentlich eine große Menge Kohlenstoff aus den verschiedenen Theilen des thierischen Körpers zurück. Dieser Stoff nun, der den Hauptbestandtheil der

Pflanzen ausmacht, wäre in dem großen Verhältniß, in dem er dem Blute der Venen beigemischt ist, unbedingt schädlich. Bei dem Durchgange durch die Lungen wird aber dieser Kohlenstoff mit der atmosphärischen Luft in Berührung gebracht, von derselben aufgenommen, in Kohlensäure verwandelt und von dem Thiere ausgeathmet.

Die Lunge (35) ist das Hauptorgan des Athmens. Sie ist im Grunde genommen nichts anders als die verzweigte und verästelte Luftröhre, (16, 17. 17) welche sich unter dem Schlunde in der hintern Höhlung des Maules öffnet. Die Luftröhre ist ein aus knorpelichten Ringen bestehender Schlauch; sie theilt sich am untern Ende zuerst in zwei Röhren, von denen jede in einen besondern Lungenflügel führt; jede Röhre theilt sich bald wieder in kleinere Aeste und Zweige und bildet endlich ein feines Traubennetz zwischen dem sich die Verzweigungen der aus der rechten Herzkammer kommenden Arterie verbreiten, dergestalt, daß alle Luftzellen von Blutgefäßen berührt und umschlossen werden. Beim Einathmen füllen sich die Luftzellen mit frischer atmosphärischer Luft. Der Sauerstoff der Luft zieht den Kohlenstoff des Blutes aus den Blutgefäßen herüber an sich und bildet mit demselben die Kohlensäure, welche sodann ausgeathmet wird, um wieder einem frischen Luftzuge Platz zu machen.

Der Kohlenstoff verleiht dem Blute eine dunkle, etwas bläuliche Farbe. Durch Entziehung des Kohlenstoffes wird das Blut heller und röther. Deßwegen ist das Blut, das aus der Lunge kommt und durch die Arterien in den Körper hinausgetrieben wird, von hellrother Farbe, während das Blut der Venen und der Arterie, welche das Blut in die Lunge bringt, dunkel gefärbt ist.

Die Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Sauerstoff ist eine chemische Wirkung, die unter Entwicklung von Wärme vor sich geht, ein Verbrennungsprozeß, wie man zu sagen pflegt, und deßwegen ist der Athmungsprozeß in der Lunge zugleich eine Quelle der thierischen Wärme. Es darf wohl angenommen werden, obgleich es noch nicht ganz streng nachgewiesen ist, daß auch die übrigen Vorgänge der Verdauung und Ernährung, die sich alle mehr oder weniger auf chemische Wechselwirkungen zurückführen lassen, einen mehr oder minder hohen Grad von Wärme entwickeln.

So viel ist durch Versuche und Beobachtung wenigstens nachgewiesen, daß sich in dem Venenblut eine geringe Quantität Kohlensäure befindet, und also im Innern des Körpers, außerhalb der Lunge schon ein Oxidationsprozeß, die Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, stattfindet. Aus diesem nach allen Seiten hin vor sich gehenden chemischen Trennen und Verbinden erklärt sich die fast gleiche Temperatur, welche durch den ganzen thierischen Körper verbreitet ist. Die Gliedmaßen, in denen die Blutgefäße weniger häufig und deßwegen die Zer-

setzung und der Austausch gering sind, verlieren ihre Wärme am leichtesten und werden am ersten kalt, z. B. die Füße und die Ohren.

Das Athmen ist, gleich dem Blutumlauf und der Verdauung eine jener Funktionen, welche ohne Zuthun des Willens vollbracht werden. Die Thiere können zwar den Athem auf Augenblicke zurückhalten, werden aber dann um so schneller wieder beginnen müssen. Im gesunden Zustande steht das Athemholen in einem bestimmten Verhältnisse zu dem Blutumlauf oder dem Schlag des Herzens und es kommen beim Pferde in der Regel 8 — 10 Athemzüge in der Minute vor oder auf je 4 Herzschläge ein Athemzug.

Die Verzweigungen der Luftröhre, so wie jene der Arterie der rechten Herzkammer enden, wie wir bereits berührt haben, in feine microscopische Capillar- oder Haargefäße, welche sich so wechselseitig durchziehen, daß sie sich berühren. Eine unmittelbare Verbindung der Blutgefäße mit den Luftzellen durch Oeffnungen besteht aber nicht, sondern Austausch der Stoffe zwischen dem Blut und der eingeathmeten Luft findet durch die Wandungen der letzten feinen Zellen oder Bläschen statt. Die Beobachtung mit dem Microscope hat diese Thatsache festgestellt, und es widerspräche sogar dem einfachen schlichten Verstande, wollte man die Röhren der blutführenden Arterie unmittelbar in die Capillar-Enden der Luftröhre einmünden lassen! Allein auch für die übrigen Gefäßsysteme nimmt man an, nachdem lange die entgegengesetzte Ansicht herrschend war, daß die letzten feinen Haarröhrchen-Gefäße nicht als offene Röhren in die Organe münden, die sie zu ernähren haben, sondern daß der Uebergang der Flüssigkeit in die Organe selbst, blos unter Durchschwitzen der Zellenwandungen der Capillargefäße vor sich geht. In der wissenschaftlichen Sprache nennt man dieses Durchdringen der Zellenwände, die Endosmose. Die Durchdringlichkeit oder die Fähigkeit des Durchschwitzens kann durch einen sehr einfachen Versuch dargestellt werden. Theilt man ein röhrenförmiges Gefäß in der Mitte durch eine als Zwischenwand quer gespannte thierische Blase in zwei Theile, so ist diese Trennungswand gegen Wasser undurchdringlich und man kann die eine Hälfte mit Wasser füllen, ohne daß solches in die andere Abtheilung hinüber dringt. Füllt man aber die eine Hälfte mit reinem Wasser und die andere Hälfte mit einer Auflösung von Zucker, so wird man nach einiger Zeit bemerken, daß die Abtheilung, welche blos reines Wasser enthielt, einen Zuckergeschmack hat, der so lange zunimmt bis sich der Zuckergehalt in beiden Abtheilungen vollkommen gleich ist. Wo also vorhin keine Spur von Flüssigkeit durchdringen konnte, hat sich nun ein fester Körper im aufgelösten Zustande der andern Flüssigkeit mitgetheilt. Auf ähnliche Weise mag das Arterienblut aus den Capillarröhren in die Organe des Körpers hinübertreten, und ebenso die verbrauchten auszuscheidenden Stoffe aus den Organen in die Gefäßsysteme der Venen hinüberkommen, und solches in den verschiedenen Theilen des

Körpers sowohl, als in den Lungen, in denen übrigens eine doppelte Endosmose, zwischen den Zellen der Luftröhre, den Zellen der Arterien und jenen der nach der linken Herzkammer zurückführenden Venen statt findet.

Die Durchdringlichkeit der Capillar- und Zellenwandungen ist übrigens an feste, bestimmte physikalische Vorbedingungen geknüpft. Die beiden Flüssigkeiten müssen mit der Flüssigkeit, welche die Zellenwand befeuchtet, von einerlei Art sein. Wasser wird z. B. nicht durch eine mit Fett getränkte Blase gehen, während umgekehrt Fett nicht durch eine von Wasser angefeuchtete Blase geht. Sodann muß der durchdringende Körper in aufgelöster Form vorhanden sein. Daß übrigens alle diese Vorbedingungen im thierischen Körper erfüllt sind und daß die Durchdringung der Zellenwandungen mit großer Leichtigkeit vor sich geht, lehrt der rasche Lauf, mit dem das Blut seinen zusammengesetzten, zweifachen Umschwung im thierischen Körper vollendet.

Das Athmen geschieht bei den Thieren in gesundem, ruhigem, nicht aufgeregtem Zustande mit unmerklicher Bewegung der Rippen. In Krankheitszuständen des Brustkastens, oder bei Erschöpfung nach starker Anstrengung, oder bei heftiger Gemüthsaufregung, Schrecken, Furcht, Zorn, sieht man das Pferd zugleich heftig die Flanken bewegen. Der Brustkasten, welcher durch die Rippen gebildet wird, ist vermittelst der Knorpel, welche die Rippen an das Brustbein befestigen, leicht beweglich und durch Hebung und Senkung derselben kann der innere Raum erweitert und verengert werden. Gegen die Eingeweide zu ist die Brusthöhle durch das Zwerchfell (36. 36.) luftdicht verschlossen. Sie enthält, außer der Lunge (35) blos das Herz (37). Hinter dem Zwerchfell liegen unmittelbar der Magen (28), die Leber (29), die Bauchspeicheldrüse, die Eingeweide und die übrigen Organe der Verdauung und Absonderung. Der Schlund (27. 27), welcher die Speisen in den Magen bringt, führt durch die Brusthöhle und, gleich den Blutgefäßen, luftdicht durch das Zwerchfell hindurch. Das Zwerchfell ist in ruhigem Zustande des Pferdes ein wenig gegen die Brusthöhlung herein gewölbt, diese Einwölbung nach der Brust kann aber willkürlich verändert werden. Wenn deßwegen das Pferd bei Entzündungen des Brustfells die Rippen nur unter Schmerzen bewegen kann, so sucht es sich dadurch zu helfen, daß es den Hinterleib zusammenzieht und die Brusthöhle erweitert, indem es das Zwerchfell nach hinten ausdehnt. Die abwechselnde Erweiterung und Verengerung der Brusthöhle bewirkt eine gleichmäßige, entsprechende Ausdehnung und Zusammenziehung der Lunge. Durch die Luftröhre steht die Lunge mit der äußern Luft in Verbindung, welche bei jedem Ausdehnen einströmt und die Bläschen der Lunge auf's Neue füllt. Beim Zusammenziehen der Lunge entweicht die Luft, deren Gehalt unterdessen verändert worden ist, und so erhält sich das wechselnde Spiel des Athmens, nicht durch die ausdehnende und zusammenziehende Kraft der Lunge, sondern durch

die Bewegung der Brustmuskeln, welche übrigens wohlweislich bis zu einem gewissen Grade vom Willen unabhängig sind.

Von den im Innern des thierischen Körpers vorhandenen Organen haben wir vorerst noch der Nieren zu erwähnen. Sie sind fleischige bohnenförmige Drüsen, zwei an der Zahl, liegen zu beiden Seiten des Rückgrates (31), ungefähr da, wo der Rücken aufhört und die Lenden beginnen, und dienen dazu den Urin auszuscheiden. Von jeder Niere geht ein eigener Kanal oder vielmehr eine Röhre nach der Harnblase (39), in welcher der Urin sich sammelt und von wo er sich von Zeit zu Zeit entleert.

Die Milz (30) ist eine dünne fast dreieckige, fleischige Drüse, welche neben dem Magen herabläuft und augenscheinlich dazu bestimmt ist, bei der Verdauung durch Abgabe des in ihrem zelligen Gewebe enthaltenen Blutes an den Magen mitzuwirken.

Die Tafel XII. zeigt in Nr. 42 die wesentlichsten Theile des Tragsackes der Stute, der sogenannten Gebärmutter, in welcher sich das Junge ausbildet, ehe es zur Welt gebracht wird.

Zu den wichtigsten und einflußreichsten Gebilden des thierischen Körpers gehören endlich noch die Nerven. Sie sind es, welche hauptsächlich das Thier von der Pflanze unterscheiden. Sie sind theils dickere, theils feinere Fäden, von weicher, dem Rückenmark und dem Gehirne ähnlicher Substanz, durchziehen den Körper nach allen Richtungen und bilden drei, in ihren Leistungen wesentlich von einander verschiedene Systeme, die Bewegungsnerven, die Empfindungsnerven und die organischen oder GanglienNerven. Sie stehen mit dem Rückgrate und mit dem Gehirne in Verbindung oder gehen vielmehr von letzterem, als ihrem Mittelpunkte, aus.

Die Bewegungsnerven vermitteln die Bewegung, sie gehen vom Gehirne und Rückenmarke aus und endigen in den Muskeln, sie überbringen den letzteren gleichsam die Befehle des Gehirns, sich zu verlängern oder zu verkürzen, und bewirken so die Bewegung der Glieder.

Die Empfindungsnerven gehen von den äußern Theilen des Körpers den Gefühls- und Wahrnehmungsorganen, von der Haut, von den Augen, den Ohren, dem Gaumen und der Nase nach dem Gehirne zu und tragen die empfangenen Eindrücke auf letzteres über. Sie sind, so zu sagen, die Erreger der Gedanken, während die Bewegungsnerven gleichsam die Boten und Träger derselben sind. Man findet sie häufig beisammen, oder vielmehr die Nervenfäden sind aus Bewegungs- und Gefühlsnerven zusammengesetzt.

Die GanglienNerven sorgen für den fortwährenden Gang der Functionen des thierischen Körpers ohne eine Veranlassung des Willens zu erwarten. Sie vermitteln die Verdauung, die Ernährung, den Blutumlauf, das Athmen, die

Absonderungen; sie verbreiten sich in feinen Netzen durch den ganzen Körper; hie und da vereinigen sich die Fäden des Netzes zu einem Knoten, **Ganglienknoten**, der für sich selbst wieder als Mittelpunkt eines solchen Knotennetzes angesehen werden kann. Sie sind eigentlich Gefühls- und Bewegungsnerven zugleich. Der Reiz, der auf einen Ganglienнerven wirkt, veranlaßt auf der Stelle eine entsprechende Bewegung. So wird z. B. die Bewegung des Herzens hauptsächlich durch Ganglienнerven unterhalten: das Blut strömt ein, reizt die Nerven und augenblicklich erfolgt eine Zusammenziehung der Muskeln, welche das Herz verengert und das Blut durch die Arterien hinaustreibt.

Bei den Bewegungs- und Empfindungsnerven ist dieses nicht der Fall; beide verrichten, jeder seine eigene Function. Wenn wir das Glied eines Thieres mit einer Zange kneipen, mit einer Nadel stechen oder mit einem Eisen brennen, so wird das Thier augenblicklich das gereizte Glied anziehen und es der unangenehmen Berührung zu entheben suchen. Dieses geht in der Ordnung vor sich, daß der Empfindungsnerv des gereizten Thieres den Schmerz dem Centralkörper, Rückenmark und Gehirn, mittheilt, und der Bewegungsnerv von dort Befehl erhält das Glied zu bewegen. Diese Vermittelung geht mit so unendlicher Schnelligkeit vor sich, daß kein Zeitraum zwischen Empfinden und Bewegen übrig bleibt, der groß genug wäre, um ihn durch unsere Sinne zu ermessen.

Schneidet man, zum Versuche, den Bewegungsnerv des Thieres durch, ohne den Empfindungsnerv zu verletzen, so empfindet das Thier den Schmerz wie zuvor und zeigt es durch Stöhnen und Krächzen beim Zwicken, Stechen oder Brennen an, allein es ist nicht mehr im Stande, das Glied der Berührung zu entziehen, weil ihm der Bote fehlt, der Bewegungsnerv, der dem Muskel befiehlt, diese oder jene Bewegung zu vollbringen. Die an Thieren manchmal vorkommende Lähmung einzelner Glieder kommt von der gewaltsamen oder krankhaften Zerstörung oder Zerreißung des Bewegungsnerves her.

Schneidet man umgekehrt den Empfindungsnerv eines Gliedes durch und läßt den Bewegungsnerv unberührt, so kann das Thier noch alle Bewegungen machen, wie vor der Operation, es kann z. B. gehen, laufen, wenn der Versuch an einem Bein gemacht wurde, allein es hat keine Empfindung mehr darin. Man kann das Glied zwicken, stechen, brennen, ohne daß das Thier irgend einen Schmerz verräth, es hält sich ruhig, bis eine andere Veranlassung eintritt, das Glied zu bewegen.

Nimmt man den Versuch an einem Auge vor und durchschneidet die Bewegungsnerven, so sieht das Thier noch vollkommen so gut, wie vorher; nur kann das Auge sich nicht mehr bewegen, es bleibt feststehend in seiner Höhle, wie ein künstliches Auge, das man an seine Stelle gesetzt hätte. Wird der Sinnesnerv, der Sehnerv, durchschnitten und die Bewegungsnerven unversehrt gelassen, so

bewegt sich das Auge vollständig und gleichmäßig wie das andere Auge, allein das Vermögen des Sehens ist verschwunden, und das Auge ist empfindungslos gegen das Licht und gegen die Farben.

Die Empfindungs- und Bewegungsnerven gehen meistens in vereinigten Bündeln von dem Gehirne und dem Rückenmark aus. Man zählt am Gehirn 12 Paar Nervenstränge, (d. h. 12 Stränge auf jeder Seite des Gehirns), welche sich in dem Kopfe, dem Schlunde und bis zum Magen verbreiten und wozu unter andern die wichtigen Gesichts-, Gehör- und Geschmacksnerven gehören. Längs der Wirbelsäule nehmen an dem in der Wirbelsäule enthaltenen Rückenmark 42 Nervenpaare ihren Ursprung und zwar zählt man 8 Paar Halsnerven, 18 Paar Rücken-, 6 Paar Lenden-, 5 Paar Kreuz- und 5 Paar Schweifnerven. Beim Austritt aus dem Rückenmarke, wo die Nervenstränge ihren Ursprung nehmen, ist es möglich die Bewegungsnerven von den Empfindungsnerven zu unterscheiden.

Wollen wir nun, nach der flüchtigen Skizze der einzelnen Theile, bei der Betrachtung der Thierkörper im Allgemeinen einen Augenblick verweilen, so müssen wir besonders die Thatsache im Auge behalten, daß das Thier keinerlei Elemente oder Stoffe seiner Entwickelung und Erhaltung aus sich selbst schaffen oder hervorbringen kann. So geheimnißvoll auch viele Vorgänge im Innern des auf so wunderbare Weise zusammengesetzten Körperbaues für uns sind und bleiben werden, so viel steht fest, daß ohne Zufuhr von Stoffen, die wir Nahrungsmittel nennen, das Thier so wenig leben kann, als eine Dampfmaschine zu wirken im Stande ist, der man Wasser und Feuer entzieht. Die Organe des Thieres haben die Kraft den dargebotenen Stoffen die Elemente zu entnehmen, welche zur Erhaltung und Entwickelung nothwendig sind, und sie im Innern des Thierkörpers so zuzubereiten, daß sie ihrer Bestimmung entsprechen. Allein es ist eine unbedingte Forderung, daß die Elemente in dem gereichten Futter vorhanden seien. Durch die Prozesse der Verdauung können die Elemente sehr verändert und ihrem ursprünglichen Zustande sehr unähnlich verwandelt werden, aber neue Elemente zu schaffen d. h. aus Stoffen Elemente zu entnehmen, welche darin nicht vorhanden sind, vermag der Organismus nicht.

Wir müssen ferner die Thatsache im Auge behalten, daß der ganze Körper der Thiere in steter Umbildung begriffen ist. Der bloße Augenschein überzeugt uns von der Neubildung einzelner Theile des thierischen Leibes. Das Pferd wird und soll ja alle Monate neu beschlagen werden. Jedes Frühjahr fallen die Deckhaare des Pferdes aus und werden durch neue ersetzt; dem Schafe wird jedes Jahr die Wolle abgeschoren und den Gänsen werden mehrmal jährlich die Federn gerupft. Wir sehen etwas ganz Gewöhnliches, nicht im mindesten Auffallendes darin, daß sich diese Theile wieder ersetzen oder nachwachsen, wie man zu sagen pflegt.

Daß im Innern der Thierkörper ähnliche Veränderungen vorgehen, ist wohl außer allem Zweifel. Sehen wir nicht ein schlecht genährtes und dabei arbeitendes Pferd schnell abmagern, mit andern Worten, an Gewicht, an Größe, an Fleischmasse verlieren und diesen Verlust sich schnell wieder ersetzen, sobald eine bessere Nahrung gereicht und die Anstrengung vermindert wird? Wissen wir nicht alle, daß bei fortwährender, übermäßiger Anstrengung ein reichlicheres Futter nicht einmal hinreicht den ursprünglichen feisten Zustand des Pferdes wieder herzustellen, während bei geringer Anstrengung selbst ein mäßiges Futter genügt, die Thiere fett und wohlgenährt zu erhalten? Diese Thatsachen sind so leicht wahrzunehmen und so bekannt, daß sie keiner weitern Begründung bedürfen. Sie zeigen aber klar und unwiderlegbar, daß durch Anstrengung oder Arbeit ein Theil des thierischen Körpers z e r s t ö r t und dieser durch die Ernährung e r s e t z t wird. Sie zeigen, daß ein beständiges Zerstören und Wiederaufbauen in dem Körper vorgeht; daß, sobald mehr zerstört wird, als durch die Ernährung zugeführt werden kann, das Thier an Gewicht und Größe verliert, und umgekehrt, das Thier feister wird, wenn die Ernährung mehr zuführt als die Arbeitsanstrengung verbraucht.

Diese Erfahrungen erstrecken sich jedoch nur auf die weichern Theile des thierischen Körpers, auf Fett und Fleisch, von denen es viel leichter begreifbar ist, daß sie wachsen, verschwinden und sich wieder erneuern können. Die festen Theile oder die Knochen sind aber nicht weniger einem ähnlichen fortwährenden Verschwinden und Erneuern unterworfen; durch bekannte Thatsachen läßt sich auch dieses nachweisen.

Es gibt eine Krankheit unter dem Rindvieh, welche man Knochenbrüchigkeit nennt, und womit man genau das Wesen der Krankheit bezeichnet. Die Knochen werden mürbe und schwach, so daß die Thiere bei Anstrengungen, ja sogar beim Aufstehen und Niederlegen zusammenfallen und die Glieder buchstäblich brechen. Untersucht man das Futter, welches solche Thiere, die von dieser Krankheit befallen wurden, längere Zeit genossen haben, so findet man, daß in demselben die Theile (phosphorsaure Kalkerde) fehlen, aus denen die Knochen hauptsächlich zusammengesetzt sind. Die Abnützung, der Verbrauch oder das Verzehren der Knochen, wie man immer den Wechsel nennen will, geht unaufhörlich fort, und wenn nun durch die Nahrung nicht das abgehende Element wieder zurückgeführt wird, müssen die Knochen am Ende ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit verlieren.

Man hat diese Thatsache durch künstliche Versuche bestätigt. Hühner, denen man alle kalkhaltige Nahrung entzog, legten nicht nur Eier ohne Schale, sogenannte Windeier, sondern ihre Knochen wurden nach und nach eben so mürbe, wie diejenigen des Rindviehs bei der Knochenbrüchigkeit und zerbrachen bei der geringsten Anstrengung.

Die Nahrungsmittel gehen durch das Maul in den Darmkanal, sie werden in letzterem durch die Verdauung aufgelöst, in flüssige Form gebracht, in diesem Zustande von den Milch- und Lymphgefäßen aufgesogen und dem Blute zugeführt. Die nicht aufgelösten Stoffe, sei es, daß sie ihrer Natur nach nicht auflösbar, sei es, daß sie in zu großer Menge vorhanden waren und von den Verdauungswerkzeugen nicht bewältigt werden konnten, werden durch den Mastdarm entleert. Die festen Excremente der Thiere, der Mist, enthalten deßwegen im Allgemeinen nur die Stoffe, welche unverdaut, oder zur Ernährung des Thierkörpers nicht geeignet, durch den Darmkanal gingen. Sie enthalten jedoch außerdem noch einige Stoffe, welche dem Futter im Magen und in den Gedärmen zugesetzt werden, um die Verdauung zu veranlassen oder zu befördern, wie z. B. Galle und Magensaft, die wenigstens zum Theil mit den Excrementen entleert werden.

Wir haben bereits oben, wo vom Blutumlauf und Athmen die Rede war, gesagt, daß das aus dem Körper nach dem Herzen zurückkehrende Blut mit Kohlenstoff geschwängert sei, daß dieser Kohlenstoff in den Lungen sich mit Sauerstoff verbinde und in Form von Kohlensäure ausgeathmet werde. Wir haben hier also neben den festen Excrementen eine zweite Quelle der Absonderungen des thierischen Körpers und zwar eine solche, welche Stoffe entfernt, die in dem Organismus schon vorher wirklich verwendet gewesen waren. Die Menge derselben ist nicht so gering, als man vielleicht glauben möchte. Nach Boussingault soll der ausgeathmete Kohlenstoff bei einem Pferde in 24 Stunden etwa 158 Loth, fast 5 Pfund betragen. Der Kohlenstoff ist jedoch nicht das Einzige, was durch den Athem ausgeschieden wird; außer der Kohlensäure enthält die ausgeathmete Luft Wasserdampf, was man leicht bemerkt, wenn man den Athem eines Thieres bei trockenem, kaltem Wetter in freier Luft beobachtet, wo der ausgestoßene Athem eine dicke Dampfwolke bildet. Bei warmem Wetter ist dieser Wasserdampf nicht sichtbar, weil er in Gasform vorkommt, ist aber nichts destoweniger eben so gut vorhanden.

Eine dritte Absonderung findet durch den Urin statt. Der Urin enthält außer dem Wasser eine bedeutende Menge Salze aufgelöst; ferner Knochenerde und Stickstoff, letztern in Form von Harnstoff und Harnsäure. Der Urin ist die eigentliche Absonderung des Stickstoffs, und die Wirksamkeit des Stickstoffs in Form von Ammoniak auf das Wachsthum der Pflanzen, erklärt hinreichend den großen Nutzen, den man aus der zweckmäßigen Verwendung des thierischen Urins ermitteln kann. Bei pflanzenfressenden Thieren, zu denen das Pferd gehört, ist zwar der Gehalt an Stickstoff geringer, und die Harnsäure durch die mehr kohlenstoffhaltige Hippursäure ersetzt; allein dessen ungeachtet ist der Stickstoff doch immer in dem nie fehlenden Harnstoff vorhanden und verräth sich bei heißem Wetter in den Stallungen der Pferde durch den beißend scharfen

Geruch des vom Urin benetzten Düngers, der auch dem unausgebildetsten Geruchssinne auffällt.

Ein vierter Weg der Absonderung ist endlich die Ausdünstung durch die Haut. Diese Ausdünstung geht ununterbrochen vor sich, so lange das Thier gesund ist. Sie findet durch die Poren statt, mit welchen die Haut der Thiere in unzählbarer Menge versehen ist, und welche die Oeffnungen seiner Kanäle oder Röhrchen sind, die sich durch die Haut ins Innere des thierischen Körpers verlaufen und hier gleich den übrigen Gefäßsystemen durch Endosmose wirksam sind. Die gewöhnliche Ausdünstung bei ruhigem Stehen oder leichter Bewegung des Thieres können wir nicht bemerken. Dagegen sehen wir bei heftiger Anstrengung des Thieres bald die Ausdünstung in Dampfform übergehen und sich als Schweiß auf der äußern Hautoberfläche niederschlagen. Der Schweiß besteht vorzugsweise aus Wasserdampf, jedoch zeigt schon der bloße Geruch, daß auch andere Stoffe, wenn auch in geringer Quantität, darin enthalten sind.

Wir haben also vier Hauptausscheidungen:

1) die Entleerungen durch den Darmkanal, welche wir vorzugsweise als den Rest der verdauten Nahrungsmittel anzusehen haben,
2) das Ausathmen von Kohlensäure, als das Produkt der Verbrennung des Kohlenstoffes,
3) die Harnabsonderung, welche den Stickstoff, die salzigen und erdigen Bestandtheile entfernt und
4) die Ausdünstung, welche den Wasserstoff aus dem Körper leitet.

Es versteht sich von selbst und wir haben es bereits auch bemerkt, daß keine der angeführten Absonderungen aus einem einzigen Stoffe besteht, sondern daß sie vermengt sind, daß aber die von uns bezeichneten Stoffe darin vorherrschend sind und daß wir deßwegen, ohne gegen die Resultate der Wissenschaft zu verstoßen, sagen können, daß die Athmung der Absonderungsweg des Kohlenstoffs, der Urin die Absonderung der Salze und des Stickstoffes und die Ausdünstung die Absonderung des Wassers sei. Durch die festen Excremente wird hauptsächlich der unverdauliche Faserstoff entfernt.

Hinsichtlich der Menge und des Verhältnisses dieser Absonderungen gegeneinander hat man durch Versuche gefunden, daß eine vierjährige Stute, von 850 Pfund lebenden Gewichts*), täglich 20 Pfund Heu, 4 Pfund Hafer und 60 Pfund Wasser zu sich nahm und dagegen 34¾ Pfund Mist und 10 Pfund Urin von sich gab. Das Gesammtgewicht des verzehrten Futters mit Wasser betrug 84 Pfund, das Gewicht des Urins und des Düngers 44¾ Pfund. Das Fehlende

*) Schleiden und Schmidt 3. Band nach Valentin.

bis zu 84 Pfund oder 39¹/₄ Pfund muß also durch den Athem und durch die Ausdünstung ausgeschieden worden sein.

Die thierischen Knochen bestehen der Hauptmasse nach aus phosphorsaurem Kalk, das Fleisch oder die Muskeln aus stickstoffhaltigen, und das Fett der Thiere aus kohlenstoffhaltigen Substanzen. Wenigstens sind genannte Stoffe in diesen drei Hauptgruppen des thierischen Organismus vorherrschend. Das Wasser durchdringt den Körper in allen Richtungen und ist zur Flüssigmachung aller andern Stoffe unentbehrlich.

Aus dieser Zusammensetzung des Körpers läßt sich auf die zweckmäßigste Zusammensetzung des Futters schließen, das den Thieren nothwendig ist. Dasselbe muß einige erdigen Bestandtheile, Salze und Kalk enthalten, Stickstoff und Kohlenstoff. Da nun in den meisten Pflanzen ein Gemisch von erdigen Bestandtheilen vorhanden ist, wie sie der Thierkörper nothwendig hat, da das Wasser ohnehin gereicht wird und dieses selbst in der Regel aufgelöste Erden und Salze enthält, so haben wir eigentlich blos zwei wesentliche Bestandtheile der Ernährung zu berücksichtigen, nämlich den Stickstoff und den Kohlenstoff, und man pflegt auf Grund dieser Bestandtheile die Nahrungsmittel in zwei Gruppen zu unterscheiden: in stickstoffhaltige und in kohlenstoffhaltige. Beide Stoffe sind jedoch selbstverständlich in der Natur nicht streng von einander getrennt und wenn man von stickstoffhaltigen und kohlenstoffhaltigen Nahrungsmitteln spricht, will man damit blos das Vorherrschen des Stickstoffs oder des Kohlenstoffs in einem oder dem andern Nahrungsmittel andeuten.

Der Stickstoff, dem immer auch Schwefel beigemengt ist, wird durch die eiweißartigen Stoffe, Eiweiß, Käsestoff (Casein) und Kleber repräsentirt; während Stärke, Gummi, Schleim und Zucker die kohlenstoffhaltigen Bestandtheile vertreten. Man hat die stickstoffhaltigen Nahrungsmittel, die mit dem technischen Ausdrucke Proteinstoffe bezeichnet werden, auch Blutbildner und Nahrungsmittel im engern Sinne genannt, weil sie die Stoffe zum Aufbau des Körpers vorzugsweise enthalten. Die kohlenstoffhaltigen Nahrungsmittel pflegt man als Respirationsmittel, Athmungsmittel zu bezeichnen, weil sie vorzüglich den Kohlenstoff zur Unterhaltung des Athmens und der Verbrennung, mithin zur Unterhaltung der Wärme liefern**). Wollte man ein Thier blos mit stickstoff- und schwefelhaltigen Nahrungsmitteln füttern, so würde es mit allen Erscheinungen des Hungertodes zu Grunde gehen. Eine Zeitlang kann es sich zwar erhalten, weil sich in dem zwischen den Muskeln gelagerten und überall im Körper

**) Diese Eintheilung darf übrigens nicht wörtlich genommen werden. Das Athmen gehört so gut zur Ernährung als die stickstoffhaltigen Stoffe. Fast alle Verwandlungen im Innern des Thierkörpers gehen unter dem Einflusse des Sauerstoffs vor sich.

verbreiteten Fette eine kohlenstoffhaltige Substanz findet, welche in Ermangelung weiterer Zufuhr durch die Nahrungsmittel, als Respirationsstoff verbraucht wird. Sobald dieser Vorrath aber aufgezehrt ist, kann das Thier nicht mehr fortleben. Dasselbe ist der Fall, wenn man das Thier blos mit stickstoffhaltigen Nahrungsmitteln füttern, und die kohlenstoffhaltigen ausschließen wollte. Auch in diesem Falle müßte das thierische Leben durch Entkräftung oder Verhungern zerstört werden. Die Abnützung der Muskeln, Knochen, Sehnen und Bänder würde nicht ersetzt werden, die Hauptbestandtheile des Blutes würden fehlen, sein Umlauf würde nach und nach langsamer werden und das Thier vor Entkräftung sterben.

Daß übrigens der einfache bäuerliche Verstand die Unterschiede zwischen blutbildenden und fettbildenden Nahrungsmittel zu machen weiß, wenn auch unbewußt, ist eine bekannte Thatsache. Jeder Fuhrmann und jeder Ackerknecht wird aussagen, daß gekochte Kartoffeln gut nähren, daß die Pferde schnell davon fett werden und blank, daß sie aber nicht so kräftig sind, als wenn man sie mit Hafer füttert; daß sie endlich viel und leicht schwitzen. Wir haben hier eine Erfahrung, vollkommen den Resultaten entsprechend, welche die Wissenschaft gefunden hat. Die Kartoffeln enthalten eine große Menge Stärkmehl und wenig Stickstoff; sie bewirken also vorzugsweise Fettansatz, und da die große Menge Kohlenstoff einen raschen Athmungsprozeß bedingt, so erhöht sich die Wärmeerzeugung und es muß eine größere Verdampfung von Wasser statkfinden, folglich häufiger und stärkerer Schweiß eintreten. Der Hafer enthält dagegen eine größere Menge von Stickstoff, er wirkt deßwegen mehr auf Muskeln und Sehnen hin, und die Pferde werden wirklich kräftiger und stärker, obgleich sie nicht so feist werden als beim Kartoffelfutter.

Für die Praxis sind diese von der Wissenschaft gefundenen und durch zahlreiche Versuche bestätigten Grundlehren zwar nicht von unmittelbarer Anwendung. Sie werden aber von außerordentlicher Wichtigkeit für den Betrieb der Landwirthschaft und der Viehzucht dadurch, daß sie feste Anhaltspunkte zur Bestimmung des Nahrungswerthes der Futterstoffe an die Hand geben, was die einfache Beobachtung und die praktischen Vergleiche nicht gekonnt haben. Und obgleich auch die Wissenschaft hierin noch sehr jung ist, und es zur Zeit noch sehr an genauen Futteranalysen fehlt, so ist doch bereits schon Anerkennungswerthes in dieser Beziehung geschehen und wir stehen nicht an, hier eine auf chemische Zusammensetzung der Nahrungsmittel gegründete Werthtabelle nach dem schon mehrmals berührten Werke von Schleiden und Schmidt zu geben.

Zum Verständniß dieser Tafel bemerken wir, daß Boussingault, dessen Resultate die erste Colonne enthält, den Werth des Futters blos nach dem Stickstoffgehalt desselben berechnet, weil er voraussetzt, daß sich die übrigen Stoffe schon ohnehin in ausreichendem Maße darin vorfinden. Wir fügen in der letzten Co-

lonne die Angaben Hlubecks bei, welche den Durchschnitt des durch die Erfahrung ermittelten Zahlenverhältnisses enthalten.

Bezeichnung der Nahrungsmittel.	Futterwerth nach der Theorie der chemischen Zusammensetzung		Erfahrungswerth
	nach Boussingault	nach Fresenius	nach Hlubeck
1. Gewöhnliches Heu von natürlichen Wiesen	100	100	100
2. Heu von vorzüglicher Beschaffenheit . .	98	—	—
3. Rother Klee, getrocknet	75	$77\frac{9}{10}$	$96\frac{1}{2}$
4. „ „ grün	311	—	—
5. Weizenstroh	426	$433\frac{5}{12}$	$469\frac{2}{3}$
6. Roggenstroh	479	$527\frac{7}{12}$	500
7. Haferstroh	383	$445\frac{5}{12}$	$197\frac{1}{7}$
8. Gerstenstroh	460	$471\frac{2}{3}$	$175\frac{5}{17}$
9. Erbsenstroh	64	—	$150\frac{1}{3}$
10. Linsenstroh	114	—	$139\frac{2}{3}$
11. Runkelrübenblätter	230	—	—
12. Möhrenkraut	135	—	—
13. Kraut und grüne Stengel von Erdäpfel .	311	—	—
14. Akazienblätter	160	—	—
15. Erdkohlrabi	411	—	$321\frac{1}{2}$
16. Runkelrüben	548	$391\frac{1}{3}$	393
17. Möhren	382	$542\frac{1}{10}$	$282\frac{1}{2}$
18. Erdäpfel	348	$336\frac{5}{6}$	—
19. Kartoffeln	319	$330\frac{5}{12}$	197
20. Zucker-Runkel-Rübenmark wie es aus der Presse kommt	303	—	—
21. Wicken	26	—	37
22. Bohnen	23	$34\frac{5}{12}$	$39\frac{1}{3}$
23. Trockene, gelbe Erbsen	27	$34\frac{1}{3}$	$28\frac{1}{4}$
24. Buchweizen	55	$93\frac{5}{12}$	—
25. Gerste	65	—	$42\frac{1}{7}$
26. Hafer	68	$58\frac{11}{12}$	49
27. Roggen	77	$58\frac{1}{16}$	—
28. Weizen	55	$38\frac{5}{6}$	$30\frac{1}{2}$
29. Frische Kleie aus der Mühle, aus dem Elsaß	85	—	—
30. Weizenspreu	135	—	—
31. Leinölkuchen	22	—	—
32. Repsölkuchen	23	—	—
33. Leindotterölkuchen	21	—	—
34. Hanfölkuchen	27	—	—
35. Mohnölkuchen	21	—	—
36. Nußölkuchen	22	—	—
37. Buchelölkuchen	35	—	—
38. Trockene Eicheln	143	—	—
39. An der Luft getrocknetes Traubenmark .	68	—	—
40. Stoppelrüben	885	—	500
41. Weizenstroh, unterer Theil des Stengels	280	—	—
42. „ oberer Theil mit der Aehre	86	—	—

Erklärung. — Die Basis der Vergleichung bilden 100 Pfund gewöhnliches gutes Heu; um einen Futterwerth zu erhalten, der diesem 100 Pfund Heu gleichkommt, braucht man also

z. B. nach Boussingault 426 Pfund Weizenstroh, 479 Pfund Roggenstroh, 68 Pfund Hafer, 22 Pfund Leinölkuchen u. s. w. Dasselbe Verfahren gilt natürlich auch für die zwei andern Rubriken.

Bei der Betrachtung des innern Werths der Nahrungsmittel darf jedoch eine andere Seite nicht außer Acht gelassen werden, nämlich ihre Masse oder ihr Umfang. Ein Thier würde eben so wenig leben können, wenn man ihm zur Erhaltung seines Lebens den Stickstoff, den Schwefel, den Kohlen- und Wasserstoff, den phosphorsauren Kalk - überhaupt alle unbedingt nothwendigen Stoffe in reinem Zustande geben würde, als wenn man ihm einen wesentlichen Bestandtheil entzöge. Zur regelmäßigen Verdauung ist es nothwendig, daß der Magen und die Gedärme angefüllt werden; denn nur in diesem Falle treten sie mit den Verdauungs- oder Gangliennerven in die Berührung, welche nothwendig ist, sie zur Thätigkeit anzuregen und die Verdauungsorgane zur Verrichtung ihrer Funktionen zu bewegen. Es ist also, wir wiederholen es, ein nothwendiges Erforderniß, daß die nährenden Bestandtheile in einer Umhüllung von Stoffen gereicht werden, welche keinen andern Zweck haben, als den Bauch und die Eingeweide zu füllen. Auch mögen manche in dem Futter, namentlich in den Gewürzpflanzen enthaltene Pflanzenstoffe, erregend auf die Verdauungsorgane wirken und sich daraus ihr wohlthätiger Einfluß erklären, den man aus den Zusammensetzungen des Körpers wohl nicht erklären könnte. Aus allem dem geht aber hervor, wie schwierig es überhaupt wird, den Futterwerth genau zu bestimmen und daß wir noch weit davon entfernt sind, verlässige Angaben darüber zu besitzen.

Wenn wir das Leben des Thieres im Ganzen zusammenfassen, so sehen wir, daß die erregende Lebenskraft vom Gehirne und dem Rückenmark ausgeht. Ohne andern Einfluß als den des Lebens selbst, verrichten die Verdauungsorgane in Verbindung mit den Ganglien ihr wichtiges, gleichmäßiges Geschäft. Die Empfindungsnerven theilen die empfangenen Eindrücke dem Gehirne mit und die Bewegungsnerven überbringen den Muskeln und Gliedern die Befehle zur Bewegung und zum Handeln. Das Blut ist der Träger des Lebens, der Erhalter des ganzen Baues. Das Blut bringt das Material zur Neubildung, wie zum Ersatz der Abnützung; es bringt dem Knochen den Leim und die Knochenerde, dem Muskel den Faserstoff; es treibt den Kohlenstoff durch die feinen Gefäße der Blutnetze des Körpers, wie der Luftnetze der Lunge und vermittelt so die Berührung mit dem Sauerstoff der Luft, durch den derselbe aufgezehrt und die thierische Wärme hervorgebracht wird. Ein beständiges Zerstören und Wiederaufbauen ist das Resultat, wie das Wesen aller Organe und Einrichtungen; jede Anstrengung, ja jede Minute des Daseins, wenn es auch ganz ohne Thätigkeit wäre, kostet dem Körper einen Theil seines Stickstoffs, jeder Athemzug verzehrt eine wägbare Menge des aufgenommenen Kohlenstoffs; selbstständig,

unabhängig von äußern Vorgängen treibt das Herz in gemessenen Schlägen den Strom des Lebens durch die vielverzweigten Kanäle des thierischen Körpers und ergänzt sorgsam wieder, was Kraftäußerung und Leben an irdischen Bestandtheilen verbraucht haben.

Viertes Kapitel.

Der äussere Bau des Pferdes.

(Exterieur.)

Die Lehre von dem äußern sichtbaren Baue des Pferdes, oder die sogenannte äußere Pferdekenntniß enthält die Anleitung: aus der äußern Bildung und Beschaffenheit des Pferdes auf dessen Brauchbarkeit und Werth zu den verschiedenen Nutzungszwecken zu schließen. Sie ist für jeden, der sich mit Pferden abgibt, interessant; für jeden, der Pferde züchtet und zuweilen Pferde kauft oder verkauft wichtig; für denjenigen, welcher mit Pferden Handel treibt, unentbehrlich. Die äußere Pferdekenntniß ist dasjenige was den eigentlichen Pferdekenner ausmacht.

Es ist nicht Jedermann gegeben ein guter Pferdekenner zu werden, es gehören dazu zwei Dinge: natürliche Begabtheit und Uebung. Die meisten und besten Pferdekenner trifft man unter den Pferdehändlern, den Cavallerieoffizieren und den Stallmeistern an, weil diesen am meisten Gelegenheit gegeben ist sich darin zu üben. Bei Züchtern und Landwirthen ist es selten einen guten Pferdekenner zu finden, weil ihnen die Gelegenheit mangelt sich auszubilden. Bei dem Pferdehändler macht die Pferdekenntniß einen so wesentlichen Theil seines Geschäfts aus, daß man sich keinen Pferdehändler denken kann, der nicht zugleich Pferdekenner wäre. Der Verlust und Gewinn, welche der richtigen oder unrichtigen Beurtheilung eines Pferdes beim Handel unfehlbar folgen, sind das mächtigste Mittel die Aufmerksamkeit und den Beobachtungsgeist anzuregen und den Scharfblick auszubilden. Deßhalb sind oft sehr mittelmäßige, ja selbst geringe Pferdehändler vortreffliche Pferdekenner. Häufig erstreckt sich diese Kenntniß jedoch nur über eine einzige Race, oder einen einzigen Stamm mit dem sie ausschließlich zu thun haben; außer dieser Race oder außer dem Stamme ist ihr Urtheil vollständig unsicher und häufig unrichtig.

Die Lehre der Pferdekenntniß ist nicht im Stande einen vollendeten Pferdekenner zu bilden. Wo keine Anlage, keine Lust an Pferden vorhanden ist, oder keine Gelegenheit zu Beobachtungen, ist sie höchstens im Stande auf Fehler, Mängel und Gebrechen aufmerksam zu machen; allein solches ist in vielen Fällen auch ausreichend.

Wir werden hier nachstehend die einzelnen Theile des Pferdes flüchtig durchgehen und dann einige Betrachtungen über den Bau des Pferdes im Ganzen anstellen.

Wir theilen zu diesem Zwecke das Pferd, gleich wie im vorigen Kapitel in drei Theile: den Kopf, den Rumpf und die Gliedmaßen.

A. Der Kopf.

An dem Kopfe haben wir im Einzelnen zu betrachten: 1. das Genick, 2. den Schopf, 3. die Ohren, 4. den Vorkopf, 5. die Stirne, 6. die Schläfe, 7. die Augen, 8. die vorderen Kinnbacken, 9. die Nase, 10. das Maul, 11. das Kinn, 12. die hinteren Kinnbacken, 13. den Kehlgang.

1. Das Genick.

Das Genick (Tafel XII, 4.) wird von dem Gelenke des Oberhauptbeins mit dem ersten Halswirbel gebildet (man sehe auch Tafel X, b.) und es hängt von seiner Beschaffenheit der mehr oder minder gute Ansatz und die Beweglichkeit des Kopfes ab. Es soll lang, breit; mäßig abgerundet und muskulös oder derbfleischig sein. Ein kurzes Genick ist ungelenk und schadet der Beweglichkeit des Kopfes, ein schmales und mageres Genick hat eine allzubewegliche unstete Haltung des Kopfes zur Folge und ist besonders an Reitpferden lästig.

Zwischen dem ersten Wirbel und dem Hinterhauptsbein befindet sich ein Ausschnitt in der Wirbelsäule von der Größe eines Halben-Guldenstücks wo das Rückenmark nicht durch Knochen geschützt ist. An dieser Stelle nimmt man das sogenannte „Knicken" (Genicken), das Durchschneiden des Rückenmarks vor, um ein Pferd schnell zu tödten.

Auf dem Genick sammelt sich gerne Staub und Unrath an, der aus den Futterraufen herabfällt und welcher eine Reibung der Halfter veranlasset, aus der häufig Entzündungen entstehen bei deren Vernachläßigung sich leicht die sogenannte Maulwurfsgeschwulst ausbildet (Tafel XIII, 1.), die in der Regel schwer zu heilen ist.

2. Der Schopf. (Tafel XII, 3.)

Der Schopf ist der Haarbüschel, welcher zwischen den Ohren herab auf die Stirne fällt. Bei edeln Pferden sind die Haare fein, zart und reichen nur bis auf die Stirne, bei gemeinen Pferderacen sind die Haare grob, der Büschel ist dick und reicht, bei Hengsten zumal, bis zur Mitte der Nase herab.

Der Schopf dient offenbar dazu das Gehirn gegen die Einflüsse der Temperatur zu schützen, besonders gegen die Sonnenhitze, weßwegen auch die Araber,

wie überhaupt die pferdezüchtenden Völker heißer Himmelsstriche den Haarschopf pflegen und ihn gerne lang sehen. Er dient übrigens auch gleich der Mähne den Pferden zur Zierde und soll deßwegen stets reinlich gehalten werden. Das Abschneiden des Schopfes, wie es im vorigen Jahrhundert einmal üblich war, ist verwerflich, dagegen ist das Abstutzen und Dünnermachen (Auslichten des Schopfes) dann rathsam, wann der Schopf übermäßig lang und dick ist und über die Augen des Pferdes herabhängt.

3. Die Ohren. (Tafel XII, 5, 5.)

Die Ohren oder die äußern Gehörorgane sind ihrer Form nach einem schief abgeschnittenen hohlen Kegel gleich und zum bequemern Auffangen des Schalles leicht und nach allen Seiten beweglich. Sie richten sich schnell nach der Seite hin, wo der Schall herkommt. Die Art der Bewegung und Haltung der Ohren läßt zugleich auf die Art der Empfindung schließen, welche im Innern des Pferdes vorgeht oder auf dessen Gemüthsbeschaffenheit. Gesunde und muntere Pferde tragen die Ohren gewöhnlich gespitzt und vorwärts gerichtet. Scheue furchtsame Pferde bewegen sie abwechselnd vor- und rückwärts und böse Pferde legen sie endlich ganz zurück. Jedoch werden sie im schnellen Laufe ebenfalls zurückgelegt.

Kranke und kraftlose Pferde bewegen die Ohren wenig oder gar nicht. Blinde Pferde horchen scheu nach allen Seiten hin, und verrathen den Mangel des so wichtigen Gesichtssinnes durch große Beweglichkeit der Ohren.

Schöne Ohren sind eine Zierde des Pferdes und erhöhen dessen Aussehen, dagegen sind häßliche Ohren eine große Verunstaltung.

Schön gebildete Ohren stehen in ruhigem Zustande des Pferdes fast gerade und gleichmäßig in die Höhe. Stehen die Ohren am Kopfe hoch, gegen den Scheitel zu und nähern sie sich mit den Spitzen so heißen sie Hasenohren. Haben sie dagegen einen tiefen Stand am Kopfe und stehen sie oben auseinander so heißen sie Kuh- oder Ochsen-Ohren; wenn sie bei der Bewegung des Pferdes noch wackeln, indem sie ihrer eigenen Schwere nachgeben, so heißen sie Schweinsohren.

Lange, plumpe Ohren im Allgemeinen nennt man Eselsohren; kurze spitze Ohren, Mausohren. Letztere gelten für schön.

Die innere Fläche der Ohren, namentlich gegen den Rand hin, ist mit feinen, langen Haaren besetzt, welche dazu dienen Staub, Insekten oder andern fremden Körpern das Eindringen zu den innern Gehörwerkzeugen zu wehren. Ein Ausschneiden dieser Haare ist deßwegen schädlich. Ebenso ist das Stutzen oder Mäuseln, das Abstutzen und Verkleinern großer Ohren eine verwerfliche Operation.

Das Gehör gesunder Pferde ist äußerst scharf, und im Stande Laute, oder Geräusch zu vernehmen, das dem menschlichen Ohre unvernehmbar ist.

4. Der Vorkopf. (Tafel XII, 1. und Tafel X, b.)

Der Vorkopf oder die Hirnschale erstreckt sich vom Scheitel bis zum Anfang der Augenbogen und nimmt folglich den obern Theil des Gesichts ein; seitlich erstreckt er sich bis zu den Schläfen; er ist in der Regel durch den Haarschopf bedeckt. Er verbirgt den edelsten Theil des Kopfes, das vordere Gehirn in sich, in dem die edlern höhern Hirnthätigkeiten ihren Sitz haben und seine äußere Gestalt ist deßwegen wichtig, weil sie auf die größere oder geringere Ausbildung dieses wichtigen Organs schließen läßt. Ein breiter, dabei von einer Seite zur andern mäßig gewölbter Vorkopf, wird als die beste Form angesehen; häßlich und fehlerhaft ist der schmale und dabei lange Vorkopf.

Bei den Füllen ist der Vorkopf unverhältnißmäßig groß, und meistens stark gewölbt, welches Mißverhältniß sich aber bei der Entwickelung der andern Kopftheile nach und nach verliert.

5. Die Stirne. (Tafel XII, 2. und Tafel X, a.)

Die Stirne reicht von dem Ende des Vorkopfs bis zum Anfang der Nase; seitlich erstreckt sie sich bis zu den Augenbogen. Sie enthält im Innern die beiden Stirnhöhlen, welche mit den Nasenhöhlen in Verbindung stehen, und deren Geräumigkeit ein wesentlicher Vortheil ist. Jedoch soll eine gut gebaute Stirne nur mäßig breit und leicht gebogen sein. Der Araber Omaja, dessen Gesang wir oben (Kap. 1.) angeführt haben, sagt von seinem Pferde, „daß seine Stirne einem Schild gleiche, den ein geschickter Künstler polirt und abgerundet habe.“ Uebermäßige Breite macht den Kopf schwer und ungestalt, dagegen ist eine schmale Stirne ein noch größerer Bildungsfehler, weil bei ihm die Stirnhöhlen zu eng sind; diese Form kommt bei den langen schmalen Köpfen vor. Eine übermäßig von oben nach unten gebogene Stirne macht den fehlerhaften Schafskopf. Eingedrückte Stirnen kommen selten vor und sind, weil sie den Raum der Stirnhöhlen verkleinern, fehlerhaft; dessen ungeachtet fand man diese Bildung bei einigen vorzüglichen Pferden, namentlich bei dem berühmten englischen Renner Eclipse, wo dieser Mangel jedoch durch größere Breite und Höhe ersetzt wurde.

6. Die Schläfe. (Tafel XII, 6. und Tafel X, c.)

Die Schläfe liegen zu beiden Seiten des Kopfes, zwischen dem Ohr und den Schläfegruben; die Schläfearterie führt an dieser Stelle vorüber, liegt aber ziemlich tief und ist deßwegen zum Pulsfühlen wenig geeignet. Die Schläfe enthalten zugleich das Unterkiefergelenk. Sie sollen sanft gewölbt sein, bei grobem Knochen-

bau stehen sie stark hervor. Schläge auf diesen Theil des Kopfes können leicht tödtlich werden.

7. Die Augen. Tafel XII, 9.)

Die Augen sind so wichtige Organe des Pferdes, daß wir dieselben etwas genauer betrachten und auf den Bau und die Einrichtung derselben etwas näher eingehen müssen.

Das Sehen ist an und für sich nur eine eigenthümliche Art der Empfindung und wird, wie jede andere Empfindung durch eigene Nerven, die Sehnerven genannt, dem Gehirne, als dem Sitz des Bewußtseins mitgetheilt. Das Auge ist das Organ, durch welches die Bilder der äußern Erscheinung der Körper dem Sehnerven zugeführt, und für denselben aufnehmbar gemacht werden. Man kann den Sehnerven füglich mit einem Spiegel vergleichen, der das Bild eines gesehenen Gegenstandes aufnimmt. Der kleine Raum, den dieser Spiegel einnimmt, macht es aber nothwendig, daß das Bild des Gegenstandes verkleinert werde, jedoch so, daß es bei dieser sehr weitgehenden Verkleinerung nicht an Deutlichkeit verliere. Wir sehen z. B. einen 50 Fuß hohen Baum auf 100 Schritte Entfernung noch mit allen seinen Einzelnheiten, Stamm, Aesten, Zweigen, Blätter, Blüthen und Früchten, obgleich die Fläche des Auges, auf dem sich der Baum abspiegelt noch nicht ½ Zoll Durchmesser oder den zwölfhundertsten Theil der Höhe des Baumes beträgt. Um diesen Zweck der Verkleinerung und Verdeutlichung zu erreichen, ist das Auge aus mehreren Flüssigkeiten zusammengesetzt, denen durch die Häute oder Membranen, in welche sie eingeschlossen sind, verschiedene Formen gegeben werden.

Ein gerader Stab erscheint, wenn man ihn in stehendes klares Wasser stellt, von der Oberfläche des Wassers an, gebogen oder gebrochen; ein Gegenstand nahe hinter eine mit klarem Wasser gefüllte runde Flasche gehalten, und durch dieselbe betrachtet, erscheint uns vielfach vergrößert.

Aus diesen beiden, wohl allgemein bekannten Erscheinungen vermögen wir zu schließen, daß die Beschaffenheit und die äußere Form einer Flüssigkeit, oder eines durchsichtigen Körpers im Stande sind, sowohl die Gestalt als die Größe eines Gegenstandes, welchen man durch dieselben betrachtet, zu verändern.

Auf dieser Erscheinung, welche man die Brechung der Lichtstrahlen nennt, beruht der Bau und die Einrichtung des Auges. Die Lichtstrahlen oder das Bild des gesehenen Gegenstandes fällt bei dem thierischen Auge durch drei verschiedene Flüssigkeiten und spiegelt sich dann erst auf dem Nerven ab, der den Eindruck davon dem Gehirn mittheilt.

Betrachten wir den Bau des Augapfels nach dem Durchschnitte (Tafel XIV, Figur 2.) näher, so sehen wir, daß er eigentlich aus zwei über einander gelagerten

Häuten besteht und eine annähernd kugelrunde Form hat. Die äußere Haut (a) heißt die weiße Augenhaut oder weiße Hornhaut, die innere (b) die schwarze Augenhaut, oder die Aderhaut. Letztere wohl deßhalb so, weil sie aus einem Gewebe von feinen Adern durchzogen ist. Die Hornhaut ist weiß, sie ist das sogenannte Weiße des Auges (Fig. 1, ff und Fig. 2, a.). In der Mitte (bei c, Figur 1 und 2.) wird sie dünn und durchsichtig und heißt, so weit diese Durchsichtigkeit reicht, die durchsichtige Hornhaut; zugleich bildet sie da eine kleine ovale Erhöhung auf der vordern Fläche des Auges.

Die Aderhaut (Figur 2, b.) kleidet inwendig die weiße Hornhaut aus; da, wo sie an die durchsichtige Hornhaut (c) angrenzt, löst sie sich von derselben ab und zieht sich in fast gerader Linie nach dem gegenüberliegenden Rande der weißen Hornhaut, (d d Figur 2.) und es entsteht dadurch zwischen der durchsichtigen Hornhaut und dem Theil der Aderhaut, der hinter derselben liegt, ein vorn gewölbter, hinten fast geradlinigt geschlossener Raum, welcher auch die vordere Augenkammer heißt und mit der sogenannten wässerigten Feuchtigkeit angefüllt ist (Figur 2, f.) Der Theil der Aderhaut, so weit er die weiße Hornhaut nicht mehr überkleidet (Figur 2, d d) heißt die Regenbogenhaut oder die Iris. Sie hat, von vorne betrachtet, in der Mitte eine länglich runde Oeffnung (Figur 1, h), welche das Sehloch oder die Pupille genannt wird. Um diese Oeffnung herum liegt die Regenbogenhaut etwas zusammengefaltet, wie ein Vorhang, und hat die Fähigkeit sich auszudehnen und zusammen zu ziehen, und dadurch die Pupille zu erweitern oder zu verengern.

Unmittelbar hinter dem Sehloche der Iris oder Regenbogenhaut, und das Sehloch verschließend liegt die Kristalllinse, (Figur 2, e) ein linsenförmiger Körper, oder vielmehr eine aus einer feinen durchsichtigen Haut gebildete Kapsel, welche mit einer kristallhellen Flüssigkeit angefüllt ist.

Der Rest des von der weißen Hornhaut eingeschlossenen Raumes (Figur 2, g) wird von dem sogenannten Glaskörper, ebenfalls einer durchsichtigen Flüssigkeit ausgefüllt.

Bei h, Figur 2 erreicht der vom Gehirne kommende Sehnerve das Auge, geht durch die weiße Hornhaut und die Aderhaut durch und breitet sich inwendig als eine feine Nervenhaut aus, welche die Netzhaut genannt wird (Figur 2, i i.) Diese Nervenhaut ist, wie die Figur zeigt als dritte Haut der Umhüllung zu betrachten und erstreckt sich, den Glaskörper umschließend bis zur Iris hin. Sie ist dadurch im Stande jeden Lichtstrahl, der durch die durchsichtige Hornhaut in das Innere des Auges fällt aufzunehmen und den Eindruck nach dem Gehirn zu verpflanzen.

Die angeführten Häute sind selbst wieder von feinen Membranen überzogen und zwischen denselben Feuchtigkeiten gelagert um die Geschmeidigkeit der Häute

zu erhalten und ihre Reibung zu verhindern. Wir übergehen diese Einzelnheiten aber, weil sie uns zu weit führen würden und unser Zweck nur der ist, eine klare Vorstellung von dem Organe des Gesichts zu geben.

Die Lichtstrahlen, welche von den gesehenen Gegenständen ausgehen, fallen auf die äußere durchsichtige Hornhaut, gehen durch diese und die Kristalllinse hindurch in den Glaskörper und erreichen endlich die Netzhaut, welche, wie gesagt, nichts anderes ist, als der ausgebreitete Sehnerve. Alle Lichtstrahlen, welche durch den durchsichtigen Theil der Hornhaut fallen — die, welche auf die weiße Hornhaut fallen, sind nicht sichtbar —, müssen diesen Weg nehmen und durch die drei Flüssigkeiten: die wässerigte Feuchtigkeit, die Kristalllinse und den Glaskörper hindurchgehen um auf die Netzhaut zu gelangen. Die verschiedene Beschaffenheit dieser Flüssigkeiten, und die verschiedene Form, die ihnen durch die sie einhüllenden Membranen gegeben ist, bewirkt aber, wie wir bereits im Eingange bemerkt haben, eine Brechung der Lichtstrahlen; diese gehen deßhalb nicht in gerader Richtung durch, sondern nehmen sobald sie in das Auge gelangen, eine Beugung an und durchkreuzen sich ohngefähr in der Mitte der hintern Flüssigkeit, des sogenannten Glaskörpers. Die Fig. 2 ist bestimmt diesen Vorgang zu versinnlichen. Von dem Pfeile k gehen die Lichtstrahlen mm, nn aus, sie durchkreuzen sich bei p und stellen das Bild auf der Netzhaut l in verkleinertem Maßstabe wieder her. Das Bild spiegelt sich hier verkehrt ab, weil wegen der Kreuzung der Lichtstrahlen nun der Lichtstrahl m, welcher vorher oben war, unten hin kam, und der Lichtstrahl n, welcher unten war, sich oben abspiegelt. Die Stellung der Bilder hat jedoch keinen Einfluß auf die Wirkung des Sehens, denn die Hauptrücksicht bleibt die, daß das Bild möglichst klar erscheine und der Eindruck auf die Netzhaut ein möglichst deutlicher sei. Der mittlere Strahl (oo) geht in grader Linie durch die Flüssigkeiten, weil er in senkrechter Richtung auffällt und unter dieser Bedingung eine Brechung nicht statt findet.

Die zwischen der Netzhaut und der Hornhaut liegende Aderhaut ist auf der innern Seite von schwarzer oder brauner Farbe, gleichsam um, wie bei unsern Fernröhren und Mikroskopen die Deutlichkeit der Bilder zu erhöhen. Bei der großen Reizbarkeit der Netzhaut kann ein allzu starker Lichtstrom der Deutlichkeit der Empfindung schaden und sie sogar schmerzhaft machen. Die Iris ist deßwegen so eingerichtet, daß sich die in ihrer Mitte befindliche Oeffnung, die Pupille, verengert oder erweitert, je nachdem die Lichtmenge stark oder schwach ist. Bei schwachem, mattem Lichte erweitert sich die Pupille um mehr Licht einzulassen, bei starkem, hellem Lichte verengert sie sich um die Masse des eindringenden Lichtes zu mindern. Dieses Erweitern und Verengern kann man an Pferden leicht beobachten. Wenn man das Auge eines Pferdes in einem dunkeln Stalle betrachtet und dann das Pferd schnell in's Freie führt, so wird man bemerken,

daß sich der Augenstern, die Pupille, allmählig je nach dem Grade der Helligkeit schneller oder langsamer verengert. Das Gegentheil findet statt, wenn man das Pferd aus dem hellen Sonnenlichte an einen dunkeln Ort bringt; hier erweitert sich die Pupille.

Man kann den Versuch auch so machen, daß man das Auge eines Pferdes mit der Hand bedeckt und so auf eine Zeit lang verdunkelt. Die Pupille erweitert sich und sobald man die Hand wegbringt, wird sie allmählig wieder enger.

Diese Eigenschaft der Pupille gibt ein Mittel ab, die Beschaffenheit des Auges zu prüfen. Eine schnelle Zusammenziehung der Pupille deutet auf allzu große Reizbarkeit des Auges, mithin auf einen krankhaften Zustand desselben hin, Mangel an Veränderlichkeit zeigt eine Lähmung dieses wichtigen Augentheiles und Blindheit an.

Außer der Bewegung der Iris oder Regenbogenhaut tragen auch noch die sogenannten „Trauben" oder Schwämmchen dazu bei, die Stärke des Lichtes zu mildern. Es sind dies schwarze, rußförmige Körper von der Größe eines Hanfsaamenkorns, welche hinter der Iris am obern und untern Rande der Pupille stehen und ein wenig in diese hineinreichen. In einem hellen, gesunden Auge kann man sie am obern Rande, wo sie etwas größer als am untern Rande sind leicht bemerken. (Fig. 1, i).

Die dunkle, lasurblaue Farbe des Auges kommt von der dunklen Färbung der Aderhaut und der Regenbogenhaut her. Letztere hat manchmal, namentlich bei scheckigten Pferden, eine helle Farbe und bildet alsdann das Falken-, Glas- oder Birkauge.

Die bisher beschriebenen Theile des Auges machen den sogenannten Augapfel aus. Er liegt in einer festen und tiefen Knochenhöhle des Kopfes, der Augenhöhle, und ist dadurch gegen äußere Verletzungen geschützt. Im Innern ist er durch mehrere Muskeln befestigt und nach allen Seiten leicht drehbar. Ueber dem Augapfel sind die sogenannten Auge- oder Schläfegruben (Taf. XII. 7)), welche eine Fettmasse enthalten und sich äußerlich über beiden Augen als mäßige Vertiefungen darstellen. Bei alten Pferden ist das Fett ziemlich geschwunden und die Gruben sind deßhalb tief; daher pflegt man auch tiefe Schläfegruben als Zeichen hohen Alters anzusehen. Nicht immer ist dieß indeß ein untrügliches Kennzeichen hohen Alters; denn auch bei magern Pferdern tritt dieser Umstand ein.

Ueber den Augapfel ist äußerlich noch die Blinzhaut, Bindehaut, gespannt, eine feine schleimigte Haut, dazu dienend den Augapfel gegen Staub zu schützen und ihn beständig feucht zu halten. In dem innern Augenwinkel bei d (Taf. XIV.) bildet sie eine Falte, in welcher der Blinzknorpel liegt, der sogenannte Nagel oder die Nickhaut. Diese ist bestimmt, den Augapfel zu schützen und schiebt sich hin und her. Es ist deßhalb ein barbarischer Gebrauch,

dieses so zweckmäßige Organ herauszuschneiden, wie solches von Quacksalbern noch hie und da geschieht, angeblich um die Pferde vor dem Erblinden zu schützen. Mit der Blindheit hat die Nickhaut auch gar nichts zu schaffen; wenn sie zuweilen geröthet wird und mehr hervortritt, so ist dieses ein Zeichen, daß das Auge entzündet ist und wenn das Pferd darauf erblindet, so ist diese Folge keineswegs durch die Nickhaut, sondern durch die Entzündnng veranlaßt.

Der Augapfel ist ferner durch die zwei Augenlider Taf. XIV. Fig. 1 a a, ein oberes und ein unteres bedeckt. Sie sind beweglich und decken, wenn sie sich zusammenlegen oder schließen, den Augapfel vollständig zu. An ihrem Rand sind sie mit borstenartigen Haaren, den Augenwimpern, besetzt und mit kleinen Fettdrüsen versehen. Die Augenwimpern dienen zum Schutze des Auges gegen Staub und Insekten, indem sie denselben den Zugang zum Auge wehren.

Die innere Fläche der Augenlider ist mit einer feinen Schleimhaut bekleidet, welche man die Augenliderbindehaut nennt.

Die Thränendrüse ist eine flache Drüse, welche in der Augenhöhle über dem Augapfel liegt, so daß man sie von außen nicht sehen kann; sie dient zur Bereitung der Thränen.

Die Thränenkarunkel liegt in dem innern Augenwinkel, sie ist ein kleiner brauner schwammiger Körper Fig. e, Taf. XIV. ober und unter demselben sind zwei kleine Oeffnungen, welche zu den Thränengängen und letztere endlich zu dem Thränenkanal führen, welcher in das Innere der Nase, die Nasenhöhle mündet.

Die Thränendrüsen schwitzen beständig Thränen und diese erhalten den Augapfel feucht und fließen dann durch die Oeffnungen an der Karunkel in die Nase ab. Wenn das Auge gereizt wird, sei es durch Eindringen eines fremden Körpers oder durch krankhafte Entzündung, so schwitzen die Drüsen mehr Feuchtigkeit aus als durch die Oeffnungen an der Karunkel in die Nase abfließen kann, der Ueberfluß ergießt sich dann äußerlich über die Nase und die Wangen herab und man sagt alsdann von den Augen, daß sie thränen.

Die Augenbogen Taf. XII, 8 sind die obern etwas vorstehenden Ränder der Augenhöhlenwand; sie sollen mäßig gebogen sein.

Unter Tasthaaren oder Augenborsten versteht man die langen, steifen, borstenähnlichen Haare, welche zerstreut um die Augen herumstehen, und welche, wie ihr Name andeutet zum Fühlen oder Tasten dienen, wenn wie z. B. in der Dunkelheit der Nacht ein Pferd einen Gegenstand, der seinem Auge nahe kommt, nicht sehen kann.

Die Augen eines Pferdes sollen im normalen Zustande hell und glänzend sein. Wenn man das Pferd so unter die Stallthüre stellt, daß es heraus in's Freie schaut, so soll man die Trauben am obern Rande der Iris deutlich sehen. Die Pupille soll sich, wenn man das Pferd abwechselnd aus dem Dunkeln in's

Helle, oder umgekehrt aus dem Hellen in's Dunkele bringt, mäßig schnell und gleichmäßig verengern und erweitern. Der Blick des Pferdes soll munter, feurig, scharf und keck, dabei aber doch zutraulich sein. Ein scheuer, ängstlicher Blick deutet auf ein tückisches Temperament, dagegen der matte, stiere Blick auf ein träges schlaffes Temperament oder auf Krankheit hin.

Große Augen hält man für schön, kleine für häßlich. Unverhältnißmäßig große Augen pflegt man Ochsenaugen, die ungewöhnlich kleinen Schweinsaugen zu nennen.

Augen, welche stark aus den Höhlen hervorstehen, hält man für häßlich und nennt sie Glotzaugen; tiefliegende Augen liebt man nicht, weil sie auf eine finstere und tückische Gemüthsart schließen lassen.

Krankheiten.

An den Augen kommen mehrere Krankheiten vor, die von großem Einflusse auf den Gebrauchswerth der Pferde, dabei aber zum Theil sehr schwer zu erkennen und zu beurtheilen sind. Die hauptsächlichsten sind folgende:

1) Die Augenentzündung. Sie zeigt sich durch geschwollene Augenlider, durch erhöhete Röthe der Bindehaut und durch thränende, triefende Augen an. Sie kann in Folge äußerer mechanischer Einwirkungen, Stoß oder Schlag entstehen oder eine Folge krankhafter Zustände des ganzen Körpers sein. Zuweilen verdickt sich dabei die Bindehaut, wird steif und undurchsichtig und verhindert dadurch das Sehen. Man nennt diesen Zustand alsdann das Augenfell. Durch zweckmäßig und zeitig angewandte Mittel kann das Uebel geheilt werden.

2) Die Mondblindheit auch periodische Augenentzündung ist eine Entzündung, welche zuweilen aufhört, aber wiederkehrt und gewöhnlich mit Blindheit des Pferdes endigt. Sie wird Mondblindheit genannt, weil man geglaubt hat, die periodische Wiederkehr der Entzündung hänge mit den Phasen des Mondes zusammen.

Die Pferde werden von dieser Krankheit in der Periode vom zweiten bis fünften Jahre, also während des Zahnwechsels, am häufigsten befallen. Auch in dumpfen, feuchten Stallungen kommt sie häufig vor. Sie ist gewöhnlich unheilbar und wird zu den Erbfehlern gerechnet, d. h. zu den Fehlern, welche sich auf die Nachkommenschaft übertragen, und gehört außerdem zu den Gewährsmängeln, für welche beim Kaufe eine vierwöchentliche Garantie verlangt wird.

3) Die Flecken auf der durchsichtigen Hornhaut sind in dem Grade nachtheiliger als sie sich der Mitte des Auges nähern. Sie sind gewöhnlich durch Schläge, Stöße oder Peitschenhiebe verursacht.

4) Der graue Staar besteht in den Trübung oder Verdunkelung der Kristalllinse, welche in der Regel eine graue oder gelblichte Färbung annimmt.

In den meisten Fällen entsteht sie als eine Folge der Mondblindheit, bildet sich aber langsam aus und zerstört erst nach längerer Zeit das Sehvermögen vollständig. Es zeigen sich zuweilen in der Kristalllinse nur einzelne gefärbte Punkte, was man durch Punktstaar, oder Streifen, was man durch Balkenstaar bezeichnet.

5) Der grüne Staar ist eine krankhafte Veränderung des Glaskörpers (Fig. 2, g) und läßt sich an der grünen Färbung der Pupille und der hintern Augenkammer, sowie endlich an der völligen Erblindung erkennen.

6) Der schwarze Staar oder die Schönblindheit. Sie besteht in der Lähmung der Netzhaut oder des Sehnerven. Die Feuchtigkeiten des Auges bleiben dabei vollkommen klar und das äußere Ansehen des Auges ist gar nicht verändert, so daß man sich leicht täuschen kann. Bei näherer Untersuchung deutet sich das Uebel durch die Unbeweglichkeit der Pupille so wie durch vollständigen Verlust des Sehvermögens an.

Der schwarze Staar ist ebenfalls ein Gewährsmangel mit einer Gewährszeit von 28 Tagen.

8. Die vordere Kinnbacke.

Dieser wird von den Oberkieferbeinen (Taf. X. f) gebildet und schließt die obere Kinnlade mit den obern Backzähnen ein. Dieser Theil des Kopfes soll nicht zu fleischig sein und die Adern und Muskeln sollen sich scharf begrenzt zeigen.

9. Die Backen. (Taf. XII. 17.)

Die Backen erstrecken sich von dem Mundwinkel bis zum Anfange der Ganaschen. Bei trockenen schönen Köpfen drücken sich die Muskeln ziemlich scharf aus, und die Backen sind von schwacher rundlicher Form.

10. Die Nase. (Taf. XII. 10.)

Die Nase erstreckt sich von den Augen bis zu den Nasenlöchern und hat das Nasenbein (Taf. X. e) zur Grundlage; seitlich ist die Nase durch die Wangen begrenzt. Sie soll gerade und breit sein, weil bei dieser Bildung die Nasenhöhle geräumig und das Athmen erleichtert ist. Bei stark gewölbtem Nasenrücken oder bei schmalem eingebogenem Nasenbein ist der Athem manchmal erschwert und es gelten deßwegen diese Bildungen für fehlerhaft.

Der obere, äußere Theil der Nase wird Nasenrücken genannt. Im Innern ist die Nasenhöhle und die beiden Oeffnungen derselben heißen die Nasenlöcher.

Die Nasenlöcher (Taf. XII. 12) sollen groß und weit sein; bei einem gesunden Pferde in ruhigem Zustande darf man die Bewegungen derselben kaum

merken. Heftige Bewegung der Nasenlöcher verbunden mit einer auffallend heißen Temperatur der ausgeathmeten Luft deuten einen krankhaften Zustand des Pferdes an. An den arabischen Pferden sind die Ränder der Nasenlöcher oder die Nüstern sehr beweglich und einer großen Ausdehnung fähig, was der Physiognomie der Pferde ein sehr belebtes Ansehen und einen besondern Ausdruck verleiht.

Das Innere der Nase, die Nasenhöhle, ist mit einer feinen Schleimhaut überzogen, welche der Sitz des Geruchsinnes ist. Im gesunden Zustande ist die Schleimhaut blaßroth, feucht und glänzend. Jedoch ist eine höhere oder mattere Färbung nicht immer ein Zeichen von Krankheit, sondern kann in der Witterung, der Jahreszeit oder in kurz zuvor stattgehabten Anstrengungen des Pferdes seinen Grund haben und nur vorübergehend sein. Jedoch ist ein Abweichen von der blaßrothen Farbe immer eine Warnung wenigstens vorsichtig zu sein und den Gesundheitszustand des Pferdes genau zu untersuchen.

Außer der Beschaffenheit der Nasenhöhle selbst muß man auch den Ausfluß derselben beobachten. Im gesunden Zustande ist er klar und durchsichtig. Wenn er trüb und übelriechend ist, darf man auf einen gestörten Gesundheitszustand des Pferdes schließen.

Unter den Krankeiten, welche sich durch die Beschaffenheit der Nasenhöhlen und des Ausflusses derselben kundgeben, ist besonders der Rotz als eine der gefährlichsten zu bezeichnen.

11. Das Maul. (Taf. XII. 13.)

Das Maul ist durch die beiden Lippen bedeckt. Innerlich ist die Maulhöhle mit einer feinen, blaßrothen Schleimhaut ausgekleidet.

Der Speichel soll sich bei einem kräftigen gesunden Pferde durch das Reiben der Zähne und des Zaumgebisses in Schaum verwandeln. Das Maul heißt alsdann frisch. Eine übermäßige Schaumentwickelung ist nachtheilig, weil eine große Masse des für die Verdauung so nothwendigen Speichels verloren geht.

Das Maul ist manchmal von Natur aus zu eng geschlitzt, was in Rücksicht einer richtigen Lage des Mundstücks am Zaume ein Bildungsfehler ist. Das zu weit geschlitzte Maul entsteht in der Regel durch Mißbrauch des Zaumes oder der Trense.

Die Lippen theilen sich in die obere und in die untere Lippe (Taf. XII. 14, 15). Sie sind sehr empfindlich, weil sich eine große Anzahl Nerven darin verbreitet.

Bei alten Pferden hängt die Unterlippe zuweilen schlaff herab; ähnlich dieser herabhängenden Unterlippe ist die gelähmte Unterlippe (Taf. XIII. 2), welche ebenfalls herabhängt, dabei aber unbeweglich ist und dem Pferde das Fressen sehr erschwert.

Die Laden (Taf. X. m-n) sind die zahnlosen Ränder der untern Kinnlade oder der Hinterkiefer, zwischen den vordern oder Schneide- und den hintern oder Backzähnen, auf welchen die Mundstücke des Zaums liegen. Bei Hengsten und Wallachen beginnen die Laden erst bei den Hacken und reichen bis zu den Backzähnen. Je höher und schärfer die Laden sind, desto empfindlicher sind sie gegen das Gebiß, je niedriger und stumpfer, desto unempfindlicher sind sie. Hohe und scharfe Laden sind leicht Verletzungen unterworfen, die durch starkes Anprallen der Zügel veranlaßt und häufig bedenklich werden. Dagegen sind niedrige, stumpfe Laden, bei denen das Mundstück des Zaums mehr auf der Zunge ruht, gegen den Zügel unempfindlich und verursachen das sogenannte harte Maul, während die hohen Laden das weiche Maul verursachen.

Die Zunge (Taf. XI. 8) ist hauptsächlich aus Muskeln zusammengesetzt, und enthält außerdem eine große Menge feiner Blutgefäße und Nerven. Sie ist das Hauptorgan des Geschmacksinns, dient außerdem bei dem Kauen, Schlucken und Wiehern. Unter der Spitze ist das Zungenbändchen und neben derselben links und rechts liegen die sogenannten Hungerzitzen in Form plattgedrückter langer Wärzchen, welche die untern Enden der Speicheldrüsen sind.

Allzu dicke, fleischige Zungen sind ein Fehler, weil sie das Gebiß des Zaumes zum Theil unwirksam machen, dünne Zungen sind ebenfalls fehlerhaft, weil sie das Verschlucken des Gebisses möglich machen, welches darin besteht, daß das Pferd die Zunge unter dem Gebiß herauszieht und letzteres alsdann blos auf den Laden liegt.

Es gibt Pferde, welche die üble Gewohnheit haben, die Spitze der Zunge auf einer Seite des Maules heraushängen zu lassen; man nennt sie Zungenstrecker.

Der Gaumen oder die obere Fläche des Maules, ist das zweite wichtige Organ des Geschmackes. Der vordere Theil wird der harte, (Taf. XI. 9) der hintere Theil der weiche Gaumen (Taf. XI. 12) genannt, sie scheiden sich in der Gegend des fünften Backzahnes. Der harte Gaumen hat in der Mitte eine Längsfurche und links und rechts derselben ohngefähr 18 Querfurchen oder Staffeln.

Das untere Ende des harten Gaumens schwillt manchmal an, namentlich bei jungen Pferden während des Zahnwechsels, welche Anschwellung man Froschgeschwulst nennt; sie ist immer ein Zeichen von krankhaftem Zustande des Pferdes und deßwegen fressen die Pferde alsdann nicht. Der Mangel an Freßlust wird dann häufig der Gegenwart der Geschwulst zugeschrieben, und diese durch das Froschbrennen oder Kernstechen zu vertreiben gesucht. Da die Geschwulst aber nicht die Ursache, sondern die Folge des allgemeinen Krankheitszustandes des Pferdes ist, so können auch beide Operationen nicht helfen; wohl aber können sie gefährlich werden, wenn man bei dem Durchbrennen oder Durchstechen der harten Gaumenhaut eine der Arterien trifft, die über derselben hinlaufen.

Die Zähne. — Das ausgewachsene Pferd hat, wie bereits im I. Kapitel bemerkt, 36 Zähne, nämlich 24 Backzähne und 12 Schneidezähne. Jede Kinnlade hat 12 Backzähne, 6 auf jeder Seite, und auf der vordern Seite 6 Schneidezähne.

Die Hengste und Wallachen haben außerdem 4 Hackenzähne, nämlich auf jeder Seite der beiden Kinnladen einen, zwischen den Schneide- und Backezähnen. Die Stuten haben in der Regel keine Hackenzähne und wenn sie deren haben, sind sie klein und fast nicht sichtbar. In Hinsicht auf die Dauer der Zähne und der Zeit, in welcher sie zum Vorschein kommen, theilt man sie ein:

a. in Milch- oder Füllenzähne, (Taf. XV. 1) welche bald nach der Geburt erscheinen und später wieder ausfallen. Zu diesen gehören die Schneidezähne und die drei vordern Backzähne in jeder Reihe.

b. in Ersatz- oder Pferdezähne, (Taf. XV. 2) welche die Stelle der ausgefallenen Füllenzähne einnehmen und

c. in bleibende oder ausdauernde Zähne, welche nicht gewechselt werden und zu denen die Hackenzähne, sowie die hintern drei Backzähne in jeder Reihe gehören.

An jedem Zahne unterscheidet man die Krone, den vom Zahnfleisch umgebenen Hals und die in der Kinnlade sitzende Wurzel. Das freie Ende der Krone heißt die Reibfläche.

An den Schneidezähnen ist in der Mitte der Reibfläche eine mehre Linien tiefe Grube, mit braunem Kitt ausgekleidet, welche die Kunde oder Bohne heißt.

Die Zähne bestehen aus mehreren, schichtweise übereinander liegenden Substanzen von ungleicher Härte; bei den verschiedenen Arten von Zähnen sind diese Schichten auch verschieden gelagert; die Schneidezähne sind von außen mit einer Art Glasur, dem sogenannten Schmelz überzogen, alsdann kommt nach innen zu eine dünne Lage Elfenbeinsubstanz, dann eine Schicht gelblicher Hornsubstanz, auf diese endlich eine zweite dünne Lage von Elfenbeinsubstanz, welche den Kern des Zahns aus graulicher Knochensubstanz bestehend umschließt.

Der Schneidezahn zeigt, wenn er das Zahnfleisch durchbrochen hat, zwei vorstehende scharfe Ränder auf seiner Oberfläche, von denen der äußere ein wenig höher ist als der innere. Diese Ränder stumpfen sich nach und nach ab, sobald die Zähne lang genug sind, um sich während des Kauens an einander zu reiben. Daraus entsteht das allmählige Verschwinden oder Verwischen der Kunde oder Bohne.

Die Schneidezähne jeder Kinnlade werden paarweise nach der Stelle auf der sie stehen, mit eigenen Namen belegt. Die zwei vordern, welche die Mitte der Reihe einnehmen, heißen die Zangen, die darauffolgenden zwei, auf jeder Seite einer, die Mittelzähne, und die zwei äußersten in jeder Reihe, Eckzähne.

Die Backzähne haben keine besondere Namen, sondern werden von vorne nach hinten gezählt und nach dem Standorte, den sie in der Reihe einnehmen, mit den Ordnungszahlen: der erste, der zweite, der dritte u. s. w. bezeichnet.

Die Zähne können nach ihrer Form und Abnützung bei den Pferden als ziemlich sicheres Merkmal des Alters gelten, und zwar hat man dabei vier Perioden zu beachten, 1. den Ausbruch der Milchschneidezähne, 2. den Zahnwechsel, 3. das Verwischen der Kunden und 4. die Formveränderung der Reibflächen.

Die Schneidezähne der untern Kinnlade geben das zuverlässigste Kennzeichen des Alters ab; in zweifelhaften Fällen zieht man jedoch auch die Schneidezähne des Oberkiefers zu Rath.

Die meisten Pferde werden im April und Mai geboren, und man pflegt deßwegen bei Beurtheilung des Alters nach den Zähnen und bei Abgang bestimmter Nachrichten darüber den 1. Mai als Geburtstag der Pferde anzunehmen.

Vierzehn Tage nach der Geburt des Füllens brechen die Zangen hervor, in der 4. bis 5. Woche die Mittelzähne, und am Ende des 5. oder 6. Monats die Eckzähne. Das Füllen hat alsdann 12 Milchschneidezähne. Die Milchzähne sind gleich den Schneidezähnen mit Kunden versehen, welche ebenfalls wie diese ein Kennzeichen zur Bestimmung des Alters abgeben können.

Bei dem einjährigen Füllen (Taf. XV, Fig. 3) sind die Kunden an den Zangen verwischt; sechs Monate später ebnen sich die Mittelzähne und mit zwei Jahren sind die Eckzähne geebnet.

Der Zahnwechsel oder der Wechsel der Milchschneidezähne fängt im Durchschnitt mit dritthalb Jahren oder mit 30 Monaten durch den Wechsel der Zangen an. Bei gut genährten, schnell sich ausbildenden Pferden beginnt der Zahnwechsel etwas früher, bei langsam heranwachsenden etwas später.

Mit $3\frac{1}{2}$ Jahren wechseln die Mittelzähne und mit $4\frac{1}{2}$ Jahren die Eckzähne. Mit $4\frac{1}{2}$ Jahren brechen auch in der Regel die Hackenzähne hervor. Wenn das Pferd alle seine Zähne hat, heißt es ein abgezahntes Pferd.

Nachdem der Zahnwechsel vorüber ist, und das Pferd alle seine Zähne hat, dient die Abnützung der Schneidezähne und das dadurch verursachte Verschwinden der Bohnen und Kunden als Kennzeichen des Alters. Es dauert ohngefähr drei Jahre bis die Kunde eines ausgebildeten Schneidezahnes der untern Reihe verwischt ist.

Mit fünf Jahren, d. h. in dem Zeitpunkt, wo der Zahnwechsel vorüber ist und die Schneidezähne vollständig ausgewachsen sind, haben diese, die Schneidezähne der untern Kinnlade ungefähr folgendes Aussehen (Taf. XV, Fig. 6): die zwei Ränder der Zangen sind abgeschliffen, jedoch ist die Kunde noch vorhanden; der äußere Rand der Mittelzähne ist beinahe vollständig abgenützt, der

innere Rand zeigt Spuren der Abnützung; die Eckzähne sind zur Höhe der Mittelzähne und der Zangen herangewachsen. Der äußere Rand beginnt sich abzunützen, während der innere noch scharf ist. Die Hackenzähne sind bei den Hengsten und Wallachen jetzt vollständig herausgewachsen, die Krone derselben ist kegelförmig, ein wenig rückwärts gebogen und hat gegen das Ende zwei kleine Rinnen.

Mit sechs Jahren sind die Kunden der Zangen verwischt (XVI, Fig. 1), mit sieben Jahre jene der Mittelzähne (Fig. 2) und mit acht Jahren die der Eckzähne (Fig. 3).

Die Spitzen der Hackenzähne sind mit acht Jahren stumpf geworden und die Rinnen sind verschwunden. Von einem Pferde, bei dem die Kunden der untern Schneidezähne verwischt sind, und das folglich acht Jahre alt ist, sagt man: „es zeigt nicht mehr."

Die obern Zähne nützen sich nicht mit der Regelmäßigkeit ab, wie die untern, wie sie sich überhaupt später und langsamer abnützen, weil sie breiter, stärker und die Kunden tiefer sind. Man pflegt anzunehmen, daß die Zangen der Oberkiefer mit neun Jahren, die Mittelzähne mit zehn und die Eckzähne mit elf bis dreizehn Jahren geebnet sind, ohne jedoch diese Veränderungen als einen sichern Anhaltspunkt zur Beurtheilung des Alters zu geben, das überhaupt nach acht Jahren nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen ist. Einigen Anhalt gewähren nach diesem Alter indessen die Reibflächen der Schneidezähne, weil sie durch die Abnützung ihre Form verändern. Ein junger ausgebildeter Zahn hat eine ovale, länglichte Reibfläche d. h. verlängert von einer Seite zur andern. Nach Verlauf einiger Jahre hat sich der Zahn abgenützt und die Reibfläche erscheint alsdann von gleicher Länge und Breite oder beinahe als rund; bei fortgesetzter Abnützung wird die Reibfläche des Zahns länger in der Richtung von vorne nach hinten und bildet fast ein Dreieck; ein Oval von vorn nach hinten. Die Fig. 7, Taf. XV, soll die Abnützung des Zahns, wie sie nach und nach statt findet, versinnlichen, und die verschiedenen Formen der Reibflächen darstellen; die erste von oben ist die Reibfläche eines neu hervorgewachsenen Schneidezahnes, die zweite, die von einem 9jährigen, die dritte von einem 15jährigen und die vierte von einem etwa 24jährigen Pferde.

Man nimmt an, daß sich die Zähne durchschnittlich um eine Linie jährlich abnützen, und daß die Abnützung in derselben Ordnung vor sich geht, wie das Hervorbrechen der Zähne. Demnach dauert die Periode der ovalen oder länglichten Reibflächen etwa bis zum vierzehnten Jahre. Alsdann beginnen die Reibflächen eine runde Form anzunehmen und zwar die Zangen mit 14, die Mittelzähne mit 15 und die Eckzähne mit 16 bis 18 Jahren. Nach achtzehn Jahren sind die Reibflächen der Zähne fast dreieckigt und es nehmen ebenfalls wieder die Zangen zuerst diese Form an, nach denselben die Mittel- und endlich die Eckzähne.

Die dreieckige Form verwandelt sich im höhern Alter in die sogenannte zweieckige, welche indessen mehr eine ovale längliche ist, allein nun in der Richtung von vorne nach hinten, statt daß die Reibflächen im frühern Alter eine länglichte Form in der Richtung von einer Seite zur andern darbieten.

Bei einem regelmäßigen Gebisse lassen sich demnach die Veränderungen kurz so darstellen.

I. Periode der Milchschneidezähne.

Alter 14 Tage — zwei Schneidezähne, die Zangen, dabei sechs Backenzähne.

Alter 5 Wochen — die Mittelzähne brechen hervor, 4 Zähne in jeder Kinnlade, die Zangen und Mittelzähne.

Alter 8 bis 12 Monate — die Eckzähne brechen hervor, 6 Schneidezähne in jeder Kinnlade (Taf. XV, Fig. 3).

Alter 2 Jahre — die Kunden der Zangen sind ganz, die der Mittel- und Eckzähne zum Theil geebnet.

II. Periode des Zahnwechsels.

Alter 2½ Jahr — die Zangen werden gewechselt (Fig. 3).

„ 3½ Jahr — die Mittelzähne werden gewechselt (Fig. 5).

„ 4½ Jahr — die Eckzähne werden gewechselt (Fig. 6).

„ 5 Jahre, sämmtliche Schneidezähne sind ersetzt und herangewachsen; sie sind sämmtlich mit Kunden versehen, jedoch zeigen sich an den Zangen bereits Spuren der Abnützung. Die Hackenzähne sind ebenfalls hervorgebrochen.

III. Periode der Verwischung der Kunden und Bohnen.

Alter 6 Jahre. — Die Kunden der Zangen sind verwischt, man bemerkt nur noch Spuren davon (Taf. XVI, Fig. 1).

Alter 7 Jahre — die Kunden der Mittelzähne sind verwischt (Fig. 2).

„ 8 Jahre — die Kunden der Eckzähne sind verwischt (Fig. 3).

IV. Periode der ovalen Reibflächen (Fig. 4) und der Verwischung der Kunden an den obern Zähnen.

Alter 9 Jahre — die Kunden der obern Zangen sind geebnet.

„ 11 „ die Kunden der obern Mittelzähne sind geebnet.

„ 18 „ die Kunden der obern Eckzähne sind geebnet.

Während dieser Epoche verlieren die untern Schneidezähne allmählig ihre ovale Form, werden nach und nach dicker und nehmen die runde Form an. Im 9. Jahre zeigt sich der sogenannte Einbiß (Taf. XV, Fig. 8), der sich später wieder verliert.

V. Periode der runden Reibflächen vom 14. bis 18. Jahre (Fig. 5).

VI. Periode der dreieckigen Reibflächen vom 18. bis 24. Jahre (Fig. 6).

VII. Periode der zweieckigen Reibflächen von 24 Jahr bis auf unbestimmte Zeit.

Diese Abnützung und Veränderung der Gestalt der Reibflächen geht jedoch, wie bereits bemerkt, nicht mit solcher Regelmäßigkeit vor sich, daß sie zuverlässige Bestimmungen über das Alter der Pferde abgeben könnte. Pferde, die immer mit hartem Futter, Hafer und Heu genährt werden, nützen die Zähne schneller ab, als andere, die Wurzelwerk, Kleie und weniger Heu erhalten. Man muß deßhalb bei der Bestimmung des Alters von Pferden, welche über acht Jahre alt sind, auch die äußern Verhältnisse berücksichtigen.

Außerdem sind die Formen der Reibflächen, wie die Figuren zeigen, nie vollkommen rund und dreieckigt, und man wird manchmal in Verlegenheit sein, ob man sie zur einen oder zur andern Periode rechnen soll; deßwegen muß man zu gleicher Zeit das Gebiß im Ganzen in Betracht ziehen.

Die Regelmäßigkeit des Gebisses darf als ein Zeichen der Jugend angesehen werden. Je älter das Pferd wird, desto unregelmäßiger wird das Gebiß. Mit neun Jahren zeigt sich der sogenannte Einbiß (Fig. 8, Tafel XV.) der im elften Jahre seine größte Ausbildung erhalten hat und dann wieder verschwindet. Er kommt an jedem Pferde vor, weil die obern Schneidezähne etwas breiter sind als die untern und weil sich durch die Abnützung der auf einander reibenden Stellen der Schneidezähne diese abnützen und die hervorstechende Kante der Eckzähne stehen bleibt. Der Einbiß verschwindet aber wieder, weil die Zähne gegen die Wurzeln hin runder und dünner werden und die Abnützung nach 10 bis 11 Jahren wieder auf der ganzen Reihe erfolgt.

Je älter die Zähne, desto länger sind sie. Sie schieben sich nämlich fortwährend und langsam aus den Höhlen der Kinnlade hervor, gleichsam als wenn sie fortführen zu wachsen. Man nennt dieses Herauswachsen und Verlängern den Nachschub. Da nun die Zähne, wie Fig. 7 zeigt, an der Krone breit sind und sich gegen die Wurzel hin allmählig verjüngen, so erklärt sich daraus auch, daß sie bei zunehmendem Alter immer weniger geschlossen stehen und sich in hohem Alter nicht mehr berühren.

Häufig nehmen die Schneidezähne nach und nach eine schiefe Stellung nach vorne an; auch diese Stellung kann als ein sicheres Zeichen angesehen werden, daß das Pferd nicht mehr jung ist.

Bei manchen Pferden verändern sich die Zähne nicht in der angegebenen Weise und sie erscheinen deßwegen bald jünger bald älter als sie wirklich sind. Man nennt diese Pferde Zweifler. Bei solchen Fällen dient hauptsächlich die Länge der Zähne als Mittel zur Berichtigung des Alters. Wenn z. B. ein Pferd noch deutliche Kunden auf den Schneidezähnen hat, die Zähne dabei aber länger sind, als sie sein sollten, so rechnet man dem Alter, welches die Kunden andeuten, so viel Jahre zu, als das Uebermaß der Länge nach Linien berechnet, ausmacht. Die Backzähne reiben sich ebenfalls ab und werden aus ihren Höhlen

nachgeschoben, wie die Schneidezähne. Jedoch gestattet ihre Lage in der Maulhöhle nicht sie genau zu betrachten, auch verändern sich ihre Kronen nicht, so daß sie zur Schätzung des Alters nicht berücksichtigt werden können.

Die Backzähne, welche schon bei dem Füllen als Milchzähne hervorbrechen, werden zwischen dem zweiten und vierten Jahre durch bleibende Zähne ersetzt. Die übrigen, welche nicht gewechselt werden, kommen nacheinander vom ersten bis fünften Jahre zum Vorschein.

Das Alter des Pferdes hat einen so großen Einfluß auf den Gebrauch und den Kaufwerth desselben, daß die Handelsleute gerne den Käufer über dasselbe zu täuschen suchen. Einer ihrer Hauptkunstgriffe besteht darin, wenn sie ältern Pferden jüngern Anschein geben wollen, daß sie den bereits abgeschliffenen Zähnen neue Kunden einbrennen (Fig. 7 und 8 Taf. XVI.). Hier kann jedoch die Gestalt der Reibflächen, die Länge und Farbe der Zähne den Betrug entdecken helfen; auch ist die Kunde in solchen Fällen nie in der Regelmäßigkeit vorhanden, als wie bei dem natürlichen Zustande. Man nennt diese Art des Betruges, das Jüdschen, Gitschen, Malauchen u. s. w. Die Fig. 7 der Taf. XVI stellt ein solches gefälschtes Gebiß dar.

Zuweilen sägen oder feilen die Handelsleute die Zähne ab, um sie vorerst kleiner zu machen und brennen dann erst die Kunden ein. Allein alsdann steht die Form der Reibflächen mit dem anscheinenden Alter noch mehr im Mißverhältniß und es passen dann auch die untern und obern Zähne nicht mehr genau auf einander (Taf. XVI, Fig. 8).

Zuweilen reißen sie auch jungen Pferden Milchzähne aus, um sie älter scheinen zu lassen, indem sie alsdann vorgeben, das Pferd sei im Zahnen begriffen. Bei allen diesen betrügerischen Manipulationen suchen sie die Pferde durch Schläge auf das Maul und dergl. scheu zu machen, damit sie eine genaue Besichtigung des Maules nicht erlauben, oder sie geben dem Pferde geröstetes Brod und Salz zu kauen, wodurch so viel Schaum und Speichel erzeugt wird, daß ein genaues Betrachten der Zähne ebenfalls nicht leicht möglich ist. Sobald daher der eine oder der andere dieser beiden Umstände eintritt, darf man auf einen beabsichtigten Betrug schließen und muß Vorsicht gebrauchen.

Fehlerhafte Beschaffenheiten des Gebisses kommen beim Pferde auch einige vor, die hauptsächlichsten derselben sind:

1. Das Hechtgebiß, bei welchem die untern Zähne über die obern und
2. das Karpfengebiß, bei welchem die obern Zähne über die untern hervorstehen.
3. Das schräge Gebiß, welches darin besteht, daß die Zähne von einem Eckzahn zum andern an Länge zunehmen, jedoch nur im Alter in Folge ungleicher Abnützung gefunden wird.

4. Bei Krippenbeißern sind die Schneidezähne ungleich abgewetzt und es passen in der Regel die obern nicht mehr vollständig auf die untern.

11. Das Kinn. (Tafel XII. 16.)

Das Kinn liegt am hintern Theil der Unterlippe; die langen, straffen Haare, welche zerstreut auf demselben stehen, heißen der Bart. Hinter dem Kinn hat die Kinnlade eine vertiefte Stelle, welche die Kinnkettengrube (Tafel XII. 19) heißt, weil die Kinnkette des Zaumes hier ihre Lage hat. In der Mitte derselben fühlt man die Kinngräte, eine linienförmige, scharfe Gräte des Knochens, welche die Empfindlichkeit für die Kinnkette vermehrt.

12. Die hintere Kinnbacke. (Tafel XII. 18.)

Die hintere Kinnlade, die Wangen oder Ganaschen genannt, soll derb, nicht allzu fleischig und nicht zu breit sein. Breite fleischige Ganaschen machen den Kopf plump und schwer. Die beiden Kinnbackenknochen sollen unten gehörig weit auseinanderstehen, weil die Beweglichkeit des Kopfes davon abhängt. Bei Augenkrankheiten pflegt man Haarseile und Fontanelle auf die Wangen zu ziehen, und man muß deßhalb bei darauf vorkommenden Narben, die Augen genau untersuchen. In einigen Gestüten pflegt man auch das Gestütszeichen auf die Wangen zu brennen.

13. Der Kehlgang. (Tafel XII. 20.)

Der Kehlgang ist der dreieckige Raum auf der untern Seite des Kopfes, welcher von den Aesten des Kinnbackens umschlossen ist und vom Kinn bis an den Hals reicht. Er bildet gleichsam einen Einschnitt, in welchen sich der Hals des Pferdes bei der Bewegung des Kopfes mehr oder weniger hinein legt. Wenn er zu eng ist, wie bei schmalen Köpfen, so hat der Kopf nicht die gehörige Beweglichkeit; ist er dagegen zu weit, so ist die Beweglichkeit des Kopfes zu groß und das Pferd ist dann zum Verkappen geneigt.

Ungefähr in der Mitte des Kehlganges liegen links und rechts die zwei Lymphdrüsen, welche sich wie eine Masse kleiner Körner von der Größe einer Erbse oder Bohne anfühlen. In krankem Zustande, namentlich bei der Druse, dem Strengel und dem Rotz schwellen diese Drüsen an und bilden sich zu Eiterbeulen aus, welche aufbrechen und dann mehr oder weniger zur Heilung der Krankheit beitragen, manchmal sich aber auch verhärten und dann immerhin auf einen gestörten Gesundheitszustand des Pferdes hindeuten. Gleich unterhalb der Lymphdrüsen, nahe am Rande der Kinnlade oder auf dem Rande selbst fühlt man deutlich die Kinnbackenarterie und kann hier bequem den Puls zählen, wenn man das Pferd zuvor in eine ruhige Stellung gebracht hat und den Finger leise auf die Arterien legt.

Als Krankheiten kommen hier manchmal Zahnfisteln am vordern Theile des Kehlganges vor (Tafel XIII. 3).

14. Der Kopf im Ganzen.

Der Kopf bietet in seinem Baue große Verschiedenheiten dar, die häufig auch zugleich Race-Eigenthümlichkeiten bilden.

Ein gutgebauter Kopf muß seiner Größe nach im Verhältniß zu dem übrigen Körperbaue stehen; die Meinung, daß der Kopf desto schöner sei, je kleiner er ist, kann nicht als allgemeinrichtig angesehen werden. Der Vorkopf soll schön gewölbt sein, die Knochenfortsätze und die Adern sollen deutlich hervortreten. Die Augen sollen feurig, glänzend, weder zu tief in ihren Höhlen liegen, noch zu sehr hervorstehen; die Nüstern der Nase sollen beweglich und wohl geöffnet, die Ganaschen leicht und nicht mit Fleisch überladen sein.

Die fleischigten Köpfe sind schwer, ungelenk, plump und zu Augenentzündungen geneigt.

Ein wohlangesetzter Kopf bildet bei ruhiger freier Bewegung des Pferdes mit einer senkrechten Linie einen halben rechten Winkel von 45 Grad (Tafel I) kann aber auch so getragen werden, daß die Gesichtslinie beinahe senkrecht steht (Tafel VIII). Ein Pferd heißt Sterngucker, wenn es wegen der Kürze des Genicks und wegen eines engen Kehlganges den Kopf zu hoch trägt. Solche Pferde sind schlechte Reitpferde und sind schwer mit dem Zaum zu regieren, weil der Zaum nicht auf die Laden, sondern mehr auf das Lippenband in dem Vereinigungspunkt der Lippen wirkt; auch sehen solche Pferde nicht in der Nähe vor sich auf den Boden und stolpern deßwegen gerne.

Wenn der Kopf zu leicht beweglich ist, und so weit herangebogen werden kann, daß das Maul die Brust berührt, so kann sich das Pferd vollständig den Wirkungen des Zaumes entziehen, was man mit den Worten Verkappen oder Ueberzäumen bezeichnet. Solche Pferde können bei bösartigem Gemüthszustande für den Reiter höchst gefährlich werden.

Die hauptsächlichsten Kopfformen sind folgende:

1. Der gerade Kopf, mit ebener Stirne und Nase. Er gilt als der schönste und ist den arabischen Pferden vorzüglich eigen. Gewöhnlich ist er zugleich trocken, mit feiner Haut, deutlich hervortretenden Adern, weiten Nüstern und schönen großen Augen versehen. (Taf. I.)
2. Der Rammskopf mit mäßig gebogener Stirne und Nase, kommt bei einigen Pferderacen als charakteristisches Merkmal vor; z. B. bei den Neapolitanischen, den Dänischen und Holsteinischen Pferden. (Taf. VIII.)
3. Der Schafskopf mit stark gebogener Stirne und Nase, und verhältnißmäßig kleiner Hirnschale. Diese Bildung ist häßlich und fehlerhaft, weil

Pferde mit solchen Köpfen leicht von Gehirnkrankheiten befallen werden. In der Regel sind diese Köpfe lang mit hochangesetzten Ohren.

4. Der Hechtkopf (Taf. XIV. Fig. 4) mit eingedrücktem Nasenrücken, ist, wenn die Stirne und der Vorkopf gut gebaut sind, nicht immer fehlerhaft sondern findet sich manchmal bei ganz ausgezeichneten Pferden.

5. Der Schweinskopf mit eingesenkter Stirne und Nase, niedrig angesetzten, plumpen Ohren und dicken schweren Ganaschen ist ebenso fehlerhaft als er häßlich ist.

6. Der Ochsenkopf mit unmäßig breiter Stirne, dicken plumpen und fleischigen Ganaschen, abstehenden schweren Ohren, überhaupt mit grobem schwerem Knochenbau, ist ebenfalls häßlich und fehlerhaft.

7. Der Keilkopf ist lang, mager und spitzig; er gibt den Pferden ein altes Aussehen. (Tafel XIV. Fig. 5).

B. Von dem Rumpfe.

Wir haben an dem Rumpfe zu betrachten:

1. Den Hals (Tafel XII. 22).
2. Den Widerrist (27).
3. Den Rücken (43).
4. Die Brust (28).
5. Die Rippen (47).
6. Die Lende (44).
7. Das Kreuz (45).
8. Den Schweif (46).
9. Die Weichen (50).
10. Den Bauch (49).
11. Die Geschlechtstheile (59).
12. Den After (61).

1. Der Hals.

Der Hals hat zu seiner Basis die sieben Halswirbel (Tafel X. A. und Tafel XI. 18, 18, 25.) und das Nackenband; er verbindet den Kopf mit dem Rücken und der Brust. Das Nackenband ist elastisch und dehnt sich bei der Niederbeugung des Kopfes aus.

Der obere Rand des Halses heißt der Kamm oder Nacken (Taf. XII. 25), auf demselben steht die Mähne (Taf. XII. 26). Der untere Rand (Taf. XII. 23) wird die Kehle genannt; sie reicht vom Kehlgang bis zur Brust.

Links und rechts der Kehle befindet sich eine Rinne (Taf. XII. 24), die sogenannte Drosselrinne, in welcher die Halsader oder Drosselvene hinläuft, an welcher man den Pferden in der Regel zur Ader läßt.

Ein schöner, gut gebauter Hals darf weder zu lang und mager, noch kurz und fleischig sein. Bei einem wohlgebauten Pferde ist die Länge des Halses vom Genicke bis zum Widerriste, der Länge des Kopfes, vom Scheitel bis zur Nasenspitze gerechnet, gleich.

1. Unter den verschiedenen Formen des Halses gilt als die schönste der sogenannte Schwanenhals. Er ist in der Nähe des Kopfes gegen das Genick schön gebogen und der Kopf ist gewöhnlich gut angesetzt. Man findet ihn vorzugsweise bei den orientalischen Pferderacen.

2. Der Hirschhals ist das Gegentheil des Schwanenhalses, indem sich der Kamm in gerader Linie erhebt, dagegen die Kehle auswärts gebogen ist. Mit dem Hirschhals ist gewöhnlich der zu hoch angesetzte Kopf verbunden und das Pferd trägt „die Nase in den Wind" (Sterngucker); sehr häufig ist der Hals dabei auch kurz und ungelenk. Bei den russischen, polnischen und tartarischen Pferden kommt diese Form häufig vor.

3. Der zu lange Hals ist fehlerhaft, wenn er dabei dünn, schwach und der Kopf schwer ist.

4. Der kurze Hals ist ungelenk, steif, und in der Regel schlecht angesetzt. Durch einen schweren Kopf wird der Fehler noch vermehrt. Bei Fuhrpferden ist der Fehler übrigens nicht erheblich, dagegen taugen die Pferde mit kurzen Hälsen nicht wohl zum Reiten.

5. Der Speckhals hat einen übermäßig fetten Kamm, und heißt stehender Speckhals, wenn der Kamm aufrecht stehet, und hängender, wenn er sich auf eine Seite neigt. In der Regel kommt er nur bei Hengsten und bei gemeinen Racen vor.

Zuweilen findet man an dem Hals den sogenannten Aderkropf (Taf. XIII, 5), eine Folge ungeschickten Aderlassens, als eine runde, manchmal Hühnerei große Geschwulst, die dann immer als ein Zeichen früherer Krankheit des Pferdes angesehen werden kann.

Bei manchen Pferden findet man oberhalb des Widerristes auf dem Kamme des Halses eine Vertiefung gleich einem Ausschnitt; man nennt diesen Ausschnitt den Axenhieb und hält ihn, wenn er stark ist, für fehlerhaft. Zuweilen ist er angeboren, kommt aber auch häufig in Folge von Geschwüren auf dieser Stelle her.

Die Mähne (Taf. XII. 26) soll immer reinlich gehalten und auf eine Seite des Halses gelegt werden. Die Unreinlichkeit der Mähnen kann Veranlassung zu dem zuweilen unheilbaren und ansteckenden Mähnengrind (Taf. XIII. 4) geben, welcher nach und nach die Mähne ganz zerstört.

Die Verwickelung der Mähnenhaare aus Mangel an Sorgfalt und Reinlichkeit nennt man den Weichselzopf und zwar den unächten. Der ächte Weichselzopf, wie er an polnischen und tartarischen Pferden, die in der Wildheit leben, vorkommen soll, ist wahrscheinlich eine Art Hautkrankheit, bei der sich der ausfließende Saft so mit den Haaren der Mähne verbindet, daß er einem fleischigen Gebilde ähnlich sieht. Man ist über dessen Entstehung und Beschaffenheit noch nicht vollständig im Klaren und es herrschen darüber noch irrige und abentheuerliche Ansichten.

2. Der Widerrist (Taf. XII. 27).

Der Widerrist wird von den ersten Knochenfortsätzen der Rückenwirbel (Taf. XI. 19) gebildet und fängt dort an, wo die Mähne aufhört.

Er soll über den obern Rand der links und rechts zu beiden Seiten liegenden Schulterblätter hervorragen und mäßig fleischig sein; mit dem höchsten Theile des Kreuzes soll er gleiche Höhe haben. Wenn er merklich niederer ist als das Kreuz, was an Stuten häufig vorkommt, so heißt das Pferd überbaut. Wenn ein niederer Widerrist zugleich rund und breit ist, tief zwischen den Schulterblättern liegt und horizontal ohne Absatz in den Rücken verläuft, so taugen die Pferde nicht wohl zum Reiten, weil der Sattel keine feste Lage hat, sondern sich vorwärts schiebt und zu viel über den vordern Gliedmaßen liegt.

3. Der Rücken (Taf. XII. 43).

Hinter dem Widerrist beginnt der Rücken; zur Grundlage dienen ihm die Rückenwirbel (Taf. XI. 19, 19).

Ein gut gebauter Rücken muß gerade, fest und breit sein, der Rückgrat darf nicht hervorragen. Man darf jedoch das Wort gerade nicht in dem Sinne von horizontal nehmen, denn ein horizontaler Rücken wäre fehlerhaft: der Rücken soll in gerader Linie allmählig gegen die Lenden hin ansteigen.

Wenn statt der geraden Linie der Rücken eine nach unten gebogene Linie beschreibt, so heißt das Pferd senkrückig oder eingesattelt. Diese Rücken sind schwach; sie werden manchmal durch zu frühen Gebrauch der Pferde zum Reiten veranlaßt. Alte Pferde und Stuten, die schon oft Jungen geworfen haben, werden in der Regel senkrückig.

Das Gegentheil des gesenkten Rückens ist der Karpfenrücken; dieser beschreibt eine Linie, die nach oben gebogen ist. Die Pferde mit Karpfenrücken sind in der Regel stark; als Reitpferde liebt man sie jedoch nicht. Uebrigens sind sie häßlich und verunstalten ein Pferd wesentlich.

Der lange Rücken ist schwach, der kurze stark, dagegen hat letzterer den Nachtheil, daß er ungelenk ist, und für den Reiter einen harten Gang des Pferdes

veranlaßt. „Kurze Rücken, lange Tagereisen", pflegt man zu sagen, um die Dauerhaftigkeit kurzer Rücken anzuzeigen.

Der schmale und scharfe Rücken, wenn er nicht von einer großen Magerkeit des Pferdes herrührt, ist um so fehlerhafter, als er in der Regel schmale Brust und flache Rippen anzeigt.

Am Rücken, wie am Widerriste kommen Beulen, vom Drucke des Geschirrs veranlaßt, manchmal vor; Reitpferde bekommen mit zunehmendem Alter weiße Flecken auf der Stelle, wo der Sattel liegt (Taf. XIII. 7, 20, 20).

4. Die Lenden (Taf. XII. 44).

Die Lenden, von der letzten Rippe bis zum Kreuz reichend, haben zur Grundlage die sechs Lendenwirbel des Rückgrats (Taf. X. C und Taf. XI. 20). Eine gut gebaute Lende soll horizontal, kurz, breit, mit derben Muskeln belegt und dabei nicht ungelenk sein. In dem Bau der Lenden spricht sich die Kraft und Ausdauer des Pferdes namentlich in seinem Hintertheil aus, und es wird als ein besonderes gutes Merkmal gehalten, wenn die Muskeln beiderseits des Rückgrates so kräftig und stark sind, daß sie in der Mitte der Länge nach eine Rinne bilden.

Verstauchungen der Lenden kommen manchmal als Folge von Stößen, Schlägen, heftigen Erschütterungen vor und sind in der Regel unheilbar. Man erkennt diese Krankheit an dem schwankenden Gange des Pferdes, so wie an der Unmöglichkeit des Pferdes rückwärts zu gehen.

5. Das Kreuz (Taf. XII. 44).

Zwischen den Lenden und dem Anfange des Schweifes liegt das Kreuz; es wird gebildet von dem Kreuzbein (Tafel XI. 21) und den beiden Hüften. Es hat seinen Namen von der Form des Kreuzes, welche durch die beiden Hüftbeine und den Rückgrat gebildet wird.

Die äußersten Spitzen der Hüftbeine zu beiden Seiten heißen die Hüften oder Hanken (Taf. XII. 51).

Das Kreuz soll, von der Seite und von hinten betrachtet, lang und breit, von vorne nach hinten eben oder mäßig gebogen und mit starken kräftigen Muskeln versehen sein.

Ein kurzes und dabei schmales Kreuz ist schwach. Wenn das Kreuz höher ist als der Widerrist, so heißt das Pferd überbaut oder überwachsen.

Fällt das Kreuz hinter den Hüften stark ab, so heißt es abschüssig und ist ein Schönheitsfehler; bei gehöriger Breite ist jedoch das abschüssige Kreuz an Fuhrpferden, wo es weniger auf Eleganz als auf Brauchbarkeit ankommt, kein erheblicher Mangel.

Das Esels- oder Schweinskreuz fällt nicht blos nach hinten, sondern auch nach beiden Seiten stark ab, ist in der Regel auch schmal, und eben so wohl verunstaltend als es ein Zeichen von schlechtem Baue und Mangel an Kraft ist.

Bei den edeln Pferden, die ein gerades, oder sanft längs und seitlich gebogenes Kreuz haben, sind die Muskeln dünn, lang und derb; bei den Landpferden ist das Kreuz in der Regel kürzer, die Muskeln sind dicker, fleischiger und bilden in der Mitte eine starke Rinne: ein solches Kreuz nennt man gespalten.

Einhüftig heißt ein Pferd, dessen eine Hüfte niedriger ist, als die andere. Häufig ist ein Bruch der äußersten Spitze der Hüfte die Ursache. Obgleich die Einhüftigkeit ein erheblicher Schönheitsfehler ist, schaden sie dem Gebrauche des Pferdes nicht immer.

6. Der Schweif (Taf. XII. 46).

Der Schweif hat zur Grundlage die Schweifwirbel, welche die eigentliche Schweifrübe bilden. Auf dieser stehen die Schweifhaare.

Ein schöner, mit zartem, reichem Haarwuchse versehener, wohlgetragener Schweif trägt unendlich zur Zierde und zum Schmuck eines Pferdes bei.

Der schönste Schweif ist der hoch angesetzte, er findet sich bei den Pferden mit geradem Kreuze und ist ein vorzügliches Merkmal der edeln Pferderacen, namentlich der arabischen und englischen. Wird er noch hoch getragen, so deutet er zugleich auf ein kräftiges Temperament hin.

In den Niederlanden hat man den Gebrauch, den Pferden die Spitze der Schweifrübe blos auf einige Zoll abzuschlagen. Es wird das Schweifhaar durch diese Operation nicht bedeutend vermindert, sondern der Schweif zum Aufbinden etwas geeigneter; deßwegen bleibt dieses Stutzen weniger verwerflich, obgleich es immer eine Verstümmelung ist.

Der nieder angesetzte Schweif ist bei dem abschüssigen Kreuze in der Regel vorhanden, kommt aber auch zuweilen bei edeln Pferden vor. Er wird gewöhnlich auch nieder getragen.

Da die äußere Erscheinung des Pferdes durch ein schönes Tragen des Schweifes sehr gewinnt, so sucht man die natürlichen Mängel durch künstliche Mittel zu verbessern. An niederhängenden Schweifen schneidet man die abwärts gehenden Muskeln auf der untern Seite der Rübe durch und hängt den Schweif so lang an Rollen in die Höhe, bis die Wunden wieder vernarbt sind; man nennt diese Methode das Englisiren; verkürzt man dabei den Schweif noch, so wird er zum Stumpfschwanz. Ein ganz kurz unter der Rübe abgeschnittener Schweif heißt Besenschweif; sind die Schweifhaare rund um die Rübe herum ganz kurz abgeschnitten, daß er einer Bürste ähnlich sieht, so heißt er Cadoganschweif. Diese Künsteleien, die zum Theil von der Mode dictirt und schon bei

den Römern bekannt waren, sind jedoch großentheils der bessern Einsicht gewichen und kommen immer mehr in Abnahme.

Ein von Haaren theilweise entblößter Schweif wird Rattenschweif (Taf. XIII. 21) genannt. Er ist theils angeboren, und dann unheilbar; theils eine Folge von Unreinlichkeit oder von Hautreizen, welche das Pferd veranlassen, den Schweif mit Gewalt an feststehenden Gegenständen zu reiben und das Haar abzuschleifen. In letzterm Falle hilft das öftere Waschen mit Seifenwasser dem Uebel ab.

7. Die Brust (Taf. XII. 28).

Die Brust, am untern Ende des Halses beginnend, erstreckt sich zwischen den vordern Gliedmaßen durch bis zum Ende des Brustbeins und dem Anfange des Bauches.

Im weitern Sinne versteht man darunter auch den Raum, der von den Rippen eingeschlossen und von der übrigen Bauchhöhle durch das Zwerch- oder Brustfell (Taf. XI. 36, 36) geschieden ist und die Lungen und das Herz enthält.

Je breiter und länger die Brust ist, desto größer und geräumiger ist die Brusthöhle und desto leichter erfüllen die Lungen ihre wichtigen Verrichtungen. Bei Fuhrpferden kann die Brust deßwegen nie zu breit sein; für Reitpferde ist eine große Breite nachtheilig, weil sie fast immer mit niederm Baue und fehlerhaft liegenden Schultern verbunden ist.

Die schmale Brust ist immer ein Fehler; in der Regel stehen bei der schmalen Brust die Gliedmaßen zu enge beisammen, der Athem ist kurz und die Pferde sind Brustkrankheiten leichter ausgesetzt als andere. Einigermaßen kann die geringe Breite der Brust durch eine entsprechende größere Höhe ersetzt werden; solches ist z. B. bei den heutigen englischen Rennpferden der Fall.

Wenn das vordere Ende des Brustbeins unverhältnißmäßig weit hervorragt, so nennt man die Bildung die Habichtsbrust, welche übrigens ohne besondere Nachtheile ist, das Pferd blos etwas verunstaltet. Die entgegengesetzte Bildung, die hohle Brust, bei welcher die Spitzen der Schultern weit über die Brust hervorstehen, ist fehlerhafter und kommt meistens bei abgenützten Pferden vor.

Bei innern Krankheiten, namentlich bei Brustleiden, pflegt man hier Haarseile und Fontanelle zu setzen; Spuren solcher chirurgischen Operationen kann man deßhalb immer als Anzeichen früherer Krankheiten betrachten.

8. Die Rippen (Taf. XII. 47).

Die Rippen sollen möglichst gebogen sein, und dem Körper eine fast tonnenförmige Gestalt geben. Je mehr sich nämlich der Bau des Körpers dieser Form

nähert, desto größer ist der Raum den sie einschließen, und desto freier können Athmungs- und Verdauungswerkzeuge ihre Funktionen erfüllen.

Ein wesentlicher Fehler sind deßhalb platte Rippen. Sie sind immer mit enger Brust, nahe beisammenstehenden Gliedmaßen verbunden und deuten einen mangelhaften Bau des Körpers im Ganzen an.

Rippenbrüche sind nichts Seltenes, allein in der Regel heilbar und nicht von erheblich nachtheiligen Folgen. Nur wenn sich Knochensplitter ablösen und ins Innere der Brusthöhle fallen, können unheilbare Entzündungen daraus entstehen.

9. Die Weichen (Taf. XII. 50).

Unter Weichen versteht man den dreieckigten Raum, welcher vom Bauch bis zur Lende hinauf reicht und von der letzten Rippe bis zur Hüfte. Sie sollen sich den umliegenden Theilen genau anschließen und keine Vertiefung bilden.

Den obern Theil der Weiche, unmittelbar unter der Lende und unter der Hüfte, nennt man die Hungergrube; sie soll möglichst eben und fast unbemerkbar sein. Hohle Weichen kommen bei abgemergelten, abgetriebenen Pferden, außerdem aber auch in Folge starker Ausdehnung des Bauches vor.

Beim Athemholen machen die Weichen oder Flanken die Bewegung der Lungen mit; diese Bewegungen sollen regelmäßig, langsam und fast unmerklich sein. Heftige Bewegungen der Weichen nennt man das Flankenschlagen; es kann von plötzlicher Erregtheit des Pferdes herkommen, aber auch von krankhaftem Zustande der Athmungswerkzeuge.

Bei dem sogenannten Dampf, oder der Dämpfigkeit, bildet sich beim Zusammenziehen der Weichen eine Rinne längs des untern Theiles derselben, welche aus diesem Grunde auch die Dampfrinne genannt wird.

10. Der Bauch (Taf. XII. 49).

Den untern und hintern Theil des Pferdeleibes, vom Ende des Brustbeins anfangend, links und rechts von den Rippen begrenzt, nennt man den Bauch.

Er soll sowohl seitlich als von vorne nach hinten sanft gewölbt sein.

Der stark gewölbte und herabhängende Bauch heißt Hängbauch, auch Heu- oder Kuhbauch. Er findet sich naturgemäß bei alten Stuten, welche oft geworfen haben, kommt aber auch als Folge von Plattrippigkeit, von eingesenktem Rücken und von Ausdehnung der Eingeweide durch Ernährung mit grobem, voluminösem Futter her.

Das Gegentheil vom Hängebauch ist der aufgeschürzte Bauch (Windhundsbauch), bei welchem der Bauch dünn und zusammen gezogen ist. Selten sind solche Pferde dauerhaft; sie nähren sich gewöhnlich schlecht, verlieren bei an-

strengender Arbeit die Freßlust und sind nach befriedigtem Appetit bald wieder hungrig; in der Regel haben sie ein feuriges Temperament.

An dem Bauche und in den Weichen kommen die sogenannten Brüche (Taf. XIII. 22, 22, 22,) vor; Austretungen der Gedärme unter die äußere Haut, wo sie sich als runde weiche Erhabenheiten von außen erkennen lassen. Zuweilen senken sich die Eingeweide in den Hodensack und bilden so den Wasser- oder Hodensackbruch.

11. Die Geschlechtstheile.

Die weiblichen äußerlich sichtbaren Geschlechtstheile sind die Scham; zu den männlichen gehören der Schlauch, die Ruthe und die Hoden.

Die Scham oder der Wurf ist die äußere Mündung der Geschlechtsorgane bei der Stute. Ein bei erwachsenen Pferden im Zustande der Brünstigkeit ausfließender Schleim, der Brunstschleim, darf nicht mit einer übelriechenden Flüssigkeit verwechselt werden, welche manchmal aus dem Wurf heraussickert und Zeichen innerer Krankheit der Geschlechtsorgane ist.

Der Schlauch (Taf. XII. 60) dient bei den männlichen Pferden als Scheide für die Ruthe; er darf nicht zu eng sein, weil sonst das Pferd in den Schlauch urinirt und Harnverhaltungen ausgesetzt bleibt und soll durch Waschen mit einem Schwamme stets rein gehalten werden. Bei manchen Pferden häuft sich die talgartige Fettigkeit, welche sich in den Falten im Innern des Schlauches bildet, an und verhindert das Aushängen der Ruthe, woraus Harnbeschwerden entstehen, wenn das Hinderniß nicht entfernt wird. Das Gurren, ein Geräusche, das aus dem Innern des Bauches zu kommen scheint und sich bei Hengsten und Wallachen im Trabe hören läßt, soll durch das Hervor- und Zurücktreten der Ruthe im Schlauche erzeugt werden.

Der Hodensack, (Taf. XII. 59), auch das Geschröte genannt, ist von derselben Beschaffenheit wie der Schlauch, und schließt die Hoden in sich, zwei hühnereigroße, feste Körper, welche durch zwei Samenstränge mit den übrigen Geschlechtsorganen zusammen hängen.

Bei der Castration, dem Wallachen oder Verschneiden, werden die Hoden herausgeschnitten und so dem Pferde die Kraft der Fortpflanzung genommen. Die Castration ist eine schwierige Operation und hat, wenn sie mit Ungeschick verrichtet wird, zuweilen die traurigsten Folgen.

Als Naturspiel kommt es vor, jedoch selten, daß statt zweier Hoden nur einer vorhanden ist, oder daß beim Castriren nur ein Hoden ausgeschnitten worden ist: solche Pferde heißen alsdann Klopf-, Kib- oder Spitzhengste; sie theilen manche Eigenschaften mit den unverschnittenen Hengsten und können auch Stuten noch befruchten.

Das **Euter** gehört gewissermaßen auch zu den Geschlechtstheilen; sie befinden sich bei der Stute am hintern Theile des Bauches und dienen zur Bereitung der Milch. Die zwei Verlängerungen in Form von Warzen heißen die **Zitzen**.

Das Euter soll, gleich dem Schlauche durch regelmäßiges Waschen immer reinlich gehalten werden, da sich auch hier in den tiefen Falten gerne das ausschwitzende Fett anhäuft.

12. Der After (Taf. XII. 61).

Der After ist die hintere Oeffnung des Darmkanals durch welche die Excremente entleert werden. Er bildet eine kreisrunde Wulst, und hat im naturgemäßen Zustande die Form der obern Hälfte eines Apfels. Er soll ein wenig hervorstehen; bei kranken, alten Pferden ist er zuweilen eingesenkt und nicht ganz geschlossen.

C. Von den Gliedmaßen.

I. Die vordern Gliedmaßen.

1. Die Schulter (Taf. XII. 30) und der Oberarm (Taf. XII. 31).

Beide Theile, Schulter und Vorarm scheinen, äußerlich betrachtet, nur einen Theil auszumachen; sie bestehen aber, wie oben Kap. III. gezeigt wurde aus zwei Theilen, von denen der obere, die Schulter das Schulterblatt, und der untere, der Oberarm oder Bug das Oberarmbein zur Grundlage hat. Da, wo sich beide Knochen vereinigen, bilden sie das Buggelenk, dessen vorderster Theil die **Bugspitze**, (Taf. XII. 29) heißt.

Die Lage und Beschaffenheit der Schulter ist von großem Einflusse auf die Bewegungen und die Gangarten des Pferdes. Die Schultern sollen mit starken derben Muskeln verwachsen sein, eine gehörige schiefe Lage haben und die Bewegung soll frei und kräftig sein. Das Schulterblatt kann nie zu lang sein; je länger es ist, desto schiefer kommt es zu liegen, und desto mehr Kraft kann es entwickeln. Bei Vollblutpferden bildet das Schulterblatt einen halben rechten Winkel oder einen Winkel von 45° mit einer senkrechten auf die Erde gezogenen Linie; bei den Landpferden ist der Winkel kleiner und das Schulterblatt nähert sich mehr der senkrechten Stellung. Für die Lage des Kummets ist ein mehr senkrecht stehendes Schulterblatt bequemer als das schiefe und deßhalb ist an Fuhrpferden eine senkrecht stehende Schulter gerade kein erheblicher Mangel.

Die von Fleisch spärlich bedeckte, sogenannte **magere** Schulter mit faltiger Haut, ist gewöhnlich schwach, Verstauchungen und Verrenkungen leicht ausgesetzt und deßhalb ein bedeutender Mangel. Fehlerhaft ist jedoch auch die **überladene**, oder die mit Fleisch zu sehr verwachsene Schulter.

Wenn das untere Ende der Schulter, die Bugspitze zu weit über die Brust hervorragt, so heißt sie vorgeschoben. Solche Schultern sind weder kräftig noch dauerhaft.

Das Gegentheil der vorgeschobenen Schulter ist die zurückgeschobene. Sie verursacht eine zu senkrechte Lage des Schulterblattes und eine fehlerhafte Stellung der Vorderbeine; diese kommen zu weit unter den Körper des Pferdes zu stehen, was man durch den Ausdruck unterständig (Tafel XVII. 9) bezeichnet. Bei schweren Zugpferden kommt dieser Fehler am häufigsten vor und ist hier übrigens auch viel unerheblicher als bei dem Reitpferd, bei welchem er einen unsichern Gang zur Folge hat.

Wir haben oben gesagt, daß zu einer gut beschaffenen Schulter freie Beweglichkeit derselben gehöre: Mangel derselben macht die gebundene Schulter aus; sie hat zu wenig Spielraum, der Schritt des Pferdes ist kurz und steif. Junge Pferde, die zu viel im Stalle gehalten worden sind und denen es an gehöriger Bewegung gemangelt hat, leiden häufig an gebundenen Schultern. In diesem Falle, d. h. wenn der Mangel nicht angeboren, sondern durch unzweckmäßige Haltung verschuldet worden ist, kann durch eine entsprechende Dressur wieder abgeholfen werden. Bei alten gebrauchten Pferden rührt dieser Mangel in der Regel von der Steifigkeit der Muskeln her und ist deßwegen unverbesserlich.

Auch der entgegengesetzte Fehler kann stattfinden, d. h. die Schulter kann zu viel Beweglichkeit besitzen, sie heißt alsdann locker. Die lockere Schulter rührt von schlaffen Bändern und Muskeln her und stellt sich bei gebrauchten Pferden in Folge großer Anstrengungen gerne ein; beim Niedersetzen des Fußes behält die Schulter, die mit diesem Mangel behaftet ist, ihre Lage nicht bei, wie sie sollte, sondern schiebt sich noch ein wenig in die Höhe, so daß ein abwechselndes Auf- und Abgleiten der Schulter während der Bewegung des Pferdes stattfindet.

An den Schulterblättern kommen häufig Verstauchungen und Verrenkungen durch Stöße, kurzes Wenden auf den Gliedmaßen oder durch Fehltritte vor; zuweilen entsteht andauerndes und unheilbares Hinken daraus, das unter dem Namen der Buglähme bekannt ist und ein Pferd völlig unbrauchbar machen kann.

Die Lage des Oberarms ist nicht ohne wesentliche Bedeutung für die gute Beschaffenheit der ganzen Gliedmaße. Der Oberarm soll mit dem Schulterblatte nahezu einen rechten Winkel bilden, er soll möglichst lang sein, ein Uebermaß von Länge kann nie stattfinden, wohl aber das Gegentheil; endlich trägt die Lage des hintern Theils des Arm- oder Querbeins, da wo es sich mit dem Vorarmbein verbindet, wesentlich zur Stellung der ganzen Gliedmaßen bei; er soll weder zu nahe liegen, noch zu weit abstehen. Ein bestimmtes Maaß hierüber anzugeben, ist jedoch nicht wohl möglich.

2. Der Vorarm oder Kegel (Taf. XII. 33).

Der Vorarm erstreckt sich von dem Oberarm bis zum Knie, an dem obern Theile befindet sich der sogenannte Ellenbogen (Taf. XII. 32).

Ein gut gebauter Vorarm ist breit, stark, mit kräftigen Muskeln versehen, deren Umrisse selbst durch die Haut bemerkbar bleiben. Sowohl von vorne als von der Seite betrachtet, soll der Vorarm vollkommen senkrecht erscheinen, der Ellenbogen muß gehörig weit von dem Körper abstehen, damit er möglichst freie Bewegung gewähre. Bei gehöriger Länge des Vorarms liegt das Knie genau in der Mitte zwischen dem obern Ende des Ellenbogens und der Sohle des Hufes.

Ein starker und muskulöser Vorarm gibt der ganzen Gliedmaße Kraft und Ausdauer; ein dünner feiner Bau des Vorarms ist schwach und ohne Energie. Bei langem, dünnem und schwachem Vorarm stolpern die Pferde leicht (Stolperer oder Steinsucher); bei all zu kurzem Vorarm dagegen ermüdet sich das Pferd zu sehr, indem es die Füße hoch in die Höhe hebt und dennoch nicht viel vorwärts kommt.

Wenn der Ellenbogen zu nahe am Körper liegt, so dreht sich die Spitze des Hufs auswärts; eine fehlerhafte Stellung der Gliedmaße, welche man durch das Wort, Tanzmeisterstellung, französische Stellung, Zehenweite (Tafel XVII. 7) bezeichnet. Umgekehrt, wenn der Ellenbogen zu weit absteht, so dreht sich die Spitze des Hufes einwärts und es entsteht daraus die Zehenenge (Tafel XVII. 6).

An dem obern und innern Theile des Vorarms, da wo er sich von dem Körper des Pferdes trennt, bildet die Haut Falten, in denen sich gerne Staub und Koth ansammelt und alsdann Entzündungen verursacht. Aufmerksamkeit und Reinhaltung dieser Stellen beugen diesem Uebel vor; ist es aber einmal ausgebrochen, so kann es bei Ruhe des Pferdes und Auswaschen der entzündeten Stellen mit warmem Essig leicht geheilt werden.

Auf der innern Seite des Vorarms befindet sich die ihrer Natur und Bestimmung nach, räthselhafte Kastanie (Taf. XII. 34).

Manche Pferde pflegen beim Niederlegen die Beine zu unterschlagen, so daß die Hufeisen unter die Ellenbogen zu liegen kommen und dort bald größere, bald kleinere Beulen verursachen, welche man durch den Ausdruck Stollbeulen (Taf. XIII. 11.) bezeichnet. Man muß solchen Pferden die Hufeisen möglichst kurz und ohne Stollen machen.

3. Das Knie (Taf. XII. 35).

Die sieben Knochen des Kniegelenks, welche wir Kap. III. angezeigt haben, machen die Grundlage des Kniees aus. Das Knie soll hoch und breit sein und in gerader Linie zwischen dem Vorarm und dem Schienbein liegen. Von vorne

soll es leicht gewölbt sein und die Knochen sollen seitlich scharf hervortreten; das Hackenbein (Taf. X. r) soll besonders stark vorspringen, ohne daß jedoch der unter demselben befindliche Eindruck, der Kniebug, zu tief sei. Wenn letzteres der Fall ist, so heißt das Knie geschnürt oder gedrosselt, eine fehlerhafte Bildung, bei welcher die Beugeflechsen nicht die gehörige Stärke besitzen.

Wenn das Knie, seitlich betrachtet, statt in gerader Linie zwischen dem Vorarm und dem Schienbein zu liegen, nach vorne gebogen ist, so nennt man die Gliedmaße vorbiegig und das Pferd bocksbeinig (Tafel XVII. 11). Selten ist dieser Fehler angeboren, sondern meistentheils die Folge starken Gebrauchs, wodurch die Bänder und Muskeln der Gelenke erschlafft sind.

Das rückwärts gebogene Knie ist ebenfalls fehlerhaft; es bildet das rückbiegige Bein (Taf. XVII. 12).

Wenn, von vorne betrachtet, die Kniee näher beisammen stehen als sie sollen, so heißt die Stellung der Gliedmaßen knieeng; und knieweit, wenn sie weiter auseinanderliegen oder nach außen gekrümmt sind (Taf. XVII. 4 und 5). Beide Stellungen sind fehlerhaft, und zwar ist der Fehler um so stärker, als die Stellungen mehr von der senkrechten Linie abweichen.

Verwundungen der Kniescheibe oder der vordern Kniefläche kommen in Folge von Stößen oder von Niederstürzen häufig vor und die Narben davon bleiben lange sichtbar, bedecken sich langsam mit Haaren, zuweilen auch gar nicht oder auch mit weißen Haaren. Sobald man solche Merkmale wahrnimmt, hat man das Recht, auf schwache Gliedmaßen zu schließen und muß das Pferd genau untersuchen. Jedoch ist der Fehler nicht immer ein Zeichen von fehlerhaftem Bau; sehr häufig ist das Stürzen des Pferdes auch durch Ungeschicklichkeit des Reiters oder Unachtsamkeit des Führers veranlaßt worden.

Die Pferde, welche am Wagen an der Deichsel gehen, bekommen oft weiche Geschwülste an das Knie, welche durch Stoßen an die Deichsel oder an die Deichselkette hervorgerufen werden; sie sind, wie alle Verletzungen an dem Kniegelenke, schwer zu heilen.

Verschieden von diesen Geschwülsten sind die Kniegallen (Taf. XIII. 12), weiche Anschwellungen, welche durch Ausdehnung der Kapselbänder in Folge von Fehltritten oder übermäßiger Ausrenkung der Gliedmaße entstehen und sich mit Gelenkflüssigkeit füllen. Sie sind selten dem Gebrauche des Pferdes hinderlich.

Die Raspe besteht ihrem Wesen nach aus Hautschrunden auf der hintern Fläche des Kniees, aus denen beständig Feuchtigkeit ausschwitzt. Sie entsteht gewöhnlich aus Mangel an Reinlichkeit und kommt bei Landpferden, deren Beine mit gröberm Haar bewachsen sind, häufiger vor, als bei edeln. Die Raspe kann manchmal Lahmheit verursachen und ist immer der freien Bewegung des Gliedes

3. Das Schienbein (Taf. XII, 36).

Das Schienbein streckt sich vom Knie bis zur Köthe und hat die Schienbeinröhre mit den Sesambeinen zur Grundlage. Auf der vordern Seite der Schienbeine läuft die Streckfehne und auf der hintern ziehen sich die Beugeflechsen herab.

Die Beugeflechsen sollen bei einem wohlgebauten Schienbeine durch eine sichtbare Rinne von dem Knochen getrennt und möglichst breit sein, und zwar von oben bis unten von gleicher Breite; je breiter sie sind, desto kräftiger ist die Gliedmaße und desto stärker im Allgemeinen der Bau des ganzen Pferdes. Wenn die Flechsen schmal sind, fleischig, sich von dem Schienbeinknochen nicht sichtlich lostrennen, bekunden sie gewöhnlich Schwäche, besonders aber wenn das gedrosselte Knie noch damit verbunden ist. Wenn die Sehnen oben schmal sind und gegen die Köthe wieder breiter werden, so heißt das Pferd spindelfüßig, eine Bildung, welche häufig vorkommt und ebenfalls Schwäche andeutet.

Von vorne betrachtet soll das Schienbein oben und unten dick und in der Mitte dünn sein; nicht die Dicke der Knochen macht die Stärke der Gliedmaße aus, sondern die Kraft der Sehnen. Bei edeln Pferden sind die Knochen dünner, aber fester und compacter, dabei die Sehnen breiter als bei den Landpferden. Deßgleichen ist die Bedeckung mit Haaren bei beiden Pferdearten verschieden. Die Landpferde haben gewöhnlich auf der hintern Fläche des Schienbeins lange und grobe Haare; man nennt solche Schienbeine behangen. Edle Pferde haben ein kurz und glänzend behaartes Schienbein, das nur am untern Ende einen kleinen, kurzen Haarbüschel trägt.

Ein reines, noch nicht durch Arbeit oder sonstige Zufälle ruinirtes Schienbein darf weder am Knochen noch an den Sehnen irgend eine Erhöhung, Geschwulst und dergl. fühlen lassen. Die Auswüchse an den Knochen nennt man Ueberbeine (Taf. XIII, 13); sie sind nur dann schädlich, wenn sie auf die Flechsen einen Druck hervorbringen und diese in ihren Bewegungen hindern.

Ein bedenklicherer Zufall als die Ueberbeine ist der sogenannte Sehnenklapp (Taf. XIII, 14). Er besteht in der Entzündung der Scheiden, in welchen die Sehnen laufen und erstreckt sich gewöhnlich von oben bis in die Mitte des Schienbeins, oder von da bis zum untern Ende; er kann dauerndes Hinken veranlassen. Als Entstehungs-Ursache nimmt man übertriebene Anstrengung an; am häufigsten kommt dieser Zufall bei Pferden vor, welche lang gefesselt sind, und deren Gewicht mehr auf den Flechsen als auf den Knochen ruht. Bei der Heilung wird das Brennen angewendet und man muß daher die Narben, welche nach dieser Operation zurückbleiben, wohl beachten.

4. Die Köthe oder das Fesselgelenk (Taf. XII, 37).

Unter Köthe versteht man das Gelenk, welches den Fessel mit dem Schienbeine verbindet. Auf der hintern Fläche der Köthe befindet sich der Haarbüschel, welcher bei keinem Pferde fehlt, bei Landpferden aber dick, rauh und buschig, bei edeln Pferden dagegen klein und zart ist, und den man die Haarzotte (Tafel XII, 39) nennt. Unter derselben, von ihr verdeckt, liegt ein der Kastanie ähnlicher, hornartiger Körper, der sogenannte Sporn oder die Hornzotte.

Die Köthe soll rund sein und den unter ihr liegenden Fessel an Dicke übertreffen; dünne Köthen sind ein Zeichen von Schwäche.

Die Köthe liegt senkrecht unter dem Schienbeine; sie bildet die Grenze zwischen den senkrecht stehenden Knochen der Gliedmaßen und der nun schief nach vorne gerichteten Fessel-, Kron- und Hufknochen; deßwegen liegt ein großes Gewicht auf diesem Gelenke und es empfindet die Wirkung der Stöße und Erschütterungen, welche sich bei den verschiedenen Gangarten des Pferdes erzeugen, in höherm Grade als andere Gelenke und deßwegen kommen auch Verstauchungen und Verrenkungen hier sehr häufig vor.

Die Kronen- oder Flußgallen (Taf. XIII, 15), ebenfalls in Folge übermäßiger Anstrengung entstehend, sind gleich den Kniegallen weiche, mit Gelenkflüssigkeit gefüllte Anschwellungen, welche den Gebrauch des Pferdes zwar nicht gerade hindern, jedoch bei bedeutender Größe von Nachtheil werden können.

Wunden und Narben an der Köthe rühren gewöhnlich von dem Streifen der Hufeisen, besonders bei Pferden mit auswärts gerichteten Hüfen her.

Die Verwachsung der Knochen des Köthengelenkes und der Verlust der Bewegbarkeit desselben als Folge von Entzündung, bildet den sogenannten Stelzfuß. Unter Ueberköthen versteht man die Beugung des Köthengelenks beim Niedersetzen des Fußes zuerst nach vorne und dann nach hinten, ein Fehler, der nur bei schwachen, durch starke Anstrengung ruinirten Pferden und bei senkrecht stehendem Fessel vorkommt.

5. Der Fessel (Taf. XII, 38).

Der Fessel hat das Fesselbein (Taf. X, 10) zur Grundlage; seine Richtung geht schief nach vorne; oben ist der Fessel dick und stark und verjüngt sich ein wenig nach dem Hufe zu.

Die Haut soll auf dem Fessel stramm anliegen, die Haare kurz und glänzend sein; bei den edeln Pferden kann man die herablaufenden Sehnen deutlich unterscheiden.

Der Fessel kann sowohl durch übermäßige Länge als Kürze fehlerhaft werden und man spricht deßwegen von kurzgefesselten und langgefesselten Pferden. Ein kurzer Fessel ist in der Regel stärker als ein langer, allein bei Reitpferden ver-

ursacht der kurze Fessel harte Gangarten, namentlich einen harten Trab. Hat der kurze Fessel zugleich eine der senkrechten Stellung nahekommende Stellung, so wird er noch fehlerhafter, die Gliedmaße steht alsdann, wie man zu sagen pflegt, zu gerade und ist wie wir oben bei der Köthe bemerkt haben, zum Ueberköthen geneigt.

Der lange Fessel ist niemals fehlerhaft, wenn er stark genug ist; er wird es aber sobald er sich beim Niedersetzen des Fußes unter der Last des Körpers beugt, man sagt alsdann: das Pferd trete durch. Wenn solches in so hohem Maaße statt findet, daß die Köthe beinahe den Boden berührt, so nennt man das Pferd bärenfüßig.

An dem Fessel kommt in Folge von unreinlicher Haltung, wohl auch von innerer Entzündung die Mauke (Taf. XIII, 32) vor: gleich der Raspe an dem Knie aus Hautschrunden bestehend, welche eine Flüssigkeit ausschwitzt. Bei hohem Grade erstreckt sie sich über die Köthe herauf, verursacht eine beträchtliche Anschwellung des Gliedes und heißt dann Straubfuß (Taf. XIII, 29).

Verwundungen an dem Fessel kommen in Folge von Verwickelungen in Strängen, Halfterketten und dergl. viel häufiger als an andern Gliedmaßen vor. In der Regel heilen sie bei gehöriger Pflege schnell, jedoch können sie in manchen Fällen schwierig und unter Umständen sogar gefährlich für die Brauchbarkeit des Gliedes werden.

6. Die Krone (Taf. XII, 40).

Man versteht unter Krone die fingerbreite Wulst, welche unmittelbar über dem Hufe liegt und das Kronbein zur Grundlage hat. Die Krone ist sehr empfindlich, und die Verletzungen derselben immer mehr oder weniger bedenklich: es laufen eine Menge Nerven und Blutgefäße in ihr zusammen. Sie soll im gesunden Zustande eine vollkommen glatte Oberfläche, weder Erhöhungen, Geschwüre, Narben noch Eindrücke haben und soll beim Berühren oder beim Betasten einen entsprechenden Grad von Empfindlichkeit zeigen. Wenn das Pferd beim Druck auf die Krone keine Empfindlichkeit zeigt, so ist es ein schlimmes Zeichen und deutet auf Unbeweglichkeit.

Die Leiste oder Schale (Taf. XIII, 17) ist eine harte Geschwulst, welche ein wenig oberhalb der Krone vorkommt und aus einer Verhärtung der Fußknorpel entsteht. Zuweilen geht sie auch um den ganzen Fuß herum und heißt alsdann Ringbein. Sie verursacht in beiden Fällen ein lang andauerndes Hinken, wenn nicht völlige Lähmung des Gelenkes.

Unter Kronentritt versteht man die Verletzungen der Krone durch das Pferd selbst, indem es sich mit den Eisen des Hinter- oder des andern Vorderfußes tritt, was im Winter, wo der Boden glatt, hart gefroren ist, und die

Eisen scharf sind, leicht vorkommt. Aber auch durch Stechen mit der Gabel oder durch Anstoßen an spitzige Gegenstände können solche Verletzungen herbeigeführt werden, die man immer durch schnelle sorgfältige Pflege, Reinigung der Wunde und Aufschläge von kaltem Wasser, zu bewältigen suchen muß.

Auf der hintern Fläche des Gliedes geht die Krone in die Ballen (Tafel XII, 42) über, welche jedoch schon zum Fuß gehören, den wir etwas später betrachten wollen.

Die hintern Gliedmaßen.

1. Der Oberschenkel (Taf. XII, 53).

Der Oberschenkel hat zur Grundlage das Backbein, (Taf. XI. 13) das eine schiefe Lage von hinten nach vorne hat, oben mit dem Hüftknochen verbunden ist und sich an seinem untern Theil an das Unterschenkelbein anschließt und dort mit letzterm ein Gelenk bildet, welches das hintere Knie heißt.

Der Oberschenkel muß seiner Bestimmung nach, die ihn zum Hauptträger der Kraft in den hintern Gliedmaßen macht, mit starken kräftigen Muskeln bekleidet sein, welche seiner äußern Gestalt zugleich eine schöne runde Form geben. Je dicker und stärker die Oberschenkel sind, desto kräftiger und stärker ist das Pferd.

Den hintern Theil des Oberschenkels nennt man die Hinterbacke (Tafel XII, 52); sie wird von Muskeln gebildet die vom Kreuze und vom Sitzbein (Taf. X, 4) herablaufen. Die Hinterbacken sollen schön gerundet und, von hinten betrachtet, nicht zu weit gespalten sein.

Verstauchungen und Verenkungen der Muskeln und Bänder des Backbeins kommen zuweilen in Folge von übermäßigen Anstrengungen, Stößen und dergl. vor und machen die Hüftlähme aus, ein Gebrechen, das immer mit bedeutendem Hinken verbunden ist. Je nach dem Grad des Uebels ist eine Heilung bei zweckmäßiger Behandlung mehr oder weniger zu erwarten. Das Hinken verschwindet zwar nicht immer vollständig, jedoch ist das Pferd zuweilen zu langsamen Arbeiten noch brauchbar.

Narben von Haarseilen und Fontanellen in der Hüftgegend lassen immer auf frühere Hüftübel schließen und dürfen deßwegen nicht unbeachtet gelassen werden.

2. Der Unterschenkel (Taf. XII, 54).

Der Unterschenkel erstreckt sich vom Oberschenkel bis zum Sprunggelenke herab, und hat zur Grundlage das Unterschenkelbein (Taf. X, 14). Seine Stellung ist mäßig schief von vorne nach hinten.

Der Unterschenkel, auch einfach **Schenkel** genannt, soll lang und breit, die Stellung weder zu gerade noch zu schief sein, nach beiden Richtungen kann ein Uebermaaß statt finden; die Muskeln, welche es bedecken, müssen kräftig, derb und voll sein und sich scharf abgrenzen. Ein Pferd mit breiten, vollen Schenkeln nennt man **gut gehost**.

Wenn der Schenkel im Verhältniß zu den übrigen Theilen der Gliedmaßen zu lang ist oder eine allzu schiefe Stellung hat, so werden die Sprunggelenke zu sehr gebogen und es entsteht die **säbelbeinige** Stellung; wenn dagegen der Schenkel zu gerade steht oder zu kurz ist, so ist die Stellung der Gliedmaße im allgemeinen zu gerade und das Sprunggelenk nicht genug gebogen. Ein kurzer Schenkel verursacht immer eine fehlerhafte Stellung der Gliedmaßen und ist deßwegen unter allen Umständen als ein Mangel anzusehen. Magere, dünne und schmale Schenkel sind Zeichen schwachen Baues überhaupt.

Das Gelenk zwischen dem Ober- und Unterschenkel wird, wie bereits angedeutet, **Kniegelenk** oder auch nur das **hintere Knie** genannt. Auf der vordern Seite derselben befindet sich der kleine würfelförmige Knochen, welcher die **Kniescheibe** (Taf. X, t und Taf. XII, 55) heißt, Verletzungen an dem Knie können leicht gefährlich werden und sollen deßhalb immer der Sorge eines guten Thierarztes anvertraut werden.

Die Kniescheibe ist leicht Verrenkungen ausgesetzt; das Bein wird bei solchen Fällen nachgezogen, die Köthe auf den Boden, die Sohle des Hufes in die Höhe gekehrt. Auf frischer That läßt sich das Uebel zuweilen leicht wieder gut machen: man läßt das Bein stark anziehen und schiebt die Kniescheibe wieder an ihren Ort. Pferde, bei denen dieser Unfall einmal vorgekommen ist, müssen, namentlich unmittelbar nachher geschont werden, weil er sich gerne wiederholt.

3. Das Sprunggelenk (Taf. XII, 56).

Das Sprunggelenk soll breit, trocken, die Achillessehne (Taf. XI, 51 und Taf. XII, 57) stark und deutlich abgegrenzt sein. Man unterscheidet an dem Sprunggelenk die **innere** und **äußere Fläche**, die **Beugung** oder den Bug des Sprunggelenkes (Taf. XII. 58) und die **Spitze**.

Je breiter das Sprunggelenk ist, desto stärker und dauerhafter ist es; seine Breite hängt hauptsächlich von der Länge des **Fersenbeins** (Taf. X, w) ab, und je größer diese ist, desto größer ist die Kraft, welche die Achillessehne auf das Sprunggelenk auszuüben vermag. Die Stärke und Kraft der Achillessehne ist von der Beschaffenheit der Muskeln des Schenkels abhängig: sind diese fest und stark, so werden sie sich zu einer festen und starken Achillessehne vereinigen. Schmale Sprunggelenke sind schwach; dabei sind auch die Beine in der Regel nicht muskulös.

Die Haut soll dünn und stramm, die Bedeckung fein und glänzend sein, und die einzelnen Theile, die Erhöhungen und Vertiefungen des Sprunggelenks sollen deutlich hervortreten. Die fleischigen, sogenannten vollen Sprunggelenke sind mit einer dicken Haut bekleidet, sie sehen breit und voll aus, allein die Sehnen und Bänder sind schwach; sie kommen bei Pferden mit weichen schlaffen Muskeln vor.

Von hinten gesehen sollen die Sprunggelenke in gerader Linie zwischen dem Schenkel- und Schienbein stehen; eine Abweichung davon bilden die weiten und die engen Sprunggelenke.

Ein Pferd mit weiten Sprunggelenken hat gewöhnlich einen walzenden Gang, d. h. das Kreuz wiegt sich während des Ganges links und rechts, so wie sich bald der eine, bald der andere Fuß erhebt. Meistens sind jedoch weit stehende Sprunggelenke mit kräftigen Schenkeln und stark gebauten Kreuze vereinigt und dadurch der Mangel ausgeglichen. Ist der Gang bei weiten Sprunggelenken steif, so kann man auf mangelhaften Bau der beiden Sprunggelenke, auf Spath oder andere Mängel schließen.

Bei der engen Stellung der Sprunggelenke stehen die Spitzen der Hüfe auswärts und das Pferd hat den französischen Tritt. Ist mit der engen Stellung der Sprunggelenke auch noch eine übermäßige Beugung derselben vorhanden, so entsteht die kuhhessige Stellung.

Der Mangel an gehöriger Beugung des Sprunggelenks oder die gerade Stellung ist ein erheblicher Fehler, weil das Gelenk die Stöße und Rückwirkungen bei der Bewegung besonders stark empfindet und leicht krankhafte Zufälle an demselben hervorgerufen werden.

Der entgegengesetzte Fehler, die kuhhessige Stellung, das Uebermaß von Beugung, ist viel weniger erheblich, die Pferde sind in der Regel stark und kräftig; allein sie ist unschön und die Pferde sind gewöhnlich zum Einhauen geneigt, d. h. beim Gange treten die hintern Füße gerne in die Eisen der vordern. Die wichtigern krankhaften Zufälle den Sprunggelenks sind folgende:

a. Der Spath; er besteht in einem Auswuchs des Knochens auf der innern Seite des Sprunggelenks und rührt ursprünglich von einer Entzündung der Gelenkknochen her (Taf. XIII, 25). Er hat seinen Sitz gewöhnlich auf dem obern Ende des Schienbeinknochens und den untern Knochen des Sprunggelenks. Zuweilen erstreckt er sich höher herauf und nicht selten entsteht eine vollständige Verwachsung des Knochen daraus. Ubermäßige Anstrengungen, heftige Erschütterungen durch Sprünge und Fehltritte, Stöße und dergl. können Entzündungen hervorrufen, welche den Spath zur Folge haben. Die Pferde gehen lahm so lange die Entzündung dauert; sobald diese vorüber ist, vermindert sich das Hinken oder hört auch ganz auf, je nach dem Sitz des Uebels und dessen Ausdehnung. Je mehr

sich das Uebel der Beugung des Sprunggelenks nähert, desto länger dauert das Hinken. Solches ist besonders der Fall, wenn sich der Spath auf den innern Flächen der Knochen gebildet hat, wo er dann von außen gar nicht bemerkt werden kann, und unsichtbarer Spath heißt.

Bei der Musterung von Pferden, die des Spaths verdächtig sind, untersucht man die Sprunggelenke am zweckmäßigsten, indem man sich vor und hinter dem Pferde in die Knie setzt, und die beiden innern Flächen der Sprunggelenke genau mit einander vergleicht. Sobald man auf einer Seite eine Erhöhung merkt, welche sich an dem andern Sprunggelenke nicht vorfindet, so wird ein Befühlen der Stelle gleich erkennen lassen, ob es eine Geschwulst in der Haut oder ein Knochenauswuchs sei: in letzterm Falle ist es der Spath.

b. Der Hahnenspath, Hahnentritt oder trockene Spath zeigt sich durch ein zuckendes Aufheben des Fußes in der Bewegung an. Die Entstehungsursachen desselben sind nicht bekannt. Die Pferde können zwar ihren Dienst fortwährend verrichten, allein es ist jedenfalls eine Schwächung des Gliedes damit verbunden, abgesehen davon, daß die Bewegung bei einem Reitpferd unangenehm und unschön ist.

Das Rehbein ist ein dem Spath ähnlicher Auswuchs auf der äußern Fläche des hintern Theiles vom Sprunggelenke, am untern Ende des Fersenbeins; er wird nur dann bedenklich und verursacht ein Hinken, wenn er zu bedeutender Größe heranschwillt.

c. Der Aderkropf oder der Blutspath ist eine übermäßige und unnatürliche Ausdehnung der Blutader, welche über den Bug des Sprunggelenks hinläuft; obgleich kein eigentliches Leiden der Gliedmaßen daraus entsteht, ist dieser Fehler doch nicht immer ohne Nachtheil.

d. Die Sprunggelenksgallen (Taf. XIII, 27), wie die Gallen überhaupt, weiche, elastische mit Gelenkwasser angefüllte Geschwülste oder Beulen, kommen bei ältern Pferden sehr häufig vor, werden nur bei beträchtlicher Größe nachtheilig und deuten in der Regel nur an, daß das Pferd stark gearbeitet hat. An jungen Pferden sind sie bedenklicher, weil sie auf eine allzu frühe Benützung oder auf Schwäche des Gelenks schließen lassen.

e. Die Piephacke (Taf. XIII, 24) ist eine weiche Geschwulst auf der Spitze des Sprunggelenks; sie ist niemals gefährlich für das Glied, allein sie entstellt dasselbe wesentlich. Sie kommt von Schlägen und Stößen auf den Theil des Sprunggelenks, wo sie vorkommt her, und ist besonders häufig bei Pferden anzutreffen, welche in engen Ständen stehen und mit den Hinterbeinen öfters gegen die Wandungen anstoßen.

f. Die Raspe kommt auch hier zuweilen im Buge des Sprunggelenks vor.

Gegen den Spath, so wie gegen die verschiedenen Arten von Gallen wird in der Regel das glühende Eisen angewendet, welches sich bei genauer Untersuchung an den hinterlassenen Narben entdecken läßt.

4. Das Schienbein und der Fessel (Taf. XII, 36, 38).

Das hintere Schienbein unterscheidet sich von dem vordern nur dadurch, daß es etwas länger ist und nicht senkrecht, sondern etwas schief von hinten nach vorne steht. Es ist zugleich von hinten oder vorne gesehen, dünner, dagegen von der Seite betrachtet, etwas breiter.

Auf der innern Seite des Schienbeins liegt eine, der an den vordern Gliedmaßen ähnliche Kastanie, die nur etwas kleiner ist.

Der hintere Fessel ist gewöhnlich länger und dünner als der vordere. Der Fehler des langen und schwachen Fessels, so wie des Bärentrittes kommt an den hintern Gliedmaßen häufiger vor, als an den vordern.

D. Von dem Hufe. (Taf. XX.)

Unter Huf versteht man das in Horn eingeschlossene Ende der Extremitäten oder Gliedmaßen.

Da wo sich die Krone mit dem Hufe vereinigt bildet letzterer einen scharf auslaufenden Saum, auf dessen innerer Fläche sich eine Menge kleiner Grübchen befinden, in welche sich die Fleischwärzchen der Krone anschmiegen. Die Ernährung des Hufes geschieht durch die Krone, d. h. die Vermittelung der Säfte, welche zur Erhaltung und Ausbildung des Hufes nothwendig sind, findet durch die Krone statt; deßwegen wirken die Verletzungen der Krone immer störend auf das Wachsthum des Hufes ein.

Die Vereinigung des Hufsaumes mit der Krone wird durch das Saumband vermittelt, eine kleine fingerbreite Wulst von hornartiger Beschaffenheit.

Der Huf wächst von oben nach unten und von innen nach außen; er ist unempfindlich.

Man unterscheidet an dem Hufe äußerlich: die Hornwand, die Sohle und den Strahl.

Die Hornwand (Taf. XX. Fig. 2 d, und Fig. 8 g) umschließt den Fuß vorne und zu beiden Seiten; sie ist aus Hornfasern gebildet, welche von der Krone nach der Spitze des Hufes hinlaufen, und ist auf der Oberfläche mit einem firnißartigen Ueberzuge, der sogenannten Glasur bekleidet, welche gegen allzugroße Austrocknung, so wie gegen das Eindringen von Feuchtigkeit schützt.

Man theilt die Hornwand in drei Theile und nennt den vordern Theil die Spitze oder Zehe des Hufs (Fig. 2 e), die neben liegenden Theile die Seiten-

wände (Fig. 2 f), und den hintern Theil die Fersenwände (Fig. 2 g) oder Quartiere. Auf der hintern Seite des Fußes biegt sich die Hornwand um und bildet die Eck= oder Querstreben (Fig. 1 d), welche den Strahl einschließen; die Stelle, wo sich die Hornwand umbiegt, nennt man die Trachten.

Der untere auf dem Boden ruhende Rand der Hornwand heißt der Tragrand (Fig. 1 a a a.)

An der Spitze oder Zehe ist die Hornwand am dicksten, gegen die Quartiere hin wird sie immer schwächer; die äußern Quartiere sind immer etwas stärker als die innern.

Die Hornsohle (Fig. 1 c und Fig. 8 h) ist der Theil der untern Fläche des Hufes, welcher zwischen den Eckstreben und der Hornwand liegt; von letzterer ist sie durch eine weiße Linie (Fig. 1 b) getrennt, und unterscheidet sich in ihrer innern Structur von derselben wesentlich dadurch, daß sie statt aus Längsfasern, aus dünnen übereinanderliegenden Hornschichten besteht, welche sich in dünnen Blättchen ablöst.

Der Hornstrahl (Fig. 1 e) ist der keilförmige Körper, welcher zwischen den Eckstreben mit der Spitze nach vorne gerichtet liegt. Das Horn des Strahls ist weicher als dasjenige der Wände und der Sohle, es ist sehr elastisch und schützt dadurch die innern Theile des Hufes gegen Verletzungen. An seinem hintern Ende ist der Strahl gabelförmig in zwei Theile gespalten.

Im Innern des von hornartigen Theilen eingeschlossenen Fußes liegen außer den oben (Seite 54) bereits genannten Huf= und Strahlbeinen verschiedene Bänder, Sehnen, Adern und Nerven, welche denselben zu einem sehr empfindlichen Theil des Thierkörpers machen.

Ein wohlgebauter Huf darf weder zu groß noch zu klein sein, d. h. er muß in richtigem Verhältniß zu der Größe des Pferdes stehen. Edle Pferde haben einen kleinen festen Huf; bei den Landpferden ist er von lockerer Beschaffenheit und verhältnißmäßig größer. Die vordern Hufe sollen fast rund, die hintern oval sein. Der Winkel, welchen die Zehe mit dem Boden macht soll 40 bis 50° betragen, für die hintern darf er etwas größer sein. Die äußere Fläche soll rein, glänzend und fest, die Hornwand dick sein.

Der Winkel der Zehe mit dem Boden ist von wesentlicher Bedeutung für die übrige Beschaffenheit und Form des Hufes, welche sich gewissermaßen durch diesen Winkel offenbart oder ausdrückt. Ist der Winkel größer so steht der Fuß zu gerade und ist er kleiner so nähert er sich dem Platthuf.

Die Hornsohle soll fest und leicht ausgehöhlt, der Strahl groß, trocken und elastisch sein und mit dem Tragrande der Hornwand in gleicher Ebene liegen.

Die guten Hufe sind von glänzender Farbe, schwarz oder grau; die gelben oder weißen Hufe hält man für weniger dauerhaft.

Zu den fehlerhaften Bildungen des Hufes rechnet man:

1. Den zu großen Huf, welcher einen schweren schleppenden Gang verursacht und das Pferd zum Stolpern geneigt macht.

2. Den zu kleinen Huf. Er geht gerne in den Zwanghuf über und hat in der Regel hartes und sprödes Horn.

3. Den Platthuf. Dieser kommt gewöhnlich bei Pferden vor, welche längere Zeit auf nassen Weiden gehen; er ist in seinem untern Theile viel breiter als oben unmittelbar unter der Krone, hat einen großen Strahl, niedere Trachten und eine dünne Hornsohle, welche statt ausgehöhlt zu sein mit den Hufeisen in einer Ebene liegt. Der Platthuf ist seiner flachen Sohle wegen sehr dem Druck der Unebenheiten des Bodens ausgesetzt und es entstehen daher häufig Steingallen. Bei dem Beschlagen muß darauf besondere Rücksicht genommen werden.

4. Den Vollhuf. Dieser ist dem Platthuf nahe verwandt und kann bei schlechtem Beschlag aus demselben entstehen. Bei dem Platthuf liegt die Sohle in einer Ebene mit dem Tragrand, bei dem Vollhuf überragt sie denselben noch und ist statt ausgehöhlt zu sein über denselben hinaus gewachsen. Pferde mit Vollhuf sind fast gar nicht zu gebrauchen und immer von geringem Werth; sie können beschwerliche Arbeiten nicht verrichten, und auf hartem Boden nicht gehen ohne lahm zu werden.

Außer dem mangelhaften Hufbeschlag sind auch innere Hufkrankheiten, Entzündungen, an dem Entstehen desselben schuld.

5. Den Zwanghuf. Er hat kleine Ballen, die Trachten sind zusammengedrückt und der ganze Huf deßwegen schmal, der Strahl ist klein, schmal und trocken, die Sohle tief ausgehöhlt. Die innern fleischigen Theile des Fußes sind zusammengepreßt und der Gang des Pferdes auf hartem Boden wird für dasselbe bald schmerzhaft und verursacht Hinken. Durch Aufschlagen enger Eisen wie ungeschickte Schmiede häufig thun, kann ein guter Huf zu einem Zwanghuf ausarten.

6. Den Bockhuf. Bei diesem steht die Handwand der Zehen fast senkrecht, der Winkel nähert sich einem rechten, und der Huf ist an den Fersen fast so hoch als an den Zehen. Dieser Fehler, welcher eine äußerst mangelhafte Stellung der ganzen Gliedmaße verursacht, ist meistentheils angeboren, kann jedoch in Folge von Entzündungen und krankhaften Veränderungen der innern Theile des Hufes entstehen.

7. Den Ringhuf (Taf. XIII. 31). Er hat seinen Namen von den ringförmigen Wülsten, mit welchen er versehen ist. An und für sich wären diese Wülste oder Ringe kein wesentlicher Mangel, allein sie sind gewöhnlich die Nachwirkungen innerer Krankheiten.

8. Den Knollhuf (Taf. XIII. 30), dem Ringhuf ähnlich, noch ungestalter und fehlerhafter.

9. Den spröden Huf, bei welchem das Horn so trocken und spröde ist, daß die Nägel beim Beschlagen nicht halten, sondern kleine Stückchen Horn absprengen, so daß die Eisen jeden Augenblick neu aufgelegt werden müssen.

Außer diesen mangelhaften Bildungsformen sind auch folgende krankhaften Zustände an dem Hufe zu bemerken.

1. Die Hornspalte (Taf. XIII. 18), eine Spalte in der Richtung der Huffasern, d. h. von oben nach unten, welche sich bald über den ganzen Huf, bald über einen größern oder kleinern Theil der Länge des Hufes erstreckt, bald blos oberflächlich ist, bald durch die ganze Dicke des Hufes hindurch geht bis auf die fleischigten Theile. Je länger und tiefer sie ist, desto gefährlicher wird sie für den Fuß und desto schwieriger ist ihre Heilung. Wenn sie nicht ganz bis an den obern Rand der Krone reicht, so ist Hoffnung vorhanden, daß sie bei dem Nachwachsen des Hufes von oben nach unten, nach und nach kürzer wird und verschwindet; ist jedoch das Horn des Hufes ganz von oben bis unten und bis auf die fleischigen Theile gespalten, so ist die Heilung zweifelhaft. Oberflächliche Spalten sind bei einigermaßen sorgfältiger Behandlung leicht heilbar.

Die Hornspalten, welche in dem vordern Theile des Hufes, an den Zehen vorkommen, nennt man Ochsenspalten, jene an dem hintern Theile des Hufes Fersenspalten.

Betrügerische Pferdehändler verkleben die Spalten mit irgend einem Kitt und suchen sie auf diese Weise zu verbergen.

2. Die Hornkluft (Taf. XIII. 19) ist eine Querspalte des Hufs. Sie ist von geringerer Bedeutung als die Hornspalte, weil sie nach und nach dem untern Rande des Hufes vermöge des Nachwuchses von oben näher rückt und endlich dort verschwindet.

3. Die hohle Wand. Dieser Fehler besteht in einer Trennung der Hornwand von der Sohle. Je weiter sich diese Trennung unter dem Hufe hinauf erstreckt, desto bedenklicher wird sie und desto stärker ist das Hinken des Pferdes. Bei Platt- und Vollhufen kommt dieser Zufall am häufigsten vor; ist aber manchmal nur Folge einer innern Entzündung des Hufes.

4. Der faule Strahl, Strahlfäule, eine krankhafte Veränderung des Strahls, darin bestehend, daß fortwährend eine schwärzliche übelriechende Feuchtigkeit ausschwitzt, welche ihm das Aussehen gibt, als sei er durch Würmer zerfressen. Sie kommt bald an einem, bald an mehreren Füßen vor; die hintern sind dem Uebel mehr unterworfen als die vordern.

Die Strahlfäule kann von einem allgemeinen krankhaften Zustande des Pferdes herkommen; wohl aber auch durch schlechte Wartung, unzweckmäßig eingerichtete Stallungen, in denen die Pferde mit den Füßen immer im Urin und nassen Mist stehen, veranlaßt werden. Der Zwanghuf leidet häufig an der Strahlfäule,

ohne Zweifel in Folge des fortwährenden Druckes der Hornwände auf die fleischigen Theile des Fußes und der dadurch verursachten Reizung.

Der Strahlkrebs ist eigentlich nur ein erhöheter Grad der Strahlfäule, welche durch vernachlässigte oder unzweckmäßige Behandlung unheilbar geworden.

6. Die Steingallen entstehen durch Druck auf die Sohle des Hufes, sei es, daß derselbe von schlechter Lage der Eisen herkommt, sei es, daß das Pferd auf hartem Boden auf Steine getreten und dadurch eine Art Quetschung der Sohle hervorgerufen. Es entsteht immer eine Art Entzündung auf solchen gequetschten Stellen, welche sich durch blaue oder röthliche Farbe andeutet. Bei höherm Grade der Entzündung geht das Pferd lahm, und das Uebel verlangt alsdann eine sorgfältige Behandlung.

7. Die Hufentzündung (Rehe) ist eine sehr bedenkliche Krankheit, welche in der Regel in dem ganzen Körper verbreitet ist, sich aber vorzugsweise auf die Füße wirft, besonders wenn diese durch Arbeiten auf harten steinigen Wegen, oder durch schlechten Beschlag gereizt werden (siehe Pferdekrankheiten).

8. Die Vernagelung, ein bei ungeschickten Hufschmieden häufiges Vorkommniß, darin bestehend, daß die Hufnägel in das Fleisch des Hufes eindringen und ein Hinken des Pferdes veranlassen.

E. Die Stellungen und Gangarten.

In der normalen, richtigen Stellung der Gliedmaßen sollen die einzelnen Gelenke und Gliedertheile, wenn man sich vor oder hinter das Pferd stellt, senkrecht über einander liegen, und eine senkrechte Linie, welche man sich auf den Boden gezogen denkt, soll sowohl an den hintern als vordern Gliedmaßen den Huf, das Fessel- und Schienbein, Knie- und Sprunggelenk, den Oberarm und Schenkel mitten durchschneiden und die Glieder sollen sich gegenseitig decken, d. h. wenn man vor einem Vorderfuße steht, so muß der gleichseitige Hinterfuß durch denselben verdeckt werden und umgekehrt der Vorderfuß durch den Hinterfuß, wenn man hinter dem Pferde steht. Uebrigens ist es kein Fehler wenn die hintern Gliedmaßen ein wenig weiter auseinander stehen, als die vordern; ja man pflegt zu sagen: ein Pferd kann vorne nicht zu eng und hinten nicht zu weit stehen.

Von der Seite betrachtet müssen auch hier die Gliedmaßen sich genau decken; d. h. wenn man seitlich in einiger Entfernung von einem Vorderfuße steht, muß der andere Vorderfuß ganz hinter demselben verschwinden; und ebenso der eine Hinterfuß, wenn man sich dem andern gerade gegenüber stellt. Eine Abweichung von dieser Regel würde auf eine krankhafte Veränderung der einen oder der andern Gliedmaße schließen lassen, da selbst auch bei fehlerhaften Bildungen sich die Gliedmaßen ähnlich sind. Zu bemerken ist jedoch, daß die Pferde selten eine

vollkommen normale, ruhige Stellung freiwillig annehmen, und daß man sie selten ohne einige Mühe dazu bringt.

Das Schienbein und der Oberarm der vordern Gliedmaßen mit dem Ellenbogen=, Knie= und Köthengelenk sollen auch von der Seite betrachtet, senkrecht über einanderstehen und eine durch die Mitte dieser Gelenke lothrecht herabfallende Linie soll hinter den Ballen die Erde berühren, wenn die Stellung der Gliedmaße eine richtige und normale sein soll.

Die hintere Gliedmaße beschreibt von der Seite betrachtet, eine gebrochene Linie und ein Bleiloth das hinter dem Ballen zur Erde reicht, das Köthegelenk durchschneidet, würde vor dem Buge des Sprunggelenks vorübergehen und das Hüftgelenk durchschneiden.

Besser als durch die Beschreibung glauben wir durch die Figuren auf Tafel XVII und XVIII die richtigen und fehlerhaften Stellungen der Gliedmaßen, versinnlichen zu können.

Fig. 1, Taf. XVII stellt die richtige Stellung der vordern Gliedmaßen von vorn und Fig. 1, Taf. XVIII jene der hintern von hinten betrachtet dar.

Alle Abweichungen von dieser natürlichen Lage sowohl an den vordern als hintern Gliedmaßen ist fehlerhaft und man hat deßwegen hauptsächlich folgende fehlerhafte Stellungen zu merken.

I. An den vordern Gliedmaßen (Taf. XVII).

A. Von vorne betrachtet:

1. die zu enge Stellung, wenn die Gliedmaßen als Folge einer schmalen Brust zu nahe beisammen stehen (Fig. 2).
2. Die zu weite Stellung, auf übermäßiger Breite der Brust beruhend, in der Regel mit lockern Schultern (Fig. 3).
3. Die Knieenge (Fig. 4).
4. Die Knieweite; beide Fehler bestehen in Abweichungen der Gliedmaßen von der senkrechten Linie; bei dem ersten stehen die Kniee nach innen, bei dem zweiten nach außen (Fig. 5).
5. Die Zehenenge; sie besteht darin, daß die Spitze der Hüfe genähert sind, während die Fersen auswärts stehen (Fig. 6).
6. Die Zehenweite, (Fig. 7) auch die französische oder Tanzmeister=Stellung genannt, ist ein dem vorigen entgegengesetzter Fehler auch erheblicher als derselbe, indem sich die Pferde in Folge der Stellung der Hüfe, welche sich an den Fersen einander nähern leicht mit den Eisen streifen. Fängt dieser Mangel schon beim Knie an, so heißt die Stellung bodenweit und wird als Zeichen schwach gebauter Gliedmaßen angesehen.

B. Von der Seite betrachtet:

1. Die gestreckte Stellung, wenn die Füße außerhalb der senkrechten Linie nach vorne stehen (Fig. 8).
2. Die rückständige oder unterständige Stellung, wenn die Füße zu viel rückwärts unter dem Leib stehen (Fig. 9).
3. Die bockbeinige oder vorbiegige Stellung, so genannt, wenn das Knie vorwärts gebogen (Fig. 11).
4. Die rückbiegige oder kalbsbeinige, wenn das Knie rückwärts gebogen ist (Fig. 12).
5. Die köthenschüssige Stellung, wenn der Fessel statt schief, senkrecht steht.
6. Den Stelzfuß, wenn mit köthenschüssiger Stellung zugleich Verwachsung der Knochen verbunden ist.

II. An den hintern Gliedmaßen (Taf. XVIII).

A. Von hinten betrachtet:

1. Die zu enge Stellung von einem schmalen, mangelhaft gebauten Kreuze herrührend (Fig. 2).
2. Die zu weite Stellung, selten und meist nur in Folge von Gelenkübeln vorkommend (Fig. 3).
3. Zu eng (Fig. 4).
4. Zu weit in den Sprunggelenken (Fig. 5).

Die letzte Stellung läßt auf krankhaften Zustand des Sprunggelenks, namentlich auf Spath schließen.

5. Zu eng in den Fesseln und Hufen, bei zuweilen richtiger Stellung der obern Theile der Gliedmaße.
6. Die Zehenenge und
7. die Zehenweite, wie an den vordern Gliedmaßen.

B. Von der Seite betrachtet:

1. Die unterständige Stellung, bei welcher die Füße zu weit unter den Leib gesetzt werden (Fig 7).
2. Die rückständige Stellung, wenn die Pferde die Füße zu weit nach hinten setzen (Fig. 8.) diese Stellung heißt auch gestreckt, und kommt bei wohl dressirten Pferden manchmal aus Gewohnheit vor.
3. Die zu gerade Stellung des Sprunggelenks, gewöhnlich schwach und wenig ausdauernde Gliedmaßen andeutend, mit holprichtem Gange (Fig. 9).
4. Die säbelbeinige Stellung, wenn die Sprunggelenke zu stark gebogen sind; solche Pferde sind in der Regel gute Arbeitspferde, haben auch einen sanften Gang für den Reiter, greifen sich aber gerne in die Eisen der Vorderfüße (Fig. 10).

5. Die **köthenschüssige** Stellung mit senkrechter Stellung des Fessels (Fig. 11).
6. Der **Stelzfuß** wie an den Vorderfüßen.
7. Das **Durchtreten**, mit zu tiefer Stellung der Sprunggelenke und meistens von der Schwäche derselben herrührend (Fig. 12).

Die Gangarten.

Die **natürlichen**, d. h. nicht durch Dressur erworbenen Gangarten des Pferdes sind: 1) der Schritt, 2) der Trab, 3) der Galopp, 4) der Sprung. Zu diesen kommen dann noch als **unregelmäßige** Gangarten 5) der Paß, 6) der Halbpaß und 7) der Mittelgalopp.

1. Der Schritt.

Im Schritt machen die vier Gliedmaßen ihre Bewegung nacheinander in gleichmäßigem Abstande und zwar in folgender Ordnung. Zuerst erhebt sich ein Vorderfuß diesem folgt der Hinterfuß der entgegengesetzten Seite, alsdann folgt der zweite Vorderfuß und zuletzt der andere Hinterfuß. Man kann somit die vier Huffschläge des Pferdes hören.

Wenn die Hinterfüße genau in die Fußstapfen der vordern treten, so heißt der Schritt **vollkommen**; erreichen sie dieselben nicht oder langen sie darüber hinaus, so heißt er **unvollkommen**. Die Stellung der hintern Gliedmaßen, so wie der Bau des Pferdes überhaupt haben einen wesentlichen Einfluß auf die Vollkommenheit des Schrittes und deßwegen ist ein guter, regelmäßiger, vollkommener Schritt ein Zeichen normalen Baues des ganzen Pferdes.

Der Schritt erscheint als die einfachste Gangart des Pferdes, allein einen guten normalen Schritt wird man selten ohne alle Dressur bei einem Pferde finden. Es gehört dazu eine leichte sichere Bewegung der Gliedmaßen, welche den im Stalle erzogenen oder durch schwere Arbeit ermüdeten Pferden fehlt. Die Bewegung der Gliedmaßen muß fast völlig unabhängig von den Bewegungen des übrigen Körpers sein, und besonders sollen Kopf, Hals und Schweif sich frei und unabhängig tragen und bewegen. Ein Pferd mit schwerfälligem Schritt hilft gleichsam durch Bewegungen des Kopfes den Körper mit fortarbeiten, der Schweif hängt träge und schlaff herab, während das feurige, kräftige, gelenke Pferd den Kopf frei in der Höhe trägt und der wohlgetragene Schweif die Grazie seiner Gestalt erhöht.

2. Der Trab.

Der Trab ist eine schnellere Bewegung als der Schritt. Es erheben sich im Trab immer zwei Füße zu gleicher Zeit vom Boden, ein Vorderfuß und der

Hinterfuß der entgegengesetzten Seite. Im Augenblick, wo diese den Boden berühren, erheben sich die zwei andern Gliedmaßen, und der Körper schwebt gleichsam einen Augenblick vorwärts über dem Boden hin. Da jedesmal zwei Füße ihre Bewegung mit einander machen, hört man nur zwei Hufschläge.

Wenn im Trabe die Hinterfüße die Fußstapfen der vordern nicht erreichen, so heißt er kurz, wenn sie über dieselben hinausgreifen, stark. Der gestreckte Trab bedingt eine bedeutende Vorwärtsschiebung des Körpers und ist eine noch schnellere Bewegung.

Der Trab besteht demnach in einer fortstoßenden Bewegung des Körpers durch die vereinigte Action zweier sich diametral gegenüber liegenden Gliedmaßen; der Vorderfuß hebt den Körper, der hintere stoßt ihn vorwärts. Dadurch ist es erklärbar, wie ein guter Traber eine größere Strecke bei einmaliger Action sämmtlicher Gliedmaßen zurücklegen kann, als nach der Länge derselben ohne dieses Vorwärtsschweben möglich wäre. Diese größere Fortbewegung hängt begreiflich von der Kraft der Muskeln ab und deßhalb ist ein ausgezeichneter Traber jederzeit ein starkes und kräftiges Pferd. In Kapitel II. von den Pferden nach den Gebrauchszwecken, ist bereits von den russischen Trabern und ihren Leistungen die Rede gewesen.

Die Eigenschaft, gut, leicht und ausdauernd zu traben, ist sowohl für Reitpferde als Wagenpferde ungemein schätzenswerth, weil sie eine Gangart ist, welche sehr häufig benützt wird. Bei dem Reitpferd verlangt man besonders, daß der Trab sanft und leicht sei, in welchem Falle der Trab auch für den Reiter eine nicht unangenehme Gangart ist. Dazu gehören: möglichst freie ungezwungene Beweglichkeit der Glieder, ein nicht allzu hohes Aufheben der Füße, vielmehr ein Hinstreichen über den Boden, so daß der Reiter kaum unterscheiden kann, wann die Füße den Boden berühren. Pferde mit gerader Stellung der hintern Gliedmaßen, mit kurzen, ungelenken Fesseln, mit unvollkommenem Schritt haben einen stoßenden, schweren Trab und sind für Reitpferde sehr unangenehm.

Für Wagenpferde ist es wesentlich, daß die Pferde mit Ausdauer traben.

Der Trab ist die Gangart, bei welcher sich das Hinken am leichtesten bemerkbar macht und deßhalb läßt man bei der Musterung die Pferde auf hartem oder gepflastertem Boden in dieser Gangart vorführen.

Das sogenannte Stechen im Trab kommt bei englischen und arabischen Pferden zuweilen vor. Die Vorderfüße werden dabei wenig gebogen, sondern gerade ausgesteckt. Diese Art des Trabes ist für den Reiter angenehm und gibt dem Pferde ein schönes graziöses Ansehen, deßhalb waren diese sogenannten „Stecher" früher sehr beliebt und gesucht; allein die Glieder werden dadurch sehr in Anspruch genommen und es dauern solche Pferde bei starkem Gebrauche nicht lange aus.

Die Orlow'schen Traber beugen im Gegensatze zu den Stechern die Vorderbeine so stark, daß sie mit den Hüfen fast den Bauch berühren.

3. Der Galopp.

Die Eigenthümlichkeit des Galopps besteht darin, daß die zwei Extremitäten der einen Seite weiter vorgreifen, als die der andern und daß das Vorwärtsschieben des Körpers hauptsächlich durch den zurückbleibenden hintern Fuß bewirkt wird. Es entsteht dadurch eine Art Sprung, bei dem der Körper ähnlich wie im Trab, eine Zeitlang frei in der Luft fortschwebt, statt aber, wie im Trab, abwechselnd durch den rechten und linken Fuß fortgeschoben zu werden, durch einen Hinterfuß die Fortbewegung hervorgebracht wird.

Es leuchtet wohl von selbst ein, daß durch die fortgesetzte Anstrengung einer Gliedmaße diese bald ermüdet; das galoppirende Pferd hat jedoch die Fähigkeit bald rechts, bald links zu galoppiren und so das Gewicht des Körpers bald dem rechten, bald dem linken Hinterfuße zu übertragen.

Im Galopp rechts erhebt sich zuerst der rechte Vorderfuß, diesem folgen der linke Vorder- und der rechte Hinterfuß zusammen und zuletzt erhebt sich der linke Hinterfuß. Im Galopp links beginnt der linke Vorderfuß die Erhebung und der rechte Hinterfuß schließt sie. Beim Niedersetzen findet die umgekehrte Ordnung statt; der zuletzt aufgehobene Hinterfuß erreicht den Boden zuerst, diesem folgen der Hinter- und der Vorderfuß, welche mit einander gehoben wurden, und der Vorderfuß, welcher den Boden zuerst verließ, erreicht ihn zuletzt. Man hört deßwegen im Galopp drei Hufschläge von dem Niedersetzen der Hufe auf den Boden herrührend. Sie erfolgen aber nicht in regelmäßigen Zeiträumen, sondern wie bemerkt, in dem Zeitraume des Niedersetzens der Füße.

Wenn das Aufheben und Niedersetzen der Füße in einer andern als der angegebenen Folge statt findet, sagt man, das Pferd galoppire falsch.

Das Pferd kann im Galopp je nach der Anstrengung, die es macht, bald einen größern oder geringern Raum zurücklegen, und die Gangart mehr oder weniger beschleunigen. Man unterscheidet je nach dem Grade der Schnelligkeit, vom langsamsten Tempo beginnend: den kurzen, den starken und den gestreckten Galopp. Geht die Bewegung mit solcher Geschwindigkeit vor sich, daß nur zwei Hufschläge hörbar sind, so heißt sie das Rennen oder die Carrière.

Von einem Reiter, der Carrière reitet, sagt man: er sprenge mit verhängtem Zügel. Im Rennen wendet das Pferd alle seine Kräfte an: der Kopf ist vorwärts gestreckt und bildet mit dem Hals und dem Rücken fast eine grade Linie; in Sprüngen von 3 bis 4 Körperlängen geht die Bewegung vorwärts und kann sich in der Secunde über einen Raum von 25 bis 30 Fuß und noch mehr erstrecken.

Die Pferde vertragen das Galoppiren nur auf kurze Zeit; häufiges Galop-

piren ist ihnen schädlich, weil die Gliedmaßen, die vordern so gut als die hintern, dadurch schnell ruinirt werden.

Das Wechseln im Galopp oder das abwechselnde Galoppiren rechts und links trägt zur Schonung der Glieder wesentlich bei; nicht alle Pferde wechseln freiwillig, es muß daher bei der Dressur besonders Bedacht darauf genommen werden. Meistens galoppiren die Pferde rechts und selbst dressirte Pferde ziehen den Galopp rechts dem Galopp links vor.

4. Der Sprung.

Zum Sprung setzt sich das Pferd auf die Hinterfüße und schnellt den Körper durch kräftige Streckung der Hinterschenkel mit Beihülfe der Rücken- und Lendenmuskeln und unter gleichzeitiger Erhebung der vordern Gliedmaßen fort. Er unterscheidet sich vom Galopp wesentlich dadurch, daß das Fortschnellen des Körpers durch beide hintern Gliedmaßen vereint bewirkt wird, daß der zu überspringende Raum beim Sprung in der Regel größer als beim gewöhnlichen Galopp ist, und der Sprung endlich nur ausnahmsweise vorkommen und nicht zu einer längere Zeit fortzusetzenden Gangart werden kann. Abweichend von allen übrigen Gangarten machen im Sprunge die zwei hintern und die zwei vordern Gliedmaßen gemeinschaftliche Bewegungen.

5. Der Paß.

Der Paß ist eine Art Trab, bei dem aber statt der zwei diagonal einander gegenüber liegenden Gliedmaßen, die zwei auf einer Seite liegenden Gliedmaßen gleichzeitig bewegt werden. Das Pferd muß sich dabei immer auf die zwei den Boden berührenden Füße stützen und sich abwechselnd links und rechts neigen, wodurch eine für den Reiter nicht unangenehme Bewegung entsteht. Die Natur der Gangart bringt es mit sich, daß die Füße nicht hoch gehoben werden können, was die Annehmlichkeit für den Reiter noch erhöht. Aus diesem Grunde sind gute Paßgänger beliebt. Am Allgemeinen ist jedoch der Paß eine unsichere Gangart und wird meistens bei alten Pferden als Folge von Strapazen angetroffen.

6. Der Halbpaß.

Eigentlich keine besondere Gangart, sondern nur bei ermüdeten, erschöpften Pferden ein Wechseln zwischen Paß und dem regelmäßigen Trab.

7. Der Mittelgalopp.

Der Mittelgalopp, auch *fliegender Paß* genannt, besteht darin, daß das Pferd mit den vordern Gliedmaßen *galloppirt* und mit den hintern *trabt*.

Von den fehlerhaften Bewegungen und Gangarten

Die fehlerhaften Bewegungen haben ihren Ursprung entweder in fehlerhaftem Bau der Gliedmaßen oder in krankhaften Zuständen derselben. Die hauptsächlichsten sind folgende:

1. Der zu weite Gang, von zu weiter Stellung,
2. Der zu enge Gang, von enger Stellung der Gliedmaßen herrührend. Letzterer ist fehlerhafter als der erste, weil er auf schmale Brust schließen läßt, und weil sich die Pferde gerne mit den Eisen streifen.
3. Der zu hohe Gang, wann die Glieder zu sehr gebeugt und gehoben werden, was einen unnützen Verbrauch der Kräfte veranlaßt, und manchmal von mangelhaften Augen und geringem Sehvermögen herrührt.
4. Der schleichende Gang, der Gegensatz des hohen Gangs; die Füße werden zu wenig erhoben und die Pferde stolpern deßwegen leicht.
5. Der Tappfuß, ein mit Erschütterung des Fußes verbundenes Niedersetzen, bei dem häufig der Fuß auch noch etwas gedreht wird.
6. Der Hahnentritt, auch Hahnenspath genannt, nur an den Hintergliedmaßen vorkommend, besteht in einem krampfhaften zuckenden Aufheben des Fußes und Beugung des Sprunggelenks.
7. Das Paukenschlagen oder Fuchteln. Die Vorderbeine beugen sich dabei nicht gerade, sondern beschreiben beim Aufheben und Niedersetzen einen Bogen nach innen oder nach außen, wodurch das Pferd unnöthig ermüdet wird, und die Gliedmaßen sich häufig auch noch streifen.
8. Das Kreuzen, wenn ein Fuß vor dem andern vorbeigeführt und vor demselben niedergesetzt wird. Verletzungen des Kronengelenks sind häufig die Folge davon.
9. Das Durchtreten, wenn sich in Folge schwacher und langer Fesseln das Köthengelenk beim Niedersetzen des Fußes zu tief senkt. Wenn das Durchtreten so stark wird, daß die Köthe fast die Erde berührt, so heißt es der Bärentritt.
10. Der französische Tritt, eine Folge der französischen Stellung d. h. eine Bewegung der Gliedmaßen mit auswärts gerichteten Zehen.
11. Das Fangen und Schmieden, eigentlich der zu lange Schritt, bei dem die hintern Extremitäten über die Fußstapfen der vordern hinausgreifen und die Ballen oder Hufeisen derselben treffen. Diesem Fehler entgegengesetzt ist
12. der kurze Tritt, in zu geringem Ausgreifen der Füße bestehend. Kommt der Fehler nur an den Hinterfüßen vor, so sagt man das Pferd habe keine Folge.
13. Das Walzen ist eine abwechselnde Neigung des Kreuzes nach links und nach rechts; es ist gewöhnlich mit dem Durchtreten vereinigt, kommt aber auch für sich allein vor.
14. Das Lahmgehen oder das Hinken, immer aus einer krankhaften, wenn auch nicht immer leicht zu entdeckenden Veränderung der Gliedmaßen herrührend.

Wenn das Uebel an einem vordern Gliedmaße vorkommt, so stellt das Pferd in der Ruhe den leidenden Fuß mehr oder wenig vorwärts; beim Gehen läßt es

das Gewicht des Körpers auf dem gesunden Fuße länger als auf dem kranken ruhen und macht mit dem ersten kürzere Schritte.

Leidet eine der hintern Gliedmaßen so sucht das Pferd ebenfalls das angegriffene Glied zu schonen: es hängt sich auf die Hüfte des gesunden Fußes, stellt den kranken Fuß vorwärts und biegt ihn so in die Köthe, daß er nur mit der Spitze des Hufes den Boden berührt. Bei der Bewegung hebt sich das Kreuz, Kopf und Hals senken sich mehr oder weniger und der gesunde Fuß macht kurze Schritte.

Solches ist der Fall, wenn das Lahmgehen bedeutend ist; es kommen aber Fälle vor, wo es viel schwerer wird das Uebel zu erkennen. Wir werden in dem Kapitel „Pferdehandel" etwas näher darauf eingehen.

Zu den künstlichen oder angelernten Gangarten gehören hauptsächlich folgende:

Der Schultritt und der Schultrab, welche sich von den natürlichen Gangarten dieses Namens nur dadurch unterscheiden, daß sie in gemessenem Tempo geschehen. Die Galoppade, ein kurzer Galopp, bei dem man 4 Hufschläge unterscheiden kann. Die Pirouette, ein Drehen im Kreise auf einem Hinterfuße. Die Passade, eine Erhebung des Vordertheils wie beim Bäumen. Terre à Terre, eine Art kurzen Galopps. Die Courbette, die Croupade, die Ballotade und die Kapriole, Sprungarten, die mehr oder weniger von dem natürlichen Sprunge abweichen.

F. Von den Farben und Abzeichen.

Die Farbe der Pferde ist ein höchst untergeordneter Gegenstand im Verhältniß zu den Eigenschaften, welche man von einem guten Pferde verlangt. Es herrschen aber in Beziehung auf diesen Punkt so viele irrige vorurtheilsvolle und abergläubische Meinungen, daß es wohl der Mühe werth ist, sich einige Augenblicke damit zu beschäftigen.

Von Seiten der Naturforscher nimmt man eine allgemeine Urrace von Pferden und ebenso eine Farbe an, welche allen Pferden der Urrace ohne Unterschied eigen war. Man ist übereingekommen die mausfahle Farbe dafür anzuerkennen, welche auch in der That den wilden Pferden in den asiatischen Hochebenen, so wie den verwilderten und dem ursprünglichen Naturzustand nahe gebrachten Pferden in den Grasebenen Südamerikas eigen ist. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Behauptung ist übrigens von keinem Belang für uns; es gibt heute eine solche Menge verschiedener Farben, daß es schwer hält alle einzelnen genau zu bezeichnen.

Die Farbe kann nicht als Race-Kennzeichen betrachtet werden, ausgenommen unter den wilden Pferden, dagegen kann es zu den Eigenthümlichkeiten einer Race gehören, daß eine oder die andere Farbe in derselben vorherrschend ist, und die

übrigen nur als Ausnahmen in derselben vorkommen. Die schweren flandrischen Zugpferde sind fast alle schwarz, während bei dem arabischen Pferde die weiße Farbe sehr allgemein ist.

Die Ansicht, daß die Farbe auf die Eigenschaften und das Temperament der Pferde schließen lasse, ist vielfach verbreitet, und obgleich man vieles, was in dieser Hinsicht behauptet wird, als Vorurtheil und Aberglauben ansehen kann, so wird man sie doch nicht ganz verwerfen können. Der Mensch ist in mehr als einer Richtung ein Kind der Gewohnheit: Der erste Eindruck, den ein Gegenstand oder eine Sache auf uns macht, bleibt uns in der Regel Zeitlebens, und namentlich üben die Ideen unserer Jugend einen Einfluß, von dem man sich selten ganz frei machen kann. So mag es kommen, daß wir eine natürliche Abneigung gegen diese oder jene Farbe empfinden, als Folge von Eindrücken, welche uns Pferde dieser Farbe früher gemacht haben.

Die Farbe der Haare kann übrigens bei den Pferden gleichwie bei den Menschen zuweilen als ein Anzeichen des Temperaments gelten. So sind die Pferde von hellen oder gebleichten Farben, Hellbraune, Hellfüchse, in der Regel weich. Unter den Rappen findet man häufig Pferde mit kaltem, trägem Temperament; die Füchse sind fast alle reizbar, häufig boshaft. Die Spanier halten viel auf schwarze Pferde ohne Abzeichen; von der Schimmelfarbe pflegen sie zu sagen, sie sei ein gutes Zeichen für den Vater und die Kinder.

Die Ansicht, daß die Farbe der Haare auf das Temperament der Pferde schließen lasse, war bereits im Alterthum vorhanden. *)

Die Schimmel, worunter wir überhaupt die grauen Pferde verstehen, welche bei zunehmendem Alter weiß werden, haben von jeher, namentlich aber unter den alten Völkern in hohem Ansehen gestanden. Die Heroen und Halbgötter erscheinen in dem Schlachtgetümmel auf weißem Rosse; die Triumphwagen der Sieger waren mit weißen Pferden bespannt. Die Töchter Odins, des Gottes der Scandinavier, werden von weißen Pferden getragen, und Brahma, der Gott der Indier, erschien auf Erden als ein Krieger auf weißem Rosse. In ihren Gesängen feiern die Araber das weiße Streitroß und der Heros der Neuzeit, Napoleon I., ritt vorzugsweise Schimmel.

Unter den arabischen Pferden herrschen die Schimmel, d. h. die grau geborenen mit zunehmendem Alter weiß werdenden Pferde vor. Es finden sich auch Fliegen- und Forellenschimmel unter ihnen.

In den Gestüten vererbt sich die weiße Farbe am sichersten; sobald nur eines

---

*) . . . . Honesti
Spadices glaucique; color deterrimus albis
Et gilvos. (Virgilii, Georgica lib. III, 81. 82).
. . . . Die geehrten sind braun und apfelgrau; die schlechteste Farbe haben die weißen und gelben.

der Eltern, der Hengst oder die Stute grau ist, so ist Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß ein graues Füllen geboren wird.

Aehnliche Beobachtungen hat man auch bei andern Thiergattungen in Bezug auf die weiße Farbe gemacht. In den weißscheckigten Rindviehracen sucht die weiße Farbe immer die Oberhand zu gewinnen. Das dunkel gefärbte Rindvieh der Schweiz ist auf seinen Wanderungen in die nördlichen ebenen Gegenden gelb und in den italienischen Flachgegenden hellisabell und weiß geworden. Braune Taubenpaare bringen zuweilen weiße Jungen hervor, die bei ihrer Vervielfältigung die weiße Farbe beibehalten.

Eine andere, dieser entgegengesetzte Beobachtung ist das Auftauchen der schwarzen Farbe bei den Schafen. In ganz weißen Heerden werden zuweilen schwarze Lämmer geboren. Benützt man sie zur Zucht, so verbreitet sich die schwarze Farbe, wie aus Versuchen hervorgeht, die in der französischen Stammschäferei Rambouillet gemacht wurden, mit erstaunlicher Constanz.

Was soll man aus diesem constanten Hervortreten und plötzlichen Auftauchen gewisser Farben bei den einzelnen Viehracen schließen? Etwa auf die ursprüngliche Farbe der Thiere vor ihrer Unterwerfung unter die Herrschaft des Menschen? Wir wagen nicht diese Frage zu entscheiden; sie ist für den Naturforscher von großem Interesse, für unsern speciellen Zweck genügt uns die Kenntniß der Thatsache. Für uns ist es ein neuer Beweis von der Unerschöpflichkeit der Natur, die unserer Systeme spottet und da, wo unsere Bestrebungen nicht mit ihr harmonisch in einer Richtung gehen, sich mit Leichtigkeit über dieselben hinwegsetzt.

Um die äußere Beschreibung eines Pferdes, das sogenannte Signalement genau zu geben, ist es von Wichtigkeit sich mit den technischen Ausdrücken der Farben bekannt zu machen. Es gibt schwerlich einen Theil der äußern Pferdekenntniß, welcher mehr Spielraum und Unsicherheit darböte als die Bezeichnung der Farbe; zum Theil darum, weil die Zahl der Schattirungen und kleinen Abweichungen von einzelnen Farben unendlich groß ist und dann, weil manche Pferde je nach der Jahreszeit und der daraus hervorgehenden Beschaffenheit der Deckhaare eine andere Farbe tragen.

Die Haut der Pferde ist gewöhnlich schwarz oder schwärzlich, nur selten werden Pferde mit röthlicher Haut geboren.

Das Haar der neugeborenen Füllen ist zart und flaumig; es verliert sich aber schon im ersten Jahre und macht dem eigentlichen Deckhaare Platz. Auch in der Farbe ist es gewöhnlich von dem spätern Deckhaare verschieden; zuweilen ist es dunkler — die Grauschimmel werden alle schwarz geboren, — wohl aber auch heller als die spätere Farbe des Pferdes: die Rappen kommen gewöhnlich mit braunen oder Maushaaren zur Welt.

Mit zunehmendem Alter wechselt das Deckhaar vieler Pferde die Farbe fort-

während, im hohen Alter wird ein größerer oder kleinerer Theil der Haare weiß und die Pferde bekommen, wenn die gebleichten Haare zahlreich sind, ein graues Ansehen. Die Grauschimmel verwandeln sich in Apfelschimmel und werden am Ende ganz weiß.

Im Herbste beginnt das Deckhaar der Pferde dichter, rauher, länger und dunkler gefärbt zu werden. Im Frühjahr, sobald es warm zu werden beginnt, fällt ein Theil derselben wieder aus und es tritt ein feineres, dünneres, glänzendes, helleres und kürzeres Haar an die Stelle. Man nennt dieses jährliche Ausfallen der Winterhaare das Häären (Abhäären) der Pferde. Die Mähnen- und Schweifhaare, so wie die Haare der Zotten an den Füßen und die Tasthaare werden indessen nicht gewechselt.

Man theilt die Farben ein in: einfache, gemischte und zusammengesetzte. Die einfachen sind: die weiße, die fahle, die rothe oder Fuchsfarbe, die braune und die schwarze. Die gemischten und zusammengesetzten entstehen aus diesen, und zwar so, daß die gemischten aus untereinanderstehenden einzelnen Haaren verschiedener Farben, und die zusammengesetzten aus stellenweise beisammenstehenden, Flecken und Streife bildenden Haaren von anderer Farbe als die Hauptfarbe des Pferdes ist, bestehen.

a. Einfache Farben.

1. Die weiße Farbe.

Die weißen Pferde heißen Schimmel. Jedoch kommt ihnen dieser Name nicht ausschließlich zu, sondern die Pferde mit gemischten Farben werden ebenfalls Schimmel genannt.

Der Atlasschimmel ist glänzend weiß, er wird weiß geboren und hat eine weiße oder vielmehr röthliche Haut.

Der Milchschimmel ist matter von Farbe, der Silberschimmel mit glänzendem Haar aber schwarzer Haut. — Schweif und Mähne sind bei allen drei weiß: der Atlasschimmel ist selten, um das Maul und die Augen scheint die röthliche Haut vor; die Hüfe sind gelblich.

2. Die fahle Farbe.

Die fahle Farbe geht vom hellgelben, isabell bis in das Mausfahle, die graue Farbe über. Die Pferde mit gelber Farbe nennt man Isabellen, die grauen, Falben.

Die Isabellen sind entweder

a. Blaß-Isabell oder Hermelin.

b. Hell-Isabell, strohgelb mit fast weißer Mähne und Schweif.

c. Gold-Isabell, mit grauer oder weißer Mähne und eben solchem Schweif.

d. Dunkel-Isabell mit weißen oder weiß und schwarz gemischten Schweif- und Mähnenhaaren.

Die Falben sind:

a. Der Dunkel-Falb, mit schwarzem Streif über den Rücken, schwarzem Schweif, schwarzer Mähne und schwarzen Extremitäten.

b. Der geapfelte Falb mit rundlichen, hellen gefärbten Flecken:

c. Der Mausfalb mit aschgrauen Haaren.

d. Der Rehfalb, grau mit röthlichem Schimmer.

e. Der gemeine Falb, graubraun mit schwarzen Streifen über den Rücken und die Schulter, und schwarzem Schweif- und Mähnenhaar.

3. Die rothe Farbe.

Die Pferde mit rothen Deckhaaren nennt man insgesammt Füchse.

Man unterscheidet:

a. den Hellfuchs,
b. den Lehmfuchs,
c. den Goldfuchs,
d. den Dunkelfuchs,
e. den Brandfuchs,
f. den Schweißfuchs,
g. den Schwarzfuchs,
h. den Kohlfuchs,
i. den Stichelfuchs.

Letzterer gehört eigentlich zu den gemischten Farben, indem er blos in der Fuchsfarbe mit untermischten weißen Haaren besteht. Der Schweißfuchs sieht in der Ferne aus, als ob er schwitze, Mähne und Schweif sind weiß. Ueberhaupt muß man in einem Signalement bei den Füchsen die Farbe der Mähne und des Schweifes angeben.

4. Die braune Farbe.

Die Braunen haben eine mehr oder minder helle oder dunkelrothe Farbe mit schwarzer Mähne und schwarzem Schweif, wodurch sie sich von dem Füchsen unterscheiden. Mit dunklern Deckhaaren sind auch in der Regel dunklere Extremitäten verbunden. Es gibt hauptsächlich folgende Arten:

a. den Rehbraun,
b. den Hellbraun,
c. den Goldbraun,
d. den Rothbraun auch Hellkastanienbraun genannt,
e. den Kirsch- oder Weichselbraun,

f. den Kastanienbraun, zur Unterscheidung von dem Rothbraun auch Dunkelkastanienbraun,

g. den Schwarzbraun, fast schwarz, nur mit rothbraunen Flecken am Maule, in den Flanken und an den Augenlidern; man nennt solche Pferde auch Kupfermäuler,

h. den Spiegelbraun, oder geapfelten Braun,

i. den Stichelbraun, mit eingesprengten weißen Haaren und deßwegen eigentlich zu den gemischten Farben gehörend.

Der Rehbraun hat in der Regel einen schwarzen Streif über den Rücken und schwarz gefleckte Extremitäten.

5. Die schwarze Farbe.

Von dieser Farbe unterscheidet man nur:

a. den Licht- oder Sommerrapp, von rußschwarzer Farbe,

b. den Kohlrapp, ohne und

c. den Glanzrapp, mit Glanz,

d. den Stichelrapp, mit eingesprengten weißen Haaren und gehört deßhalb eigentlich auch zu den gemischten Farben.

b. Gemischte Farben.

Die Pferde mit gemischten Haaren werden insgemein Schimmel genannt und erhalten je nach der Zusammensetzung und dem Vorherrschen der einen oder der andern Farbe verschiedene Namen.

Am häufigsten kommt die Vermischung weißer und schwarzer Haare hervor, woraus die graue Farbe entsteht. Diese verändert sich, wie bereits bemerkt, mit zunehmendem Alter und kommt ohnehin in vielen Schattirungen vor, deren hauptsächlichsten folgende sind:

a. der Grauschimmel,

b. der Schwarzschimmel, mit weißer Mähne und weißem Schweife,

c. der Eisenschimmel, dem Schwarzschimmel nahestehend und nur dadurch von ihm verschieden, daß er dem frischen Bruche des Eisens ähnlich sieht,

d. der Mohrenkopf, von den beiden vorhergehenden durch einen schwarzen Kopf verschieden,

e. der Apfelschimmel, mit rundlichen, apfelförmigen Flecken. Die Apfelschimmel werden im Alter gewöhnlich weiß.

Gemischte Farben aus dreierlei verschieden gefärbten Haaren zusammengesetzt sind:

a. der Rothschimmel, aus rothen, weißen und grauen Haaren bestehend; in der Regel mit braunem Kopfe,

b. der Honig- oder Weinschimmel, aus gelben, weißen und schwarzen Haaren,
c. der Zimmetschimmel, aus weißen, gelben und grauen Haaren und
d. der Pfirsichblüthenschimmel, aus rothen, weißen und braunen Haaren zusammengesetzt.

Bei den bisher genannten zusammengesetzten Farben stehen die Haare jeder Farbe einzeln; wenn sie in größeren Haufen beisammenstehen und kleine Flecken bilden, machen sie wieder eine andere Bezeichnung nothwendig und man unterscheidet:
a. den Fliegenschimmel, weiß mit schwarzen, und
b. den Forellenschimmel, weiß mit braunen oder rothen Flecken,
c. den Staarschimmel, schwarz mit kleinen weißen Flecken.

c. Zusammengesetzte Farben.

Bei den zusammengesetzten Farben bilden die Haare einer und derselben Farbe große Flecken und Streifen. Wenn die Flecken ziemlich regelmäßig und abgerundet erscheinen und die Grundfarbe weiß ist, nennt man die Pferde getigert, Tiger; die andern heißen scheckig oder Schecken.

Man unterscheidet daher:
a. den Gelbscheck,
b. den Rothscheck,
c. den Braunscheck,
d. den Porzellanscheck, mit lichtschwarzen fast bläulichten,
e. den Schwarzscheck, mit rußschwarzen, und
f. den Agatscheck mit verschiedenfarbigen Flecken.

Unter den Tigern hat man ebenfalls:
a. den Gelbtiger,
b. den Rothtiger,
c. den Brauntiger,
d. den Schwarztiger und
e. den gemischten oder Agattiger.

Beim Schwarztiger haben die Flecken zuweilen eine graue Einfassung. Wenn die Flecken beim Tiger nur am Hintertheil vorkommen, so wird er Schabrackentiger genannt.

Sowohl die Tiger als die Schecken kommen bei uns jetzt selten vor; aus den Gestüten sind sie ganz ausgeschlossen und man trifft sie deßwegen nur noch unter den Landpferden an. In Rußland hat man deren noch viele und es gibt dort Cavallerieregimenter, welche lauter Schecken haben.

Nichtsdestoweniger waren sie auch bei uns im Anfange des vorigen Jahrhunderts noch sehr in der Mode. Der Herzog Christian von Zweibrücken und

der Markgraf von Ansbach waren die ersten, welche sich diesem Geschmacke an sonderbaren Farben wiedersetzten und die Schecken aus ihren Gestütsanstalten verbannten.

d. Von den Abzeichen.

Unter dem Namen Abzeichen versteht man die am Kopfe und den Gliedmaßen vorkommenden weißen Flecken von verschiedener Gestalt und Größe. Nicht zu verwechseln mit denselben sind die Gestütszeichen und ähnliche Brandmale, sowie die durch den Druck des Geschirrs oder des Sattels entstandenen weißen Flecken.

Die Abzeichen am Kopfe sind der Stern und die Bläße.

Von ersterm unterscheidet man:

a. das Sternchen oder Blümchen,
b. den etwas größern Stern,
c. den Ringstern mit dunklem Flecke in der Mitte,
d. den Spitzstern, wenn er nach unten spitz wird und
e. den Bläßenstern, wenn sich die Spitze bis auf die Nase verlängert.

Die Bläße unterscheidet sich von dem Sterne durch ihre Größe; sie reicht von der Stirne bis in die Nähe der Nasenlöcher und kann breit, schmal, gerade und schief sein; wenn sie sich seitlich bis auf die Wangen erstreckt nennt man sie auch Laterne. Durchgehend heißt sie, wenn sie von der Stirne bis auf die Vorderlippe herabgeht.

Schnippe ist ein kleiner weißer Fleck auf der Vorderlippe. Wenn beide Lippen weiß sind, heißt das Pferd Milchtrinker. Kleine Flecken auf den Lippen machen das Krötenmaul aus.

Auf der Stirn kommen manchmal einzelne weiße Haare vor, gleichsam als Anfänge einer Bläße oder eines Sternes, die nicht vom Alter herrühren, man nennt sie eingestoßene Haare.

Die Abzeichen an den Füßen lassen sich durch Angabe der Ausdehnung derselben auf die Theile der Gliedmaßen genau bezeichnen.

Man sagt von dem Fuß er sei bekrönt oder halbbekrönt, je nachdem die Krone ganz oder nur zum Theil weiß ist. Ebenso sagt man gefesselt und halbgefesselt, wenn der Fessel bis zur Köthe oder nur bis zur halben Höhe, und gestiefelt und halbgestiefelt, je nachdem die Gliedmaße bis zum Knie oder Sprunggelenk oder nur bis zur Mitte des Schienbeins die weiße Farbe trägt. Reicht das Abzeichen über das Knie und das Sprunggelenk hinaus, so sagt man von dem Pferde es sei hochgestiefelt.

Die Abzeichen waren für die ältern Hippologen ein Gegenstand, dem sie viele Aufmerksamkeit widmeten und an den sich viele abergläubische Meinungen anknüpften; man theilte sie sogar ein in glückliche und unglückliche. Bei den Arabern besteht dieses Vorurtheil noch und sie verkaufen Pferde mit unglücklichen Abzeichen zu ver-

hältnißmäßig sehr geringen Preisen. Als solche werden bei ihnen besonders die Aehren oder Haarwirbel betrachtet. In Europa waren es die weißen Füße, welche als unheilbringende Zeichen galten und besonders war ein hinterer hochgestiefelter Fuß von übler Vorbedeutung. Wirklich hat auch ein aus dem Alterthume bekanntes Pferd, welches dieses Abzeichen trug, eine traurige Berühmtheit erlangt. Es war, wie Aulus Gellius (Buch III. Cap. IX) berichtet, bekannt unter dem Namen Equus Sejanus, war zu Argos in Griechenland geboren und von so vollendeter Gestalt und Körperbeschaffenheit, daß es um die damals ungeheure Summe von 100,000 Sestertien (mehr als 50,000 fl.) gekauft wurde. Sein erster Besitzer, Sejus, wurde von Marcus Antonius zum Tode verurtheilt, der zweite, Dolabella, verlor das Leben bei einem Aufstande in Syrien, der dritte, Cassius, nahm sich selbst das Leben und auch der vierte, Marcus Antonius, gab sich den Tod, nachdem er von Octavianus besiegt worden war.

Die Pferde mit breiten Bläßen haben häufig Glasaugen; auch will man bemerkt haben, daß die Milchtrinker, Pferde mit weißen Lippen, gewöhnlich furchtsam sind. Die weißen Füße haben in der Regel auch weißes Horn an den Hüfen, das gewöhnlich von schlechter, spröder Beschaffenheit ist, man behauptet auch die weißen Füße leiden mehr und eher an Mängeln und Fehlern. Es wäre aber auch möglich, daß der Grund hierin in dem Umstand läge, daß man an den weißen Füßen alle Fehler und Mängel leichter bemerkt.

Sollten die weißen Füße aber auch wirklich die Nachtheile haben, die man ihnen zuschreibt, so soll das doch kein genügender Grund sein, ein sonst gutes Pferd zu verwerfen, blos weil es weiße Füße hat. Der berühmte Renner Eclipse hatte nebst einer großen Bläße gestiefelte Hinterfüße und nach mehreren Generationen erscheinen diese Abzeichen zuweilen noch bei seinen Nachkommen.

Es gibt Leute, welche bei Pferden auf Farbe und Abzeichen sehen, andere, welche auf einen schönen wohlgetragenen Kopf und Schweif entscheidenden Werth legen: der Kenner hält sich an die wirklichen Eigenschaften und fragt sich vor allen Dingen, was das Pferd leisten kann. Die Schönheit der Gestalt, der Farben und Abzeichen, sogar die Mängel und Fehler, soferne sie der Leistungsfähigkeit keinen Eintrag thun, sollen nur eine untergeordnete Rücksicht für denjenigen bilden, der ein Pferd kauft. Für den Pferdezüchter ist die Sache anders, er muß sich nach dem Geschmacke der Käufer richten. Allein auch der Pferdezüchter, der Pferde zum Verkauf züchtet, darf nicht vergessen, daß die Moden wechseln und daß dasjenige, was wirklich gut und werthvoll ist, unter allen Umständen und trotz aller entgegenstehenden Moden seinen Werth behält.

G. Von der Größe des Pferdes und den Verhältnissen der einzelnen Körpertheile.

Wenn beim Handel oder überhaupt bei der Beschreibung eines Pferdes von der Größe die Rede ist, so versteht man darunter die Höhe des Widerristes vom Boden. Diese wird entweder mit einem Stab-, Stangen- oder Galgenmaaß bestimmt, oder einfach mit einem Bande gemessen. Das Letztere ist nicht vollkommen richtig, sondern gibt ein größeres Maaß als die wirkliche Höhe an, weil die Rundung der Schultern mitbegriffen und mithin keine gerade, sondern eine gebogene Linie gemessen wird. Bei dicken, plumpen Pferden mit fleischigen Schultern kann der Unterschied beträchtlich und zur Beurtheilung des Pferdes störend werden. Da das Bandmaaß aber zum Nachtragen auf Reisen sehr bequem ist und man nicht immer ein Stangenmaaß zur Hand hat, so sieht man häufig von seinen Mängeln ab, und wendet es gerne an. Zum bequemern Gebrauche ist das Band an einem Ende mit einer kleinen metallenen Platte versehen, welche man auf den Boden unter den Huf des Pferdes legt, oder auf welche sich auch der Messende selbst stellt um es festzuhalten.

Das Stangenmaaß wird mit einem eigenen, übrigens sehr einfachen Instrument genommen. Dasselbe besteht aus einer etwa sechs Fuß hohen, kantigen Latte, an welcher sich ein Bügel auf- und abbewegen läßt, der mit einem Linial versehen ist, welches beim Auf- und Abbewegen immer einen rechten Winkel mit der Latte bildet.

Die Latte beim Stangenmaaß sowohl als das Band beim Bandmaaß, sind nach dem landesüblichen Maaße nach Fuß, Zoll und Linien oder auch nach Faust abgetheilt. Drei Faust machen einen Schuh, die Faust wird in 4 Zoll und letztere in Linien eingetheilt. Da aber fast in jedem Lande ein eigenthümliches Fußmaaß besteht, so sind sich auch die Faustmaaße nicht überall gleich. Wenn man daher in einem fremden Lande Pferde kauft, ist es immer gut sich vorher über das landesübliche Maaß zu erkundigen, in so ferne man nicht sein eigenes Maaß bei sich führt.

Für gewöhnliche Fälle, wo es nicht auf eine große Genauigkeit ankommt, genügt es zu wissen, wie hoch man bis zum Kinn mißt; man stellt sich alsdann dicht an die Schultern des Pferdes und versucht wie weit der Widerrist mit dem Kinn erreicht werden kann, wornach sich die Höhe des Pferdes beiläufig beurtheilen läßt.

In Frankreich mißt man in der Regel mit dem Stangenmaaße und rechnet nach Meter und Centimeter; wenn indessen auch von Fuß gesprochen wird, so ist der metrische Fuß darunter zu verstehen. In Deutschland bedient man sich eben-

falls des Stangenmaßes, in Italien mißt man mit dem Band nach Palmen zu 40 Pariser Linien.

Man pflegt im Allgemeinen ein Pferd von 14 bis 15 Faust Höhe klein, von 16 Faust mittelgroß und von 17 Faust groß zu nennen.

Der Umstand, daß man die Höhe des Widerristes zur Bezeichnung der Größe des Pferdes gebraucht, deutet schon darauf hin, daß unter den einzelnen Körpertheilen des Pferdes ein gewisses symmetrisches Verhältniß vorausgesetzt wird.

Man hat sich Mühe gegeben dieses Verhältniß zu ermitteln und festzustellen, allein ein ganz genügendes Resultat hat man nicht gefunden. Die Verhältnisse verändern sich je nach den Individuen, Racen und Schlägen auf mannichfache Art, und es sind die Maaße in vielen Beziehungen sogar schwer mit Genauigkeit zu nehmen und unzuverlässig. Nichtsdestoweniger bleibt das Studium dieser Verhältnisse nützlich, denn sie sollen nachweisen, ob der Bau des Pferdes den Anforderungen, die man an es stellt, in Beziehung auf Stärke, Gewandtheit und Kraft entspricht. Die äußere Gestalt des Pferdes hängt lediglich von dem schönen, ebenmäßigen Verhältnisse der einzelnen Theile desselben ab und da man bei der Untersuchung dieser Verhältnisse die schönsten und besten Pferde zum Maaße nimmt, so ist es natürlich, daß im Allgemeinen ein Pferd um so besser gebaut ist, je mehr es diesem zu Grunde gelegten Muster entspricht. Allein man muß sich hüten, wie bei der Beurtheilung der einzelnen Theile des Pferdes an und für sich, so auch bei den Verhältnissen dieser einzelnen Theile unter sich, einen allzugroßen ausschließenden Werth darauf zu legen. Solches könnte zu großen Mißgriffen führen.

Denn in der That können diese Verhältnisse nicht für alle Pferde die nämlichen sein! Die vielerlei Dienstleistungen, die man von dem Pferde verlangt, bedingen sogar wesentlich eine verschiedene Gestaltung der Verhältnisse: das Pferd des Wüstenbewohners, das bestimmt ist, seinen Herrn im schnellen Laufe durch sandige Steppen zu tragen, muß anders gebaut sein als das Ackerpferd, das den Pflug zieht, anders als das Zugpferd, das schwere Lasten auf den Landstraßen zu bewegen hat. Die Verhältnisse beruhen einzig auf dem Bau des Knochengerüstes; um sie zu beurtheilen, muß man völlig von dem Temperament des Individuums, seiner Lebenskraft, seiner Energie und seiner Muskelkraft absehen, und das Pferd nur als eine leblose Maschine betrachten. Allein es ist klar, daß bei den Knochen, wie bei andern Dingen, die räumliche Ausdehnung nicht allein entscheidet, sondern daß auch ihre sonstige Beschaffenheit, ihre Dichtigkeit, die Substanzen, aus denen sie zusammengesetzt sind, die Dauerhaftigkeit der Gelenke und Bänder in Betracht gezogen werden muß. Ja, es kommt häufig vor, daß die Energie des Temperaments einen an und für sich mangelhaften Knochenbau voll-

ständig hebt und seine Mängel ersetzt. Es gibt mangelhafte häßliche Pferde, welche für ihren Zweck ganz vortrefflich geeignet sind, während es nicht an Beispielen fehlt, daß schöne, wohlgestaltete Pferde zu gar nichts taugen. Nichtsdestoweniger dürfen wir dem Streben der Wissenschaft unsere Anerkennung nicht versagen, wenn sie die Größe der einzelnen Körpertheile nach einfachen aber festen Formeln zu bestimmen strebt.

Der französische Hippologe Bourgelat war unsers Wissens der erste, welcher als ständiges Maaß für die übrigen Körpertheile die Länge des Kopfes vorgeschlagen hat. Nach ihm lassen sich die vorzüglichsten Verhältnisse des Pferdekörpers folgendermaßen ausdrücken.

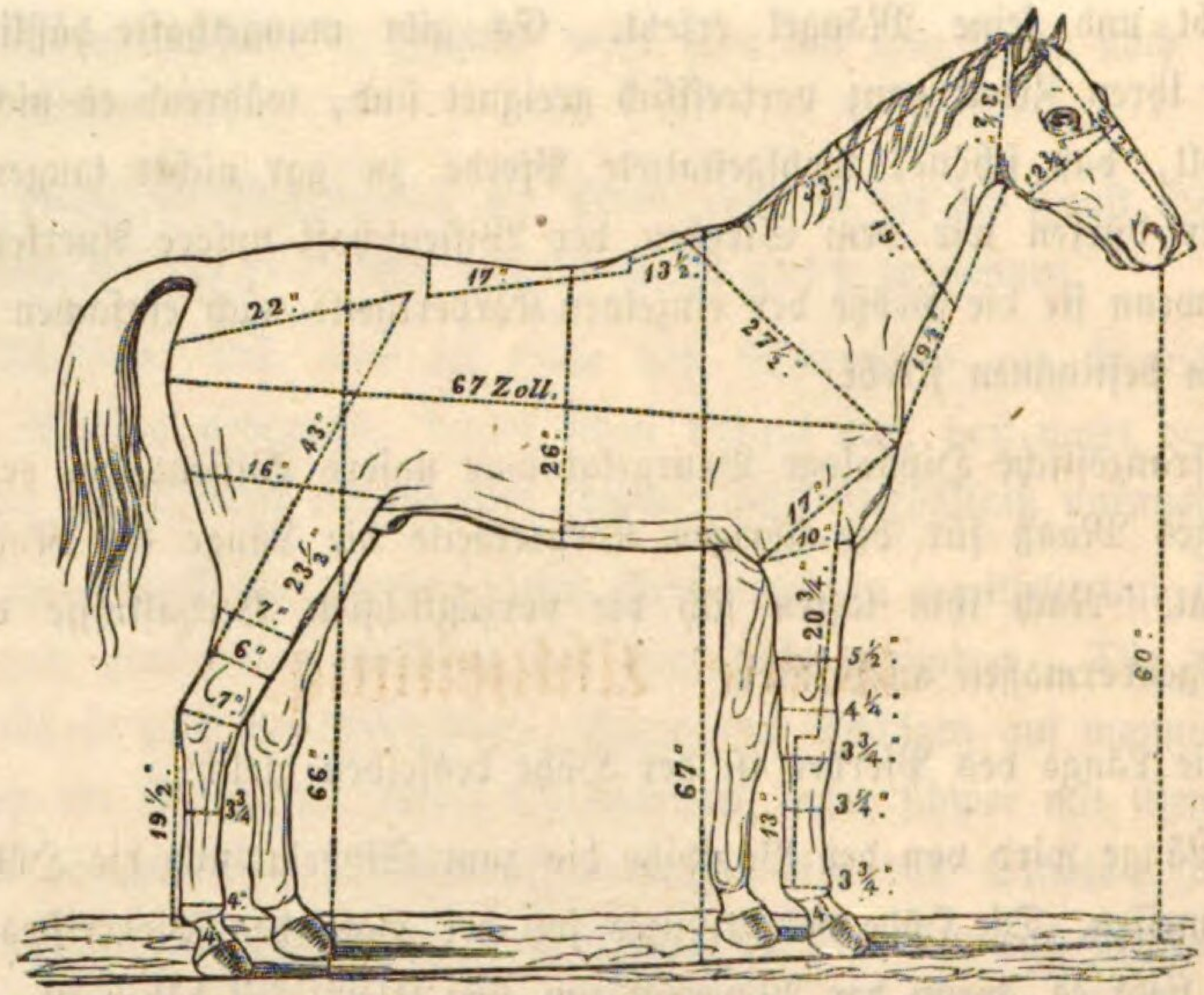
1. Die Länge des Pferdes ist der Höhe desselben gleich.

Die Länge wird von der Bugspitze bis zum Sitzbein und die Höhe am Widerriste gemessen. Die Höhe des Kreuzes soll der Höhe des Widerristes fast gleich sein; man liebt es, wenn der Widerrist um eine Kleinigkeit höher ist.

2. Die Höhe am Widerriste beträgt	2½	Kopflänge
3. Bei einem Pferde in ruhiger, normaler Stellung und Haltung beträgt die Höhe bis zum Scheitel	3⅓	„
4. Von der höchsten Spitze des Widerristes bis zum höchsten Punkte des Kreuzes	1	„
5. Länge des Halses	1⅙	„
6. Länge der Schulter	1	„
7. Von der Spitze der Hüfte bis zur Kniescheibe des hintern Schenkels	1	„
8. Von der Spitze der Hüfte bis zur äußersten Spitze des Sitzbeins	1	„
9. Länge des Oberarms	½	„

10. Die Schultern, sowie die übrigen schiefliegenden Gelenke, sollen einen Winkel von 45 Grad oder einen halben rechten Winkel bilden.

Daß diese hier angegebenen Verhältnisse nicht immer genau die nämlichen bleiben, sondern bei einzelnen Individuen wechseln, zeigt die hier stehende Figur, eine Abbildung des berühmten Beschälers der Privatgestüte Sr. Maj. des Königs von Würtemberg, Sultan Mahmud, als eines der vollkommensten arabischen Pferde bekannt, die nach Europa gekommen sind. Die Maaße sind nach würtembergischen Zollen eingetragen.



Man hat bei der Bestimmung der Verhältnisse das edle arabische Pferd als Typus angenommen. Hätte man die Maaße des Land- oder Arbeitspferdes zum Anhaltspunkte gewählt, so hätte man andere Verhältnisse gefunden. Die gemeinen Pferde sind in der Regel länger als hoch, was zum Theil von dem niedern, runden Widerrist, zum Theil von den kürzern Gliedmaßen herrührt. Die Bestimmung des edeln Pferdes ist mehr der Glanz, die Pracht, die in schönen, dem Auge gefälligen Formen begründet sind, das Loos des gemeinen Landpferdes ist Mühe, Arbeit und Entbehrung, die auch in der äußern Erscheinung ihren Ausdruck finden. Die Schultern des gemeinen Pferdes stehen fast senkrecht, das Kreuz ist abgerundet, abschüssig, die Beine sind kurz, dick, säulenartig, die Hüfe breit, das Haar ist grob und dicht, und das ganze Thier ist geeignet bei Wind und Wetter, Sturm und Regen seinem beschwerlichen Berufe obzuliegen.

In dem Baue des Kopfes kann so gut ein Mißverhältniß liegen wie in den übrigen Körpertheilen, er kann zu lang und zu kurz sein. Um seine entsprechende Länge zu finden, addirt man die Länge des Pferdes zur Höhe desselben und dividirt die Summe durch die Zahl fünf, der gefundene Quotient gibt die Länge an, welche der Kopf im Verhältniß zum übrigen Körper haben soll.

Zweite Abtheilung.

Zucht.

Fünftes Kapitel.

Die Züchtung.

A. Allgemeine Grundsätze.

Die Thiere theilt man, wie wir in der Einleitung bereits gesagt haben, in Klassen, Ordnungen, Gattungen und Arten. Unter Race versteht man die Unterabtheilung einer Art, welche außer den charakteristischen Eigenschaften der Art, noch besondere unterscheidbare Eigenschaften besitzt, die durch Klima, Boden, Nahrung und Haltung beim Dienst nach und nach hervorgebracht worden sind und welche sich auf ihre Nachkommenschaft vererben. Zu dem Begriffe einer Race gehört, daß die Thiere derselben in wesentlichen Eigenschaften mit einander übereinstimmen und daß sich diese Eigenschaften auf die Jungen vererben. Als wesentliche Eigenschaften betrachten wir: den äußern Bau (Fuhrpferd, Reitpferd), die verschiedene Gestaltung wichtiger Körpertheile, wie Kopf, Gliedmaßen, Rücken u. s. w. und die Leistungsfähigkeit (beim Schaf die Wolle, beim Rindvieh die Milchergiebigkeit, beim Pferd Schnelligkeit u. s. w.). Die Vererbungsfähigkeit ist das untrügliche Kennzeichen einer reinen, in sich ausgebildeten Race; sie wird bei den Züchtern durch den Ausdruck Constanz bezeichnet, und constante Race ist daher gleichbedeutend mit reiner selbstständiger Race, die sich in der Nachzucht gleich bleibt. Jede Race muß Constanz haben, weil sie ohne diese Eigenschaft nicht als Race gelten und angesehen werden kann, diese Constanz oder Vererbungsfähigkeit wird aber um so größer und sicherer, je älter diese Race ist, und je länger sie rein, unter sich, ohne fremde Beimischung fortgezüchtet wurde. Deßhalb ist das Alter einer Race eine sehr wichtige; schätzenswerthe Eigenschaft derselben für den Züchter. Durch Unterscheidung in minder wesentlichen Eigenschaften, die sich aber ebenfalls bis zu einem gewissen Grade vererben, wie z. B. Farbe der Haare, Abzeichen, Größe, bilden sich in den Racen die Unterracen

oder Schläge. Diese verbreiten sich gewöhnlich über eine ganze Gegend oder Provinz, in welcher die nämlichen Verhältnisse im Klima, in der Bodenbeschaffenheit und in der Haltung der Thiere bestehen.

Die Abkömmlinge einzelner Thierpaare gleichen sich wieder mehr als die des ganzen Schlages, und sobald sich diese Aehnlichkeit auffallend ausprägt, bezeichnet man sie durch den Ausdruck Familie. Der Schlag ist das Resultat der natürlichen Beschaffenheit einer Gegend oder einer Provinz; die Familie wird mehr auf künstlichem Wege hervorgebracht, durch Züchtung innerhalb einer Thierfamilie und durch besondere Pflege. Die Familie beginnt immer mit einem ausgezeichneten Elternpaare, deren Vorzüge dann bei den Nachkommen noch bemerkbar sind.

Der Ausdruck Stamm bezeichnet bei den Schriftstellern über Thierzucht fast dasselbe wie Schlag.

Die Spielarten (Kap. 1. S. 4) sind zufällige Eigenschaften der Thiere; man kann einzelne derselben durch entsprechende Paarung erblich machen.

Aus dem Schlage kann sich nach und nach eine Race heranbilden, eben so kann aber auch eine Race, wenn sie in andere Verhältnisse gebracht wird, neue Schläge hervorbringen. Eine Familie, die sich allmählig über eine ganze Gegend verbreitet, wird zum Schlag, und so kann auch die Familie endlich zur Race ausgebildet werden.

Das englische Vollblutpferd ist aus Familien entstanden und hat sich nun zur Race ausgebildet, deren wesentliche Eigenschaften sich mit großer Zuverlässigkeit auf die Nachkommen übertragen.

In einer und derselben Race, demselben Schlag, derselben Familie können die einzelnen Individuen wieder unter sich sehr verschieden sein; es gibt gute und schlecht gebaute, solche die dem Zwecke, zu dem sie bestimmt sind, mehr, andere, die ihm weniger entsprechen. Im allgemeinen ist die Zahl der guten, vollkommenen Thiere, d. h. derjenigen, welche die Eigenschaften, um deren willen wir sie züchten, in hohem Grade besitzen, klein, im Verhältniß zu den mittelmäßigen und mangelhaften. Da aber die Hervorbringung möglichst vollkommener Thiere, nicht nur an und für sich Zweck der Zucht sein muß, sondern auch lohnender ist, als die Hervorbringung mangelhafter Thiere, so liegt es im Vortheil des Landwirths dahin zu trachten, möglichst vollkommene Thiere zu züchten. Er muß um dieses Ziel zu erreichen planmäßig zu Werke gehen, und sich vor allem bewußt sein, was er züchten will, was für seine Mittel und seine Verhältnisse angemessen ist.

Dieses einmal anerkannte und festgestellte Ziel ist jedoch keineswegs leicht zu erreichen. Die Thierzucht ist unendlich schwierig und die Zahl der Züchter, denen es gelungen ist, das zu erreichen, was sie erstreben wollten, nicht sehr groß. Beim Getreide ist man sicher, daß ein in die Erde gelegtes gutes Samenkorn

auch wieder ein ähnliches hervorbringt, soferne die Witterung und die Beschaffenheit des Ackers nicht entgegenstehen. In der Viehzucht sieht das Junge häufig den Eltern in den wesentlichsten Eigenschaften nicht ähnlich und man bekommt zuweilen ganz andere als die erwarteten Resultate. Der Umstand, daß das Junge immer das Produkt zweier Individuen ist, welche unter sich in wesentlichen, äußerlich wahrnehmbaren und nicht wahrnehmbaren Eigenschaften wieder verschieden sein können, vereitelt jede zuverlässige Berechnung. Beobachtung und Erfahrung haben jedoch einige Gesetze und Regeln bei der Paarung und Züchtung gefunden, die wir kurz hier zusammenstellen wollen.

1. Gleiches mit Gleichem gepaart bringt Gleiches hervor.

Die Zucht mit reinen Racen unter sich ist die sicherste; denn nur in diesem Falle kann man mit Zuverlässigkeit auf die Eigenschaften der Nachkommen schließen.

2. Die Eltern tragen auf ihre Jungen ihre Vorzüge und ihre Mängel über.

3. Die äußere Gestalt, die Größe, die Farbe, gewisse Anlagen, gewisse Fehler, Neigung zu verschiedenen Krankheiten vererben sich mit auffallender Sicherheit auf die Nachkommen.

Die Mängel, welche sich bei den Pferden am leichtesten fortpflanzen, sind die Augenfehler, mangelhaft gebaute Gliedmaßen, fehlerhafte Stellung derselben, Anlagen zu Spath, schlechte Hüfe.

4. Die Fehler und Mängel vererben sich nicht blos von den Eltern auf die unmittelbaren Nachkommen, sondern sie pflanzen sich auch noch auf die folgenden Generationen fort und kommen oft von entfernt stehenden Voreltern her.

Was von den Fehlern und Mängel gilt, ist natürlich auch für die Vorzüge und guten Eigenschaften geltend; allein da man blos die üblen Eigenschaften wegzubringen strebt, so ist dieser Satz hauptsächlich nur für diese anwendbar.

In der Nähe von Gestüten hat man oft Gelegenheit Beobachtungen in dieser Richtung zu machen. Beschäler mit auffallenden Abzeichen, z. B. großen Blässen, tragen die Abzeichen gewöhnlich auf ihre Nachkommen über. Zuweilen gelingt es den Züchtern dieselben dadurch zu unterdrücken, daß man dem Beschäler nur Stuten zuführt, welche mit gar keinen Abzeichen versehen sind. Die so ohne Abzeichen geborenen Jungen bringen wieder Jungen ohne Abzeichen zur Welt; allein bei letztern macht sich zuweilen plötzlich das Recht des Großvaters geltend, sie gebären Jungen, bei welchen die verschwunden geglaubte Blässe wieder zum Vorschein kommt.

Von ganz braunen Stuten, die von braunen Beschälern bedeckt werden, kommen zuweilen schwarze und graue Füllen zur Welt, weil eines der Voreltern in zweiter oder dritter Linie diese Farbe getragen hat.

Wie die Farbe in einzelnen Generationen verschwindet und dann wieder auftaucht, so erscheinen auch andere Mängel, die man beseitigt glaubte, nach einer oder mehreren Generationen wieder. Die Züchter bezeichnen diese Erscheinung mit dem Wort „Rückschlag", ein plötzliches Entfernen von dem Ziele, dem man sich nahe glaubte.

Es ist deßwegen bei der Zucht nicht nur wichtig, daß die zu paarenden Thiere, von guter Beschaffenheit sind, sondern man muß, wo möglich auch die Ueberzeugung haben, daß sie von guter entsprechender Abstammung sind.

5. Von den gepaarten Thieren hat jedes gleichen Einfluß auf das Junge.

Man hat längere Zeit geglaubt dem männlichen Thiere größern Einfluß auf die Nachkommenschaft einräumen zu müssen als dem weiblichen. Sorfältigere und längere Beobachtungen haben aber die Unrichtigkeit dieser Behauptung dargethan. Die Araber legen der Stute mehr Wichtigkeit in der Zucht bei, als dem Beschäler und benennen ihre Pferdefamilien nach den Stuten. Zur Verbesserung von Racen werden in der Regel nur männliche Thiere verwendet, außerdem wird ein Hengst immer mit mehreren oder vielen Stuten gepaart, so daß der Einfluß des Beschälers im allgemeinen größer erscheint, als jener der einzelnen Stuten, und dadurch mag sich das Vorurtheil von dem überwiegenden Einfluß des Beschälers gebildet haben. Allein im Durchschnitt auf jede Paarung berechnet, wird sich der Einfluß ausgleichen.

6. Je älter eine Race ist und je öfter sich eine Eigenschaft schon vererbt hat, desto sicherer pflanzt sie sich fort, desto schwerer ist sie wegzubringen, wenn sie ein Fehler ist.

Je länger eine Race unter den äußern Einflüssen steht, die sie hervorgebracht haben, desto tiefer wurzeln ihre Eigenthümlichkeiten in ihrem Organismus, desto sicherer ist ihre Vererbung. Diese Eigenschaft einer Race, die Constanz, ist vom höchsten Werth bei der Zucht und verdient die besondere Beachtung des Züchters.

7. Paart man zwei Thiere von verschiedener Constanz miteinander, so ist der Einfluß desjenigen überwiegend, welches die meiste Constanz besitzt.

Sehr oft scheitert der Versuch einer sonst zweckmäßig begonnenen Zucht an der Verschiedenheit der Constanz in den dazu verwendeten Thieren, und besonders kommt dieser Fall häufig vor, wenn man die Zuchtthiere aus verschiedenen Racen wählt. Der Umstand, daß man die männlichen Thiere bei uns häufig aus den besten und anerkanntesten Racen wählt, mag ebenfalls dazu beigetragen haben dem männlichen Thiere einen größern Einfluß auf die Nachkommenschaft zuzuschreiben als dem weiblichen.

8) Die moralischen Eigenschaften pflanzen sich eben so gut fort als die physischen. Die Anlagen der Gelehrigkeit, der Charakter, die größere oder geringere Entwickelung der Sinnesorgane, das Temperament tragen sich mit ziemlicher Sicherheit auf die Nachkommenschaft über.

Es wird zugleich von manchen Züchtern behauptet die moralischen Eigenschaften vererbten sich mehr von der Mutter auf die Jungen als vom Vater, namentlich wird dieses von der Gemüthseigenschaft, von Kunsttrieben und Temperament behauptet. Es lassen sich viele Beispiele zu Gunsten dieser Behauptung anführen; allein ganz zweifellos ist sie denn doch nicht, da auch häufig das Gegentheil beobachtet wird. Uebrigens wird von einem bösen Hengste selten ein boshaftes Füllen geboren, wenn die Stute fromm ist, wogegen böse Stuten in der Regel auch boshafte, tückische Jungen ziehen.

9. Die Ernährung der Stute während der Trächtigkeit ist von wesentlichem Einfluß auf das Junge.

Wenn die Stute während der Trächtigkeit nicht hinreichend genährt wird, so kann sich der Fötus nicht gehörig ausbilden und eine mangelhafte Körperbildung ist dann die Folge davon. Auch behauptet man die Beschaffenheit der Nahrung habe Einfluß auf die mehr oder minder edle Beschaffenheit des Jungen; grobes, rauhes Futter soll den Organismus des Jungen gemeiner machen, während gute substantielle Nahrung auch den Körper des Jungen veredeln soll.

10. Man paare keine Thiere mit einander, die in ihrem Baue und ihren sonstigen Eigenschaften zu sehr von einander abweichen.

Man paare wo möglich „Gleiches mit Gleichem", dann wird man das Resultat der Paarung mit Sicherheit voraus sagen können. Sobald die Thiere sehr von einander verschieden sind, ist nicht nur das Resultat unsicher, sondern zuweilen sogar unbrauchbar. Ein ganz gemeines Landpferd mit einem hochedlen Beschäler gepaart, gibt häufig Produkte, die weder zum Zuge noch zum Reiten taugen. Man hat Beispiele, daß gemeine grobwollige Schafe mit hochfeinen Merinoswiddern gepaart, Lämmer zur Welt brachten, von denen die Wolle später gar nicht zu gebrauchen war, weil statt einer mittelfeinen Wolle, die man erwartet hatte, ein Gemisch von edler und gemeiner Wolle im Vließe vorhanden war, und dieses dadurch gar keinen Werth mehr hatte.

In Hinsicht auf die Größe paare man keine sehr großen mit kleinen Pferden; es ist dieses besonders dann fehlerhaft, wenn kleine Stuten von großen Hengsten bedeckt werden. Es kommen gewöhnlich hochbeinige, schmale Gestalten zu Tage, die weder Kraft noch Energie besitzen. Die Engländer nehmen als Grundsatz an, daß in der Paarung die Stute verhältnißmäßig größer sein soll als der Beschäler.

Dieser Satz ist oft mißverstanden worden, man hat daraus den Schluß gezogen, daß man nur große Stuten und kleine Hengste paaren solle. Solches ist jedoch nicht der Sinn dieses Grundsatzes, sondern die Stute soll nur verhältnißmäßig größer sein, d. h. sie soll größer sein als die Stuten des Schlags oder der Race, zu dem sie gehört oder soll wenigstens unter den größten und stärksten der Race oder des Schlags ausgewählt werden.

Je näher sich die Thiere im äußern Baue stehen, desto inniger werden sie sich vermengen, desto einheitlicher und werthvoller wird das Junge sein.

Dieses sind die Hauptgrundsätze der Züchtung; einzelne Züchter nehmen auch noch an: Der Beschäler wirke mehr auf die äußern Formen, und die Stute mehr auf die innern Theile, auf die Organe der Ernährung ein; der Beschäler verleihe dem Jungen die Gestalt, die Stute gebe ihm Größe, Wuchs und die Fähigkeiten des Verstandes; der Beschäler wirke mehr auf den Vordertheil, die Stute mehr auf den Hintertheil des Jungen, d. h. daß das Kreuz und die Hintergliedmaßen mehr der Mutter, der Kopf, die Brust und die vordern Gliedmaßen mehr den entsprechenden Theilen des Beschälers gleichen. Die männlichen Abkömmlinge sollen mehr der Mutter, die weiblichen mehr dem Vater ähnlich sehen.

Diese Annahmen sind jedoch noch nicht mit hinreichender Genauigkeit constatirt um sie als Züchtungsgrundsätze unbedingt aufzustellen.

Wir haben im Verlaufe dieses Werkes häufig die Worte gemeine und edle Racen gebraucht und mit dem letzten die orientalischen und englischen Pferde, mit dem ersten die Landracen bezeichnet. Unter dem Ausdruck edel versteht der Züchter eine Race, die durch wohlgeleitete Zucht hervorgebracht ist und in denen sowohl die äußern Formen als die Leistungsfähigkeit in vorzüglichem Grade ausgebildet sind.

Gemein nennt man die Racen, welche blos durch den Einfluß des Klimas und der Haltung ohne plangemäße Züchtung entstanden sind.

Da die Formen des arabischen Pferdes als die vollendetsten anerkannt, da ferner in dem arabischen Pferde die Eigenschaften, die man in dem Pferde wünscht, Kraft, Gewandtheit, Leichtigkeit, Muth und Verstand im vorzüglichsten Grade ausgebildet sind, so pflegt man dieses als den Typus des edeln Pferdes zu betrachten, und überhaupt das Reitpferd als edel, das Zugpferd als gemein zu bezeichnen.

Ein schönes Pferd, ohne Leistungsfähigkeit, d. h. ohne die oben genannten Eigenschaften ist noch nicht edel, sondern es müssen beide Forderungen, Gestalt und Leistungsfähigkeit in ihm vereinigt sein. Eine der Hauptanforderungen an ein edles Pferd ist auch die, daß es von reiner, unvermischter und constanter Race sei. Deßwegen sind nicht alle arabischen und englischen Pferde, die man bei uns zur Züchtung verwendet, edel; strenge genommen kann solches erst durch

die Nachkommenschaft bewiesen werden, denn sobald das Pferd, Beschäler oder Stute, von reiner und edler Race ist, wird sich die Eigenthümlichkeit derselben auf die Jungen übertragen.

Wir haben schon früher bemerkt, daß in Arabien nicht alle Pferde edel sind, so wenig wie in England, sondern daß es dort eben so wohl gemeine Pferde gibt als anderwärts und daß gerade deßwegen die Anschaffung guter Zuchtpferde aus beiden Ländern so schwierig ist.

Unter den englischen Pferderacen gilt natürlich nur das Vollblutpferd, das wie wir gesehen haben, aus arabischem Blute gezüchtet wurde, für edel.

Wir maßen uns nicht an, zu untersuchen in wie weit der Ausdruck edel, in dem eben erklärten Sinne angewendet, der richtige ist, und ob nicht, das durch sich selbst vervollkommnete Landpferd ebenfalls Anspruch auf diese Auszeichnung machen könnte: sondern wir nehmen das Wort so an, wie es in der Thierzucht gewöhnlich angewendet wird.

Den Ausdruck Race haben wir bereits erklärt. Unter Racethiere versteht man ein Thier von reiner, constanter Race, gleichviel ob solche edel oder gemein ist.

Dasselbe was Race bedeutet, soll auch durch das Wort Blut bezeichnet werden, nämlich Abkunft, Abstammung.

Paart man Thiere aus zwei verschiedenen Racen, aus einer gemeinen und aus einer edeln miteinander, so nennt man die Jungen Mestizen, wohl zuweilen, aber uneigentlich auch Bastarde*). In der Pferdezucht ist das Wort Mestize, das aus dem spanischen herkommt und Mischung, Mischling, Blendling bedeutet, nicht gebräuchlich, man bedient sich des Ausdrucks Halbblut, um anzuzeigen, daß jede Race gleichviel Antheil an der Bildung des Jungen gehabt habe.

Vollblut bezeichnet reine Abstammung, reine unvermischte Race, ohne Rücksicht darauf, ob sie edel ist. Man kann demnach eben so gut sagen, „ardenner" oder „norisches" Vollblut, als man von englischem Vollblut spricht. Man ist indeß stillschweigend übereingekommen unter Vollblut das englische, edle, von orientalischem Blute abstammende Pferd zu verstehen, dessen reine Herkunft überdieß noch durch das Studbook nachgewiesen werden kann.

Durch Paarung von Vollblutthieren mit Halbblut entsteht Dreiviertelblut; nach fortgesetzter Paarung mit Vollblut erhält man Siebenachtelblut u. s. w. Im gewöhnlichen Leben geht man in der Bezeichnung nicht weiter als Dreiviertelblut und bezeichnet die höhern Grade des Blutes mit hochveredelt, oder belegt auch alles was zwar veredelt aber nicht Vollblut ist, mit dem Ausdruck Halbblut.

*) Unter Bastard versteht man das Junge, das von zwei verschiedenen Arten einer Gattung erzeugt wird; z. B. das Maulthier und der Maulesel, von Esel und Pferd.

Paart man z. B. ein gemeines Ardennerpferd mit einem edeln englischen Vollblutpferd, so heißt das daraus hervorgehende Junge Halbblutpferd. Läßt man letztere sich wieder mit einem Vollblutpferde paaren so entsteht Dreiviertelblut, und wenn auch dieses wieder mit Vollblut vereinigt wird, Siebenachtelblut und so fort. Es ist natürlich einerlei, ob das aus dem Vollblut gewählte Thier eine Stute oder ein Beschäler sei; in der Wirklichkeit und in der Regel nimmt man die Beschäler aus der edeln Race. Man könnte eben so gut umgekehrt verfahren, den Beschäler fortwährend aus reiner oder Vollblutlandrace nehmen und so das edele Pferd nach und nach der Landrace nähern. Solches geschieht jedoch nicht, sondern wo solche Vermischungen stattfinden, sucht man das Landpferd dem edeln Pferde ähnlicher zu machen, oder es wie man sagt „zu veredeln".

Die Halbblutpferde, wie überhaupt alle Pferde von gemischtem Blute bilden keine Racen, da sie keine Constanz besitzen und ihre Eigenschaft sich nicht immer, sondern blos unter gewissen Bedingungen vererben; sie können jedoch nach und nach zu Stämmen, Schlägen und Racen durch zweckmäßig geleitete Zucht herangebildet werden.

B. Von der Verbesserung der Racen.

Die Verbesserung der Thiere durch Zucht kann entweder durch Innzucht oder durch Kreuzung erreicht werden.

Bei der Innzucht werden die zu paarenden Thiere sowohl das männliche als das weibliche aus einer und derselben Race gewählt, zur Kreuzung nimmt man sie aus verschiedenen Racen.

Die Innzucht ist zuverlässiger in ihren Resultaten als die Kreuzung, weil die Zuchtthiere einander gleich sind oder sehr nahe stehen, und die Jungen in ihren Eigenschaften um so constanter werden, je ähnlicher die Eltern sind. Man wird deßhalb die Innzucht immer dann vorziehen, wenn man eine entsprechende Race besitzt, eine Race, die in ihren Haupteigenschaften den Anforderungen genügt, die man an sie zu stellen hat.

In der Rindviehzucht ist der Landwirth gezwungen, sich bei der Wahl seiner Viehrace nach den Bodenverhältnissen und der Art des Ackerbaues, der in denselben begründet ist, zu richten. Er kann in Gegenden mit leichtem Boden nicht das schwere, große Vieh halten, das in den Marschniederungen der Flüsse zu Hause ist; Kartoffel- und Rübenbau ersetzen nie vollständig gutes Heu und in gebirgigtem Terrain wird man immer den leichtern Racen den Vorzug geben müssen; die Entscheidung ob man auf Milch oder Fleisch züchten will, liegt einzig in den Absatzverhältnissen.

Obgleich auch bei der Pferdezucht die Verhältnisse des Landwirths so wie jene der Gegend bestimmend in die Wagschale fallen, so läßt sich doch eine Pferderace leichter verpflanzen als eine Rindviehrace, und man ist deßhalb bedeutend unabhängiger in der Auswahl einer Race als bei der Rindviehzucht. Es wird weniger häufig als bei der Rindviehzucht der Fall vorkommen, daß man aus einem herabgekommenen und entarteten Landschlage eine neue und kräftige Pferderace durch Innzucht schafft; man wird im Gegentheile unter den vorhandenen Racen sich diejenige auswählen, welche für die wirthschaftlichen Verhältnisse geeignet ist und sie dann durch Innzucht zu erhalten und zu vervollkommnen streben. Die Nahrung des Pferdes besteht zum größten Theile aus Heu und Körnerfutter oder kann wenigstens daraus bestehen, und beide Futtermittel kann man sich unter allen Verhältnissen verschaffen; so daß man eine Pferderace, welche es auch sei, in allen Gegenden der Erde, natürlich mit mehr oder weniger Vortheil halten kann.

Die Innzucht heißt Reinzucht, wenn die Zuchtthiere aus einer reinen Race gewählt werden, oder auch aus einem bereits constant herausgebildeten Schlage. Sie wird zur Familienzucht oder Verwandtschaftszucht, wenn die Zuchtthiere innerhalb einer Familie gewählt und nur blutsverwandte Thiere miteinander gepaart werden.

Die Innzucht hat den Zweck in einer bereits bestehenden Race einzelne Vorzüge auszubilden oder Mängel wegzuschaffen. Man wird unter jeder Thierrace immer einzelne Thiere finden, welche in ihrer Gestalt oder Leistungsfähigkeit sich vor den andern auszeichnen, einen Vorzug besitzen, der nicht allen Individuen der Race eigen ist oder einen Mangel nicht theilen, welcher der Race anhaftet. Paart man zwei solcher Thiere zusammen, so darf man erwarten, daß das Junge den Eltern in dieser Beziehung ähnlich ist und fährt man mit der Paarung unter Beobachtung dieser Auswahl fort, so wird man nach und nach einen Stamm heranbilden, dem die Vorzüge der Stammeltern eigen sind.

Auf diesem Wege der Innzucht oder vielmehr der Familienzucht ist es dem englischen Viehzüchter Backwell gelungen, seine berühmten Rindvieh- und Schafracen zu schaffen, und nach ihm sind die meisten vervollkommneten Viehracen der neuern Zeit auf diese Art entstanden.

Die englischen Vollblutpferde werden durch Innzucht forterhalten und eben so die sächsischen feinen Merinosschafe; sie liefern uns Beispiele, was man durch zweckmäßig geleitete Reinzucht, nachdem man einmal einen guten Stamm besitzt, leisten kann.

Man hat gegen die Innzucht den Einwand erhoben, sie vergrößere eben so gut die Fehler, als die Vorzüge einer Race. Dies ist allerdings richtig, wenn man fehlerhaft gebildete Thiere miteinander paart; allein es ist ja Zweck der Innzucht die Fehler und Mängel zu entfernen, und deßwegen darf man nie ein Thier

zur Paarung bei der Innzucht verwenden, das mit einem solchen Mangel behaftet ist. Die Auswahl der Zuchtthiere wird aus diesem Grunde auch sehr schwierig, und es verlangt die Leitung einer solchen Zucht, wenn sie gelingen soll, großen Scharfblick und große Beharrlichkeit, und es sind überhaupt Züchter wie Backwell selten.

Je constanter eine Race ist, desto schwerer wird es dieselbe durch Innzucht zu verbessern, allein desto sicherer ist man auch vor allzugroßen Rückschlägen. In der Verwandtschaftszucht befestigen sich die Eigenschaften der Zuchtthiere noch schneller als bei der bloßen Reinzucht, weil die Zuchtthiere sich einander noch näher stehen, und ihre gegenseitigen Eigenschaften noch inniger mit einander verschmelzen.

Man muß sich übrigens bei der Innzucht hüten, während man einzelne Vorzüge herauszubilden strebt, das Ganze dabei aus den Augen zu verlieren. Abgesehen von dem auszubildenden Vorzug müssen die Thiere auch ohnehin schon den vollkommensten der Race oder des Schlags angehören, den man verbessern will. Durch Mißachtung dieses Punktes kann man leicht unglückliche Resultate erhalten. Man hat der Verwandtschaftszucht den Vorwurf gemacht, daß sie nach und nach die Race schwächlicher mache, und daß nach einer größern Anzahl von Generationen die Thiere nicht mehr zur Fortpflanzung fähig wären. Die Erfahrungen und Beobachtungen, auf die man sich bei dieser Behauptung stützt, dürften wohl in dieser Vernachlässigung des ganzen Thieres ihren Grund haben, gegenüber einzelner Eigenschaften, die man vorzugsweise berücksichtigte. Die Thierfamilie wächst übrigens mit jeder Paarung, und nach wenigen Generationen ist sie gewöhnlich schon zahlreich genug, um eine Auswahl außerhalb der nächsten und unmittelbarsten Blutverwandten treffen zu können.

Wenn die Innzucht zuverlässiger in ihren Resultaten ist als die Kreuzung, so kommt man dagegen durch letztere schneller zum Ziele. Das Streben bei der Innzucht geht dahin: Vorzüge, die in der Race vorhanden sind auszubilden und zu verbreiten, oder bestehende Mängel wegzubringen. Bei der Kreuzung handelt es sich darum: eine in einer Race nicht vorhandene Eigenschaft in dieselbe zu verpflanzen. Es wäre möglich, wenigstens denkbar, daß man durch zweckmäßig geleitete Innzucht dasselbe Ziel erreichen könnte, als durch die Kreuzung; allein der Weg dahin durch Innzucht ist viel weiter, länger und schwieriger als durch Kreuzung. So wäre es z. B. wohl möglich, aus dem gemeinen Landschafe durch Innzucht nach und nach eine Schafrace heranzubilden, die gleich den Mestizen von Landschafen und Merinos, halbfeine Wolle trüge. Man dürfte nur bei der Paarung die feinsten Widder und Mutterschafe mit einander paaren; aus den Abkömmlingen wieder die feinsten Individuen zusammen paaren und so fortfahren, bis der angestrebte Grad von Feinheit der Wolle erreicht wäre. Auf diese Art

würde eine Race gebildet werden, welcher der erreichte Grad von Feinheit der Wolle als charakteristisches Merkmal eigen sein würde. Allein es wären dazu viele Generationen und Jahre erforderlich, während durch Kreuzung dasselbe Ziel schon in der ersten Generation erreicht wird. Es bleibt jedoch der große und wesentliche Unterschied, daß die Innzucht eine Race hervorgebracht hätte, während durch Kreuzung Mestizen erzeugt werden, die unter sich zur Bedeckung nicht verwendet werden sollen.

Die Kreuzung kann zum Zwecke haben, einer Race einiges Blut aus einer andern Race beizubringen, in diesem Falle genügt eine vorübergehende Kreuzung. Sie kann aber auch vorgenommen werden in der Absicht eine Race ganz zu verändern und eine neue Race zu bilden, in diesem Falle muß sie dauernd sein.

Nimmt man die Zuchtthiere zur Kreuzung einer Race aus einer edlern Race, so heißt die Kreuzung Veredlung. In der Regel werden die männlichen Thiere aus der edeln Race genommen; es versteht sich wohl von selbst, daß die Veredlung eben so gut durch Einbringung weiblicher Zuchtthiere erreicht werden könnte. Allein da die Anschaffung von Zuchtthieren aus edeln Racen gewöhnlich mit großen Unkosten verbunden ist, so zieht man die Anschaffung männlicher Thiere zur Veredlung vor. Eine Stute kann in einem Jahre nur ein Füllen zur Welt bringen, während der Beschäler eine große Zahl Mutterstuten bedecken und befruchten kann. Durch die Anschaffung eines männlichen Thieres kann die Veredlung deßwegen einer großen Zahl von Thieren mitgetheilt werden, während ein Mutterpferd die Veredlung nur auf ein einziges Thier übertragen könnte.

Die Thiere, welche man aus einer edeln reinen Race zur Veredelung einer Landrace nimmt, heißen, wenn sie dort geboren oder gezeugt sind, wo die Race gebildet wurde und wo ihre Heimath ist, Originalthiere. Man geht dabei von der Ansicht aus, daß die Erziehung in der natürlichen Heimath, das Klima und die Ernährungsart beitragen müssen das Thier in seiner Vollendung hervorzubringen. So heißt ein Original-Araber ein Pferd, das in Arabien geboren und erzogen wurde. Doch nennt man auch das Junge einer Stute, die in ihrem Vaterlande trächtig geworden, Original-Thier, selbst wenn es anderwärts geboren ist. Von Original-Abstammung nennt man (nach Weckherlin) die Jungen, welche außerhalb ihrer Heimath von Eltern geboren wurden, die wirkliche Originalthiere gewesen sind; außerdem nennt man sie Vollblutthiere. Ein Original-Araber heißt also ein in Arabien geborenes Pferd, Vollblut-Araber ein Pferd, das von Eltern herstammt die aus Arabien nach Europa gebracht wurden, und deßwegen reiner arabischer Abkunft ist.

Wenn man die Veredlung nur bis zu einem gewissen Grade treiben will, so genügt eine vorübergehende Kreuzung. Man benützt einen Beschäler aus neier edeln Race zur Paarung mit gemeinen Stuten und verwendet die daraus

hervorgehenden Thiere, welche etwas veredelt sind, wieder zur Innzucht. Dadurch wird edles Blut in die Race gebracht und diese dadurch leichter, behender und schöner in der äußern Gestalt. Es ist bei dieser Art der Verbesserung wesentliche Bedingung, daß die Mestizen, die Resultate der Kreuzung, bei der wiederbeginnenden Innzucht mit reiner Landrace gepaart werden. Wollte man die Mestizen oder Halbbluthiere unter sich paaren, in der Absicht eine weitergehende Veredlung zu erhalten als durch die Paarung mit reiner Landrace, so würde man sich der Gefahr aussetzen, ungenügende Resultate zu erhalten, indem bald das edle, bald das gemeine Blut überwiegend sein würde. Will man eine weitergehende Veredlung erlangen, so ist es sicherer die Mestizen nochmals mit Vollblut zu kreuzen ehe man wieder zur Innzucht zurückkehrt.

Um mit einiger Sicherheit zu kreuzen, soll wenigstens das eine der beiden Zuchtthiere aus reiner Race sein.

Wir haben hier vorausgesetzt, daß man eine gemeine Race durch Kreuzung mit einer edeln Vollblutrace verbessern wolle. Die Paarung englischer oder arabischer Vollblutthiere mit einer gemeinen Landrace ist aber nicht wohl anzurathen, weil beide Racen sich zu sehr entfernt stehen und sowohl in der äußern Gestalt als in den moralischen und geistigen Anlagen zu sehr von einander abweichen. Man wähle sich daher zur Veredlung einer gemeinen Pferderace einen andern constanten Pferdeschlag, der zwischen dem Landpferde und dem Vollblutpferde steht, wie man sie auf vielen Gestüten des Continents züchtet, oder verwende Halbblutpferde zur Kreuzung.

Die Züchtung eines constanten veredelten gemeinen Pferdeschlags ist ungemein schwierig und wird nur in den wenigsten Fällen gelingen. Wenn auch die ersten Produkte glücklich ausfallen, so liegt darin noch keine Garantie für das Gelingen des Unternehmens, denn paart man die Halbblutthiere unter sich, so ist man auf einem höchst unsichern Wege, und sehr oft taugen solche Kreuzungsprodukte gar nicht zur weitern Paarung unter sich. Paart man die gewonnenen Halbblutthiere mit reiner Landrace, so wird letztere das Uebergewicht behalten und nach wenigen Generationen wird das edle Blut wieder verschwunden sein. Dennoch ist die letztere Art, der Gewißheit der Resultate wegen, der erstern vorzuziehen.

Die Engländer züchten durch Kreuzung des Vollbluts mit gemeinem Blute das schöne und starke Wagenpferd, und dann durch Kreuzung des Halbbluts mit Vollblut das Jagdpferd, welches etwa Dreiviertelvollblut ist. Sie haben das Glück in den Yorkshirer Pferden eine Landrace zu besitzen, welche sich vortrefflich zur Kreuzung mit Vollblut eignet, sie sind hochgestaltig, schlank, groß und nähern sich in ihrem Baue gewissermaßen dem edeln Pferde. Sie züchten diese Yorkshirer Pferde mit eben so großer Sorgfalt rein fort, als das Vollblut, weil sie ihnen zur Hervorbringung von Wagen- und Jagdpferden unentbehrlich sind. Nicht

alle Länder und Gegenden können die Yorkshirer Pferde bei sich einführen, die Verhältnisse des Bodens, der Cultur und der Landwirthschaft überhaupt stehen entgegen, es ist deßhalb schwer Wagen- und Jagdpferde wie sie England hervorbringt, anderswo zu züchten.

Will man eine Landrace in hohem Grade veredeln und sie der Vollblutrace nähern, so ist eine andauernde Kreuzung geboten. Für diesen Fall nimmt man den männlichen Theil der Zuchtthiere so lange aus dem edeln Schlag bis das gemeine Blut verdrängt ist, die Race sich gebildet und Constanz gewonnen hat. Bei jeder neuen Paarung vermindert sich der Antheil des gemeinen Blutes und derjenigen des edeln Blutes erhöht sich; ganz verschwindet das gemeine Blut aber nicht, wie denn auch die am weitest getriebenen Veredlungen selbst in der äußern Gestalt noch immer Spuren der frühern Raceeigenthümlichkeiten bewahren und wie die nachstehende Tabelle zeigt, immer noch ein kleiner Antheil gemeinen Bluts in der Race zurückbleibt.

Paarungen oder Generationen.	Edles Blut väterlicher Seite.	Edles Blut mütterlicher Seite.	Summe des edeln Blutes oder Grad der Veredlung der Jungen.	Rest des gemeinen Blutes.
1	1/2	0	1/2	1/2
2	1/2	1/4	3/4	1/4
3	1/2	3/8	7/8	1/8
4	1/2	7/16	15/16	1/16
5	1/2	15/32	31/32	1/32
6	1/2	31/64	63/64	1/64
7	1/2	63/128	127/128	1/128
8	1/2	127/256	255/256	1/256
9	1/2	255/512	511/512	1/512
10	1/2	511/1024	1023/1024	1/1024

Es wird in vorstehender Tabelle angenommen, daß das männliche Zuchtthier aus einer reinen edeln Race sei und immer mit den Jungen der unmittelbar vorhergegangenen Generation gepaart werde. In der 8. Generation beträgt das gemeine Blut noch 1/256. Die Engländer nehmen acht, andere zwölf bis vierzehn Generationen an, bis das gemeine Blut so weit vermindert wäre, daß die Produkte unter sich zur Inzucht verwendet werden können. Genau läßt sich dieser Zeitpunkt gar nicht bestimmen, da natürlich in der Natur die Verminderung des gemeinen Blutes nicht mit der Regelmäßigkeit vor sich geht, mit der sie in der Tabelle dargestellt ist. Der höhere oder geringere Grad von Constanz in dem

männlichen Zuchtthier wie in dem weiblichen, lassen die Veredlung bald schneller bald langsamer vor sich gehen. Immerhin bleibt aber ein kleiner, wenn auch unbedeutender Theil gemeinen Blutes zurück.

Es bleibt eine Eigenheit des Blutes einer constanten Race, daß es sich stets wieder Geltung zu verschaffen sucht, selbst wenn es auf einen kleinen Theil vermindert ist. Die Racen sind, wie wir bemerkt haben, dem größern Theile nach durch den Einfluß der Haltung, Ernährung und Dienstleistung entstanden, sie haben sich durch die andauernde Einwirkung der äußern Ursachen gebildet und sind gleichsam der Ausdruck derselben. Jede andere Race, die man in diese Verhältnisse bringt, wird nach und nach der Landrace ähnlich werden. So würde z. B. ein englisches oder arabisches Vollblutpferd, das man in feuchte Niederungen mit üppigem Graswuchs brächte, das man zu langsamen Gangarten und mühsamen Anstrengungen benützte, nach mehreren Generationen seine Gestalt wesentlich verändern und sich in seinem äußern Bau den Landracen nähern. Schneller und durchgreifender wirken die äußern Bedingungen wenn es sich um eine Race handelt, der noch etwas gemeines Blut inne wohnt und die erst durch Kreuzung herangebildet wurde, der es folglich noch an der gehörigen Constanz mangelt. Solche Racen werden mit der Zeit, wenn man sie den äußern Einflüssen unbedingt Preis gibt, wieder zu vollständigen Landracen. Man nennt diese Erscheinung das Ausarten der Racen.

Man kann dem Ausarten durch zweckmäßige richtige Auswahl der Zuchtthiere, durch ganze oder theilweise Veränderung der Ernährung, Haltung und Benützung vorbeugen. Das Ausarten dem Klima zuschreiben, wie man es früher gethan hat, ist irrig. Das Klima ist nur so weit eine mitwirkende Ursache, als es Einfluß auf die Ernährungs- und Benützungsweise hat. Die sächsischen Schafzüchter wußten Schafe zu züchten, die feinere Wolle tragen als die spanischen Merinos, trotzdem daß das sächsische Klima die Feinheit der Wolle nicht begünstigt; sie haben diesen Zweck durch sorgfältige Auswahl der Zuchtthiere, durch angemessene Haltung und Pflege erreicht.

Ein anderes kürzeres, in vielen Fällen leichteres Mittel als die Abänderung von Verhältnissen, die nicht immer in unserer Macht liegen, ist die sogenannte Blutauffrischung. Dieselbe besteht darin, daß man, sobald ein Rückwärtsgehen einer veredelten Race bemerkbar wird, auf's Neue eine Kreuzung mit der Race vornimmt, welche ursprünglich zur Veredlung gedient hat. Aus diesem Grunde muß man auch, ehe man die Veredlung beginnt, darauf Bedacht nehmen, daß man zur Veredlung eine Race wählt, aus der man sich später Originalthiere zur Blutauffrischung verschaffen kann. Wollte man zur Blutauffrischung eine andere Race als diejenige wählen, welche ursprünglich zur Veredlung gedient hat,

so wäre dieß ein neuer Versuch, über dessen Ergebniß man noch gar keine Gewißheit haben würde.

Durch die Kreuzung erhält man zuweilen in einzelnen Theilen gleich die gewünschte Verbesserung, während andere, namentlich der Bau im Ganzen, langen und hartnäckigen Widerstand leistet.

Die Theile, welche sich am leichtesten verändern, sind die weniger wichtigen, diejenigen, welche sich am meisten dem Pflanzenreiche nähern, wie die Haare, die Hüfe.

Man darf bei der Zucht überhaupt nicht Thiere miteinander paaren, welche zu sehr in ihrem Baue von einander abweichen. Denn es entsteht nicht immer eine regelmäßige Verschmelzung der Eigenschaften des männlichen und weiblichen Thieres, sondern sehr oft eine ungleichartige Vermischung derselben. So sieht man häufig in der Nachbarschaft der Gestüte Pferde, die weder als Reitpferde noch als Wagenpferde taugen, und die aus der Paarung eines Vollbluthengstes mit gemeinen Landstuten hervorgegangen sind. Aehnliches zeigt sich, wie wir schon erwähnt haben, in der Schafzucht. Wenn man ein gewöhnliches grobwolliges Landschaf mit einem feinen Merinoswidder paart, so trägt das Junge nicht immer eine mittelfeine Wolle, sondern häufig ein Gemenge von feinen und groben Wollhaaren, aus denen der Fabrikant nicht im Stande ist ein leidliches Tuch zu fabriziren.

Ein anderer Irrthum, in den man bei der Pferdezucht gerne verfällt, ist die Absicht eine kleine Race durch große und schwere Beschäler zu verbessern. Solche Paarungen sind durchaus fehlerhaft. Es ist leicht einzusehen, daß in dem Leib einer kleinen, veredelten Stute, wie man sie häufig bei uns sieht, der Fötus eines schweren flandrischen Pferdes nicht Raum genug hat um sich gehörig zu entwickeln, und daß nur ein mißgestaltetes, fehlerhaft ausgebildetes Junge geboren werden kann. Die Engländer haben ihre edeln Pferde durch die kleinen arabischen Hengste verbessert, ihre Fuhrpferde durch große flandrische Stuten und ihre Schweine durch kleine neapolitanische und chinesische Eber. Durch eine kräftige und reichliche Nahrung kann das Junge einer großen Stute und eines kleinen Hengstes leicht zu der Größe der Mutter herangebildet werden. Es wäre übrigens irrig, wenn man daraus schließen wollte, daß man immer nur große Stuten und kleine Hengste miteinander paaren dürfte: sondern man soll blos das entgegengesetzte Mißverhältniß vermeiden und soferne es möglich ist, nicht eine Stute einer kleinen Race durch einen Beschäler aus einer großen schweren Race bedecken lassen.

Hauptsächlich ist bei der Paarung darauf zu sehen, daß die Thiere, die man miteinander paart, von kräftigem Körperbaue sind. Die Ansicht der englischen Viehzüchter spricht sich darüber folgendermaßen aus:

Die äußern Formen lassen auf den innern Bau der Thiere schließen. Die Fähigkeit die verzehrten Nahrungsmittel zu verbauen und dem Körper zu assimi-

liren steht mit der Größe der Lungen in geradem Verhältnisse: ein Thier mit großen Lungen nützt die Futterstoffe besser aus und zieht aus einer gegebenen Menge derselben mehr Gewinn für den Körper als ein Thier mit kleinen Lungen. Der große Naturforscher Cuvier behauptet in seiner „vergleichenden Anatomie" die Muskelkraft stehe in directem Verhältnisse zur Athmung und sei von ihr bedingt. Die Gestalt und die Größe des Brustkastens soll die eines abgestutzten Kegels sein, dessen Spitze zwischen den Schultern und die Basis gegen die Lenden liegt. Der Raum, welchen der Brustkasten umschließt, hängt eben so sehr von seiner Form als von seinem Umfange ab. Ein Kreis umschließt eine größere Fläche als eine Ellipse (ein ovaler Kreis) von gleichem Umfange, und die Ellipse wird um so weniger Raum umschließen, als sie sich weiter von der Form des Kreises entfernt. Ein hoher Brustkasten umschließt nur dann eine geräumige Brusthöhle, wenn er zugleich eine entsprechende Breite besitzt.

Die Breite der Lenden steht in directem Verhältniß zur Brust und zum Becken; das Becken muß bei den weiblichen Thieren so weit sein, daß die Geburt leicht von statten gehen kann.

Die Engländer haben in der Rindviehzucht durch die Reinzucht oder vielmehr durch die Inn- oder Familienzucht das Höchste geleistet, was wohl geleistet werden kann und der Name eines Backwell wird unter den Viehzüchtern aller Zeiten berühmt bleiben. Die herrlichen Erfolge, deren er sich zu erfreuen hatte und die nach ihm auch durch andere Züchter erreicht wurden, lehren mit großem Nachdruck, daß es viel besser und sicherer ist, eine einigermaßen leidliche Race durch Reinzucht aufzubessern, als sie durch Kreuzung veredeln zu wollen. Allein man kann auch hierin zu weit gehen; jede Kreuzung ausschließen und die gemeinen Landracen durch Reinzucht zu allen Bedürfnissen des Verkehrs, des Luxus und der Armeeen heranbilden zu wollen, wäre auch ein Mißgriff.

Allerdings gibt es Viehracen, welche durch Mangel an Nahrung und Pflege herabgekommen sind, und welche es gelingt, durch reichliches Futter und bessere Haltung allein schon aufzubessern. Es haben die Thiere solcher Racen den großen Vortheil vor eingebrachten vollkommneren Thieren voraus, daß sie an Klima und Futter gewohnt, daß sie ausdauernd und anspruchslos sind.

Es gibt in jeder Race Thiere, die sich durch eine oder die andere gute Eigenschaft auszeichnen. Wenn man sie gehörig auszusuchen weiß, so kommt man durch die Paarung derselben unter einander weit sicherer zu einem guten Resultate als durch Kreuzung.

Diese Grundsätze sind alle richtig und unwiderlegbar. Die Kreuzungen haben, wie wir bei jeder Gelegenheit ausgesprochen, schon unendlichen Schaden angerichtet, sie haben uns buchstäblich um die meisten reinen Racen gebracht. Viele Landwirthe hätten weit bessere, zu ihrem Gebrauche tauglichere Pferde, wenn sie

bei ihrer Race geblieben wären, statt sie durch englisches oder arabisches Vollblut zu veredeln; viele andere hätten ihren Pferden weit gründlicher durch bessere Nahrung und Pflege als durch edleres Blut aufgeholfen.

Allein es läßt sich doch nicht alles durch verbesserte Haltung erreichen und auch durch Reinzucht ist der Weg zur Verbesserung in vielen Fällen zu lang, fordert so viele Einsicht, Vorsicht und Beharrlichkeit, daß die meisten Viehzüchter vor demselben zurückschrecken. Eine entsprechende Körpergröße läßt sich durch gutes Futter und mäßige Arbeitsleistung wohl in wenigen Generationen erreichen, allein es wäre vielleicht ein Jahrhundert nothwendig um den Knochenbau eines Thieres durch Reinzucht zu verändern. So gut eine schwarze Race durch Reinzucht schwarz bleibt, eben so gut bleiben hervorstehende Hüfte, abschüssiges Kreuz, Rammsnase u. s. w. Raceeigenthümlichkeiten, welche durch Reinzucht schwer und erst nach langer Zeit weggebracht werden können. Um so mehr ist es gerechtfertigt, wenn man in solchen Fällen zur Einbringung einer andern passenden Race seine Zuflucht nimmt.

Es gibt Fehler, welche durch Reinzucht nur vergrößert und mehr befestigt werden; je älter eine Race wird, desto größer wird ihre Constanz und desto sicherer kann man darauf rechnen, daß auch die Fehler und Mängel, welche sie besitzt, sich auf die Nachkommenschaft übertragen. Man soll deßwegen nie Thiere mit einander paaren, welche mit Fehlern behaftet sind, die man gern verschwinden sehen möchte.

Eine Beobachtung, die man allgemein machen kann, ist die, daß unter den kleinen Viehracen sich viel mehr wohlgebildete Thiere befinden, als unter den großen und schweren. Wir glauben, daß hierin ein Fingerzeig liegt, den man nicht außer Acht lassen sollte; nämlich der: aus kleinen Racen schwerere zu bilden, indem man ihnen größern Umfang gäbe und ihre sonstigen guten Verhältnisse beizubehalten suchte. Freilich ist dieß eine Aufgabe, die man nicht dem einzelnen Pferdezüchter, am allerwenigsten einem Landwirth zumuthen kann, der in der Regel viel zu sehr eilt und eilen muß, die Frucht seiner Arbeit zu genießen. Allein da wir doch einmal Gestüte haben, die vom Staate unterhalten werden, so wäre es ein nicht unwürdiges Unternehmen in dieser Weise die Pferdezucht eines Landes mit einer entsprechenden Pferderace zu versehen.

Ohne der angeführten Beobachtung zu widersprechen, dürfen wir jedoch zu Gunsten schwerer Racen nicht unbemerkt lassen, daß an großen Thieren die Fehler der Bildung viel mehr in die Augen fallen, als an kleinen. Ein Fehler, der bei kleinen Verhältnissen kaum bemerkt wird, tritt unter größern gleich auf unangenehme Weise hervor. Ein Bild, das in Miniatur sehr schön aussieht, kann ein sehr schlechtes Gemälde geben, wenn es getreu copirt und vergrößert wird. Wie leicht und schnell sich übrigens eine leichte Viehrace unter günstigen Umständen zu

einer schweren heranbilden kann, zeigt ein Beispiel aus der Rindviehzucht. Eine verheerende Viehseuche raffte von 1769 auf 1771 in Friesland beinahe alles Rindvieh weg; um den Verlust zu ersetzen, führte man jütländisches Vieh ein, das aber viel kleiner, im Verhältniß zum einheimischen Viehstand wie Zwerge gegen Riesen war. Ohne Kreuzung war dasselbe nach der dritten oder vierten Generation zu einer Größe und einem Umfang herangebildet, daß es von einheimischem Vieh nicht mehr zu unterscheiden war.

Wer, nachdem was wir über die Zucht im Allgemeinen gesagt haben, die Schwierigkeit derselben einsieht, wird wohl zugeben, daß es nicht viele Züchter gibt, welche dieselbe vollständig begriffen haben, dagegen viele, welche durch unzweckmäßige Kreuzung Unheil auf dem Gebiete der Pferdezucht anrichten und sich selber wesentlich schaden. Allein der Vorwurf der unzweckmäßigen Kreuzungen fällt nicht den pferdezüchtenden Landwirthen allein zur Last; die Landgestüte sind nicht ohne Antheil daran. Man vermißt auch bei ihnen häufig eine reine und rationelle Zucht, man schickt die Beschäler auf's Gerathewohl auf die Stationen, wechselt sie sogar jedes Jahr. Die Folgen davon sind, daß auch die Züchter nur mit unsichern Elementen arbeiten können, und daß dann auch nur sehr unsichere Resultate erlangt werden können.

Von dem Züchter, der zugleich Landwirth ist, kann man nicht verlangen, daß er der Pferdezucht seiner Gegend eine andere Richtung gibt, daß er neue Racen schafft u. dgl., allein das kann man von Jedem verlangen, daß er sich mit den Grundsätzen der Zucht bekannt macht, daß er sich das Ziel klar macht, nach dem er streben soll und daß, sobald er es einmal erkannt hat, nach Verhältniß der Mittel und Wege, die ihm zu Gebote stehen, darnach strebt, dieses Ziel zu erreichen.

Die Veredlung einer Pferderace auf dem Wege der Kreuzung verlangt, wie wir bereits gesagt haben, ein scharfes Urtheil, feine Beobachtungsgabe und eine unermüdliche Beharrlichkeit. Es sei denn, daß der Züchter mit genau bekannten, scharf ausgeprägten Racen züchtet und die Erfahrungen seiner Vorgänger genau kennend, schon im Voraus mit einiger Gewißheit die Resultate vorherbestimmen kann. So können die Engländer, im Besitze reiner Racen, beinahe mit mathematischer Gewißheit bestimmen, welche Nachkommen sie durch Paarung Yorkshirer Stuten mit mehr oder weniger edeln Beschälern erhalten. Der Züchter, der mit Racen zu thun hat, über deren Kreuzungsfähigkeiten noch keine Erfahrung besteht, setzt sich jedenfalls der Gefahr theurer Versuche aus.

Zwei Beispiele im Großen liegen den Züchtern als glänzende Erfolge in England und in Sachsen vor Augen. Die Engländer haben die schönsten und besten Pferde in Europa, wie die Sachsen die schönsten und feinsten Schafe haben, weil sie beide, die einen wie die andern, nachdem sie einmal einen guten Stamm

erworben hatten, denselben sorgfältig erhielten, durch Reinzucht verbesserten, indem sie immer die vollkommensten Thiere mit einander paarten und jede Beimischung fremden Blutes vermieden.

In den meisten andern Ländern Europas hat man einen andern Weg eingeschlagen: man hat die einheimischen Racen mit fremdem Blute fort und fort gekreuzt; allein die beiderseitig erhaltenen Resultate sind redende Beweise zu Gunsten der Reinzucht.

Wohl hat schwerlich ein Mann in guter Absicht der Verbesserung der Viehracen in Europa mehr geschadet als der französische Naturforscher Büffon (gestorben 1788). Er behauptete die Nothwendigkeit der Kreuzungen; er wollte nicht nahe stehende, sondern die sich am meisten von einander entfernenden Racen kreuzen, die Racen des Südens mit denen des Nordens. Diese Lehre, unter der Autorität eines berühmten Namens überall als richtig aufgenommen, hat unberechenbare Mißgriffe veranlaßt. Man ging in Befolgung dieser Vorschrift so weit, daß man in Spanien, wo man eine noch von den Mauren herstammende, ausgezeichnete Pferderace besaß im Jahr 1764 Pferde aus der Normandie und aus Dänemark kommen ließ, um die inländische Race damit zu kreuzen; während man die herrlichen Stuten, welche der Dey von Algier dem Könige von Spanien zum Geschenk machte, zur Zucht von Maulthieren verwendete! Frankreich, Spanien und Neapel waren zu jener Zeit an schönen und guten Pferden England unendlich überlegen; vergleiche man nun heute diese Länder mit einander und entscheide dann, wo man den besten Weg eingeschlagen hat.

Wir können es nicht oft genug wiederholen, daß der Züchter ein festes, bestimmtes Ziel vor Augen haben muß, und daß er sich dabei nicht von Vorliebe für die eine oder die andere Race leiten lassen darf. Die Thiere sind einer Menge Einflüsse durch Klima, Nahrung und Bodenbeschaffenheit unterworfen, denen man bei der Auswahl der Zuchtthiere wie bei der Art der Behandlung der Thiere eine ernste Berücksichtigung angedeihen lassen muß.

In Ländern gemäßigten Klimas erreichen die Thiere eine beträchtlichere Größe als in kalten und in sehr heißen Ländern.

In den heißen Zonen ist die Haut zwar dünner, aber fester.

In feuchten Ländern sind die Knochen dick, porös und leicht, sie haben weniger Festigkeit und weniger Stärke.

In heißen Klimaten ist das Temperament stärker ausgeprägt, die geistigen Kräfte sind mehr entwickelt und die Thiere haben mehr Anlagen zur Gelehrigkeit.

In Bezug auf die örtliche Beschaffenheit der Heimath theilt man die Thiere in Berg-, Hügel- und Flachlandsracen, deren jede besondere, ihr eigenthümliche Charaktere besitzt.

Die Bergracen haben einen gedrungenen Körperbau, kurzen Hals und niedere Beine, das Kreuz, die Lenden und die hintern Gliedmaßen sind stark entwickelt; der Kopf ist kurz und breit, die Hüfe klein und fest.

Die Flachlandsracen haben einen mehr schlanken Körper, das Kreuz ist schmaler, die Beine sind höher, der Hals ist länger, die Hüfe sind breiter und weicher. Auf nassen Weiden werden die Hüfe platt, das Horn dünn und spröde.

Man kann Pferde aus Berglandsracen auf Ebenen verwenden, allein umgekehrt nicht bergigte Gründe mit Flachlandsracen bearbeiten.

Die Beschaffenheit des Futters, welches dem Landwirth zu Gebote steht, bildet eine Rücksicht, welche bei Bestimmung der einzuführenden Race nicht unbeachtet bleiben darf.

Die Haltung und Ernährung müssen der Verwendung und dem Gebrauche der Pferde entsprechend sein:

Die Pferde, welche zum Arbeiten bestimmt sind, müssen von Jugend auf daran gewöhnt werden.

Die Renn- und Reitpferde erhalten eine sehr substantielle kräftige Nahrung in kleinem Maße, während die Pferde, die zu langsamen Gangarten bestimmt sind, welche ohne Hinderniß fett und fleischig sein dürfen, gröberes Futter in größerer Masse verzehren dürfen; so werden im Elsaß die Pferde der Landwirthe mit Rüben, in Deutschland mit Kartoffeln und Möhren gefüttert.

Die Art der Haltung wirkt nach und nach verändernd auf die Thiere; es bilden sich charakterische Merkmale aus, welche auf die Nachkommen übergehen und es entstehen Familien und Schläge.

Durch eine zweckmäßige Haltung, gutes und reichliches Futter, ist es möglich eine Race zu einer Größe und zu einer frühen Ausbildung zu bringen, zu der man sie nicht fähig geglaubt hätte.

Bei einem jungen Thiere sind lange Beine, dicker Kopf, kurzer Körper immer die Folgen schlechter Wartung und ungenügenden Futters.

Es erklärt sich diese Thatsache sehr leicht. Alle Thiere werden mit hohen Beinen und dicken Köpfen geboren. Entwickelt sich nun der Körper nicht gehörig, so bleibt dieses Mißverhältniß bestehen. Wenn im Gegentheil der Körper durch reichliche Nahrung zu einer raschen Entwicklung gebracht wird, so entsteht ein umgekehrtes Verhältniß. Das zur Mastung bestimmte Rindvieh der Engländer hat einen unverhältnißmäßig kleinen Kopf und eben so unverhältnißmäßig kurze Beine. Man lernt daraus, daß junge Thiere durch kümmerliche oder allzureichliche Nahrung eine fehlerhafte Körperbildung annehmen können, daß überhaupt die Beschaffenheit der Gegend, die Nahrung, die Haltung, sowie die Art der Arbeiten, welche die Thiere zu verrichten haben, auf ihre äußere Gestalt unbestreitbaren Einfluß üben.

Daß auch die moralischen oder geistigen Eigenschaften einer gewissen Umwandlung durch äußere Einflüsse fähig sind, wird kaum geläugnet werden können. Die Uebung einzelner Sinne oder Gaben bildet dieselben schärfer aus; der Charakter der Thiere verändert sich durch die Erziehung, durch die gute oder schlechte Behandlung; alle unsere Hausthiere deren Dienste einen größern oder geringern Grad von Intelligenz verlangen, sind im Zustande der Wildheit gar nicht dieselben, oder sind auch gar nicht mehr zu erkennen; durch die Zähmung und Kultur haben sich nicht nur ihre Körperformen, sondern auch ihre geistigen Anlagen und Fähigkeiten wesentlich umgestaltet, wie unter andern das in zahlreichen Racen vorhandene und zu den verschiedenartigsten Diensten abgerichtete Hundegeschlecht beweist. Alle diese verschiedenen Racen konnten nur dadurch hervorgebracht werden, daß man unter den vorhandenen Individuen diejenigen aussuchte, welche mit den gewünschten Anlagen am besten versehen waren und diese unter sich paarte. Und so wie die äußern Formen sich vererben, wie sich auch die geistigen auf die Nachkommenschaft übertragen, so vererben sich auch der Geschmack und die Neigungen, die Geschicklichkeit zu einem oder dem andern Geschäfte, ein gutes Gesicht, eine schöne Stimme, ein scharfer Geruch u. s. w.

Unter dem anhaltenden Einfluß physischer Ursachen verändern sich die Formen der Thiere, sie werden erblich und am Ende werden sie zu bleibenden Raceeigenthümlichkeiten.

Das Gewicht des Reiters beugt beim Reitpferd die Lenden nieder, gibt dem Kreuz eine horizontale Lage, der ganze Körper gewinnt durch eine leichte und schnelle Gangart an Länge und Eleganz. Beim Fuhrpferd zieht sich im Gegentheil das Kreuz nieder und wird abschüssig, die Gliedmaßen nähern sich, das Pferd wird in Folge langsamer und mühsamer Anstrengungen kürzer.

Die Gebirgspferde sind anders gebaut als die Flachlandspferde. Die Pferde, welche auf mittelmäßigen Weiden leben und dabei stark arbeiten, haben mehr Behendigkeit, sind nerviger und haben trocknere Muskeln. Dagegen sind die Pferde, welche auf nassen Weiden von üppigem, aber wenig nahrhaftem Grase leben, weich und träge.

In der Normandie wird in einigen Cantonen ein großer Handel mit Füllen getrieben, die in andern Cantonen auf der Weide groß gezogen werden. Je nachdem nun das Füllen in einem oder dem andern Cantone groß gezogen wird, bildet es sich verschieden aus; in den kräftigen, aber magern Weiden von Mellerault wird das Füllen zum Reitpferd, während es sich in dem fetten Thale von Auge zum Kutschenpferd ausbildet.

Wir sind der Ansicht, daß auch in dem Acker- und gewöhnlichen Dienstpferd ein wenig edles Blut sehr gut und wünschenswerth ist; es gibt dem Pferde mehr Kraft, Gewandtheit und leichtere Bewegungen; auch sind die Verstandeskräfte mehr

entwickelt als bei dem ganz gemeinen Landpferde. So sehr wir aber den Vorzug veredelter Pferde für die Landwirthschaft erkennen, um so entschiedener möchten wir vor der zu weit getriebenen Veredlung warnen. Das Verfahren um ein wenig edles Blut in eine gemeine Race zu bringen dürfte ungefähr folgendes sein.

Man lasse eine gemeine Landstute von einem edeln Hengste bedecken. Wenn aus dieser Paarung eine Stute geboren wird, so lasse man diese wieder von einem Beschäler der Race der Mutterstute, der gemeinen Landrace springen. Und wenn aus dieser zweiten Generation ein männliches Fohlen hervorgeht, so kann dieses alsdann den Typus abgeben und als Beschäler für Stuten der Landracen und dadurch zur Hervorbringung von Pferden, welche ein wenig edles Blut besitzen, dienen. Auf diese oder ähnliche Weise kann man eine größere oder geringere Menge edeln Blutes einer gemeinen Race beibringen. Wir haben nicht nothwendig zu sagen, daß sich diese Mischungen nicht mit mathematischer Gewißheit machen lassen, wie die Versuche in dem Laboratorium des Chemikers; man muß um Aussicht auf Gelingen zu haben mit reinen Racen operiren, man muß diese genau kennen und die Thiere zur Zucht sorgfältig auswählen, außerdem gehört Zeit, Geduld und Ausdauer dazu. Zweckmäßig ist es, soferne es geschehen kann, mehrere Stuten bedecken zu lassen um unter den erhaltenen Produkten alsdann auswählen zu können.

C. Ueber die Wahl des Beschälers und der Stute.

Fast in jedem Buche über Landwirthschaft und Viehzucht findet man eine Schilderung der Eigenschaften, welche der Beschäler und die Stute haben sollen. Wir legen auf diese Schilderungen im Allgemeinen wenig Werth, die Hauptrücksicht bleibt der Bestimmung der Race oder des Schlags vorbehalten, den man züchten will. Das Porträt eines Ardenner Arbeitspferdes ist ganz verschieden von demjenigen eines englischen Vollblutpferdes, und wenn man deßwegen eine Schilderung von dem Baue eines Zuchtpferdes machen will, wird es doch immerhin nur auf eine oder die andere Race anwendbar sein. Wir begnügen uns deßwegen ganz einfach auf das Kapitel der Pferde nach ihren Gebrauchszwecken zu verweisen und fügen nur noch bei, daß die zur Zucht zu verwendenden Pferde kräftig und gesund, daß sie rein von Fehlern sein und den Ansprüchen, die man an ein normal gebautes Pferd stellt, möglich nahe kommen sollen. Gäbe es einen allgemeinen Ausdruck für die Forderungen, welche man an Zuchtpferde zu stellen hat, so dürfte er etwa so lauten: breite Brust, geräumiges Becken, normale Gangarten und im ganzen Baue eine solche Harmonie der einzelnen Theile, wie sie für den Zweck, zu dem die Pferde gezüchtet werden, passend sind.

Die Fehler, die sich am leichtesten auf die Nachkommenschaft vererben und die man deßwegen bei Zuchtpferden sorgfältig vermeiden soll, kommen an den Augen, den Knochen und den Hüfen vor. Deßwegen soll man Pferde, welche schlechte Augen haben*), welche mit Spath und Gelenkgallen behaftet sind, Zwang- Platt- oder Vollhüfe haben, nicht zur Zucht verwenden. Ebenso soll man es vermeiden Pferde, die an Dampf- oder Lungenbeschwerden leiden, als Zuchtpferde zu benützen; auch solche, welche boshaft und tückisch sind, beißen und schlagen, soll man nicht zur Zucht verwenden, noch jene mit fehlerhaftem Bau, der eine Vererbung befürchten läßt. Dahin gehören namentlich der Senkrücken, die fehlerhaften Kopfformen, wie der Schafskopf.

Sobald ein Landwirth sich zur Pferdezucht entschließt, muß er dahin trachten eine gute Stute zu erwerben, selbst wenn es mit Opfern verbunden wäre. Denn eine gute Zuchtstute bringt nicht blos Füllen zur Welt, welche an und für sich schon mehr werth sind, als die Abkömmlinge einer mangelhaften Stute, sondern diese werden auch ihrerseits wieder zur Zucht verwendet und die ganze Zukunft des Unternehmens hängt von der richtigen und zweckmäßigen Wahl der ersten Grundlage ab.

Die Eigenschaften des Hengstes müssen denen der Stute entsprechend sein, sie sollen hauptsächlich den Anforderungen genügen, welche die Grundsätze der Zucht im allgemeinen fordern: d. h. der Hengst soll in Form, Größe und Abstammung nicht zu sehr von der Stute abweichen, von normalem Baue, frei von Temperaments- und andern erblichen Fehlern sein, endlich soll er sich durch Verläßlichkeit der Vererbung seiner Eigenschaften und Formen auszeichnen. Die letzte Forderung an seine Constanz ist mitunter die wichtigste und folgenreichste. Wenn man deßwegen die Wahl hat, zwischen zwei Beschälern, so thut man immer wohl denjenigen zu nehmen, über dessen Nachkommenschaft schon sichere Resultate vorhanden sind.

Hat man einen Beschäler gefunden, von dessen Tauglichkeit man sich überzeugt hält, so soll man, nach unserer Ansicht keine Ausgabe scheuen, sich desselben bedienen zu können. Die Engländer bezahlen fabelhafte Preise (oft 100 Pfd. St. 1200 fl.) für den Sprung eines Beschälers, dessen Eigenschaften als solcher geprüft und anerkannt sind. Sie wissen, daß sich eine solche Ausgabe durch den höhern Werth des Füllens wieder ersetzt. Wenn auch bei uns solche Preise nicht bezahlt werden können, so ist doch so viel daraus zu lernen, daß man auf die Höhe der Sprunggelder keine allzu große Rücksicht nehmen darf.

*) Unter schlechten Augen verstehen wir solche, welche ihres Baues wegen ein Erblinden fürchten lassen. Aeußere Veranlassungen, mechanische Verletzungen können ein Pferd blind machen, ohne daß es deßwegen für die Zucht verwerflich wird.

Bei der Entscheidung über die Wahl des Pferdeschlags, den man züchten will, habe man immer die Regel vor Augen, daß das Resultat nur dann sicher ist, wenn beide Thiere aus einer Race genommen sind, daß eine Kreuzung nur dann Erfolg verspricht, wenn die Racen nicht zu sehr verschieden sind, und wenigstens eines der zu paarenden Thiere von reiner Race ist. Je weiter man sich von diesen Grundsätzen entfernt, desto unsicherer ist das Resultat.

Die Wahl des Schlags oder der Race, für welche man sich entscheidet, darf nicht auf Phantasie oder Liebhaberei, nicht auf Vorliebe für diese oder jene Pferderace, nicht auf die Vortrefflichkeit und die Vorzüge des einen oder des andern Pferdeschlages gegründet sein. Das arabische Pferd ist das schönste und vollkommenste Pferd, das wir kennen; allein kein vernünftiger Landwirth, der seine Pferde zum Arbeiten braucht und mit selbstgezogenen Pferden pflügt und fährt, wird deßwegen arabische Pferde züchten wollen!

Die gemeinen Landracen sind am leichtesten und sichersten zu züchten. Sie sind genügsam, lassen sich leicht zur Arbeit gewöhnen, bilden sich frühzeitig aus und können frühe zur Arbeit verwendet werden: ihre Zucht ist deßwegen am billigsten.

Aus mehrfach angeführten Gründen haben wir in Deutschland nicht mehr viele solcher gemeinen Landracen, die noch Anspruch auf Reinheit machen können. Die einzigen uns bekannten sind die norischen (Pinzgauer) und die Ardenner Pferde. Erstere sind groß, schwer und eignen sich vorzugsweise für das schwere Frachtfuhrwerk; letztere sind kleiner, behender, eignen sich mehr für schnellere Gangarten, für den landwirthschaftlichen Betrieb und für Gebirgsgegenden. Unter den Ardenner Pferden gibt es jedoch auch schwere Pferde, die zum Zug für Straßenfuhrwerk recht wohl geeignet sind.

Wollte man außer Landes gehen, so wären die französischen Normänner Pferde zu empfehlen, die Percheron für den leichten, die Boulogner für den schweren Dienst.

Es wäre sehr zu wünschen, daß für die reine Zucht der norischen und der Ardenner Pferde mehr geschehen möchte als bisher, denn wir stehen auf dem Punkte, beide durch Kreuzung zu verlieren. Wenn dem norischen Pferde durch Kreuzung etwas edles Blut beigemengt wird, so entsteht daraus ein äußerst brauchbares Pferd für die Artillerie und für die schwere Cavallerie; bei gehöriger Auswahl und etwas weiter getriebener Veredlung bildet sich ein starkes und kräftiges Kutschenpferd. Das Ardenner Pferd kann auf ähnliche Weise zu einem vortrefflichen Postpferde, wie zu einem leichten Cavalleriepferde herangezogen werden. Alle die so gebildeten Pferde sind aber zugleich ausgezeichnet für den Gebrauch des Landwirths.

Durch die günstigen Resultate einer ersten Kreuzung der genannten Landracen mit edelm Blute hat man sich fast allgemein verleiten lassen die Veredlung noch weiter zu treiben, in der Absicht, noch edlere Produkte zu erzielen, hat das vernünftige Maaß überschritten und das Ergebniß war am Ende eine für jeden Dienst nicht entsprechende Pferderace. Denn wenn auch das geborene Füllen wirklich von edler tadelfreier Beschaffenheit war, so fand es später die entsprechende Fütterung, Behandlung und die ihm zusagende Arbeit nicht und mußte schon deßwegen verkümmern. Die Grundlage, die reine constante Race ging dabei verloren und man fand selbst schwer die Mittel, die Zucht wieder zu verbessern.

Wir sind der Ueberzeugung, daß der Staat, der sich zur Aufgabe machte eine der beiden deutschen Landracen durch Innzucht zu vervollkommnen, sich verdienter um die Pferdezucht machen würde, als durch die Einführung englischer oder arabischer Beschäler.

Die örtlichen Verhältnisse einer Gegend, sowie die Beschaffenheit und Menge des Futters über das man zu verfügen hat, sind hauptsächliche bestimmende Punkte bei Auswahl einer Race. Der Landwirth, der rauhes, saueres Heu in ungenügender Quantität hat, der das Fehlende durch Hülfsmittel wie Kartoffeln und Rüben ersetzen muß, ist sicher nicht in der Lage, ein edles Pferd zu erziehen. Gleichwie ein Baum aus einer warmen fetten Lage in eine rauhe magere Gegend gebracht, nicht gedeiht, eben so wenig kann sich ein edles Pferd bei grobem Futter gehörig entwickeln. In solchen Verhältnissen ist die Zucht des gemeinen Landpferdes geboten.

In bergigten Gegenden ist die leichte, in ebenen Gegenden die schwere Race an ihrem Orte.

Man lasse sich durch den höhern Preis der großen und schweren Pferde nicht verleiten, auch in bergigten Gegenden solche züchten zu wollen. Das wäre ein Mißgriff. Der Landwirth muß immer denken, daß er in erster Linie für seinen eigenen Gebrauch züchtet, und daß er auch, abgesehen davon, nie alle seine Pferde verkaufen kann, daß ihm immer eins oder das andere wegen zufälliger äußerer Mängel bleibt und er sich dann eine Verlegenheit bereitet hat, wenn er es nicht zu seinen Arbeiten gebrauchen kann.

Eine Beimischung edeln Blutes durch zweckmäßige Kreuzung schadet wie bereits bemerkt dem Pferde zum landwirthschaftlichen Gebrauche nicht; im Gegentheil, es wird dadurch dienlicher. Allein mit der Veredlung halten auch die Ansprüche auf Futter, Pflege und Behandlung gleichen Schritt. Ein veredeltes Pferd kann nicht mehr mit demselben Futter gehalten werden mit dem das gemeine Pferd vorlieb nimmt, eine Zuthat von Hafer oder besseres Heu ist unerläßlich. Außerdem will aber ein veredeltes Pferd besser gepflegt und sorgfältiger behandelt sein. Mit einem Pferde gemeiner Race kann jeder, auch der ungeschickteste Dienstbote arbeiten, es ist

langsam, geduldig, empört sich auch bei ungeeigneter harter Behandlung nicht; dagegen ist das edle Pferd empfindlich und verlangt von Seiten des Führers Intelligenz. Es ist also auch auf diese Umstände Rücksicht zu nehmen. Wer in einer Gegend wohnt, wo die Dienstboten mit Pferden umzugehen wissen, der Landwirth, dessen eigene Kinder die Pferde füttern, pflegen und leiten, kann mehr oder weniger veredelte Pferde halten, er wird sich wohl dabei befinden; allein bei entgegengesetzten Verhältnissen ist es rathsam, bei gemeiner Race stehen zu bleiben.

Der Landwirth muß hauptsächlich darauf bedacht sein, gute tüchtige Arbeitspferde zu züchten, weil er sicher ist, daß er diese immer verkaufen kann. Wenn er durch Beimischung edeln Blutes halbveredelte Pferde producirt, so hat er nicht nur Pferde, welche zur Arbeit taugen, sondern die bessern darunter werden sich auch sehr gut zu Cavalleriepferden eignen.

Will man sich auf die Züchtung hochedler Pferde verlegen, so wird man zwar einzelne Thiere zu sehr hohen Preisen verkaufen können, allein auch andere haben, die als Luxuspferde nicht zu verkaufen und als Arbeitspferde von keinem Werthe sind.

Wir haben hier hauptsächlich den kleinen und mittlern Landwirth in gewöhnlichen Verhältnissen im Auge. Anders verhält es sich natürlich mit großen Gutsbesitzern, welche die Mittel haben eigene Zuchtstuten zu halten, die sie nicht oder wenig zur Arbeit benützen; an ihnen ist es, unter Beobachtung der Regeln zur Zucht hochedle, oder auch Vollblutpferde zu züchten.

Aber auch für den großen Gutsbesitzer ist es nicht immer ein wirthschaftlicher Vortheil, Vollblutpferde zu züchten, besonders dann nicht, wenn er nicht in der Nähe eines Gestütes wohnt, wo er Vollblutbeschäler trifft. Das Halten eigener Beschäler und eigener Stutereien ist nur einem Gutsbesitzer möglich, der nicht um des Gewinnes willen, sondern aus Geschmack und Neigung Pferdezucht treibt. Knobelsdorf sagt in seiner Schrift über die englische Pferdezucht: er habe seine Pferde nie unter 40 Louisd'or das Stück verkauft, für einzelne habe er sogar den doppelten Preis erlöst, und trotzdem habe er eine sehr schlechte Rente aus seinem Kapital gezogen und das Futter habe sich schlecht bezahlt. Die edeln Pferde kosten nicht nur viel mehr aufzuziehen als die gemeinen, sondern es gibt auch verhältnißmäßig viel mehr verfehlte Pferde als bei den gemeinen Landracen. Diese verfehlten Pferde sind in der Regel zu wenig zu gebrauchen und haben nur einen sehr geringen Verkaufswerth.

Der kleinere Landwirth wähle sich also — das ist unsere Ansicht — das gemeine Landpferd zur Grundlage. Wir empfehlen zu diesem Ende für Gebirgsgegenden die Ardenner, für fruchtbare Ebenen die Pinzgauer Pferde. Es wäre möglich, daß sich in Deutschland noch andere Landschläge finden, die eben so gut als Grundlage dienen könnten als diese, es sind uns aber nur diese zwei bekannt;

man hat den Landracen überhaupt zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt und die Schriftsteller, welche über Pferdezucht geschrieben, haben vorzugsweise die edle Pferdezucht berücksichtigt.

In Ostpreußen besteht das kleine polnische Pferd, das sich durch Ausdauer und Beweglichkeit empfehlen soll. Es wäre möglich, daß durch eine verständig geleitete Zucht sich diese Pferde leicht zu manchen Gebrauchszwecken, welche schnelle Bewegungen und Ausdauer verlangen, herangebildet werden können. Allein es ist immer sicherer, mit schon erprobten Schlägen zu beginnen, als auf's Ungewisse hin neue Racen zu versuchen.

Wollte man unter den ausländischen Landracen eine Grundlage zur Kreuzung mit edlen nur zur Hervorbringung von Halbblutpferden suchen, so würden wir unbedingt die leichte französische Percher Race (oben Seite 22) dazu empfehlen. Sie ist in ihren Formen, wie in ihrer Leistungsfähigkeit vollendeter als die Ardenner Race, steht den edeln Racen näher und eignet sich deßhalb sehr gut zur Kreuzung mit edeln Pferden. Wir dürfen aber nicht vergessen beizufügen, daß diese Pferde den Ardenner an Genügsamkeit nachstehen, daß sie in ihren Leistungen zwar vortrefflich sind, daß sie dagegen auch eine bessere Haltung als die Ardenner in Anspruch nehmen. Will man Pferde der Percher Race bei uns einführen, so sorge man vor allem dafür, daß sie gutes Futter in ausreichender Quantität erhalten; kann diese Bedingung nicht erfüllt werden, so bleibe man bei der durch ihre Genügsamkeit sich auszeichnenden Ardenner Race stehen.

D. Von den Gestüten.

Unter Gestüt, Stuterei (haras), versteht man eine Anstalt, wo eine größere oder geringere Anzahl von Pferden, Stuten und Hengste, zum Zwecke der Nachzucht vereinigt sind. Oft auch wird mit diesem Namen die Einrichtung an und für sich, die Pferde mit ihren Wärtern, Aufsehern und Beamten, mit Ausschluß des Gutes, auf dem sie vereinigt sind, bezeichnet.

Beschäldepot, auch Gestütsstall heißt der Ort, wo die Beschäler außer der Beschälzeit gehalten werden. Beschälstation, Sprungstation, heißen die Orte wo einzelne oder mehrere Beschäler zum Gebrauche der Pferdezüchter während der Beschälzeit aufgestellt sind.

Es gibt zahme, halbwilde und ganz wilde Gestüte. Die erstern sind, wenigstens in Europa die Regel und wenn deßhalb von Gestüten die Rede ist, versteht man darunter vorzugsweise die zahmen Gestüte.

Die wilden Gestüte, wo man die Pferde frei herumlaufen und sich paaren läßt, und wo man sich nicht weiter um sie bekümmert, als daß man die Jungen

einfangt, sobald sie zum Gebrauche genugsam herangewachsen sind, können nur in unkultivirten Gegenden bestehen, auf unermessenen Weideplätzen, wie in einigen Provinzen Rußlands und in der Tartarei.

In den halbwilden Gestüten ist die Sorgfalt etwas größer; man läßt einen oder mehrere Beschäler nur zu gewissen Jahreszeiten mit den Stuten herumlaufen, und hält die Jungen zur Winterszeit in Stallungen. Die Paarung ist frei. Auch zu dieser Art von Gestüten ist ein großer Raum erforderlich, und sie können in wohlangebauten Gegenden keine Stelle mehr finden.

In den zahmen Gestüten findet Pflege, Wartung und Zucht nach bestimmten Regeln im ausgedehntesten Maaße statt. Das Beschälen geschieht aus der Hand, d. h. es wird zu jeder Stute, nur der zu ihr passende Beschäler zugelassen, und dieser, so wie die Stute selbst nach dem Zwecke des Pferdeschlags, den man hervorbringen will, ausgewählt.

Zu einem zahmen Gestüte gehören ebenfalls liegende Güter, Aecker und Wiesen, theils um das nothwendige Futter zu bauen und den Dünger nutzbar zu verwenden, theils um den Pferden außer der Beschälzeit nützliche Beschäftigung geben zu können. Ein nothwendiges Erforderniß sind endlich Weiden für die Fohlen und jungen Pferde. Jedoch gibt es auch Stutereien, welche solchen Grundbesitz nicht haben.

An der Spitze des Gestütes steht gewöhnlich ein Director, der mehrere Unterbeamten und eine, der Zahl der vorhandenen Pferde entsprechende Zahl Wärter oder Beschälknechte unter seinen Befehlen hat. In größeren Ländern, wo mehrere Gestüte vorhanden sind, besteht eine Centralverwaltung, welche die Oberaufsicht über sämmtliche Gestüte führt. In Oestreich sind sie militärisch geordnet und stehen unter der Verwaltung des Kriegsministeriums.

Der Erfolg und der Einfluß eines Gestüts auf die Landespferdezucht hängt, neben den darauf verwendbaren Mitteln, größtentheils von der Fähigkeit des Directors ab. Erwägt man wie schnell sich ein einziger Fehlgriff in der Leitung des Gestüts auf ein ganzes Land in seinen Wirkungen ausbreitet, sich vervielfältigt und den Werth der Pferde im ganzen Land vermindert, wie dagegen ein wohlgeleitetes Gestütswesen das Kapital, welches in der Pferdezucht eines Landes liegt, zu erhöhen im Stande ist, so begreift man, wie wichtig es ist, den Posten eines Gestütsdirectors wohl zu besetzen. Der Gestütsdirector muß ein Mann sein, der nicht nur seinem Amte vollkommen gewachsen ist, sondern sich auch mit Lust und Liebe seinem Berufe hingibt, und sich zur Aufgabe seines Lebens macht, die Pferdezucht eines Landes so zu leiten, daß sie den Bedürfnissen desselben nach allen Richtungen entspricht. Zwangsmaßregeln finden in der neuern Zeit nicht mehr statt wie früher, wo man den Züchtern vorschrieb, wie sie ihre Stuten halten mußten, ihnen Mutterpferde gegen einen festgesetzten Preis zuwies, die Beschäler

bestimmte, von denen sie bedeckt werden mußten u. s. w.; und es bleibt dem Gestütsdirector nur der moralische Einfluß, durch den er auf den Züchter wirken kann: ein Grund mehr, in dem Gestütsdirector einen allseitig gebildeten und tüchtigen Mann anzustellen.

In jedem Gestüte bildet sich nach und nach ein eigener Pferdeschlag heran. Gewöhnlich findet man unter den Beschälern eines Gestütes einen oder den andern, welcher durch Schönheit des Baues, oder durch Vorzüge in der Leistungsfähigkeit über die andern hervorragt. Man sucht natürlich die Nachkommenschaft desselben zu erhalten und zu verbreiten, und so kommt es, daß sich ein Schlag herausbildet, der diesem ursprünglichen Stammvater mehr oder weniger ähnlich ist. Die Macht der Vererbungsfähigkeit solcher Beschäler, namentlich der Beschäler von constanter und reiner Race, ist manchmal erstaunlich, und zeugt von der Kraft des reinen Geblüts. Nicht selten findet man unter der rauhen Hülle eines gemeinen Karrenpferdes noch die Züge eines edlen Beschälers, der schon lange nicht mehr am Leben ist und der nur in sehr entfernter Weise auf die Stammeltern desselben eingewirkt hat. Die Seltenheit solcher weitgehenden Uebertragungen edler Eigenschaften, beweist übrigens auch die Seltenheit des wirklichen reinen Geblüts, und rechtfertigt den hohen Werth, den man solchen Beschälern beilegt. Was von einem Beschäler gilt, kann mit gleichem Rechte von einem Mutterpferde gesagt werden. Ein ausgezeichneter Beschäler und eine zu ihm passende Stute sind hinreichend den Ruf eines Gestütes zu begründen, und die Pferdezucht einer Provinz, wo nicht eines ganzen Landes nach und nach zu veredeln.

In größern Staaten, wo mehrere Gestüte vorhanden sind, pflegt man die Aufgaben der einzelnen Gestüte zu trennen und dem einen die Zucht von Reitpferden, dem andern die Zucht von Wagenpferden u. s. w. zur Aufgabe zu machen. Diese Theilung der Zucht nach den einzelnen Bestimmungen des Pferdes wirkt äußerst vortheilhaft. Nur durch diese Trennung der Zuchten ist es möglich jedem Pferdeschlage die ihm am besten zusagende Behandlungs- und Erziehungsweise zu Theil werden zu lassen. Außerdem verlangt auch die Zucht jeden Pferdeschlages nach seinem Gebrauchszwecke eine eigenthümliche Behandlung, mehr oder weniger ausgesuchtes Futter, eine eigenthümliche Art der Bewegung u. s. w. Ein edles Pferd, das zur Rennbahn oder zum Reitpferd bestimmt wird, muß natürlich eine ganz andere Erziehung erhalten, als ein solches, das für den schweren Zug herangezogen wird. Letzteres darf grobes und vieles Futter verzehren, während ersteres wenig, aber sehr nahrhaftes Futter bekommen und dabei starke, anstrengende Bewegung haben soll.

Auf den Gestüten ist Innzucht, Reinzucht und Familienzucht Regel, jedoch nimmt man auch Kreuzungen vor, um Pferde von einem bestimmten Schlage hervorzubringen. Als Typus des edeln Pferdes gilt seit dem letzten Jahrhundert

das arabische Pferd, und wo es darauf ankommt eine Veredlung zu Stande zu bringen, benutzt man in letzter Instanz arabische Beschäler.

Nächst dem arabischen Pferde legt man dem englischen Vollblut den meisten Werth bei; ja es gab eine Zeit, wo man dem englischen Pferde sogar den Vorzug über das arabische einräumte und wo man Alles durch englische Pferde ersetzen und leisten wollte.

Hauptsache bleibt, daß man in einem Gestüte nach einem bestimmten und genau überlegten Plane verfährt, und diesen Plan auf die wirklichen Bedürfnisse des Landes, für das man züchtet, nach dessen natürlicher Beschaffenheit, seinem Klima und seinen Hülfsmitteln berechnet. Sobald man einen solchen Plan gewonnen, muß er fest befolgt und wenn irgend gute Resultate erzielt worden sind, mit Beharrlichkeit fortgesetzt werden. Durch leichtes Abändern des angenommenen Planes, durch Verlassen des Guten um etwas Besseres zu suchen, hat sich manches schöne Gestüt schon um seinen ganzen Ruf gebracht.

Wenn die Verhältnisse des Landes nicht gestatten mehrere Gestüte zu halten und dennoch mehrere Pferdeschläge gezüchtet werden müssen, wird die Leitung viel schwieriger, weil es dann in der Regel an der gehörigen Anzahl Pferde mangelt um eine zweckmäßige Auswahl zu treffen.

Bis jetzt hat man in den Gestüten blos edle und halbedle, Vollblut- und Halbblutpferde gezüchtet. Wir wünschten, daß man auch Gestüte für die gemeinen Landracen hielte und diese durch Reinzucht verbesserte. Wollte man das ardenner Pferd als leichten und das norische Pferd oder den Pinzgauer als schweren Fuhrschlag ausbilden, so würde man gewiß in nicht sehr langer Zeit im Besitze von Pferderacen sein, um die uns jedes andere Land beneiden würde. Obgleich Zucht und Paarung mit großer Sachkenntniß geleitet werden müßte, so wäre doch ein Gestüt für diejenigen Racen weniger kostspielig als ein solches zur Zucht von edeln Pferden; weil sie theils mit weniger auserlesenem Futter vorlieb nehmen, theils sich früher ausbilden. Nur durch Gründung solcher Stutereien würde man im Stande sein, die sich immer mehr vermindernden gemeinen Pferderacen zu erhalten, die sowohl für die Arbeiten des Landmannes und den Transport auf den Straßen, als zur Grundlage bei Erzeugung von Halbblutpferden so unentbehrlich und dem Lande meistens nützlicher sind, als die englischen Vollblutpferde.

Bei der Versendung der Beschäler auf die Stationen muß es Sorge des Directors sein, die Beschäler so zu vertheilen, daß dem Bedürfniß der Pferdezucht in der Umgegend der Station möglichst entsprochen werde. So sehr die Verhältnisse aber auch berücksichtigt werden mögen, wird man doch immer nur einen Behelf bieten können, der nie seinen Zweck vollkommen erfüllt. Selten hat ein Gestüt Pferde genug um das Verlangen der Züchter vollständig zu befriedigen, und man hört deßhalb überall, wo Beschälstationen sind, gegründete und unge-

gründete Klagen über die Mangelhaftigkeit der Beschäler. Der Umstand, daß man die Beschälzeit jährlich auf die vier Monate: März, April, Mai, Juni, beschränkt, trägt viel dazu bei, daß man eine so große Anzahl Beschäler nothwendig hat, und daß kein Land im Stande ist, durch seine Gestüte die erforderliche Zahl derselben für seine Pferdezucht zu liefern.

Die fehlende Zahl der Beschäler bleibt der Privatindustrie zu liefern überlassen, und sie entspricht dieser Pflicht auf zweierlei Weise. Entweder halten nämlich einzelne Landwirthe einen oder mehrere Beschäler und lassen die Stuten der Züchter zu ihnen herbei bringen, oder es reitet der Besitzer eines Beschälers mit demselben von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau und läßt an Ort und Stelle die Stuten bedecken. Die Letztern nennt man Gaureiter, auch Beschälreiter. Sie pflegen die Fruchtbarkeit des Sprunges zu garantiren, und heben deßwegen das Sprunggeld erst später, wenn man sich bereits von der Trächtigkeit der Stuten überzeugen kann. Da dieser Termin in den Herbst fällt, eine Zeit, wo der Bauersmann leichter über Geldmittel zu verfügen hat, als im Frühjahre; da ferner der Beschäler während der Zeit seiner Wanderung sehr kräftig genährt, und während der übrigen Zeit als Arbeitspferd gebraucht wird, folglich von kräftigerer gesunder Körperbeschaffenheit ist, als zuweilen die Beschäler der Gestüte sind, so ist es sehr natürlich, daß die Gestütsbeschäler mit einem irgend schönen, wohlgebauten Privatbeschäler die Concurrenz nicht aushalten können, und daß die Gestütsdirectoren gewöhnlich die Gegner des Instituts der Privatbeschäler sind. Nachdem aber einmal anerkannt ist, daß die Gestüte nicht alle Beschäler liefern können, welche für die Pferdezucht eines Landes nothwendig sind, die Privatbeschäler also ein unvermeidliches Aushülfsmittel bleiben, so wäre es am Orte, nicht nur den Privatbeschälern nicht entgegen zu treten, sondern im Gegentheile sie zu schützen, sie zu pflegen und zu vervollkommnen. Man sollte demjenigen, der einen tüchtigen Beschäler auf seine Kosten und eigene Gefahr hält, eine Belohnung zusichern, statt ihm mit allerlei Hindernissen entgegen zu treten, wie es gewöhnlich geschieht. Ja man könnte noch einen Schritt weiter gehen. Man könnte denjenigen Landwirthen oder Pferdebesitzern, welche sich dazu verstehen wollten einen Beschäler zu halten, diesen Beschäler liefern. Dadurch wäre man in den Stand gesetzt, im Lande durch die Privatbeschäler denjenigen Pferdestamm zu verbreiten, welchen man als den Bedürfnissen derselben am entsprechendsten erachtet. Der Landwirth, der einen Beschäler aus Speculation hält, hat in der Regel keine Auswahl, er nimmt denjenigen Beschäler, den ihm, so zu sagen, der Zufall in die Hände spielt. Die Concurrenz der Gestütshengste und der andern Privatbeschäler zwingt ihn zwar darauf zu sehen ein tüchtiges Pferd zu halten; auf die Race derselben, seine Abstammung und Constanz wird aber gar keine Rücksicht genommen und kann begreiflicherweise auch keine Rücksicht genommen werden, weil

keine Wahl vorhanden ist. Durch eine mäßige Belohnung, sowie dadurch, daß man von Seiten der Gestütsverwaltungen den Gaureitern die Beschäler unter billigen Zahlungsbedingnissen lieferte, hätte sich die öffentliche Verwaltung einen Einfluß auf die Privatbeschäler gesichert, durch den es ihr möglich wäre, die Landespferdezucht vollständig zu leiten. Wir glauben, daß man außerdem dadurch in Stand gesetzt wäre, die Gestütsanstalten in der Zahl ihrer Pferde zu beschränken und ihnen die Möglichkeit zu gewähren blos ausgezeichnete Pferde zu halten, während sie bis jetzt bei einer großen Anzahl von Beschälern immer auch mehr oder weniger mittelmäßige Pferde haben müssen. Sie könnten die weniger edeln Pferde an die Privatindustrie abgeben und blos die edle Pferdezucht betreiben. Durch die Gewährung einer Prämie an die Besitzer von Privatbeschäler hätte man sich das Recht erworben auf die Haltung und Behandlung derselben Aufsicht zu üben, indem man die Gewährung dieser Prämie nur an die gute Verpflegung und Haltung der Beschäler zu knüpfen hätte.

Wir haben oben gesagt, daß man eine mäßige Belohnung an die Besitzer von Privatbeschälern auszahlen sollte. Dieser Ausdruck „mäßig" mag je nach der größern oder mindern Wohlhabenheit des Landes eine kleinere oder höhere Geldsumme bezeichnen. In einem wohlhabenden Lande mit reichen Gutsbesitzern würden sich viel eher Leute finden, welche bereit wären einen Privatbeschäler zu übernehmen als in armen Gegenden. Deßwegen müßte die Belohnung in ärmern Ländern größer, in reichen Gegenden dürfte sie kleiner sein. Sie müßte jedenfalls so bemessen sein, daß die Privatconcurrenz noch Einfluß behielte und die öffentliche Meinung der Züchter sich noch als entscheidender Factor geltend machen könnte. Unter dieser öffentlichen Meinung verstehen wir die, unter der Allgemeinheit der Züchter einer Gegend oder eines Landes, herrschende Ansicht über den für die Gegend oder das Land geeigneten Pferdeschlag. Das Urtheil der Pferdezüchter wird eines Theils durch die Zustände der Gegend, andern Theils durch das Verlangen der Abnehmer bestimmt; dieß sind aber gerade die zwei Punkte, die dabei hauptsächlich in's Auge gefaßt werden sollen. Bei einer hohen Prämie, z. B. einer solchen, welche die Haltungskosten eines Beschälers und das unabwendbar damit verknüpfte Risico deckte, würde der Beschälhalter sich nicht mehr um die Meinung der Pferdezüchter oder um die Concurrenz zu bekümmern brauchen, und es wäre die Trägheit und Nachlässigkeit auf diese Weise gleichsam unterstützt. Freilich wäre dadurch die Leitung vollständig in die Hände der öffentlichen Verwaltung übergegangen. Allein gerade das wäre aus zwei Gründen verwerflich: Erstens, weil an die Stelle des Interesses bei dem Beschälhalter die Aufsicht der Behörden gesetzt wäre, welche letztere nie im Stande ist die Thätigkeit und Betriebsamkeit in dem Grade hervorzurufen, wie die Aussicht auf Gewinn mit der Gefahr des Verlustes bei mangelnder Anstrengung. Zweitens, weil die Be-

stimmung des zu haltenden Pferdeschlags gleichfalls den Behörden ausschließlich zugewiesen wäre, eine Angelegenheit, welche weit sicherer von der Allgemeinheit der Pferdezüchter als von einer einzelnen, auch noch so unterrichteten Persönlichkeit entschieden wird.

Die zahmen Gestüte, von denen hier ausschließlich die Rede ist, werden je nach ihrer Bestimmung in Hofgestüte, Landgestüte, Militärgestüte und Privatgestüte unterschieden. Was wir von den zahmen Gestüten überhaupt gesagt haben, bezieht sich hauptsächlich auf Landgestüte, welche dazu bestimmt sind, die Landespferdezucht zu vermitteln. Ueber den Landgestüten stehen eigentlich noch die Stammgestüte, auf welchen die Beschäler gezüchtet werden. Unter Landgestüt versteht man alsdann, wenn Stammgestüte vorhanden sind, die Beschäl-Depots.

Die Hofgestüte haben den Zweck gute und edle Pferde für die Marställe der regierenden Fürsten zu liefern.

In den Militärgestüten werden Stuten aus den Reihen der Regimenter gehalten, welche, nachdem sie abgefohlt haben, wieder an die Regimenter zurückgegeben werden. Die Füllen erzieht man auf diesen Gestüten für den Bedarf der Armee.

Privatgestüte sind endlich solche, welche von Privaten gehalten werden und je nach den Absichten der Eigenthümer nach den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln verschiedene Einrichtungen haben.

Eine den Gestüten ähnliche Einrichtung sind die Militär-Fohlenhöfe, welche aber unsers Wissens nur in Bayern vorhanden sind. Die Armeeverwaltung läßt nämlich junge Pferde bei den Züchtern des Landes auffaufen und sie bis zur Brauchbarkeit in der Armee auf großen Gütern, den sogenannten Fohlenhöfen, erziehen. Es liegt dabei die Ansicht zu Grunde, daß die jungen Pferde bei den Landwirthen, welche in Bayern die einzigen Pferdezüchter sind, zu früh zur Arbeit verwendet werden und sich deßhalb nicht vollkommen entwickeln, vielmehr in jenem Alter, wo man sie zum Gebrauch der Armee bestimmen könnte, meistentheils schon mit Mängeln und Fehlern behaftet sind. Auf den Fohlenhöfen finden sie große Weiden und eine ihrer Bestimmung angemessene Pflege und Behandlung. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die auf solche Weise gewonnenen Militärpferde in Hinsicht auf Dauerhaftigkeit und Freiheit ihrer Bewegungen diejenigen übertreffen, welche bei den Landwirthen gekauft werden. Dagegen kommen sie auf der andern Seite dem Staate sehr theuer zu stehen, indem ihnen eine große Bodenfläche und vollständig eingerichtete Landwirthschaft mit Wärtern und Pflegern geopfert werden muß.*)

*) Rudhart hat in seiner Statistik Bayerns berechnet, daß jedes Pferd von den Fohlenhöfen dem Staat auf 1600 fl. zu stehen kommt.

Wir beschränken uns auf diese allgemeinen Betrachtungen über Gestüte und Gestütswesen. In dem Kapitel über die verschiedenen Pferderacen haben wir bereits die vorzüglichsten Gestüte aufgezählt. Bei der großen Anzahl derselben, namentlich in Deutschland, deren fast jedes seine eigene, nicht uninteressante Geschichte hat, ist es unmöglich in nähere Einzelnheiten einzugehen, ohne eine größere Abhandlung darüber zu liefern, und wir fügen deßhalb, so zu sagen nur „beispielsweise" einige Nachrichten über das bayerische Stammgestüt Rohrenfeld bei.

Das Gestüt Rohrenfeld mit Bergstetten und Neuhof bildet ein sogenanntes Hofgestüt und ist bestimmt, die Pferde für den Marstall S. Maj. des Königs von Bayern zu liefern. In Rohrenfeld wird ein Reitschlag, in Bergstetten ein Wagenschlag gezüchtet; in beiden Schlägen sieht man hauptsächlich auf Solidität, auf Knochenstärke und regelmäßigen guten Gang. Im Reitschlage herrscht das arabische, im Wagenschlage das englische Blut vor.

Das auf Taf. IXX. abgebildete Pferd Ninus war ursprünglich als Beschäler bestimmt, hat sich aber als so vortreffliches Reitpferd gezeigt, daß es hauptsächlich als solches benützt wurde.

Die Anstalt besteht erst seit 1843 selbstständig für sich und wird seit 1845 von dem Oberst-Stallmeister Freiherrn von Lerchenfeld-Aham geleitet. Was in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit in Hinsicht auf Bildung constanter, entsprechender Schläge, Reinhaltung der Zucht und zweckmäßiger Organisation der Anstalt geschehen ist, beweist eben so sehr die Fähigkeit und Tüchtigkeit des Vorstandes, als seine Hingebung für die Sache überhaupt. Wir stehen um so weniger an, hier eine kurze Schilderung der Anstalt zu entwerfen, als sie einerseits das Muster eines wohlgeleiteten Gestüts abgibt und anderseits nicht verfehlen wird, sich mit der Zeit durch ihre Leistungen den besten Gestüten Europa's zur Seite zu stellen.

Das Hofgestüt Rohrenfeld liegt eine halbe Poststunde von Neuburg auf dem rechten Donauufer im Kreis Schwaben und Neuburg. Bergstetten und Neuhof liegen etwa 10 Poststunden davon entfernt in der Nähe von Donauwörth. Das zu Rohrenfeld gehörende Areal an Ackerland, Wald und Wiesen liegt ziemlich eben, ist zuweilen, jedoch selten, den Ueberschwemmungen der Donau ausgesetzt, und liefert, nachdem großartige Meliorationen stattgefunden haben, gutes Heu und Weidegras in ausreichender Menge für das Gestüt. Bergstetten und Neuhof liegen auf einer Anhöhe, und haben schwereren, thonhaltigeren Boden als Rohrenfeld. Die drei Gestütshöfe umfassen 355 Tagwerk Ackerland, 1077 Tagw. Wiesen, 1245 Tagw. Weiden, 393 Tagw. Wald und 31 Tagw. Raum für Gebäude und Höfe, zusammen eine Fläche von 3102 Tagwerke.

Sichern Nachrichten zufolge bestand zu Rohrenfeld bereits 1571 ein kleines landesherrliches Gestüt, den Herzogen von Pfalz-Neuburg gehörend. Es wurde

nach und nach vermehrt und zählte bereits im Jahre 1626, unter Herzog Wolfgang Wilhelm 137 Stück Pferde. In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges wurde das Gestüt ganz zerstört und im Jahre 1633 war nicht ein einziges Gestütspferd mehr vorhanden. Erst gegen 1670 wurde es wieder neu errichtet und die ersten sichern Nachrichten davon sind vom Jahre 1671, wo es aus 79 Stück Pferden sammt Fohlen bestand.

Die Anstalt wurde nun bald mit mehr, bald mit weniger Glück forterhalten, wurde durch die französischen Armeen 1796 auf's Neue ihrer besten Pferde beraubt, und mußte sich, nachdem sie mühsam wieder hergestellt war, 1801 abermals vor den französischen Heeren flüchten.

Bis zum Jahre 1765 bestand neben dem Gestüte eine sogenannte „Schwaige" oder ein Meierhof, welcher mit dem Gestüte vereinigt wurde, um die damals als Bedürfniß betrachtete Weide für sämmtliche Pferde zu gewähren, auf welcher eine, den halbwilden Gestüten ähnliche Einrichtung gegründet wurde.

Im Jahr 1816 kamen die Gestütshöfe Bergstetten und Neuhof hinzu. Außer dem Bedarf des königlichen Marstalls ist das Gestüt nun noch in Stand gesetzt, Beschälhengste an das Landgestüt (Seite 36) abzugeben. Im Jahr 1856 zählte das Gestüt 117 Zuchtstuten, 252 Fohlen und 14 Beschäler. Unter den Zuchtstuten befinden sich 6 arabische und zwei englische Vollblutstuten, 17 Dreiviertel-, 65 Halbblut- und 27 unter Halbblutstuten.

Die ältere Geschichte des Gestütes liefert einen merkwürdigen Beleg zu dem frühern Verfahren und zeigt, wie wenig wir in Deutschland auf reine Zucht zu halten verstanden, und wie es uns überhaupt an einem festen und klaren Systeme gemangelt hat. Wie sich der Geschmack der Zeit bald auf diese oder jene Race verlegte, so nahmen auch die Gestüte bei jeder neuen Geschmack- oder Moderichtung eine andere Gestalt an, und recrutirten ihren Pferdebestand aus den verschiedensten, sich in ihrem Bau und übrigen Eigenschaften ganz entgegengesetzten Pferderacen. Nirgends war ein festes bestimmtes Ziel vorgesetzt, noch weniger war solches auf die Bedürfnisse des Landes berechnet.

Im Jahre 1626 befanden sich unter Herzog Wolfgang Wilhelm in dem Gestüte mehrere Niederländer Pferde, einige Neapolitaner, einige aus dem Harbeggischen Gestüte in Böhmen und eine türkische Stute; die übrigen waren deutscher Abkunft.

Im Jahre 1630 zählte man unter den Beschälern einen neapolitanischen und einen türkischen Hengst.

Im Jahre 1679 befanden sich außer italienischen, neapolitanischen und türkischen Stuten und Beschälern auch ein spanischer Hengst.

Später, 1715, kamen Niederländer, dänische und englische Pferde hinzu, die Zahl der Neapolitaner verminderte sich.

Normänner Beschäler und Friesländer Stuten wurden 1730 eingeführt. Man züchtete hauptsächlich große und schwere Pferde, einzelne Pferde wurden unter der ausdrücklichen Bemerkung ausgemustert, daß sie zu klein und zu fein zur Zucht wie zum Dienste seien.

Im Jahre 1745 hatte das Gestüt meistens selbstgezüchtete Stuten; außer denselben aber auch neapolitanische, dänische, englische und normännische. Unter den Beschälern befand sich ein Engländer und ein Spanier.

Nach Vereinigung der Meierei mit dem Gestüte, um das Jahr 1765, wurde das Beschälen vor der Hand zum Theil aufgegeben. Man ließ die Stuten zwar noch aus der Hand springen, allein nur noch bis zum Beginn des Weidganges; dann wurde in die Koppeln, auf je 12 Stuten ein Beschäler gethan, der mit denselben frei herumlief und die sich rossig zeigenden gleich bedeckte. Diese Einrichtung mußte jedoch bald wieder aufgehoben werden, indem die Beschäler dabei frühzeitig zu Grunde gingen.

Vom Jahre 1768 bis Ende des Jahrhunderts waren die Mutterstuten von eigener Nachzucht; unter den Beschälern jedoch fortwährend fremde, und, als ob das Verzeichniß aller Racen erschöpft werden sollte, von immer neuen Racen. Im Jahre 1788 kamen Sanspareil und Etranger, zwei holländische Harttraber als Beschäler in's Gestüt.

Durch den Ankauf von Bergstetten und Neuhof und der Vereinigung mit Rohrenfeld im Jahre 1816 begann eine neue Periode für das Gestüt, indem auch das Züchtungsmaterial bis auf wenige Stuten ganz erneuert werden mußte.

Ein Ankauf von 20 Stück englischer Halbblut- und Dreiviertelblut-Stuten wurde im Jahr 1820 für das Gestüt gemacht. Von dieser Abstammung befinden sich gegenwärtig noch 22 Mutterstuten im Gestüte. Im Jahr 1822 wurden in der Normandie 7 Stuten englisch-normänner Abkunft, und 1823 drei englische Stuten angekauft. Von letzteren befinden sich Nachkommen im Gestüte, die sich als gute Mutterthiere auszeichnen.

Weniger glücklich war der Ankauf vom Jahre 1824, indem von den damals angekauften 15 Stuten nur noch wenige Sprößlinge vorhanden sind. Von den im Jahr 1825 gekauften zwei englischen und zwei normänner Stuten sind gar keine Nachkommen mehr da.

Glücklicher war der Ankauf von 1828 und jener von 1829. Der erstere führte unter 7 englischen Stuten drei vorzügliche Mutterthiere in das Gestüt, von

denen eine, Merline I., noch 14 Nachkommen als Zuchtstuten im Gestüte eingetragen, zählt. Der Ankauf von 1824 in 8 Normänner Stuten bestehend, lieferte ebenfalls zwei ausgezeichnete Mutterpferde, in den Stuten Myrha I. und Themis I.

Im Jahr 1831 wurde eine Holsteiner Stute und 1833 ein Transport von sechs englischen Stuten dem Gestüte zugewiesen. Nochmals wurden 1837 zwölf englische Stuten gekauft, nachdem ein Jahr vorher Palmyre I., ebenfalls engl. Abkunft, gekauft worden war. Auf's Neue fand ein Ankauf englischer Stuten in den Jahren 1844 und 1848 statt und im Jahre 1842 ging eine arabische Vollblutstute zu. Im Jahre 1852 wurden vier arabische Vollblutstuten weiter erworben, und zehn weitere, sehr edle englische Stuten von dem Hofmarstalle abgetreten.

In Bezug auf die Beschäler hat man blos edle englische und arabische Hengste angekauft; nur im Anfange wurden noch zwei Beschäler, von dem Zweibrückischen Gestüte abstammend, verwendet. Das ganze Züchtungsmaterial besteht demnach, wie oben bereits übersichtlich angeführt wurde, aus englischem und arabischem Blute und Halbblute in entsprechender Mischung.

Unter den Beschälern, denen das Gestüt seine jetzigen Pferde verdankt, verdienen ihrer Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit wegen namentlich erwähnt zu werden: Nerestan II., Sohn des Hauptbeschälers Nerestan, aus dem königlich preußischen Gestüt zu Neustadt an der Dosse, dieser von Turkmainatti und mütterlicher Seite von dem berühmten englischen Renner Eclipse abstammend; Achmet, Schimmel, Nationalaraber; Sportsman I., hellkastanienbraun, dreiviertel Blut englisch, Pascha II., arabischer Abkunft, und der englische Halbbluthengst Grosvenor I., hellbraun, dessen Nachkommen im königl. Hofmarstalle sich als die besten Wagenpferde, und im Gestüte als die besten Zuchtpferde auszeichnen.

Nach der neuern Einrichtung des Gestüts verfolgt jeder der beiden Gestütshöfe seine eigene Zucht, und zwar wird in Rohrenfeld der Reit- und leichtere Wagenschlag, und in Bergstetten der stärkere Wagenschlag gezüchtet. Jeder Gestütshof ist auf 60 Zuchtstuten berechnet.

Die Abgabe der gezüchteten Hengstfohlen an den Hofmarstall oder deren käufliche Ueberlassung an die königliche Landgestütsverwaltung findet in der Regel mit 3½ Jahren, die Einreihung junger Stutfüllen als Zuchtstuten gewöhnlich mit 4 Jahren statt. Die jungen Stuten und Wallachen, welche an den Hofmarstall abgegeben werden, müssen 5 Jahre alt sein.

Die Gebäude der drei Gestütshöfe sind sämmtlich massiv von Stein erbaut. In Rohrenfeld sind Stallungen für 220 Pferde. Die Beschäler und die träch-

tigen Stuten haben Kastenstände von 11 bis 12 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, mit steinernen Krippen und eisernen Raufen versehen. Für die abgefohlten Stuten und die jungen Pferde sind sogenannte „Laufställe" errichtet, blos mit Krippen und Raufen versehen, in welchen die Pferde frei, unangebunden herum laufen. Man zählt deren zwölf, von denen jeder 36 Fuß lang und 34 bis 38 Fuß breit ist. Der Hofraum, den die im Viereck stehenden Gebäude umschließen, ist durch Geländer in mehrere Abtheilungen getheilt, welche den Pferden und Fohlen zu Tummelplätzen dienen.

Bergstetten besitzt Stallungen für 60 Zuchtstuten, die nöthige Anzahl Beschäler, und die sonstigen, zur Besorgung der Oeconomie nöthigen Arbeitspferde, nach demselben Systeme eingerichtet wie Rohrenfeld.

Neuhof ist hauptsächlich für die Fohlen bestimmt, und hat deßwegen außer den Stallungen für die Arbeitspferde nur Laufställe, welche übrigens hinreichend Raum für 130 bis 140 Fohlen darbieten.

Die Beschäler sind nur während der Beschälzeit in dem Gestüte, die übrige Zeit des Jahres sind sie in dem Hofmarstall in München aufgestellt.

Die jungen Pferde bleiben in den Laufställen, bis einige Monate vor ihrem Abgange an den Marstall, alsdann werden sie aufgestellt und etwas abgerichtet.

Das Fourage-Regulativ beträgt bei der Winterfütterung, d. h. außer der Weidezeit, in der Regel vom 1. Oktober bis 1. Mai täglich

		Hafer.	Heu.	Grummet.	Stroh.
		Vierling.	Pfund.	Pfund.	Pfund.
1	Für einen Beschäler, während der Beschälzeit	1²/₈	9	—	5
2	Für einen Beschäler, außer der Beschälzeit .	1	8	—	5
3	Für ein Arbeitspferd	1¹/₈	15	3	10
4	Für eine trächtige oder säugende Zuchtstute	⁶/₈	15	3	12
5	Für eine gelte Zuchtstute . . .	⁴/₈	15	3	10
6	Für ein vier- oder dreijähriges aufgestelltes Fohlen	⁷/₈	12	3	10
7	Für ein vier- oder dreijähriges Fohlen .	⁶/₈	12	3	10
8	Für ein zweijähriges Fohlen . . .	⁶/₈	12	2	10
9	Für ein einjähriges Fohlen . . .	⁵/₈	10	2	10
10	Für ein Absetzfohlen	⁵/₈	9	1	9
	(Ein Vierling ist ungefähr acht Liter.)				

Bei der Sommerfütterung erhalten die säugenden Zuchtstuten und die einjährigen Fohlen neben der Weide die Hälfte der Winterration. Bei den gelten

Zuchtstuten und den zwei-, drei- oder mehrjährigen Fohlen und jungen Pferden bleibt bei hinreichender Weide jeder Fourageansatz weg. Die Absetzfohlen werden nicht mehr auf die Weide gelassen, sondern sogleich auf die Winterfütterung gesetzt.

Der Hafer wird täglich auf viermal verabreicht, nämlich Morgens um 4 Uhr, Vormittags um ½11 Uhr, Nachmittags um 2 Uhr und Abends um 6 Uhr. Das Heu wird auf dreimal gegeben, Morgens eine halbe Stunde nach dem Hafer, Mittags um 12 Uhr und Abends um 6 Uhr.

Während der Winterzeit, d. h. so lange die Pferde in den Ställen sind, kommen sie jeden Tag zweimal in die Tummelplätze, wo sie sich nach Willkühr bewegen können.

Die Weiden sind durch sechs Fuß hohe Geländer, Zäune oder Hecken abgetheilt und die Pferde nach Alter und Geschlecht ausgeschieden. Die Stuten mit den Säugfohlen gehen allein, ebenso die gelten und die vierjährigen Stuten. Die jüngern Pferde sind nach Geschlecht getrennt, und es werden die zwei- und dreijährigen Stutfohlen, die jährigen Stutfohlen, die vier-, drei- und zweijährigen Wallach- und zweijährigen Hengstfohlen zusammen, und die einjährigen Hengstfohlen, je in einer Abtheilung oder einem Zwinger geweidet. Für jede Abtheilung hat man zwei Koppeln, damit so oft es nöthig ist, mit der Weide gewechselt werden kann.

Sobald die Wiesen zum zweitenmale abgemähet sind, werden sie ebenfalls den Pferden zum Abweiden eingeräumt.

Die Koppeln sind mit gut gebauten Schuppen und Unterstandshütten zum Schutze der Pferde bei großer Sonnenhitze oder stürmischer Witterung versehen. Jede Abtheilung weidender Pferde hat einen Hirten.

Wenn die Säugfohlen 5 Monate erreicht haben, werden sie von den Müttern entwöhnt. Sie kommen alsdann von der Weide weg in die Laufställe, wo man sie jedoch nach Größe und Stärke trennt, d. h. die größten und stärksten und die kleinsten und schwächsten zusammen gehen läßt. Außer dem in dem Fourageregulativ angegebenen Futter erhalten die magern und schwächern eine Zulage von Gerstenschrot. Sie erhalten gleich den übrigen Pferden ihre Futterportionen auf viermal, und werden des Tags dreimal getränkt. Bei schöner Witterung stehen die Thüren an den Ställen offen, damit sie sich nach eigener Lust und Willkühr Bewegung machen können.

Das Personal besteht außer dem die Oberleitung besorgenden Oberststallmeister aus einem Gestütsmeister zu Bergstetten und einem solchen zu Rohrenfeld, einem Gehülfen, einem Thierarzt; auf jedem Gestüte aus einem Futtermeister, einem Baumeister zur Besorgung der Oeconomie, 2 bis 3 etatsmäßigen Gestüts-

knechten und je nach der Zahl der Pferde aus 10 bis 12 Beiknechten und Hirten. Ueberhaupt ist die ganze Verwaltung durch Einfachheit, Zweckmäßigkeit und entsprechende Regelmäßigkeit ausgezeichnet.

E. Aufmunterung zur Pferdezucht durch den Staat.

Die Frage ob und wie der Stadt die Pferdezucht heben und befördern soll, wird schon lange hin und her besprochen, allein noch ist ihre befriedigende Lösung nicht gefunden. Wir behaupten keineswegs, diese Lösung gefunden zu haben und sie hier geben zu wollen. Allein die Frage ist an und für sich von so großer Tragweite für das allgemeine Landeswohl, es werden diesem Gegenstande jährlich so große Summen von den Staatskassen geopfert, daß es wohl hinlänglich gerechtfertigt ist, wenn wir unsere Ansichten über diesen Gegenstand hier aussprechen.

Wir haben in Deutschland nicht nur keinen Mangel an Pferden, sondern die Pferde bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Die große, bedeutende Pferdezucht ist vorzugsweise in Norddeutschland zu Hause, wo große Güter und günstige Boden- und Kulturverhältnisse den Hauptnerv einer guten Pferdezucht, ausgedehnte Weiden, gewähren. Jedoch ist auch in den übrigen Theilen Deutschlands die Pferdezucht mehr oder weniger im Flor. Bayern, Oestreich und Preußen pflegten noch vor 25 Jahren ihre Armeepferde im Osten Europa's, der Moldau, Wallachei und in Rußland zu kaufen, während sie jetzt ihre Reiterei ganz leicht im eigenen Lande remontiren können. Allein trotzdem hört man immerfort Klagen über den Verfall der Pferdezucht und allenthalben hört man sagen, „daß es ehedem besser damit bestellt gewesen sei als jetzt.“ Wenn wir diesen Klagen oder Vorwürfen nun auch keine buchstäbliche Genauigkeit beilegen, so deuten sie doch darauf hin, daß unter dem allgemeinen Fortschreiten große Mißgriffe vorgekommen sind, und daß Vieles noch besser sein könnte, als es wirklich ist.

Wir betrachten die Rindviehzucht als eine viel sicherere Quelle landwirthschaftlichen Wohlstandes wie die Pferdezucht, und möchten durchaus nicht diese auf Kosten jener gehoben wissen. Die Landwirthe lassen sich gar zu gerne vom äußern Ansehen blenden und verlegen sich nicht selten aus Eitelkeit auf die Pferdezucht; nichts ist aber gefährlicher und nachtheiliger, als sich in der Landwirthschaft aus Liebhaberei auf etwas zu verlegen. Wenn der Staat die Pferdezucht durch besondere Maaßregeln schützt und hebt, so läuft er Gefahr, diese Eitelkeit hervorzurufen, oder zu vermehren und es fragt sich dann überhaupt, ob der Staat irgend etwas für die Pferdezucht thun soll.

Der gewöhnlichste Einwand dagegen ist, daß der Staat eine Armee halten müsse und wenigstens die dazu nothwendigen Remontepferde züchten solle. Dieser Grund, dem leider allzuviel geopfert wurde und dem man die ganze Pferdezucht

einzelner Länder dienstbar gemacht, ist nach anderen Ansichten kein Grund, die Dazwischenkunft des Staates zu wünschen. Wenn die Zucht von Militärpferden den Verhältnissen des Landes nicht angemessen ist, so kaufe man sie lieber im Auslande. Allein die Pferde sind einmal nothwendig, unentbehrlich, sowohl zum Betriebe des Ackerbaues, als zum Dienste der Industrie und des Handels, und da sie einmal nicht entbehrt werden können, so suche man sie wenigstens so gut als möglich zu züchten. Man kläre die Züchter über ihre Interessen auf und gebe ihnen Mittel an die Hand, den Zweck, nach dem sie vernünftiger Weise streben sollen, zu erreichen. Der Staat, der dieses thut, wird die Eitelkeit der Züchter nicht hervorrufen und ihr nicht schmeicheln; er wird die Landwirthe aneifern die Pferde zu züchten, die ihren Umständen entsprechen, den Nationalreichthum dadurch erhöhen, ohne einen andern Zweig der Landwirthschaft zu beeinträchtigen.

In früheren Zeiten ging man bei Einführung einer neuen Kultur, bei Hebung und Förderung irgend eines Betriebszweiges der Landwirthschaft mit despotischen Mitteln zu Werke. Noch Friedrich II. von Preußen ließ die pommernschen Bauern durch Prügel zum Anbau der Kartoffeln zwingen und bestimmte zur Hebung der Seidenzucht, durch Kabinetsordre, daß jeder Bauersmann, bei Androhung strenger Ahndung im Unterlassungsfalle, einen Maulbeerbaum pflanzen müsse. In Bezug auf Pferdezucht ging man nicht weniger sparsam mit solchen Mitteln um. Man gab den Leuten Mutterpferde, schrieb ihnen vor, wie sie dieselben zu halten hätten, man behielt sich das Verkaufsrecht der Nachkommenschaft vor und bestimmte den Preis dafür nach Belieben. Alle diese Maaßregeln sind heute nicht mehr möglich und ein solches unmittelbares Eingreifen ist keiner Regierung, auch selbst der absolutesten, nicht mehr gestattet. Diese willkührlichen Bestimmungen der Regierungen früherer Jahrhunderte haben auch keineswegs überall erfreuliche Resultate gehabt. Da, wo die Ansicht der Regierung mit den wirklichen Bedürfnissen des Landes im Einklang stand, waren die Erfolge freilich glücklich, und sogar glänzend, weil die ganze Kraft der Pferdezucht einem bestimmten Zwecke zugeführt ward. Aber leider! war dies nicht überall der Fall; es wurden eben so viele alberne Eigenthümlichkeiten damit in's Leben gerufen, als vernünftige Zuchten, und, da der öffentlichen Meinung der Züchter keine Rechnung getragen wurde, hie und da die ärgsten Versündigungen gegen die Zustände der Länder begangen.

Die Einwirkungen, welche nach den gegenwärtigen Begriffen der Verwaltung noch erlaubt sind, beschränken sich auf Einrichtung von Landgestüten, auf Vertheilung von Aufmunterungsprämien, Anordnung von Wettrennen u. dgl.

Wenn man die großen Summen Geldes zusammenrechnet, welche auf die Gestütsanstalten in Deutschland verwendet werden, wenn man berechnet, welches ungeheure Kapital in den zu diesem Zwecke verwendeten Gründen, Gebäuden und

Inventarien begraben liegt, wenn man bedenkt, welche enorme Ausgaben der Ankauf von neuen Beschälern, die Besoldung der Beamten und Bediensteten jährlich erheischt, wenn man ferner den Betrag der Prämien bei den Preisevertheilungen zusammenstellt, so fragt man sich billig, ob die daraus gewonnenen Resultate diesem Aufwande von Geld und Kraft entsprechen?

Wenn man weiter bedenkt, daß alle diese Opfer, nur mit unbedeutenden Ausnahmen, zur Hebung und Einführung der Zucht edler englischer und arabischer Pferde gebracht wurden, und daß sich dennoch die Zucht der gemeinen Pferde erhalten hat, ohne Unterstützung und trotz der Bevorzugung der edeln Racen: so fragt man sich gleichfalls unwillkührlich, ob es nicht gerathen wäre, alle diese Anstalten aufzuheben und die ganze Pferdezucht einzig der Privatindustrie zu überlassen? Wirklich haben sich viele einflußreiche Stimmen in dieser Richtung vernehmen lassen, und namentlich hat sich Dombasle in Frankreich gegen jede Einmischung des Staates in die Pferdezucht und für die Aufhebung der Gestüte ganz entschieden ausgesprochen, obgleich die Summen, welche in Frankreich zu diesem Zwecke verwendet werden, unbedeutend sind, im Verhältniß zu den Mitteln, welche man in Deutschland dazu bestimmt hat. Wir können indessen diese Anschauung des französischen Agronomen nicht vollständig theilen, obgleich wir zugeben, daß die Einrichtung der Gestüte, wie wir schon in dem betreffenden, vorhergehenden Kapitel angedeutet haben, nicht allen Anforderungen entspricht, und daß auch die Preisevertheilungen einer andern und bessern Organisation fähig sind.

Die Gegner der Gestüte und der Preisevertheilungen berufen sich hauptsächlich auf England. Es ist richtig, daß England keine Staatsgestüte hat, allein es besitzt eine Menge Privatgestüte, die man weder in Frankreich noch in Deutschland würde entstehen sehen, wenn man die Staatsgestüte aufheben wollte. Es fehlen uns dazu die großen Privatvermögen, wie sie in England vorhanden sind.

Man sagt weiter, die Wettrennen hätten in England den großen Aufschwung in der Pferdezucht hervorgebracht und durch Wettrennen müßte man auch bei uns dasselbe Resultat hervorbringen. Für England kann dies zugegeben werden, allein es ist immer nur die Folge der großen Privatvermögen, welche wir nicht besitzen, und wir glauben, daß ein Zusammenstellen mit England hier gar nicht am Orte ist. Es bleibt im Gegentheil eine ausgemachte Thatsache, daß bei uns, und im Allgemeinen für den Landwirth, in der Zucht hochedler Pferde kein Gewinn, sondern eher Verlust zu erwarten, und daß ebenso in den Wettrennen nichts zu gewinnen ist. Die Wettrennen mit Vollblutpferden sind nur für große und reiche Gutsbesitzer, welche im Stande sind, bedeutende Summen zu ihrem Vergnügen auszugeben. Der gewöhnliche Landwirth, der ein Pferd für die Rennbahn erziehen wollte, würde sich gewiß eher ruiniren, als große Vortheile daraus ziehen. In einigen Theilen Deutschlands, so in den südbayrischen Provinzen, bestehen zwar

Wettrennen und sind gleichsam in Volkssitte übergegangen. Allein erstlich sind dieses keine Wettrennen, wie man sie in England hält, sondern eher Volksbelustigungen, und dann wird Niemand behaupten wollen, daß diese Rennen je einen namhaften Einfluß auf die Pferdezucht Bayerns ausgeübt haben.

Wir wollen deswegen aber weder die Wettrennen, noch die Vollblutpferde verdammen, man braucht Vollblutpferde, weil sie nothwendig sind, um Halbblutpferde hervorzubringen, jene Klasse von Pferden, welche leicht in's Ausland verkauft werden können, deren Verbrauch im Innern des Landes ebenfalls sehr groß ist. Bei der weitgetriebenen Vertheilung des Grund und Bodens und bei dem Mangel einer hinreichenden Anzahl großer und reicher Gutsbesitzer glauben wir nicht, daß man die Zucht der Vollblutpferde ganz der Privatindustrie überlassen kann. Sie würde die Vollblutpferde weder in gehöriger Anzahl, noch in genügender Auswahl liefern. Deßwegen sind bei uns Gestüte nothwendig. Nur in solchen vom Staate unterhaltenen oder unterstützten Anstalten können Pferde gezogen werden, deren Abstammung von edeln Pferden nachgewiesen *) und deren Brauchbarkeit für eine gute Zucht gesichert ist. Wir können dabei die Wettrennen beibehalten; wir dürfen sie aber nicht den Engländern nachbilden. Sie sind, wie die Engländer selbst gestehen, bei ihnen ausgeartet, und nur noch eine Gelegenheit, bei der man Geld gewinnen will. Sie befördern die Hervorbringung von Pferden, bei denen Kraft und Ausdauer der Schnelligkeit geopfert werden und die in Folge ihres allzu feinen, leichten Baues bald zu Grunde gerichtet sind. Unsere Wettrennen dürfen, im Gegenhalte zu den jetzt in England üblichen, nur dazu dienen, den Werth der Pferde zu prüfen, in Hinsicht auf Kraft, Ausdauer und Beweglichkeit. Sie sollen außerdem eine Anregung zur Pferdezucht für die reicheren Klassen der Bevölkerung abgeben, weil diese sich, ohne eine solche äußere öffentliche Aufmunterung nicht darauf verlegen. Die Wettrennen sind endlich Schauspiele, welche eines großen und civilisirten Volkes würdig sind, Schauspiele, welche nicht, wie so manche andere, zur Verweichlichung führen, sondern gewissermaßen die körperliche und geistige Kraft mit einem äußern Glanz umgeben. Sie sind gleichsam die Kampfspiele der Griechen und Römer in einem neuen Gewande.

Wir möchten jedoch den Wettrennen, den eigentlichen Rennen im Galopp, noch zwei andere Wettkämpfe zur Seite gestellt sehen, nämlich: das Trabfahren und das Lastziehen. Das Trabrennen besteht schon hie und da; in München findet unter den Festlichkeiten des Oktoberfestes ein solches seinen Platz. Die

*) Die Wettrennen sind nicht ausreichend um die edle Abstammung zu beweisen. Man hat in England Beispiele, daß Prozesse über die Abstammung von Rennpferden entstanden sind, woraus hervorgeht, wie es einem unredlichen Züchter nicht schwer fällt, den Stammbaum seiner Pferde zu fälschen.

Pferde werden im Trabe geritten und je nach der Schnelligkeit, mit der sie die Rennbahn durcheilen, als Sieger belohnt. Wir hielten das Trabfahren für zweckdienlicher, obgleich wir das Trabreiten keineswegs verwerfen oder ausschließen möchten. Jedenfalls halten wir uns davon überzeugt, daß das Trabrennen, sowohl das Fahren als das Reiten, weit mehr in den Bereich der landwirthschaftlichen Pferdezucht fallen würden, als das Wettrennen im Galopp. Zwei Pferde, an einen leichten Wagen gespannt, die, nachdem sie die Rennbahn durcheilt, am Ziele ankämen, ohne erschöpft und ohne in Schweiß gerathen zu sein, könnten und müßten als tüchtige und ausdauernde Pferde angesehen werden; zugleich hätte derjenige, welcher sie im Laufe beobachten wollte, Gelegenheit, sich über die Lenksamkeit, Folgsamkeit und über das Temperament derselben zu unterrichten. Die Trabrennen wären recht eigentlich öffentliche Proben der Dienstpferde, während die Rennpferde vorzugsweise als Luxuspferde zu betrachten sind. Diese Rennen würden den wirklichen Werth der Pferde zu Tag bringen, der aus der äußeren Gestalt nie mit Gewißheit gefolgert werden kann.

Das Pferd, das geeignet ist ein Trabfahren oder Trabrennen mitzumachen und allenfalls als Sieger hervorzugehen, besonders wenn man nicht blos die Schnelligkeit der Bewegung, sondern auch Kraft, Ausdauer und Temperament bei der Beurtheilung berücksichtigt, ist gerade das Pferd, das zu den meisten Dienstzwecken taugt, das man eben so gut als Militärpferd gebrauchen kann, wie als Acker- und Kutschenpferd.

Das Wett-Lastziehen wäre für die eigentlichen Fuhrpferde und besteht ebenfalls schon hie und da. Unterberger erzählt von solchen Wett-Lastziehen, welche zu Simbirsk in Rußland abgehalten werden. Es wird dabei auf die Telege (leichter Wagen) jeden concurrirenden Pferdes alle 5 Faden (35 Fuß) ein Gewicht von 5 Pud (163 Pfund) gelegt bis es stehen bleibt. Ein Pferd, das zum Arbeiten, zum Zuge beim landwirthschaftlichen oder Straßenfuhrwerk bestimmt ist, soll vor allem ein gutes Zugpferd sein. Es gibt keinen unglücklichern, geplagtern Mann in der Welt, als einen Fuhrmann, der schlechte Zugpferde hat. Auch das Ackerpferd muß ein gutes Zugpferd sein. Wer die Schwierigkeiten kennt, mit denen ein Landwirth in Gebirgsgegenden, beim Transport der Erndten und des Düngers querfeldein zu kämpfen hat, der begreift von welchem Werth für den Landwirth gute Zugpferde sind. Das gute Zugpferd ist nicht dasjenige, welches die größte Muskelkraft entfaltet, sondern dasjenige, welches mit Ausdauer und Unverdrossenheit arbeitet, welches beim ersten Anlauf, wenn der Wagen nicht von der Stelle will, nicht zurückprallt, sondern mit dauernder Anstrengung sein Möglichstes leistet um die Last vorwärts zu bringen. Die edeln Pferde haben diese Tugenden nicht, deßwegen sind sie als Frachtpferde nicht geeignet. Die gemeinen Pferde sind es vorzugsweise, welche man zum Frachtfuhr-

werk verwendet und welche sich besonders dazu eignen. Allein auch die halbedeln Pferde können dazu gebraucht werden, und sind um so schätzbarer auch für den Landwirth, als sie mit Ausdauer und Unverdrossenheit zugleich Schnelligkeit und Gewandtheit vereinigen.

Diese Wettspiele, wie wir sie vorschlagen, wären gewiß interessanter und nützlicher für die Pferdezüchter, als die Wettrennen nach englischer Art; sie wären geeignet, die Vorzüge der Dienstpferde hervorzuheben, während letztere nur für die Zucht von Vollblutpferden berechnet sind. Daß aber die Zucht der Dienstpferde für uns wichtiger ist, als die Zucht von hochedeln Pferden, bedarf kaum eines Beweises. Die Anzahl Pferde, welche die Landwirthschaft verwendet, ist weitaus die größte von allen; man darf annehmen, daß ³/₄ aller Pferde in Deutschland der Landwirthschaft dienen.

Außer den Gestüten und den Wettrennen gibt es noch ein drittes Mittel zur Hebung der Pferdezucht, die Aufmunterungsprämien. Man hat schon oft die Frage aufwerfen hören, ob Aufmunterungsprämien wirklich ihren Zweck erreichen? Darauf antworten wir unbedingt mit Ja, insoferne diese Prämien mit Sachkenntniß, Umsicht und Gerechtigkeit vertheilt werden.

Die Aufmunterungsprämien stacheln den Ehrgeiz und das Interesse der Züchter; sie veranlassen die Versammlung der besten und intelligentesten Landwirthe einer Gegend und die Ausstellung ihrer besten und schönsten Pferde. Diese Ausstellungen geben Gelegenheit die einzelnen Pferde miteinander zu vergleichen und sich ein Urtheil über den Werth der verschiedenen Beschäler und Stuten zu bilden. Das Urtheil des Preisgerichts gilt als ein solenner Richterspruch über den Werth und die Schönheit der Thiere. Die Pferde, denen die Prämien zuerkannt werden, gelten als Musterpferde, nach denen sich die Züchter bei Auswahl der Stuten und Beschäler richten; die Preisvertheilungen haben endlich, wie alle Versammlungen, den Vortheil, daß sie den Anwohnenden Gelegenheit geben, sich kennen zu lernen und ihre gegenseitigen Erfahrungen und Ansichten auszutauschen.

Diese Gründe sprechen alle für die Wirksamkeit der Preisvertheilungen, sie geben aber dafür keine Sicherheit, daß der Erfolg immer ein glücklicher und willkommener sei; er kann eben so gut nachtheilig für die Pferdezucht eines Landes sein, als vortheilhaft, und an Beispielen fehlt es nicht, wo dieß wirklich der Fall war. Man pflegt allgemein bei Prämienvertheilungen die „schönsten" Pferde auszuzeichnen. Der Begriff von „schön" in Beziehung auf ein Pferd, ist aber ein sehr weiter und unbestimmter Begriff. Ein gemeines Landpferd kann eben so schön sein in seiner Art als ein englisches Vollblutpferd in der seinigen, und es fragt sich deßhalb vor allen Dingen, welche Race, welchen Schlag, welche Gattung von Pferde man berücksichtigen wolle. Ueber diese Frage sollte man die Züchter des Landes ein Wort mitreden lassen, weil sie in der Regel am richtigsten er-

messen, welche Gattung von Pferden ihren Verhältnissen zusagt. Bloße Pferdekenner, welche selbst keine Pferdezucht haben und keinen Ackerbau treiben, fassen die Sache immer von einem andern Gesichtspunkt auf, als derjenige ist, von dem aus sie betrachtet werden sollte; sie halten sich mehr an den absoluten Begriff von der Schönheit eines Pferdes, und daher kommt es, daß in manchen Gegenden edle arabische nnd englische Pferde gezüchtet werden, wo gemeine oder halbedle Pferde erforderlich sind. Diese einseitige abstracte Anwendung des Begriffes „Schönheit" in Rücksicht auf Pferde ist Schuld, daß die reinen, gemeinen Pferderacen fast alle verschwunden sind. Fast überall hat sich der gesunde Sinn der Landleute gegen die Einführung der edeln Racen gesträubt, allein dessen Kraft war geringer als diejenige, welche ihm entgegengesetzt wurde, und er mußte unterliegen. Man sollte nie vergessen, daß man die gemeinen Pferde nicht entbehren kann, daß man sie zu gewissen Dienstleistungen durchaus nothwendig hat, und daß sie zum Zwecke der Heranbildung von Halbblutpferden durch Kreuzung unumgänglich nothwendig sind. Der Umstand selbst, daß trotz aller Unterstützung, die man den edeln Pferden zukommen ließ, die gemeinen Pferde doch noch vorhanden sind, liefert einen schlagenden Beweis ihrer Unentbehrlichkeit.

Die Preisevertheilungen bieten Gelegenheit dar, die schönsten Pferde einer Gegend beisammen zu sehen, und die besten Zuchtstuten kennen zu lernen. So vortheilhaft dieses auf einer Seite ist, so nachtheilig kann es auch in einer andern Richtung werden. Mit den Züchtern werden auch die Kaufliebhaber herbeigezogen; der Besitzer mancher schönen Zuchtstute vermag einem hohen Angebote nicht zu widerstehen und viele schätzbare Mutterpferde werden auf diese Weise als Luxuspferde auf das Pflaster irgend einer großen Stadt geworfen, um nach wenigen Jahren als elende Fiakerpferde zu Grunde zu gehen.

Man hat dieser nachtheiligen Seite der Prämienvertheilungen entgegen zu wirken versucht, indem man den Zuchtstuten mehreremale oder so oft sie bei Preisbewerbungen in einem preiswürdigen Zustande vorgeführt wurden, Prämien zuerkannte. Ganz hat man jedoch dadurch nicht abzuhelfen vermocht. Ein anderer Vorschlag ist indessen gemacht worden, der zwar, so viel uns bekannt, noch nicht zur Anwendung kam, aber der Beachtung jedenfalls werth ist. Dieser Vorschlag geht im Allgemeinen dahin, statt so enorme Summen einzig für den Ankauf und die Haltung von Beschälern zu verwenden, auch die Mutterpferde zu bedenken und mit einem Theil der zur Hebung der Pferdezucht bestimmten Gelder, schöne Stuten anzukaufen. Dadurch, daß z. B. die Gestütsverwaltung eines Landes stets bereit wäre, schöne, wohlgebaute Stuten zu kaufen, und sie gut zu bezahlen, würde sie gewiß bei den Züchtern das Vorkaufsrecht haben, und es würde schwerlich ein schönes Mutterpferd verkauft werden, ohne daß es zuvor der Gestütsverwaltung vorgeführt worden wäre. Wenn die Gestütsverwaltung alsdann diese

Stuten wieder an die Züchter unter erleichterten Bedingungen, wie lange Zahlungstermine u. dgl. verkaufen oder versteigern wollte, so würde sie einerseits keine sehr großen Geldopfer bringen und anderseits dem Lande die guten Pferde erhalten. Der Landmann kommt häufig in Geldverlegenheit und muß dann verkaufen, was er gerne behalten möchte. Nach der vorgeschlagenen Weise wäre es ihm ermöglicht, sein Pferd zu verkaufen, und es unter andern, erleichterten Bedingungen wieder zu erhalten.

Wollte man fremde Stuten einführen, so wäre der Ankauf durch die Gestütsverwaltung und die nachherige Versteigerung unter billigen Bedingungen gleichfalls ein sicheres und wenig kostspieliges Mittel diesen Zweck zu erreichen.

Ein weiteres Mittel zur Hebung und Beförderung der Pferdezucht wäre nach unserer Ansicht in der Verbreitung von Kenntnissen und richtigen Ansichten über Pferdehaltung und Pferdezucht gegeben. Es gibt kein unfehlbareres Mittel irgend einen Zweig der menschlichen Thätigkeit voranzubringen als die Aufklärung über den Betrieb und die Bedeutung derselben. Diese Belehrung müßte schon in den Volksschulen begonnen werden. Wir kennen die vielen Forderungen, welche an die Volksschulen gestellt werden und wissen recht gut, daß es Mißbrauch wäre, diese Forderungen noch vermehren zu wollen. Allein es bedürfte dazu noch keines großen Materials und Zeitaufwandes. Einige gute elementare Bücher über Landwirthschaft unter den Apparaten der Schule, sodann einige lithographirte Wandtafeln, welche in Bezug auf Pferdezucht und Viehzucht überhaupt die wichtigsten Lehren derselben versinnlichten, wären nebst einigen wenigen mündlichen Erläuterungen von Seiten der Lehrer, hinreichend. Zu den wichtigsten Belehrungen deßfalls rechnen wir, die Benennung der einzelnen Theile eines Thieres, Erklärung seines Baues in Rücksicht auf seine Bestimmung, die Namen und das Wesen der Hauptmängel, Fehler und Krankheiten und eine kurze Belehrung über Pflege und Wartung im gesunden und kranken Zustande.

Wir können nicht genug wiederholen, daß bei der Pferdezucht, wie bei allen andern Dingen, Liebe zur Sache das beste Mittel ist, sie zu fördern, und daß man diese Liebe nicht besser hervorrufen kann, als wenn man der Jugend richtige Begriffe über die Bedeutung und den Werth der Pferde beibringt und wenn man sie überzeugt, daß die Thiere Wesen sind, welche der Abneigung und Zuneigung gegen den Menschen fähig und ebenso dem Schmerze als der Freude zugänglich sind. Man kann die Grausamkeit gegen die Thiere bestrafen; es gibt in den meisten Ländern Gesetze, welche es der Strafgewalt gestatten, einzuschreiten, wo eine Thierquälerei öffentlich verübt wird. Allein alle diese Gesetze helfen wenig, sie verhüten zwar den öffentlichen Scandal, aber der Grausamkeit im Allgemeinen steuern sie nicht; diese kann nur gehoben werden, wenn man schon der Jugend einprägt, wie es im Interesse eines jeden Viehbesitzers liegt, sein

Vieh mit Schonung zu behandeln und wie es ein Pflichtgebot der Religion und der Menschlichkeit ist, Thieren gegenüber mild und gut zu sein.

Wir geben zu, daß nicht alle Kinder in der Schule nach der einfachen von uns angedeuteten Weise Erkleckliches lernen würden; schaden würde ihnen aber ein solcher Unterricht, der nur so wenig Zeit in Anspruch nähme, gewiß nicht. Einzelne würden jedoch gewiß für die Sache, die wir hier im Auge haben, gewonnen werden. Der Unterricht würde ihre angeborene Neigung zur Behandlung von Pferden zur Entwickelung bringen und dazu beitragen, ihnen in ihrer Eigenschaft, wenn auch nur als einfache Ackerknechte später einen ehrenvollen Platz einzuräumen. Noch wichtiger wäre der Unterricht für die, welche später in die Reihen der Armee eintreten und bei der Reiterei verwendet werden. Man pflegt den Kavalleristen Gelegenheit zu geben, sich in Beziehung auf Pferde Kenntnisse zu erwerben; nur wenige benützen diese Gelegenheit und bei den meisten fruchtet der beim Regiment erhaltene Unterricht nicht viel. Wie ganz anders wäre es in dieser Hinsicht, wenn die Leute schon mit Anfangsgründen versehen zu der Armee kämen!

Wenn es sich von Emporbringung der Pferdezucht einer Gegend handelt, sucht man häufig, ja gewöhnlich eine fremde Race hereinzubringen. Wo aber in der Gegend selbst eine Race oder ein constanter Schlag vorhanden ist, sollte man immer zuerst versuchen, ob sich dieser Schlag nicht durch eine zweckmäßige Auswahl der Zuchtthiere und angemessene Pflege und Ernährung verbessern lasse. Ein fremder Pferdeschlag artet bei geringerm Futter und bei schlechterer Pflege, als er in seiner Heimath genossen, aus, und wird dann zuweilen schlechter, als die einheimische Race gewesen ist. Das Pferd, obgleich es mehr als der Ochse fähig ist, seine Gestalt und seinen innern Werth in allen Gegenden der Erde beizubehalten, ist dennoch mehr oder weniger das Produkt von Klima, Fütterung und Dienstverhältnissen. Wenn man daher einen dieser Factoren, den man zu ändern vermag, die Ernährung, verbessert, so ist man häufig im Stande, aus einem herabgekommenen Pferdeschlag eine gute dauerhafte Race heranzubilden, welche an das Klima und die örtlichen Verhältnisse der Gegend gewöhnt, keine Degeneration, der eine eingebrachte Pferderace unterworfen sein kann, befürchten läßt.

Sechstes Kapitel.

Ernährung und Haltung.

A. Futtermittel.

Die Nahrung der Pferde war ursprünglich, ehe sich der Mensch dieselben zum Hausthiere unterthänig gemacht hat, wohl nichts anderes als das Gras und die Kräuter, welche in ihrer Heimath wild gewachsen sind. Setzen wir den Ursprung des Pferdes in die südlichen Länder Asiens, so bringen wir es in eine Gegend, wo es das ganze Jahr durch Sommers wie Winters, eine reiche und üppige Weide antraf. Nachdem der Mensch das Pferd seiner Herrschaft unterworfen hatte und mit ihm in weniger glückliche Klimate zog, mußte er für das Futter derselben während der Zeit sorgen, da keine Weide zu finden war: er mähete das überflüssige Gras im Sommer ab, trocknete es zu Heu und hob es auf für den Winter. Später, als die Kultur mannichfaltiger, und die Dienstleistungen des Pferdes größer wurden, reichte das Heu allein nicht mehr aus; es mußte ein Theil des Futters in Körnerfrucht gegeben werden, welche unter einem kleinen Volumen eine größere Menge Nahrungskraft enthält und das Pferd zu angestrengten Arbeiten tauglicher macht. Je mehr sich die Landwirthschaft ausbildete und je verschiedener die Verhältnisse wurden, in welche das Pferd gebracht wurde, desto mannichfaltiger wurde auch die Art seiner Ernährung; jeder neue Fortschritt des Ackerbaues erzeugte neue Fütterungsmittel. Allein so sehr auch die Landwirthschaft unabhängig von örtlichen Verhältnissen zu werden strebt, so muß sie sich dennoch der Herrschaft des Klima's und dem socialen Zustande der einzelnen Länder unterwerfen, und wir finden heute in den verschiedenen Theilen der Erde zusammengenommen in Bezug auf die Ernährung des Pferdes noch alle Stadien, welche sie bei ihrer Entwickelung im Allgemeinen durchlaufen mußte. Die wilden Pferdestämme in den Pampa's von Südamerika, nähren sich das ganze Jahr über von der Weide; die Tartaren der sibirischen Steppen, in denen der Winter mit großer Strenge herrscht, schaffen sich Heuvorräthe für den Winter; der Araber füttert seine Pferde vorzugsweise mit Gerste; in Europa treffen wir endlich Weide-, Körner- und Wurzelwerk neben Klee, Heu- und Stroh als Futter für die Pferde in den verschiedensten Zusammensetzungen an.

Es ist hier der Ort nicht zu untersuchen, welche Veränderungen die Nahrung auf die Größe und die Gestalt der Pferde hervorgebracht hat. Allein es ist leicht

einzusehen, daß das Pferd, aus seinem wilden Zustande, wo es Mangel und Ueberfluß zu ertragen hat und den beständigen unmittelbaren Einwirkungen von Wind und Wetter ausgesetzt ist, dabei vollständige Freiheit seiner Bewegungen genießt — herausgebracht in die sorgfältige Pflege der Menschen, wo es das ganze Jahr durch jeden Tag die nämliche Kost genießt, fast demselben Grad von Wärme oder Kälte ausgesetzt ist, im gemessenen Schritt einhergehen muß, — nicht dasselbe bleiben konnte, was es gewesen ist. Es ist leicht begreiflich, daß das Pferd des Arabers, mit Gerste und Kameelmilch genährt, gewohnt ganze Tage lang seinen Reiter in raschem Lauf durch die Wüste zu tragen, ein edleres sein muß, als das Pferd eines Bierbrauers von London oder München, das mit einem großen Volumen Futter genährt, große Lasten auf kurze Wegstrecken zu schleppen hat. Neben dem kolossalen Pferde der Münchener Bierbrauer findet man in dem Donaumoor das sogenannte Moospferd, eine verkommene Kreatur, welches nichts anderes als das körperliche Abbild seiner kargen Ernährungsweise ist.

Im Allgemeinen sind dem Pferde sehr viele Dinge als Nahrungsmittel zuträglich. Es frißt neben Klee, Gras und Heu, alle Getreidearten und alle Wurzelarten, welche der Ackerbau hervorbringt, sogar animalische Kost soll ihm ausnahmsweise gereicht werden können. Eine Abwechselung oder Mengung im Futter ist seiner Natur sehr zusagend und gerade in dieser Beziehung wäre an unsern heutigen Futtermethoden noch manches auszusetzen.

1. Das Heu.

Das Heu bildet im Allgemeinen die Grundlage der Fütterung bei den Pferden; wo kein Heu von natürlichen Wiesen zu haben ist, wird es durch Klee-, Lucern- oder Esparcette-Heu ersetzt. Die Quantität, die man einem Pferde gibt, richtet sich mehr nach dem Vorrath, den man hat, als nach dem Bedürfniß des Pferdes selbst. Es gibt Pferdebesitzer, welche nicht mehr als 5 Pfund täglich füttern, während bei andern ein Pferd wohl 30 Pfund täglich braucht. Die erste Quantität ist zu gering, letztere viel zu groß; ein Pferd von mittlerer Größe soll mit 15 Pfund täglich genug haben. Zu viel Heu macht die Pferde dickbauchig, es dehnt den Magen weit aus und hindert das leichte Athmen, indem es den Raum der Lungen beengt. Pferden, welche von Natur kurzathmig sind oder an Dampf leiden, soll man deßwegen nicht viel Heu zu fressen geben.

Es ist ein großer Unterschied in der Güte des Heues; manches Heu ist nur halb so viel werth, als anderes. Die Pferde sind in Bezug auf die Qualität des Heues weniger schwierig als das Rindvieh; sie fressen das sauere Heu noch gerne, das von Ochsen und Kühe verschmäht wird. Man darf aber deßwegen doch nicht glauben, daß das sauere Heu besser für die Pferde wäre, als süßes; sie fressen es

zwar, aber sie würden nichts desto weniger süßes Heu lieber fressen und sich besser dabei befinden. Der Landwirth kann aber nicht immer handeln, wie er will; er füttert das Heu wie er es hat; das saure Heu gibt er den Pferden, das mittelgute den Ochsen und Kühen und das beste den Schafen. Er soll aber darauf bedacht sein, die sauern Wiesen durch Trockenlegung zu verbessern, selbst auf Gefahr hin etwas weniger Futter zu erndten; denn was an der Menge abgeht, wird reichlich durch die Güte ersetzt.

Wer im Falle ist, das Futter für seine Pferde kaufen zu müssen, soll nur gutes Heu kaufen; die Quantität ist nicht im Stande die Qualität zu ersetzen, denn das Pferd bedarf zu seiner Erhaltung eine gewisse Quantität nährender Substanzen. Wird ihm nun Futter gereicht, das nur wenig Nahrhaftigkeit besitzt, so muß es um so mehr davon verzehren, bis es die erforderliche Menge Nahrungsstoff erhält; dadurch wird der Magen überladen, so zu sagen, ermüdet und das Pferd befindet sich in einem unbehaglichen Zustande. Reicht man allzu nahrhaftes Futter, so braucht man zwar nur eine geringe Quantität, um den Ansprüchen der Ernährung zu entsprechen; allein der Magen ist alsdann nicht genug angefüllt und die Verdauung geht nicht so vor sich, wie sie sollte.

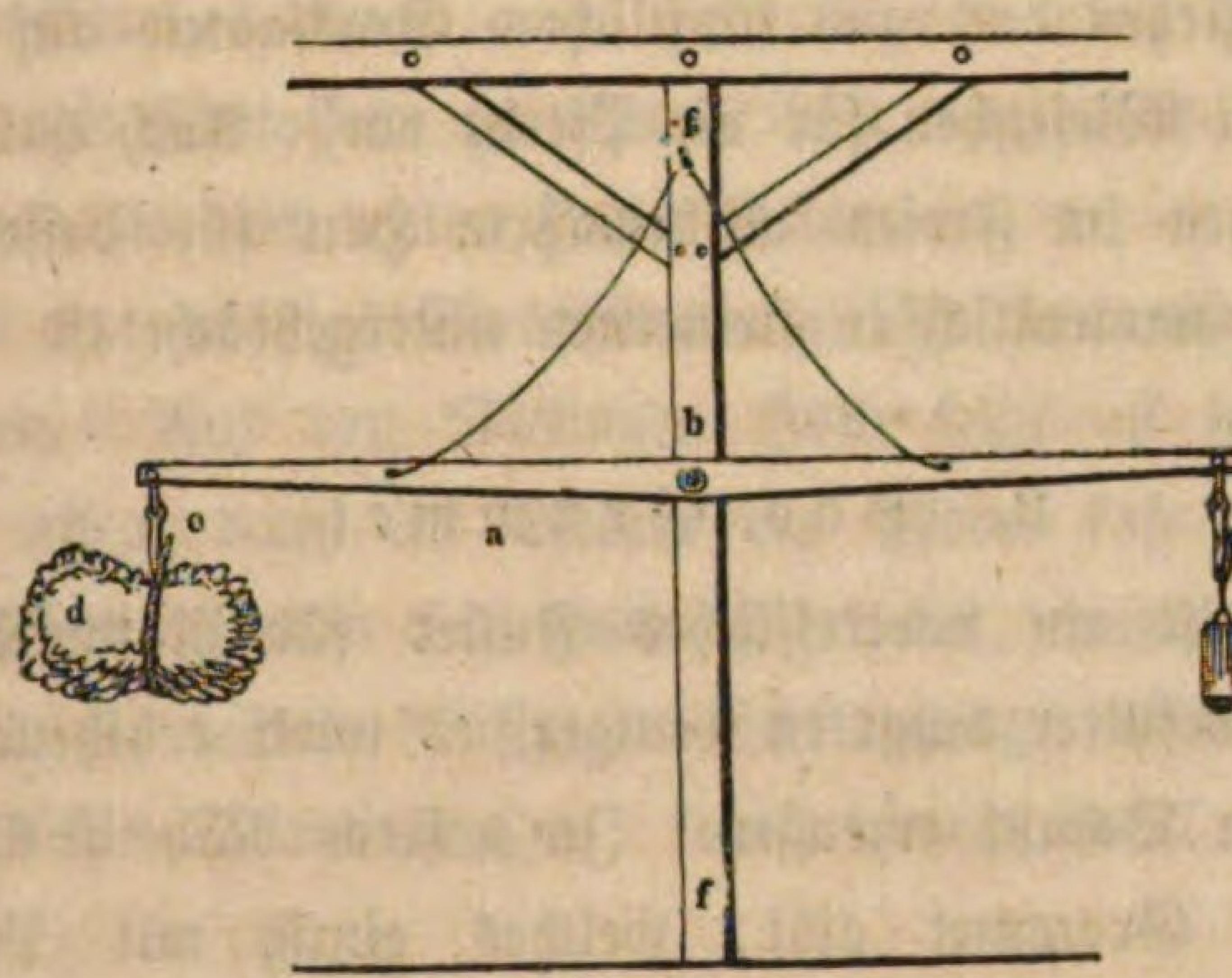
Es ist beinahe überflüssig zu bemerken, daß das Heu, sei es nun süß oder sauer, gut nach Hause gekommen sein soll. Das Salzen des Heues ist, wenn die Witterung zur Zeit der Heuet ungünstig ist und das Heu nicht vollständig trocken nach Hause kommt, sehr zu empfehlen. Das Salz wird, so oft eine Lage Heu auf dem Heuhaufen ausgebreitet und geebnet ist, darüber gestreut; es zieht die Feuchtigkeit aus dem Heu begierig an und bildet Salzlake, welche sich dem Heu mittheilt und es dem Vieh besonders angenehm macht. Saures Heu und Grummet sollte man immer auf diese Weise verbessern, soferne man das Salz um mäßigen Preis erhalten kann. Leider ist die Auflage auf das Salz von Staatswegen immer ein großes Hinderniß. Der Schöpfer hat kaum ein anderes Mineral so vielfach über die Erdoberfläche verbreitet, als dieses, der thierischen und menschlichen Natur so nothwendige Salz; und es ist wahrlich kein Beweis von Vollkommenheit unserer Staatseinrichtungen, daß sie sich alle mehr oder minder des Bedürfnisses an Salz als Mittel zur Vermehrung der Staatseinkünfte bedienen müssen.

Bei der Armee, in Wirthshäusern und bei Pferdebesitzern, welche Futter kaufen müssen, wird das Heu zum Verfüttern gebunden und gewogen. Nur dadurch ist es möglich, strenge Ordnung zu halten und den Pferden nur so viel zu geben, als sie gerade nothwendig haben. Bei den Landwirthen wird es in der Regel nicht so genau genommen, die Pferde bekommen, nachdem sie ihr kurzes Futter verzehrt haben, Heu, so viel sie fressen. Es wird ihnen aber häufig noch

mehr gegeben als sie fressen und man kommt nicht selten in Stallungen, wo die Pferde eben so viel Heu unter sich liegen haben, als Stroh zur Streu. Das Binden des Heues ist allerdings eine Arbeit, welche Zeit wegnimmt; allein wer zu rechnen versteht, wird einsehen, daß mehr dadurch gespart wird, als das Binden kostet. Dieses ist auch lange nicht so kostspielig, als Manche vielleicht glauben. Ein geübter Arbeiter kann täglich 200 Rationen, jede zu 10 Pfund, binden; F. Villeroy spricht von einem Heubinder in einem Militärmagazine, welcher täglich 400 Rationen band und die Seile dazu machte. Natürlich gehört außer der nothwendigen Gewandtheit ein geübtes Augenmaaß dazu; und vergessen darf nicht werden, daß die Arbeiter in öffentlichen Magazinen keine Kost erhalten und nach Maaßgabe der geleisteten Arbeit bezahlt werden.

Da wo das Füttern nach gewogenen Rationen nicht üblich ist, hält es schwer, die Dienstboten daran zu gewöhnen. Sie glauben immer, ihre Thiere hätten nicht genug zu fressen, wenn sie nicht etwas überflüssiges Heu in der Raufe lassen oder unter die Füße werfen; sie würden auch glauben ihre Pflicht gegen ihre Pferde nicht ganz erfüllt zu haben, wenn sie nicht außer dem Futter, das ihnen erlaubt ist, noch etwas nebenher stehlen. Hat man die Absicht und den festen Vorsatz gefaßt, das Wiegen und Binden des Heues einzuführen, so muß man mit Nachdruck und Festigkeit darauf bestehen; das ist das einzige Mittel mit seinem Vorsatze durchzubringen. Es sind aber außerdem doch noch einige Vorkehrungen weiter erforderlich: der Heustall muß verschlossen werden können, und jeder Ausweg dahin gesperrt sein. Wo möglich soll man einen zweiten abgeschlossenen Raum haben, in welchen man den Heuvorrath auf einen oder mehrere Tage bringen kann, damit man nicht nöthig hat, bei jeder Mahlzeit den Speicher zu öffnen.

Zum Wiegen des Heues bedarf es keiner besondern Wage; man kann sich dazu folgender Vorrichtung bedienen, die sogar noch bequemer ist, als eine Wage. Man befestigt an einem aufrecht stehenden Balken oder Pfosten, wie man deren auf jedem Heustalle hat, oder leicht anbringen kann, einen hölzernen Wagebalken vermittelst eines starken eisernen Nagels, um den sich der Wagebalken leicht dreht. An beide Enden befestigt man hölzerne Haken, von denen der eine zum Einhängen der Heubündel, der andere zum Aufnehmen der Gewichte bestimmt ist. Diese, die Gewichte, kann man sich selbst aus Holz anfertigen und sie mit einer Schlinge zum Aufhängen versehen. Hat man solche Gewichte von 1, 2, 3, 5, 10 und 15 Pfund, so ist man im Stande, alle nothwendigen Gewichte daraus zusammenzusetzen. Zweckmäßig ist es den Wagebalken mit zwei starken Schnüren so zu befestigen, daß ihm nur ein mäßiger Spielraum bleibt, hinlänglich groß genug, um über die Richtigkeit des Gewichts zu entscheiden. Nachstehende Figur soll diese Vorrichtung versinnlichen.



a Der Wagbalken. d Der Heubündel.
b Der eiserne Stift. e Das Gewicht.
c c Die hölzernen Haken. f f Der Pfosten.

Diese Vorrichtung ist so einfach, daß sich jeder Landmann dieselbe herstellen kann; sie hat den Vortheil, daß man, wenn der Heubündel daran hängt, Heu herausziehen oder zustopfen kann, ohne das Gebund herabzunehmen.

Es ist eine üble Gewohnheit das Heu aus dem Heuhaufen herauszuziehen; ist der Haufen groß und sitzt das Heu fest aufeinander, so streift man Blätter und Blüthen ab und es bleibt nichts als der nackte, kahle Stengel übrig. Solches Heu sieht dann oft wie Stroh aus und ist manchmal auch nicht mehr werth. Am besten ist es, sich des hier abgebildeten **Heuspatens** zu bedienen, welcher in den Alpenwirthschaften der Schweiz und Bayern anzutreffen ist. Man kann mit demselben das Heu senkrecht abstechen, und erhält es in seinem natürlichen Zustande, mit allen Blättern und Blüthen; zugleich ist Ordnung und Nettigkeit auf dem Heuspeicher. Eine solche schön abgestochene Heuwand bietet wirklich einen Gegenstand des Wohlgefallens dar.



Es gibt Heu, auf reichen thon- und kalkhaltigen Wiesen, welches sehr nahrhaft ist und von dem man behauptet, daß die Pferde davon blind werden. Das beste Mittel dagegen ist, nicht zu viel davon zu füttern. Uebrigens sind wir geneigt in diese Behauptung einiges Mißtrauen zu setzen. Es gibt Gegenden, wo man viele blinde Pferde hat; wir möchten jedoch diesen Mangel eher in der Behandlung der Pferde oder in vererbten Anlagen begründet finden, als in der Beschaffenheit des Heues. Uebrigens haben wir aus dem Munde eines amerikanischen Farmers aus dem Staate Maryland, eine ähnliche Thatsache vernommen; die Landwirthe dort können nämlich die erste Schur des gewöhnlichen Rothklee's mit den Pferden nicht füttern, weil sie bemerkt haben wollen, daß sie Augenentzündungen davon bekommen.

Die Engländer ziehen das aus künstlichen Grassaaten auf Aeckern gezogene Heu, dem eigentlichen Wiesenheu für die Pferde vor. Auch halten sie im Allgemeinen das auf Feimen im Freien aufbewahrte Heu für besser als dasjenige, welches in Gebäuden, namentlich in steinernen untergebracht ist.

2. Das Grummet.

Das Grummet ist ein vortreffliches Futter für Rindvieh, besonders für Milchkühe. Als Pferdefutter taugt es weniger, es wirkt erhitzend, reizt zum Saufen und soll gerne den Dampf erzeugen. In unserer Nähe ist übrigens ein Thal, das ziemlich saueres Grummet gibt, welches einzig mit Pferden verfüttert wird, ohne daß von nachtheiligen Folgen etwas bemerkt worden wäre.

3. Das Stroh.

Das Stroh wird entweder lang gefüttert oder zu Häcksel geschnitten und unter anderes Futter gemischt; es dient dazu, das Volumen des Futters zu vermehren, wenn solches zu substantiell ist, um den Magen gehörig anzufüllen. Jedoch ist das Stroh selbst nicht ohne Nahrungskraft und manchmal wird man sogar gutes Stroh schlechtem Heu vorziehen. In einigen Gegenden Norddeutschlands, wo auf sandigem Boden viele Wurzelgewächse gebaut werden und beinahe gar keine natürlichen Wiesen vorhanden sind, macht das Stroh einen Hauptbestandtheil des Futters aus. Auch in südlichen Ländern erhalten die Pferde mehr Stroh als bei uns; jedoch ist das Stroh in südlichen Gegenden auch nahrhafter. Man gibt den Pferden überall Stroh, wenn man dessen hinlänglich hat; sie fressen das beste davon heraus und werfen das andere unter die Füße zur Streu; es ist besonders im Winter, wenn sie müßig im Stalle stehen, zweckmäßig, den Pferden, nachdem sie abgefüttert sind, Stroh in die Raufe zu werfen. Sie vertreiben sich daran die Zeit. Haben sie keine Beschäftigung, so nagen sie an Krippen und Wänden und gewöhnen sich leicht das Krippenbeißen an.

Wo man den Pferden das Stroh als wirkliches Futtermaterial reicht, soll man es zu Häcksel schneiden. Die obere Hälfte des Strohs gegen die Aehre ist nahrhafter als die untere, man vermehrt deßwegen die Nahrhaftigkeit des Häckerlings, wenn man bloß die obere Hälfte schneidet. Das Weizenstroh soll das beste sein, nach demselben kommt das Haferstroh, das Gerstenstroh und zuletzt das Roggenstroh.

Gewöhnlich wird das Häcksel unter Kartoffeln oder unter Hafer gemengt gefüttert. Das Hafergemenge soll man etwas anfeuchten, damit durch den Hauch der Pferde das Stroh nicht weggeblasen wird. Dadurch, daß man Häcksel unter den Hafer mengt, zwingt man die Pferde langsamer zu fressen und stärker zu kauen, was dann auch dem Hafer zu gute kommt.

Statt des Strohes kann man auch Spreu oder Repsschoten unter das Futter mengen, mit Kartoffeln zu einem Brei angerührt ist dies sehr gut; im Nothfall kann man sie auch unter Hafer füttern.

So heilsam eine mäßige Strohfütterung ist, so nachtheilig kann sie durch Uebermaß werden. Auf der Sickinger Höhe fehlt es in trockenen Jahren an Heu und man pflegt dann im Winter die Pferde fast nur mit Haferstroh zu füttern. Die Pferde halten sich zwar gut dabei, wenn sie etwas Körnerfutter bekommen, allein sie leiden häufig an Verstopfung. Gibt man ihnen aber nur jeden Tag eine kleine Quantität Heu, so ist diesem Uebel vorgebeugt.

4. Mengfutter.

Unter Mengfutter verstehen wir ein Gemisch von Hafer, Wicken, Erbsen, Saubohnen, welches hie und da gebaut und nach der Reife in Garben gebunden mit den Pferden aus der Raufe gefüttert wird. Diese Art des Fütterns ist nicht zu empfehlen; man weiß nicht wie viel man verfüttert, es geht viel verloren und endlich ist dieses Futter den Pferden nicht einmal zuträglich, es ist erhitzend und, wenn es nicht gut nach Hause gebracht wird, was selten der Fall sein kann, setzt sich im Innern der Garben Schimmel an, wodurch allerlei Unfälle verursacht werden können. Aus diesem Grunde halten wir es für zweckmäßiger, ein solches Gemenge grün zu füttern und es zu diesem Ende in dem Augenblicke zu mähen, wo sich die Schoten anfangen zu bilden. Der Stengel ist alsdann noch sehr nahrhaft, während er später bei vollkommener Reife nur noch den Werth des Strohs hat. Dieser Anbau von Mengfutter hat, wenn es grün gemäht wird, den Vortheil, daß es den Boden nicht sehr erschöpft.

Dieses Gemengfutter hat jedoch auch, zum Behufe des Grünfutters angebaut, Nachtheile, die wir nicht verschweigen dürfen. Wenn man längere Zeit an einem Acker füttert, ist das erste Futter noch ganz weich, während das letzte strohig und holzig wird, man darf deßwegen nur kleine Flächen auf einmal und diese nacheinander, in Zwischenräumen von 8 bis 14 Tagen säen, damit sie in verschiedener Zeit zum Verfüttern reif werden. Bei regnerischem Wetter wachsen die Erbsen und Wicken rasch und üppig, sie lagern sich fest auf den Boden und werden gelb, moderig, in welchem Zustande sie von den Pferden nicht gern gefressen werden. Endlich sind die Wicken im nassen Zustande, d. h. bei Regenwetter, ein äußerst schlechtes Nahrungsmittel, sie erzeugen Durchfall und die Pferde werden dabei matt und kraftlos.

Man empfiehlt auch, statt den Pferden das reife Mengfutter in die Raufe zu geben, es auf der Häckselbank zu schneiden. Solches kurz geschnittene Futter ist alsdann die einzige Nahrung der Pferde, sie erhalten neben demselben weder Heu noch Stroh, und es soll, so versichert man, eine namhafte Ersparniß dabei

herauskommen, wenn man die Fütterung von Heu und Hafer damit vergleicht. Um die Quantität zu bestimmen, die nothwendig ist; läßt man einige Garben dreschen und bestimmt mit der Wage den Gehalt an Körnern und an Stroh; nach diesen Anhaltspunkten wird alsdann die Zahl der Garben zum täglichen Futter berechnet. Man spart bei diesem Verfahren die Kosten des Dreschens, die Pferde fressen Stroh und Spreu mit den Körnern und es gehen auch die unreifen und unvollkommenen Körner, welche beim Dreschen im Stroh bleiben, nicht verloren. Wir können übrigens über diese Futtermethode nicht aus eigener Erfahrung sprechen.

5. Von dem Körnerfutter.

Alle Getreidearten können zum Futter der Pferde verwendet werden; allein keine Körnerfrucht ist in unserem Klima den Pferden so zuträglich als der Hafer; er ist so recht das eigentliche Pferdefutter. „Er übt"*), sagt Bouley, „eine ganz besondere Wirkung auf das Wohlbefinden des Pferdes aus; für die Arbeitspferde ist er unstreitig das beste Futter. Er enthält verhältnißmäßig nicht viel Stärkmehl, allein in seiner dicken festen Schale liegt ein aromatisches Oel, das die günstige Wirkung hervorzubringen scheint."

Sechs Liter (5 Pfund, Zollgewicht) Hafer sind für ein kleines Pferd als tägliche Ration ausreichend; für ein großes Pferd sind dagegen 25 Liter (20 Pfund) nicht zu viel. Die Pferde, welche arbeiten, sollen Hafer bekommen und zwar im Verhältniß zu den Anstrengungen, die von ihnen verlangt werden. Man darf nie vergessen, daß die Leistungsfähigkeit des Pferdes mit dem gereichten Futter im Verhältniß steht, und daß ein Pferd, das gut gefüttert wird, auch viel leisten kann.

Eine Bemerkung über das Verfahren beim Füttern des Hafers wird hier nicht am unrechten Orte sein, obgleich nichts leichter zu sein scheint und auch wirklich ist, als den Pferden Hafer zu fressen zu geben. Man soll ihn nämlich immer so lange vor Beginn der Arbeit reichen, daß die Verdauung bis dahin im Gang ist; unmittelbar nach gereichtem Hafer den Pferden schwere Anstrengungen zumuthen, kann nachtheilige Folgen haben. Deßwegen gibt man den Pferden Morgens gleich beim Eintritt in den Stall den Hafer; wenn sie um 6 Uhr angespannt werden, sollen sie um 4 Uhr den Hafer bekommen. Morgens und Mittags ist die Futterzeit am kürzesten, deßwegen soll man den größten Theil der Ration Abends geben. Eine halbe Stunde nach dem Ausspannen gibt man die Hälfte der Ration und die andere um 9 Uhr. Die Pferde haben auf diese Art Zeit langsam zu fressen und die Verdauung geht regelmäßig vor sich.

---

*) Maison rustique du IXX. siècle T. II. p. 426.

Auf einen andern Umstand beim Füttern glauben wir ebenfalls aufmerksam machen zu sollen, obgleich er auch anscheinend nur eine Geringfügigkeit betrifft; allein in der Landwirthschaft im Allgemeinen und bei der Viehzucht insbesondere hängt der Erfolg von so vielen unscheinbaren Dingen ab, daß man auch das Kleinste nicht unbeachtet lassen darf. Wenn man den Pferden den Hafer in die Krippe schüttet, so fallen sie in der Regel hastig darüber her und verschlingen ihn mit großer Gier. Abgesehen davon, daß er alsdann nicht gehörig unter den Zähnen zermalmt wird, haben wir auch schon die heftigsten Koliken darauf entstehen sehen. Die Landleute pflegen alsdann zu sagen, „das Pferd habe sich überfressen". Solchen Unfällen wird leicht vorgebeugt, wenn man zuerst eine Hand voll Hafer in die Krippe wirft und erst, wenn das Pferd angefangen hat an diesem zu fressen, den übrigen hinzuschüttet.

Wir haben bereits die Wichtigkeit einer regelmäßigen Fütterung hervorgehoben; wir haben auch schon bemerkt, daß die Fütterung im Verhältniß zu den Ansprüchen an die Leistung der Pferde stehen müsse. Allein man darf nicht glauben, daß man durch eine außergewöhnliche Futterzugabe auf der Stelle und ungestraft ein Uebermaaß von Arbeit erzeugen und verlangen könne. Manche Landwirthe scheinen in diesem Irrthum befangen zu sein; wenn sie eine außergewöhnliche Fuhre zu machen haben, so glauben sie ihre Pferde in diesem Verhältniß füttern zu müssen und glauben ihre Pflicht nicht gethan zu haben, wenn die Pferde nicht mit gutem Futter vollgepfropft sind. Herr Kautz, Thierarzt zu Saarbrücken, sagt, daß er an den Montagen in der Regel viele an Kolik und Verstopfung leidende Pferde zu behandeln habe. Diese Pferde gehören meistentheils Landwirthen, welche Kohlen in den benachbarten Bergwerken holen. Die Pferde werden Sonntags mit verstärkten Rationen gefüttert, Montags Morgens frühe, wenn der Magen noch mit Futter überladen ist, angespannt; wenn die Pferde auch nicht immer krank werden, verdauen sie jedenfalls schlecht und das Uebermaaß von Futter, das sie verzehrt haben, schlägt bei ihnen nicht an.

Magere und herabgekommene Pferde dürfen nur allmählig an reichliches Futter gewöhnt werden, und ebenso darf man nur nach und nach mehr Arbeit von ihnen verlangen. Hat man sie einmal an reichliches Futter und schwere Arbeit gewöhnt, so fressen und leisten sie manchmal erstaunlich viel. Beweise davon haben wir bei den Frachtfuhrleuten und den Lohnkutschern, welche letztere mit ihren Pferden manchmal täglich und regelmäßig mehr als 20 Wegstunden zurücklegen. Die einen wie die andern geben ihren Pferden so viel Hafer als sie fressen mögen. Die Geschicklichkeit des Kutschers und des Fuhrmanns besteht in diesen Fällen darin, das größte Maaß von Arbeit zu erhalten, indem er sie möglichst viel Futter verzehren läßt, ohne deren Freßlust zu stören oder die Verdauung zu erschweren.

Die Pferde des Landwirths bekommen in der Regel wenig Hafer; es ist solches auch nicht nothwendig. Die Arbeiten sind nur zu gewissen Zeiten des Jahres schwer und es werden nie schnelle Bewegungen von dem Ackerpferde verlangt. Der Landwirth muß hauptsächlich darauf sehen, seine Pferde mit den geringsten Kosten in gutem Zustande zu erhalten.

Dagegen ist der Hafer für Pferde, welche laufen müssen, welche einen unregelmäßigen Dienst zu versehen haben, und deren Futterzeit manchmal sehr beschränkt ist, wie bei dem Straßenfuhrwerk, den Posten, beim Militär, unentbehrlich. Sie verlangen Futter, das unter einem geringen Volumen eine möglichst große Nährkraft darbietet.

Guter Hafer soll trocken, schwer, von glänzendem Aussehen und ohne Geruch sein. Wenn er leicht ist und man ihn nach dem Maaße verfüttert, so betrügt man die Pferde oder vielmehr sich selbst. Füttert man ihn nach dem Gewichte, was jedenfalls sicherer ist, so hat man darauf zu achten, daß er nicht mit Staub und Sand gemengt ist. Im einen wie in dem andern Falle soll man den Hafer mit dem Staubsieb reinigen, ehe man ihn in die Krippe schüttet.

Welche von den verschiedenen Arten des Hafers am nahrhaftesten sei; ist durch Versuche nicht nachgewiesen und die Meinungen darüber stützen sich in der Regel auf örtliche Verhältnisse. Uebrigens trägt die Beschaffenheit des Hafers in Bezug auf Reife, sorgfältiges Trocknen und Behandeln bei der Erndte und beim Reinigen mehr zur Güte derselben bei, als die Art selbst. Indessen ist der schwerste Hafer jedenfalls der nahrhafteste, und es dürfte in dieser Beziehung dem Frühhafer vor dem Späthafer der Vorzug einzuräumen sein. Es wird aber vielfach behauptet, die Pferde fräßen den letzteren lieber als den ersten.

Ob es wohl vortheilhaft sei, den Hafer zu schroten? — Es gibt Pferde, welche den Hafer gierig verschlingen, ohne ihn zu kauen; es gibt alte Pferde, welche schlecht verdauen; bei den einen wie bei den andern geht der Hafer ohne erheblichen Nutzen durch den Darmkanal. Auf der andern Seite ist es dagegen sicher, daß die Pferde den Hafer lieber ganz fressen als geschrotet, und daß durch das Kauen und die dadurch bewirkte Beimengung des Speichels der Verdauung kräftig vorgearbeitet wird. Deßwegen sind wir der Ansicht, daß man alten Pferden, welche nicht mehr gehörig kauen, Haferschrot geben soll; daß man dagegen jungen Pferden Abtheilungen in die Krippen machen soll, damit jedes seine Ration für sich allein nach Muse verzehren kann, ohne die Gierigkeit seines Nachbars zu fürchten zu haben. Bemerkt man, daß trotz dieser Vorsicht noch ganze Körner im Miste vorkommen, so lasse man den Hafer blos brechen oder quetschen.

Die Pferdebohnen (Saubohnen) sind eine kräftige Nahrung für die Pferde; sie sollen jedoch erhitzend sein, und man pflegt sie deßwegen zur Hälfte mit Hafer gemengt zu füttern. In England, wo sie sehr stark als Pferdefutter ge-

baut werden, hat man eigene Maschinen, um sie zu brechen. Im Elsaß hält man, nach Schwerz, dafür, daß 2 Pfund Bohnen so gut nähren, als 3 Pfund Hafer, ein Verhältniß, das dem in der Tabelle S. 78 von Fresenius angegebenen ziemlich nahe kommt.

Die Gerste ist im Oriente, in Spanien und Italien, überhaupt in den heißen Himmelsstrichen, den Pferden, was ihnen bei uns der Hafer ist: das vorzüglichste und angemessenste Nahrungsmittel. In unserm Klima werden die Pferde davon reh und man verwendet sie deßhalb selten als Pferdefutter und dann fast immer geschroten zu Mehlwasser. Auf diese Art verwendet ist die Gerste nährend und kühlend. Zwei Theile Gerstenmehl und ein Theil Hafermehl bilden ein angenehmes und kräftiges Futter, das in England für die Pferde sehr beliebt ist. Die schottischen Landwirthe behaupten, auch durch das Kochen verlöre die Gerste ihre nachtheilige Wirkung, und halten sie in diesem Zustande für ein zweckmäßiges Futter. Sie reichen dieselbe den Pferden mit ungekochtem Hafer vermengt. Den Hafer soll man überhaupt nicht kochen, er wird zäh und ledern und verdaut weit weniger vollkommen, als ungekocht. Für Pferde, welche an Strengel oder Druse leiden ist gekochte Gerste ein bekanntes Heilmittel.

Der Weizen ist eine so edle Getreideart, daß sie als Futter nicht in Betracht kommt; sie ist recht eigentlich nur zur menschlichen Nahrung bestimmt. In der Normandie gebraucht man ihn jedoch zuweilen gekocht oder gequetscht, um bei Pferden, welche man schnell fett füttern und zum Verkaufe herrichten will, mit dem Futter zu wechseln und die Freßlust zu erhalten.

Der Roggen ist in manchen Jahrgängen verhältnißmäßig billiger als der Hafer und wird alsdann nicht selten auch als Futter für die Pferde benützt. Man füttert ihn gekocht oder geschroten. Er nährt sehr gut, allein ist gleich der Gerste erhitzend und muß mit Vorsicht gefüttert werden. Am besten ist es, ihn zu einem Drittheil unter Hafer gemischt zu reichen.

Das Heidekorn ist ein gutes Pferdefutter. Es ist aber hart und muß deßwegen geschroten werden.

Die Kleien sind ein gesundes, kühlendes, namentlich für alte Pferde sehr zuträgliches Nahrungsmittel. Sie machen die Pferde schnell fett; da sie aber wenig Muskelfleisch bilden, so werden die Pferde auch eben so schnell wieder mager, „sie sind", wie die Landleute sagen, „aufgeschwämmt"; sie schwitzen leicht und viel und sind nicht zu harten, andauernden Anstrengungen geschickt. In großen Quantitäten verfüttert können sie, trotz ihrer kühlenden Wirkung gefährliche Verstopfungen veranlassen. Das Mehl, das die Kleien enthalten, vermehrt ihren Futterwerth; die vervollkommneten Mühlen lassen jedoch wenig mehr darin.

Am zweckmäßigsten werden die Kleien mit anderem erhitzendem Futter gemengt. Pferden, die mit Hafer und Heu genährt werden, bekommt ein Kleien-

futter, aus angefeuchteten Kleien bestehend, wozu man im Winter lauwarmes Wasser nimmt, ein oder zweimal die Woche wiederholt, vortrefflich wohl. Auch wenn die Pferde ermüdet und erhitzt von der Arbeit nach Haus kommen und man ihnen nicht gleich Wasser reichen darf, ist es höchst zweckmäßig, ihnen einige Hände voll nassen Kleienfutters zu reichen: es stillt den Durst und macht die Pferde fähig Hafer und Heu zu fressen, ehe man ihnen Wasser nach Belieben reicht.

Wenn die Pferde im Sommer bei heißem Wetter nach Hause kommen, mit Schweiß und Staub bedeckt sind, ist es gut, ihnen Maul und Nase zu waschen. Man hält ihnen zu diesem Ende einen zur Hälfte oder einem Drittheil mit Wasser gefüllten Eimer vor, und im Augenblick, wo das Pferd mit ausgedehntem Halse hineinlangen will, hebt man den Eimer schnell in die Höhe und setzt ihn eben so schnell wieder nieder. Auf diese Weise taucht Maul und Nase in das Wasser, ohne daß das Pferd Zeit hätte, zu saufen. Man reinigt alsdann mit einem Schwamm die Augen und den unteren Theil des Kopfes und reicht ihm etwas angenäßtes Kleienfutter.

Kranken Pferden oder solchen, die blos fasten sollen, bereitet man ein Mehlsaufen, indem man angenäßte Kleie zwischen den Händen ausdrückt. Für junge Pferde, die noch nicht an den Hafer gewöhnt sind, bilden die Kleien eine zu empfehlende Beigabe. Auch auf Reisen sind sie zur Verbesserung schlechten Wassers ein willkommenes Mittel. Die Pferde gewöhnen sich bald an ein gewisses Wasser, und saufen häufig anderes nicht, selbst wenn es reiner und besser wäre als dasjenige, an welches sie gewöhnt sind; auch in diesem Falle leistet eine Hand voll Kleie in das Wasser gerührt, gute Dienste, indem es den Pferden alsdann weniger abstoßend ist. Kaltes, hartes Wasser kann ohne Zuthat von Mehl oder Kleie gereicht, gefährliche Koliken verursachen.

In Stallungen, wo die Pferde gut gehalten und sorgsam gepflegt werden, sollen immer Kleie und Mehl vorräthig sein. Wenn nach einem harten und mühevollen Tage die Pferde nach Hause kommen und eine Futterzulage verdient haben, so gebe man jedem in einem Eimer Wasser 1 bis 2 Pfund Mehl oder Kleien, wozu Gerstenmehl und Weizenkleien sich vorzüglich eignen.

Das **Brod** ist als Pferdefutter im Allgemeinen nicht gebräuchlich, und, so lange es noch Menschen gibt, die es entbehren müssen, wohl auch nicht zu empfehlen. Indessen gibt es gewisse Fälle, in denen man es trotz seines höhern Preises als der der rohen Frucht, mit Vortheil verwenden kann; in allen Fällen nämlich, wo man wenig Zeit zum Füttern hat und wo man bei starken Anstrengungen den Pferden zwischen den gewöhnlichen Futterzeiten etwas zu fressen geben will. Es enthält unter einem kleinen Volumen viele Nahrungskraft, die Mahlzeit ist schnell vorüber, endlich beschwert es nicht den Magen und hindert beim Laufen die freie Athmung nicht. Hat man z. B. einen Weg von 20 Stun-

den in einem Tage zurückzulegen, so gönnt man den Pferden auf der Hälfte des Weges zwei Stunden Futterzeit, legt also 10 Stunden vor und eben so viel nach dem Füttern zurück. Man theilt aber auch diese zwei Hälften in zwei gleiche Theile, hält einen Augenblick an und gibt den Pferden, ohne sie auszuspannen, jedem 2 bis 3 Pfund Brod zu fressen. Der ganze Aufenthalt dauert nur eine Viertelstunde. Man gebrauche jedoch die Vorsicht im Schritte anzukommen und die Pferde erst unmittelbar vor dem Weiterfahren, wenn sie das Brod gefressen haben, zu tränken.

Im Vorbeigehen sei hier bemerkt, daß man nie halten soll, ohne den Pferden die Stränge an den Sielscheiten los zu machen. Manche Unglücksfälle haben sich schon ereignet und manche Pferde sind, aus Mangel dieser so einfachen und leichten Vorsicht, schon mit dem Wagen durchgegangen.

Das Brod soll, wenn man es füttert, trocken sein. Frisches Brod hängt sich den Pferden beim Kauen an die Zähne und sie fressen es dann nicht gerne.

Ueber eine regelmäßige Brodfütterung finden wir in dem Maison rustique du IXX. siècle T. II. p. 427 *) eine Notiz, welche zeigt, daß sie nicht unter allen Verhältnissen zu empfehlen ist.

Der Versuch wurde im Jahr 1834 auf der Post zu Paris gemacht, wo das Brod wohlfeil und der Hafer verhältnißmäßig viel theurer war. Statt der täglichen 12 Liter Hafer (etwa 10 Pfund Zollgewicht) bekamen die Pferde nur 6 Liter Hafer, 2 Pfund Brod und 3 Liter gequellten Roggen, außerdem Heu und Stroh. Man berechnete daraus eine Ersparniß von täglich 30 Centimes oder 109 Francs (51 fl.) jährlich per Kopf. Der Erfolg entsprach aber durchaus nicht den Erwartungen.

Zu Anfange blieben die Pferde in voller Kraft; allein nach einiger Zeit fingen sie an matt und kraftlos zu werden, so daß sie ihren Dienst nicht mehr versehen konnten. Erst nachdem man sie wieder längere Zeit mit dem alten Futter genährt hatte, erholten sie sich und kamen wieder zu Kräften. Nicht alle erholten sich; einige waren so sehr in ihrem Organismus zerrüttet, daß sie in Folge davon krank wurden und unterlagen.

Der Verfasser der Mittheilung, Herr Bouley, glaubt, daß das Brod den Magen der Pferde nicht gehörig ausfülle, er zweifelt, ob das Brod überhaupt besser nähre, als der Hafer, und bemerkt daß es fünfmal mehr Wasser enthalte.

F. Villeroy führt diesem Beispiel entgegenstehend ein anderes an; nämlich die Pferde eines Postwagens aus Metz, die einen sehr anstrengenden Dienst zu versehen hatten, dabei einen Theil ihrer Futterration in Brod erhielten und sich ganz wohl dabei befanden.

---

*) Paris chez Dusacq 1845.

Es scheint uns auch nicht ganz fest zu stehen, daß die krankhaften Erscheinungen an den Pariser Postpferden allein von dem gefütterten Brode herkamen. Der Roggen kann eben so gut die nachtheilige Wirkung veranlaßt haben, wie das Brod. Uebrigens können auch noch andere Ursachen vorhanden gewesen sein, die gleichzeitig wirkten und die man denn ebenfalls auf Rechnung des Brodes schrieb. Wie dem nun auch sei, wir halten uns überzeugt, daß die Brodfütterung, wie wir sie hier empfehlen, vortheilhaft ist.

Die „Oekonomischen Neuigkeiten" berichten in einem ältern Jahrgange, daß man in Schweden die Pferde mit Haferbrot, in kleine Stücke zerschnitten und mit Häcksel vermengt, füttere. Man rühmt dort diese Fütterung und empfiehlt sie als eine große Ersparniß.

6. Von den Wurzelgewächsen.

Man füttert hie und da die Pferde im Winter mit Runkelrüben; im Elsaß mit Weiß- oder Wasserrüben. Obgleich wir diese Fütterung nicht als ungesund verwerfen, so glauben wir doch, daß es vortheilhafter sei, Runkel- und Weißrüben mit dem Rindvieh zu füttern. Die Pferde werden weich davon und es ist sprüchwörtlich, daß ein mit Rüben gefüttertes Pferd kraftlos sei.

Anders dagegen ist es in Bezug auf Möhren oder Gelberüben. Diese sind ein den Pferden sehr wohl zusagendes Futter und erhalten sie auch in Kraft, obgleich wir glauben, daß man sie überschätzt und sie doch in keinerlei Weise mit Hafer verglichen werden können. Sie müssen gleich den Runkelrüben und Weißrüben in großen Quantitäten gefüttert werden, wenn sie das Pferd vollständig nähren sollen und beschweren deßwegen die Eingeweide mit einem großen Volumen. Für die Pferde des Landwirths reichen sie aber aus, und diese können dabei wenigstens eben so gut arbeiten wie bei grünem Klee.

Man kann auch Tobinambour oder Erdäpfel mit den Pferden füttern. Sie werden roh gefüttert. Man wäscht sie und schneidet oder zerkleinert sie auf eine oder die andere Weise unmittelbar vor dem Füttern.

Die Gelberüben, Runkel- und Weißrüben werden in der Regel auch roh verfüttert und gleich den Topinambour zerkleinert mit Spreu, Häckerling oder Repsschoten vermengt. Eine solche Mischung ist jedenfalls zu empfehlen, weil ohne solche die Pferde im Anfange zu gierig fressen und dann bald den Appetit darnach verlieren. Durch das Kochen gewinnen sie und da, wo das Brennmaterial nicht zu theuer ist, thut man wohl daran, sie zu kochen.

Unstreitig besser als alle diese genannten Wurzelgewächse haben sich die Kartoffeln bewährt. Sie sind nicht nur nährender als die Rübenarten, sondern ihre Kultur ist auch viel leichter und einfacher. Leider ist dieser letztere Vortheil seit dem Auftreten der Kartoffelkrankheit fast vernichtet, und die hohen

Preise der Lebensmittel im Allgemeinen, welche aus den Kartoffeln einen Handelsartikel machen, lassen sie auch fast zum Viehfutter zu theuer werden. In der bayrischen Pfalz waren sie früher, namentlich in dem westlichen, gebirgigten Theil, wo der Anbau der Kartoffeln eine große Ausdehnung gewonnen hatte, als Pferdefutter allgemein in Anwendung; selbst die Posthalter fütterten ihre Pferde mit Kartoffeln. Jetzt werden Kartoffeln zwar immer noch als Futter für das Rindvieh benutzt, allein für die Pferde sieht man sich nach andern Nahrungsmitteln um, füttert Hafer oder Möhren. Da indessen zu erwarten steht, daß auch der Anbau der Kartoffeln mit dem allmähligen Verschwinden der Krankheit wieder lohnender werde, halten wir es für angemessen, unsere Erfahrungen über die Kartoffelfütterung bei Pferden hier anzugeben.

Im Anfange hat man die Kartoffeln roh zu füttern versucht. In rohem Zustande sind sie aber der Gesundheit der Thiere nicht zuträglich, sie verursachen Durchfall und nähren schlecht. Gekocht, oder noch besser gedämpft, bilden sie eine vorzügliche Nahrung für alle Gattungen von Vieh. Man pflegt anzunehmen, daß 1 Pfund Heu so viel werth sei, als 2 Pfund Kartoffeln. Dieses Verhältniß kann richtig sein, wenn man Heu vorzüglicher Qualität mit rohen Kartoffeln vergleicht, allein wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß 1 Pfund gekochter Kartoffeln 1 Pfund mittelmäßigen Heues gleich zu setzen sei.

Man füttert die gedämpften Kartoffeln entweder trocken oder man feuchtet sie mit warmem Wasser an und mischt Spreu oder Häckerling darunter. Noch besser ist es, wie es die Posthalter machten, Kleien zuzusetzen. Hafer setzt man nicht zu oder höchstens nur in geschrotenem Zustande. Wenn man außerdem eine Zuthat von Hafer geben will, so reicht man ihn des Abends vor dem Schlafengehen. Zugleich gibt man den Pferden Stroh in die Raufe, damit sie des Nachts etwas zu fressen haben.

Auf dem Rittershofe bei F. Villeroy war die Kartoffelfütterung früher, so lange die Kartoffeln noch nicht von der herrschenden Fäulniß befallen waren, eingeführt. Jedes Pferd mittlerer Größe erhielt 10 Pfund Heu, 25 Pfund Kartoffeln, 2½ bis 3 Pfund Hafer und Stroh nach Belieben. Wenn die Pferde nicht arbeiteten, wurde ihnen der Hafer in Abzug gebracht. Seitdem die Ergiebigkeit des Kartoffelbaues in Folge der Krankheit nachgelassen hat, werden die Kartoffeln durch Möhren ersetzt.

Die Fütterung mit Kartoffeln ist übrigens nicht ohne ihre Schattenseite: sie verursacht zuweilen gefährliche Koliken und Verstopfungen. Man sucht diesen Unfällen dadurch zu begegnen, daß man sie nicht in zu großen Quantitäten auf einmal füttert, daß man Kleien darunter mengt und lieber einen Theil der Mahlzeit aus Hafer bestehen läßt, daß man auch nicht jede Mahlzeit Kartoffeln füttert, sondern jeden Tag einmal Körnerfutter oder anderes Wurzelwerk oder

auch nur wöchentlich einen Tag damit abwechselt. Man soll übrigens die Kartoffeln immer füttern, so lange sie vom Kochen noch warm sind. Viele Verstopfungen mögen wohl auch ihren Grund darin finden, daß man kalt gewordene, und lang vorher gekochte Kartoffeln gefüttert hat.

Die Pferde, welche jeden Tag und regelmäßig arbeiten, dabei gut gepflegt und behandelt werden, sind den nachtheiligen Folgen der Kartoffelfütterung weniger ausgesetzt; meistentheils kommen solche Unfälle vor, wenn die Pferde nach längerer Arbeit einige Zeit im Stalle stehen.

Wir dürfen hier schließlich noch bemerken, daß die gekochten oder gedämpften Kartoffeln dasselbe Gewicht behalten, welches sie roh hatten. Im Frühjahr muß man die Keime abpflücken, ehe man die Kartoffeln kocht, sie enthalten in dem Solanin einen dem thierischen Körper nachtheiligen Stoff.

7. Verschiedene Futterstoffe.

Die Leinölkuchen sind, in Wasser aufgelöst, ein, besonders den säugenden Mutterpferden zuträgliches Nahrungsmittel. Man füttert aber auch Reps- und Hanfölkuchen, wenn sie niedrig im Preise stehen. Die Buchölkuchen sind den Pferden gefährlich, obgleich sie das Rindvieh ohne Nachtheil verzehrt. Man behauptet, daß es hauptsächlich die harten Schalen der Bucheln sind, welche bei den Pferden Koliken und gefahrvolle Verstopfungen verursachen, und daß man das Uebel beseitigen könne, wenn man die Buchelölkuchen in Wasser auflöst und die Auflösung durch ein Sieb schlägt, um sie von den Schalen zu befreien. Klüger bleibt es übrigens, sie mit dem Rindvieh zu füttern.

Man kann im Frühjahr mit den Pferden auch Quecken (triticum repens) füttern, und sie sind ein gar nicht zu verachtendes Futter, das man aber deßwegen nicht empfehlen kann und darf, weil sie ein lästiges Unkraut sind, die nur in schlecht gebauten Aeckern in großer Menge vorkommen können. In gebirgigten Gegenden, mit leichtem Boden, der natürlichen Heimath der Quecken, nähren die armen Leute ihre Kühe im Frühjahr zuweilen ausschließlich mit Quecken. Sie hacken die nicht bestellten Felder um, sammeln die Quecken, waschen sie sorgfältig und trocknen sie alsdann wieder an der Sonne. Es soll diese Nahrung vorzüglich gut auf die Milch wirken.

Die jungen Disteln, welche zeitig im Frühjahre auf Aeckern und Wiesen vorkommen, geben für ermüdete, erhitzte Pferde, die das ganze Jahr blos Hafer und Heu fressen, eine kühlende, erfrischende Nahrung. Man schneidet sie klein, vermischt sie mit irgend einem andern Futter, Mehl, Gelberüben u. dergl. und gebraucht sie namentlich in den Städten als Kur für leidende, durch Strapatzen zu Grunde gerichtete Pferde. Zu gleichem Zwecke kann man, in Ermanglung von Disteln, auch die vorher genannten Futtermittel, Quecken und Leinölkuchen

gebrauchen. Die Offiziere in Garnisonen großer Städte machen von diesen Mitteln manchmal Gebrauch.

Das Pferd ist seiner Natur nach Pflanzenfresser. Dessen ungeachtet kann es auch thierische Nahrungsmittel vertragen. Man spricht von Völkern, die ihre Pferde einen Theil des Jahres mit getrockneten Fischen nähren; die Araber geben ihren Pferden Kameelmilch, ja sogar Schaffleisch; man führt Beispiele an, daß Reiter ihre Pferde gewöhnt haben, dieselben Speisen und Getränke, als Suppe, Wein, Bier u. s. w. zu verzehren, wie sie. Allein das sind alles blos vereinzelte, als Ausnahme vorkommende Fälle, die wir auch nur als solche anführen.

Das Salz ist ein die Verdauung beförderndes Mittel und ist den Pferden eben so nothwendig als den andern Hausthieren. In der Regel enthalten die Futtermittel schon an und für sich die zur Verdauung erforderliche Menge Kochsalz. Bei einigen Futtermitteln, z. B. den Kartoffeln, schlechtem Heu, Stroh, ist es immer sehr zweckmäßig, Salz zu reichen. Im Allgemeinen haben aber doch die Pferde ein geringeres Bedürfniß nach Salz als Rindvieh und Schafe.

8. Grünfutter.

Zum Grünfutter, das wir hier im Auge haben, und das wir, als im Stalle zu verzehren bestimmt ansehen, gehören: der Roggen, die Gerste, der Klee, die Esparsette, die Luzerne, die Wicken, das Welschkorn oder der Mais und das Heidekorn.

Der Roggen ist gewöhnlich das erste Grünfutter, das man im Frühjahre haben kann. Er soll aber dazu frühe, schon Ende August, gesäet werden. Er dauert nur kurze Zeit, indem die Stengel schnell hart werden und das Vieh sie alsdann nicht mehr frißt, außer wenn man sie zu Häcksel geschnitten, mit anderm Futter vermischt.

Die Wintergerste wird auch zuweilen als Grünfutter gemäht und hat eben auch wie der Roggen den Vortheil, daß sie frühe kommt. Für Pferde ist sie aber nicht besonders geeignet und soll geradezu gefährlich werden, sobald die Aehren hervorgekommen sind.

Der Inkarnat-Klee kommt in warmen Lagen und in leichtem Boden früher als die andern Kleearten, und ist in gewissen Verhältnissen deßwegen eine willkommene Hülfsquelle. Allein er ist kein nahrhaftes Futter und außerdem frißt ihn das Vieh nicht besonders gern. Da er frühe den Acker verläßt, so kann man nachher noch Kartoffeln oder Runkeln bauen, und dies ist ein Umstand, der ihm für manche Verhältnisse das Wort redet.

Die Luzerne soll gemäht werden, ehe sie zu blühen beginnt; später wird sie hart und holzig.

Die Esparsette liefert ein so vorzügliches Heu, daß man sie nur ausnahmsweise grün füttert.

Den rothen Klee soll man mähen, sobald er zu blühen beginnt. In der Regel wartet man mit dem ersten Schnitt zu lange: was man am ersten verliert, gewinnt man am zweiten. Der Klee sowohl, als die Luzerne verlieren an Qualität, wenn sie alt und hart werden; die untern Blätter fallen ab oder faulen, das Futter ist weniger nahrhaft und das Vieh frißt es weniger gern.

Wir haben schon oben bei dem Mengfutter von den Wicken gesprochen. Sie sind hauptsächlich für die Zeit zwischen der ersten und zweiten Kleeschur schätzenswerth, weil man dort manchmal ohne Grünfutter ist. Wo man Luzerne baut, werden sie leichter entbehrt.

Die Winterwicken kommen früher als die Sommerwicken und geben manchmal einen enormen Ertrag. Man säet sie im September mit etwas Roggen gemischt. Allein in rauhen Klimaten erfrieren sie häufig und sie werden deßwegen unsers Wissens in Deutschland nirgends in großem Maßstabe gebaut.

Die Wintererbsen sind in demselben Falle.

Der Mais oder das Welschkorn liefert ein ausgezeichnetes Futtermaterial und einen sehr hohen Ertrag; seine Benützung als Grünfutter ist aber nicht so verbreitet, als sie sein könnte. Freilich verlangt der Mais auch einen guten, wenigstens reich gedüngten Boden und ein, schon mehr oder weniger mildes Klima. In den Flußthälern Süddeutschlands kann man ihn mit Vortheil bauen. Man kann ihn breitwürfig mit Erbsen im Gemenge säen, oder auch in Reihen allein und ihn behacken.

Der Buchweizen oder das Heidekorn liefert einen reichlichen Ertrag, wächst schnell heran und ist nicht schwierig in Bezug auf den Boden.

9. Die Weide.

Man hört häufig von Leuten, denen die Pferdezucht nicht fremd ist, die Behauptung: man könne ohne Weide keine guten Pferde züchten und ein Land ohne Weide werde nie zu einer gedeihlichen Pferdezucht kommen. Man weist dabei besonders auf Norddeutschland, auf Ungarn, auf England hin. Der Umstand, daß in den genannten Ländern die Pferdezucht höher steht, als in vielen Theilen Deutschlands, mag die Veranlassung zu dieser Ansicht gegeben haben.

Die Weide verschafft den Pferden zwei Bedingungen: Bewegung im Freien und frisches Gras. Beide Bedingungen sind den Pferden, namentlich den jungen Pferden, sehr heilsam, allein die Stallfütterung schließt weder die eine noch die andere aus. Wir haben im vorhergehenden Kapitel die verschiedenen Futterstoffe und unter denselben auch das Grünfutter aufgezählt; letzteres kann den Pferden eben so gut im Stalle gereicht werden, als sie es auf der Weide bekommen und durch Anlegung eines Tummelplatzes kann man den jungen Pferden

auch Bewegung im Freien verschaffen. Jeder Landwirth, der Pferdezucht treibt, sollte sich ein kleines Stück Feld zum Tummelplatz herrichten. Viel besser und wohlfeiler ist es, wenn sich mehrere zu demselben Zwecke vereinigen und es wäre sehr zu wünschen und von großem Vortheil, wenn jedes Dorf, wo Pferdezucht getrieben wird, einen gemeinschaftlichen Tummelplatz besäße. Ein solcher Tummelplatz wäre übrigens nicht allein für Pferdezucht, sondern da, wo die ausschließliche Stallfütterung eingeführt ist und das Rindvieh nicht zur Weide getrieben wird, auch für letzteres von unendlichem Vortheil.

Die Anlegung eines Tummelplatzes für junge Pferde ist durchaus nicht so kostspielig, als man sich gewöhnlich denkt. Ein Tagwerk Land, im Nothfall ein halbes Tagwerk und noch weniger kann ausreichen. Man gebe, wenn man nur über ein kleines Stück Feld zu verfügen hat, demselben eine länglichte Form und bringe an beiden Enden einen etwas erweiterten Kreis an, damit die Füllen, wenn sie im Galopp am Ende ankommen, Raum genug haben, um in derselben Gangart den Rückweg antreten zu können. Mit einigen an Pfählen befestigten Stangen, oder mit einem lebendigen Gehäge umgebe man das Ganze, pflanze einige Bäume, welche den Füllen gegen Sonnenhitze Schatten gewähren, und derselbe wird seinem Zwecke entsprechen.

Hat man mehr Raum, so ist es natürlich um so besser, und man kann dem Tummelplatz eine regelmäßigere Form geben. Der Boden des Tummelplatzes soll frei von Steinen, schön geebnet und wo möglich nicht naß sein. In letzterm Falle muß er trocken gelegt werden, weil auf nassem Boden die Hüfe noth leiden. Ein sandiger Boden ist am besten geeignet, weil er am schnellsten abtrocknet; aber auch Lehmboden, soferne er mit Rasen bedeckt ist, kann dazu gewählt werden. Die Lage des Tummelplatzes soll etwas gegen die herrschenden Winde geschützt werden, weil die Füllen zuweilen stark laufen, sich erhitzen und sich erkälten würden, wenn sie dem Winde vollständig Preis gegeben wären. Wo man nicht im Falle ist, eine solche natürliche Lage zu besitzen, kann der nöthige Schutz durch Anpflanzung von Bäumen oder durch eine lebendige Hecke, die als Umzäunung dient, gegeben werden. Scheut man die Kosten nicht, so soll man einen Schoppen, der nöthigenfalls mit Stroh bedeckt werden kann, in dem Tummelplatz anbringen.

Wenn es ein wesentliches Erforderniß ist, daß der Boden des Tummelplatzes geebnet sei, so ist es dagegen nicht nothwendig, daß er eine horizontale Lage habe. Im Gegentheile eine sanfte Abdachung ist sogar wünschenswerth, weil die Füllen bergan gerne ihre ganze Kraft entfalten und sich überdies an geneigtes Terrain gewöhnen.

Die Anlegung des Tummelplatzes in der Nähe des Dorfes ist um deßwillen anzurathen, weil das Hin- und Herbringen der Füllen leicht, zu gelegener Zeit und ohne Zeitverlust geschehen kann.

Die Füllen im ersten Jahre der Geburt kann man vereinigen, allein für das zweite Jahr ist schon eine Trennung nach Geschlechtern nothwendig. Auch einjährige und zweijährige darf man nicht zusammengehen lassen, weil die ältern die jüngern zu viel plagen würden. Wenn der Tummelplatz nicht groß genug ist, um mehrere Abtheilungen anzubringen, kann man sich dadurch helfen, daß man die Füllen zu verschiedenen Zeiten hineinläßt, z. B. Morgens die jährigen Hengstfüllen, Mittags die jüngern Hengst- und Stutfüllen vereinigt, gegen Abend die jährigen Stutfüllen u. s. w.

Wenn wir sagen, daß man durch Tummelplätze und Grünfutter die Weiden entbehrlich machen könne, so wollen wir durchaus nicht den Stab über die Weiden brechen und sie als unzweckmäßig verwerfen. Da wo der Landwirth gute Weiden zur Verfügung hat, da, wo sie, wie in Norddeutschland, in sein Ackerbausystem gehören, benütze er sie immerhin, er wird sich wohl dabei befinden. Allein warnen wollen wir vor Anlegung von Weiden — wie das vielfach als das einzige Mittel zur Hebung der Pferdezucht verlangt wird — dort, wo sie nicht natürlich vorhanden sind, wo bei großer Gütervertheilung der Boden einen hohen Werth hat, und wo er häufig nicht zu Graswuchs geneigt ist. In solchen Verhältnissen ist es nicht möglich Weiden zu schaffen, auf denen sich die Pferde ernähren können, sie sind am Ende doch nichts anders als große Tummelplätze; es müssen ausgedehnte Gebäude errichtet werden, unter welchen die Thiere Schutz bei schlechter Witterung finden, es muß ein Wärter mit Wohnung u. dgl. vorhanden, es muß Futter da sein, um die Ernährung zu vervollständigen, es sind großartige Umzäunungen u. dgl. nothwendig, was alles die Unternehmung sehr kostspielig macht. Man erhält bei der Stallfütterung eine ansehnliche Quantität Dünger, der auf der Weide fast gänzlich verloren geht, die Krankheiten und Unfälle sind viel geringer, die Thiere werden nicht so von Insekten geplagt, ihre Ernährung ist regelmäßiger, gleichmäßiger, und endlich ist die Angewöhnung an Menschen, die mit ihnen umgehen, sie füttern und pflegen als Grundlage der spätern Dressur nicht gering anzuschlagen.

Wir wollen, wie gesagt, die Weiden dort, wo sie in den Verhältnissen begründet sind, durchaus nicht abgeschafft wissen. Ursprünglich war der Ackerbau eine bloße Weidewirthschaft, wie wir ihn heute noch bei den Hirtenvölkern vieler südlichen Gegenden antreffen. In Asien und in Amerika gibt es heute noch unendlich große, unkultivirte Flächen, die nicht anders als durch Beweiden mit Vieh nutzbar gemacht werden können, und auf denen unzählbare Herden wilder und halbwilder Pferde das ganze Jahr durch weiden. Der vollständigen Weidewirthschaft mußte, bei fortschreitender Zunahme der Bevölkerung und fester Ansiedlung derselben die gemischte Wirthschaft folgen, bei welcher ein größerer oder kleinerer Theil des Ackerbodens der Kultur, der andere der Weide gewidmet war. Auch

diese Art des Betriebs konnte sich bei immer größerer Ausbildung und Vermehrung der Völker nicht mehr halten; es trat die Periode des Dreifelderſystems ein, bei welchem der Ackerboden zwei Jahre nacheinander Getreide trägt und das dritte zu Brache liegt; das Vieh geht dabei sechs bis sieben Monate des Jahres auf die Weide. Mit der Einführung des Kleebaues und der Kultur der Kartoffeln hörte auch dieses System auf und in den besser bebauten Ländern begann die Stallfütterung ihre Herrschaft. Das Aufhören des Weidetriebes, besonders aber der Nachtweide, wie sie in vielen Gegenden üblich gewesen ist, war ein entscheidender Schritt zur Aufbesserung der Viehracen, namentlich der Pferde, die am Tage arbeiten und Nachts auf magerer Weide sich ernähren sollten. Wenn wir gegen die Weide auftreten, so mögen wir hauptsächlich diese Art von Weide darunter verstanden wissen.

Wenn bei dem heutigen Stande der Landwirthschaft noch von Weiden die Rede sein soll, so sind dies entweder kultivirte Weiden oder Weiden auf guten, fetten, natürlichen Wiesen. In Gegenden wo das letztere möglich ist, d. h. wo der Landwirth sein Vieh auf gute, natürliche Wiesen treiben kann, wo die Fläche der guten Wiesen größer ist, als die Fläche des ackerbaren Bodens, befindet sich der Landwirth in leichten und glücklichen Verhältnissen; die Natur hat dort fast alles gethan, es bleibt dem Landwirth nur übrig, das Gegebene zweckmäßig zu benützen. Wie ganz anders ist es da, wo der Landwirth mit einem von Natur undankbaren Boden zu thun hat, wo der Mangel guter natürlicher Wiesen durch Anbau von Futterkräutern ersetzt werden muß! Man ahnt es nicht, mit welchen Schwierigkeiten der Landwirth zu kämpfen hat, um sich das nöthige Futter für sein Vieh zu verschaffen.

Kultivirte Weiden sind in Norddeutschland in der Koppelwirthschaft und in Süddeutschland in der Eggarten- oder Graswirthschaft zu Hause. Das Klima, die geographische Lage zwischen wasserreichen Flüssen und dem Meere, vielleicht auch die Beschaffenheit des Bodens an und für sich machen es in Norddeutschland möglich, die Grasproduktion in die Fruchtfolge aufzunehmen. Es gibt dort keine ständige Weiden, sondern das Land ist in Schläge oder Koppeln (daher Koppelwirthschaft) eingetheilt, von denen immer einige zu Grasland niederliegen; in der Regel hat man 7—10jährige Fruchtfolgen, und nach 4—6 Getreideerndten folgen 3—4jährige Weiden. Die Koppeln sind mit lebendigen wilden Hecken, die nicht beschnitten werden, sogenannten Knicken umgeben, was dem Lande das Ansehen eines großartigen Parks gibt und zur Verschönerung desselben wesentlich beiträgt. Diese Art der Kultur hat jedenfalls große Vorzüge, allein sie ist an natürliche Verhältnisse gebunden, die sich nur in wenigen Gegenden vorfinden.

Der Koppelwirthschaft ähnlich ist die Eggartenwirthschaft, wie man sie in den Vorbergen der bayrischen Alpen antrifft. Die Nähe der Gebirge macht das

Klima feucht und den Boden zum Graswuchse geneigt; ohne Ansaat gleicht der Acker im zweiten Jahre einer schönen Wiese. Die Bewohner haben nichts gethan als sie sind dem Winke der Natur gefolgt, als sie ihr Feld gleich den Landwirthen Norddeutschlands in Schläge eintheilten und stets einige derselben zur Weide, mitunter auch zur Heuwerbung benützten. Ihre Schläge sind jedoch nicht mit Hecken, sondern mit Stangen von Tannenholz umgeben, welche Umzäunung übrigens hinreichenden Schutz gewährt, um das Vieh ohne Hirten darin weiden zu lassen.

Die Einrichtungen in den meisten Staaten Nordamerika's sind diesen Eggartenwirthschaften ähnlich; die amerikanischen Farmer theilen ihre Felder ebenfalls in Schläge ein, von denen mehrere zu Grasschläge liegen und zur Weide benützt werden. Die Einfriedigungen (fences) sind meistentheils von Holz, aus übereinandergelegten Balken gefertigt, oder auch, in den östlichen Staaten, wo das Holz theuer ist, von Steinen. In den westlichen Staaten, besonders in den sogenannten Prairieen oder Grasebenen, wo sowohl Holz als Steine schwer zu haben sind, pflanzt man in neuerer Zeit lebendige Hecken an.

Noch eine andere Gattung von Weiden findet man in England; man hat sie dadurch geschaffen, daß man dem berühmten Norfolker Fruchtwechsel einen Weideschlag beigefügt hat. Derselbe findet nun in folgender Weise statt:

Erstes Jahr, Hackfrucht — Turnips,
Zweites Jahr, Sommerfrucht — Gerste,
Drittes Jahr, Futterkraut — Klee und Gras,
Viertes Jahr, Weide,
Fünftes Jahr, Wintergetreide, Weizen.

Dieser Fruchtwechsel ist merkwürdig und empfiehlt sich durch Einfachheit und durch Reichthum, er ist gleichsam das Ideal des Einfach-Schönen in der Landwirthschaft! Leider ist er schwer zu erreichen; es ist nicht nachgewiesen, daß er anderwärts eben so gute Erfolge bringt oder ob er nur unter Englands feuchtem Klima so vortrefflich ist. Um eine gute üppige Weide im vierten Jahre zu erzielen, muß der Boden schon in einem hohen Grade der Fruchtbarkeit stehen. Diese ist nur durch starke Düngung zu erreichen, und eine starke Düngung setzt eine große Masse guten Futters voraus, so daß, wenn sich auch der Landwirth nicht gerade in einem Kreis ohne Ende bewegt, in Verhältnissen, die nicht besonders günstig sind, die Verbesserung langsam vorwärts schreitet und man sich nur allmählig dem Ziele nähert. Nicht einmal genug, daß man vielen Dünger hat, sondern außer vielem Dünger braucht man auch noch Zeit: auf einen Schlag läßt sich in der Landwirthschaft wohl nichts erreichen!

Es ist merkwürdig und eine nicht zu mißachtende Wahrheit, daß der fortschreitende Gang der Entwickelung auch in der Landwirthschaft gleichsam einen Kreis beschreibt, oder eine Spirale, deren Windungen sich im Kreise und dabei

zugleich nach oben bewegen. Eine Kulturart, die für bestimmte Verhältnisse an einen bestimmten Ort paßt, wird nicht mehr an ihrer Stelle sein, sobald sich die Verhältnisse geändert haben. Bei fortschreitender Entwickelung der Verhältnisse kommt sie aber mit der Zeit wieder zum Vorschein, nur unter anderer verbesserter Gestalt. Nach der magern Stoppelweide der Dreifelderwirthschaft war die Stallfütterung ein unendlich großer Fortschritt; allein wir halten die reine Stallfütterung nur für einen vorübergehenden Zustand, durch den wir zur verbesserten Weidewirthschaft gelangen, bei der die Thiere nicht ärmlich das Leben fristen, sondern in behaglicher Ruhe auf üppigen Grasfeldern weiden. Wir werden nach dieser Art von Wirthschaft streben müssen, wo immerhin ihre Einführung durch die Bodenbeschaffenheit möglich gemacht ist, weil sie bei weniger Arbeit einen höhern Ertrag gewährt und der Natur der Thiere überhaupt angemessen ist. Wir können aber auch nur durch die Stallfütterung zu diesem Ziele gelangen, weil diese es ist, welche durch ihre große Masse von Dünger die Möglichkeit verschafft, die Felder zu jenem höhern Grade der Fruchtbarkeit zu bringen, der bei der Weidewirthschaft unumgänglich nothwendig ist. In England, das uns in landwirthschaftlichen Dingen immer vorauseilt, fangt man auf vielen Gütern bereits an, auch diese Weidewirthschaft zu verlassen, und sie wieder mit der Stallfütterung zu vertauschen, die aber ihrerseits ebenfalls mit wesentlichen Modificationen wieder in den Vordergrund tritt.

Wenn in einigen Gegenden die Weiden übermäßig hoch geschätzt werden, so ist doch nicht zu läugnen, daß beim Weidegang die Aufzucht des Viehes mit weniger Mühe und Kosten verknüpft ist, und daß, wenn man auch im Stalle gute Pferde züchten kann, man auf einer guten entsprechenden Weide deren noch bessere züchtet.

Viele Viehzüchter haben die Erfahrung gemacht, die sich auch auf dem Rittershofe bestätiget hat, daß die Milchkühe, wenn sie immer im Stalle gehalten und dabei gut genährt werden, bei jeder neuen Generation an Mastungsfähigkeit gewinnen, an Milchergiebigkeit dagegen abnehmen. Man nimmt in der Schweiz als ausgemacht an, daß man nur auf der Weide gute Milchkühe züchten kann.

Obgleich ausgezeichnete und erfahrene Landwirthe die gegentheilige Ansicht ausgesprochen haben, halten wir doch dafür, daß eine Wiese, die geweidet wird, mehr Futter hervorbringt, als wenn man sie mäht. Die Schweizer nehmen an, daß eine Wiese, auf der sich drei Kühe ernähren, nur zwei solcher Kühe ernähren könnte, wenn man das Gras mähete. Auch in Norddeutschland ist man überzeugt, daß die Sense den Ertrag verminderе. Auf einer Mähwiese vergeht nach und nach das feine und nahrhafte Bodengras und mit der Güte des Grases vermindert sich auch dessen Menge. Im Anfange wächst das Gras, wie jede andere Pflanze am schnellsten; auf der Weide wird das Gras durch den Zahn der Thiere

immer kurz gehalten und wächst deßhalb schneller, als wenn es nur zweimal des Jahres abgemäht wird. Er liefert dabei eine größere Masse Futter, das außerdem feiner und nahrhafter ist, als das Gras, das man groß heranwachsen läßt, ehe es abgemähet wird. Bei der Weide wird der Rasen auch mit jedem Jahre dichter.

In den Gegenden, in denen das Vieh regelmäßig zur Weide geht, weiß man, daß die Pferde die Weide erschöpfen, während der Boden sich unter den Klauen des Rindviehs verbessert. Man kann deßwegen nur eine bestimmte Zahl Pferde mit einer ebenfalls bestimmten Zahl Ochsen auf eine Weide bringen. Dabei darf man nicht vergessen, daß ein guter fruchtbarer Weidestrich ein wichtiger Gegenstand für den Landwirth ist, dem man nicht zu viel Pflege und Sorgfalt widmen kann.

In der Normandie rechnet man 1 Pferd auf 10 Stück Ochsen. Wenn blos Pferde auf der Weide gehen, so muß gedüngt werden.

Die Fläche, die ein Pferd braucht, um sich durch Weide darauf zu erhalten, hängt zu sehr von der Beschaffenheit der Weide, so wie von der Größe der Pferde ab, als daß man bestimmte Angaben darüber zu machen im Stande wäre. Man rechnet aber, daß wenn für eine Kuh 3 Morgen erforderlich sind, ein Pferd von dieser Weide 4½ Morgen und ein Füllen 2¼ Morgen braucht. Drei Morgen werden als der durchschnittliche Bedarf einer mittelmäßigen Kuh, eher klein als groß und auf mittelmäßiger, angesäeter Weide angenommen.

B. Von den Stallungen.

Die Stallungen, als die Orte, in denen die Pferde in unserm Klima einen großen Theil ihres Lebens zubringen, sind nicht ohne Einfluß auf ihre Gesundheit und ihr Gedeihen. Sie sollen so eingerichtet sein, daß sie im Sommer nicht zu warm, im Winter nicht zu kalt sind, daß die Luft rein sei und nach Belieben erneuert werden kann, daß das allen Thieren so wohlthätige Licht nicht fehle, daß sie endlich bequem und leicht rein zu halten seien. Dumpfe, niedrige Ställe sind der Gesundheit der Pferde nachtheilig, in ihnen liegt manchmal der Grund von Krankheiten, den man vergeblich anderwärts sucht; in dunkeln Ställen, wenn sie dabei warm sind, verweichlichen die Pferde, sie werden bei guter Nahrung schnell fett, allein Erkältungen und Augenleiden sind in der Regel die Folgen davon. Kalte Stallungen haben nicht weniger ihre großen Bedenklichkeiten. Wenn der Stall eine zu niedere Temperatur hat und die Pferde erhitzt, durchnäßt, mit Koth bedeckt nach Hause kommen, so erkälten sie sich leicht, bis der Knecht oder der Kutscher sich selbst umgekleidet, getrocknet, auch wohl gegessen und getrunken hat, ehe er sich nach seinen Pferden umsieht, und es können daraus leicht Krankheiten entstehen. Ein Stall, in dem die Pferde Tag und Nacht mit Decken

belegt werden müssen, um sie warm zu halten, ist offenbar zu kalt. Zugluft muß mit großer Sorgfalt vermieden werden, deßhalb soll man nie Thüren oder andere Oeffnungen so anbringen, daß, wenn sie zufällig offen stehen, Zugluft entsteht, welche die Thiere treffen könnte.

Leider ist der Landwirth meistentheils in der Einrichtung seiner Ställe beschränkt, in der Regel hat er sie nicht selbst gebaut und muß sie nehmen wie sie sind. In solchen Fällen muß er darauf bedacht sein, die Bedingnisse des Gedeihens für seine Pferde, Luft, Licht, gehörige Temperatur und Reinlichkeit, so viel die Oertlichkeit es erlaubt und seine Mittel es ihm gestatten, herbei zu führen. Durch zweckmäßige Veränderung der Fenster, gehörige Eintheilung u. dgl. kann zuweilen Vieles verbessert werden.

Anders verhält es sich bei Neubauten. Bei solchen muß auch der kleinere Landwirth darauf denken, den Anforderungen, die man an zweckmäßige Stallungen macht, zu entsprechen.

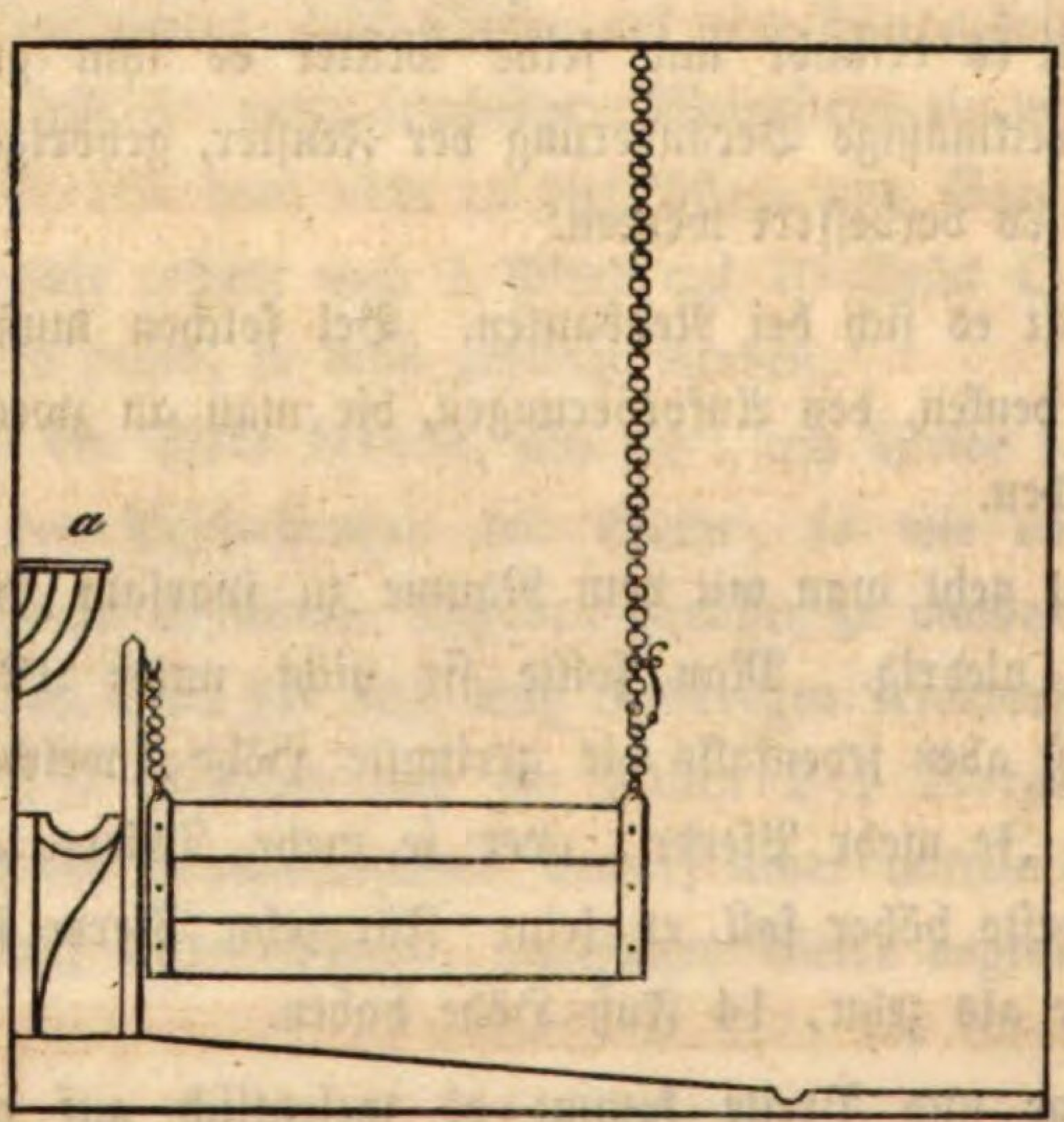
In der Regel geht man mit dem Raume zu sparsam zu Werke und häufig sind die Ställe zu niedrig. Man sollte sie nicht unter 12 Fuß hoch machen lassen, 10 Fuß ist aber jedenfalls die geringste Höhe, welche ein gut gebauter Stall haben soll. Je mehr Pferde, oder je mehr Thiere in einem Stall beisammen stehen, desto höher soll er sein. Für zehn Pferde soll er etwa 12 bis 13, und für mehr als zehn, 14 Fuß Höhe haben.

Bei der Länge und Breite kommt es wesentlich auf die Einrichtung der Ställe an.

In den gewöhnlichen Ställen der Landwirthe stehen die Pferde in einer Reihe an der Krippe ohne Zwischenwände. Diese Art bedarf allerdings des geringsten Raumes. Zweckmäßig ist es jedoch die Pferde zu trennen, wenigstens jedem seine eigene Abtheilung an der Krippe und an der Raufe zu geben, weil sonst die stärkern die schwächern vertreiben und ihnen das Futter wegfressen.

Um jedem Pferd seine eigene Abtheilung zu geben, bedient man sich entweder der Latier- oder Flankierbäume oder der Kastenstände. Erstere können einfache, runde und glatte Stangen sein, welche mit einem Ende mittelst eines Ringes an der Krippe befestigt sind und an dem entgegengesetzten Ende durch einen Strick oder eine Kette an die Stalldecke angehängt und auf- und niedergelassen werden können. Besser sind jedoch die in nachstehender Figur abgebildeten Latier- oder Flankierwände. Sie bestehen, wie die Figur zeigt, aus drei aneinander gefügten Bohlen und werden ganz nach Art der Latierbäume aufgehängt. Da sie schwerer sind als einfache Stangen und eine schwebende Wand bilden, sind sie besonders zur Trennung von Pferden zu empfehlen, die einander schlagen. Die Flankierwände bekommen eine Länge von etwa 7 bis 8 Fuß, ihre

Breite soll ungefähr 3 Fuß betragen. Da es zuweilen vorkömmt, daß muthwillige Pferde über die Latierbäume oder Latierwände hinausschlagen, und wenn sie mit den Beinen darüber gerathen, nicht leicht mehr herabkommen, so müssen sowohl die einen als die andern so eingerichtet werden, daß man sie schnell und zu jeder Zeit abhängen kann. Zweckmäßig ist die in der Figur angedeutete Einrichtung. Sie besteht in einem am obern Ende mit einem Bart versehenen Haken, einem sogenannten Schlüsselhaken, der in einen Ring gebracht wird, und durch einen kleinen Druck ausgehängt werden kann.



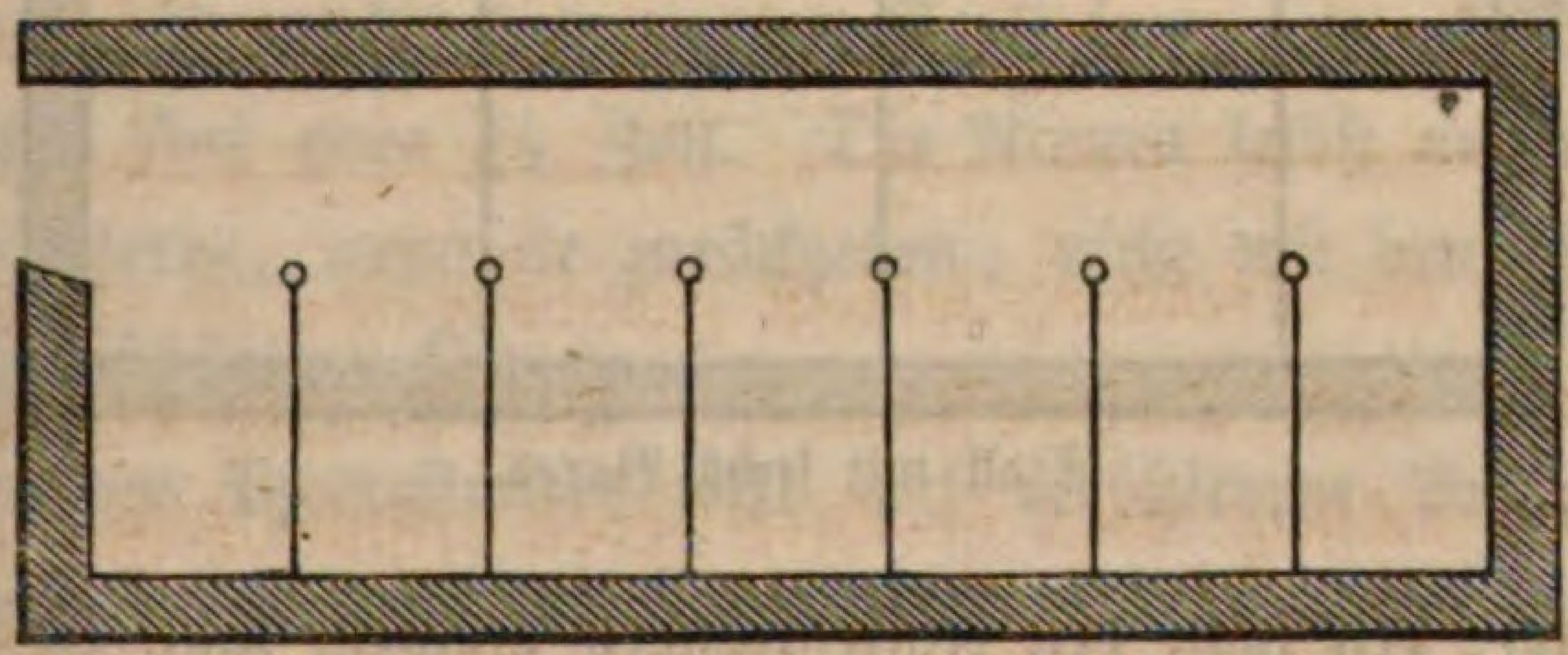
Noch besser als die Trennung mittelst Flankierwände ist die Trennung durch feststehende Wände oder Kastenstände. Sie verlangen aber schon einen größern Raum, und müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, gut und dauerhaft gearbeitet sein. Man unterscheidet ganze und halbe Kastenstände. Die erstern sind so hoch als das Pferd und tragen am vordern Ende eine Erhöhung, welche der Kopfhöhe des Pferdes gleich ist. Die halben Kastenstände haben niedrigere Wände, etwa von der halben Höhe des Pferdes. In Beschälstallungen, oder überhaupt da, wo die Pferde mit großer Sorgfalt gehalten werden, findet man die Kastenstände ausschließlich angewendet. Für den gewöhnlichen Landwirth sind sie zu kostspielig und verlangen auch zu viel Raum; außerdem machen sie auch die Stallungen, wenn diese nicht die erforderliche Höhe haben, dunkel. Für einzelne Pferde sind sie jedoch manchmal unerläßlich. In der Nacht werden die Kastenstände in der Regel geschlossen, indem man in der Höhe von 4½ Fuß eine Stange vorschiebt oder eine Kette vorüberzieht.

Die beste Art der Pferdeställe sind ohnstreitig die geschlossenen Kastenstände oder sogenannten Boxes. Sie sind ganz mit Bretterwänden umgeben und mit einer eigenen Thür versehen, so daß man die Pferde frei darin umhergehen

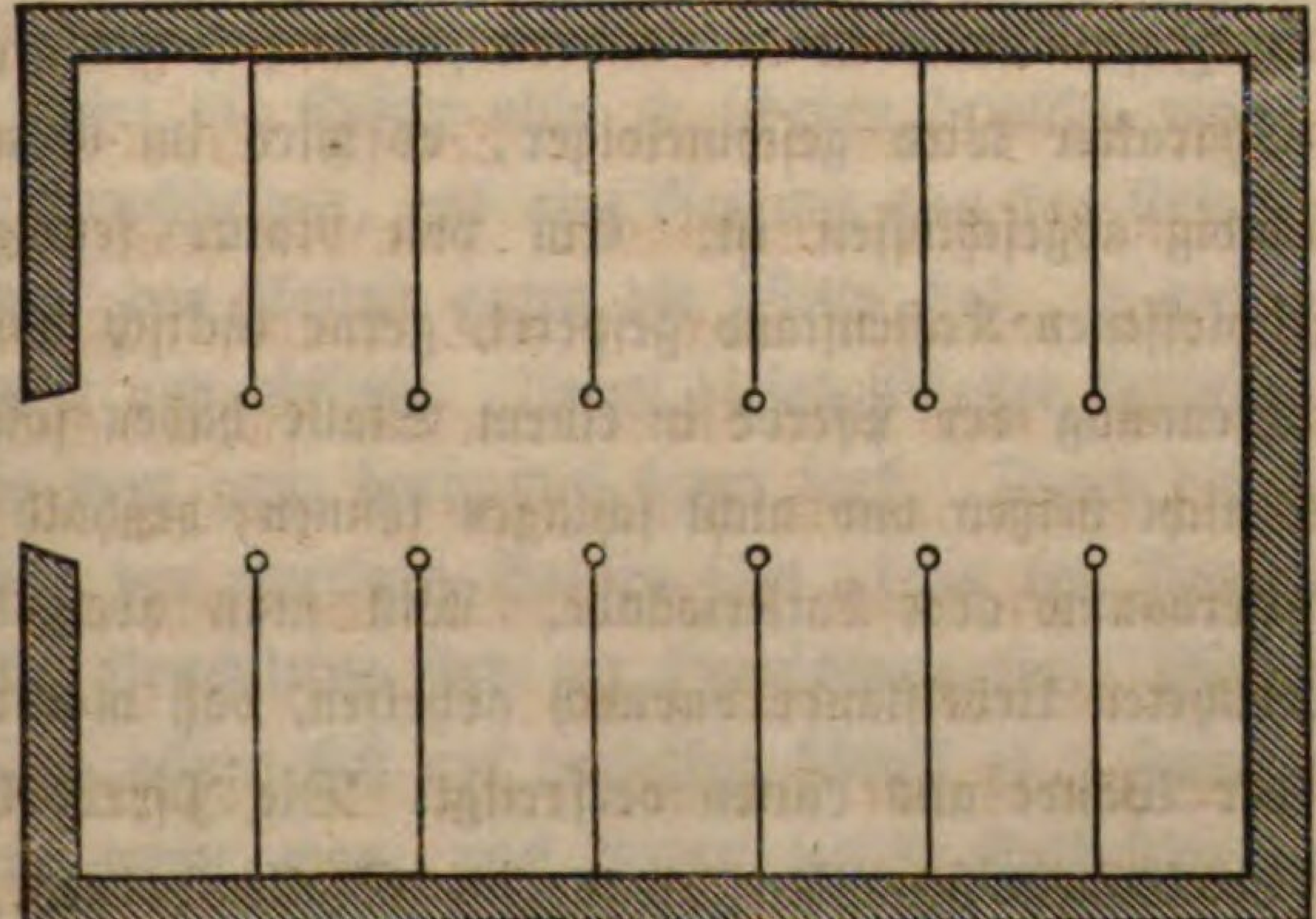
läßt. Sie verlangen aber noch mehr Raum als die Kastenstände, sind ohnehin schon kostspieliger und können deßwegen auf allgemeine Einführung keinen Anspruch machen. Für Mutterpferde mit den Füllen sind sie jedoch unentbehrlich, und jeder Pferdezüchter muß deßwegen wohl einen oder mehrere Boxes haben. Aber auch für den bloßen Pferdehalter, soferne er mehrere Pferde hat, ist es zweckmäßig, einen solchen geschlossenen Kastenstand für Krankheitsfälle, in denen man die Pferde völlig absondern muß, zu haben.

Je nachdem man nun die eine oder die andere Art der Aufstellung, oder eine gemischte Art annimmt, muß der Stall eine größere oder geringere Breite und Länge haben.

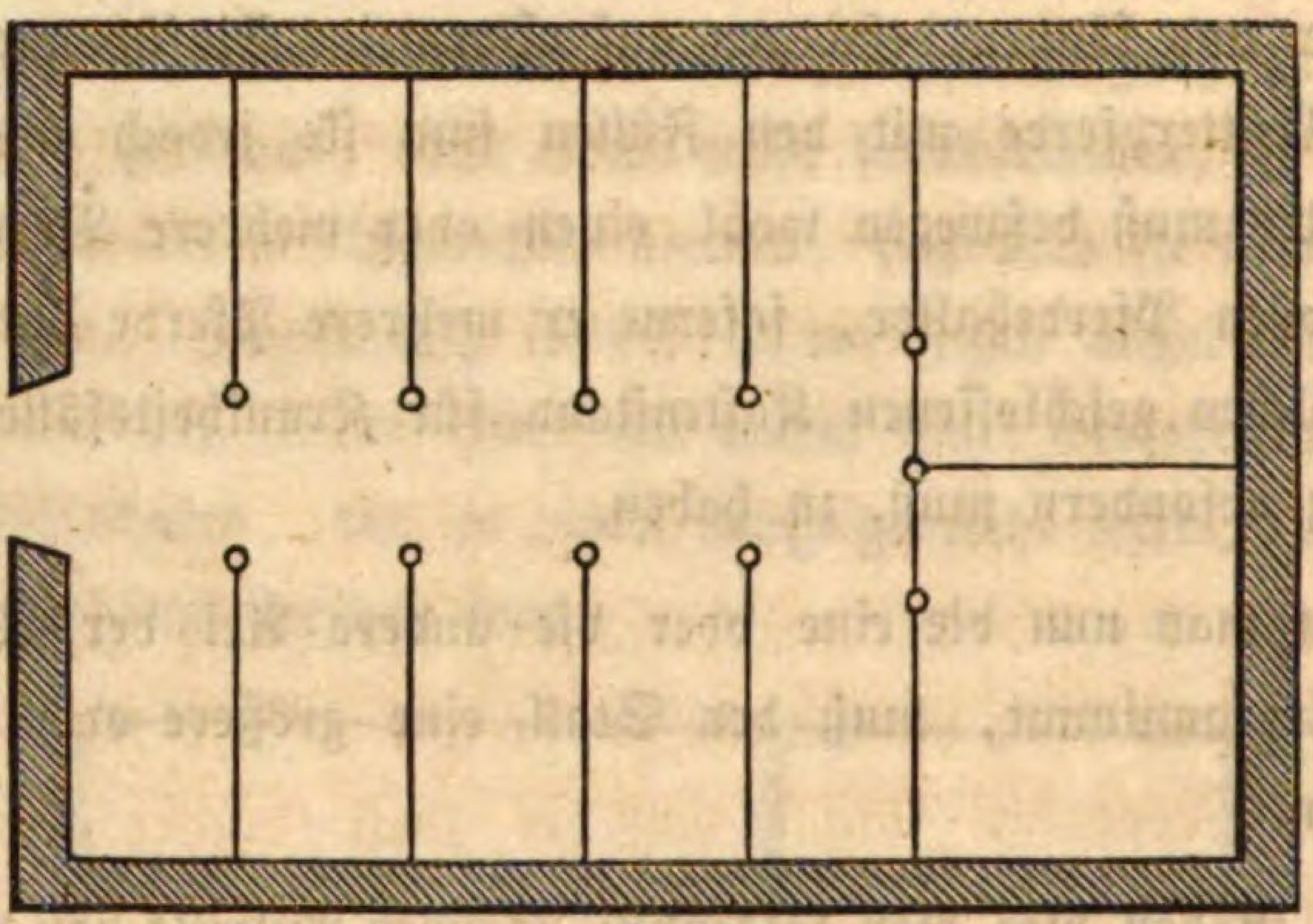
Wir geben in den vier hier folgenden Figuren Aufrisse von vier verschiedenen Einrichtungen. Die erste ist ein einfacher Stall mit Latierwänden, für 6 Pferde berechnet, wenn man den ersten Stand als Futterkasten benützen will. Die zweite ist der Plan eines doppelten Stalles, ebenfalls mit Latierwänden, für 12 Pferde und einem Futterkasten zu jeder Seite. Die dritte ist der nämliche Stall nach Breite und Länge, wie in der vorhergehenden Figur, allein mit zwei Boxes, so daß er nur für 10 Pferde Raum gewährt. Die vierte zeigt endlich in demselben Raum sechs Boxes für sechs Pferde.



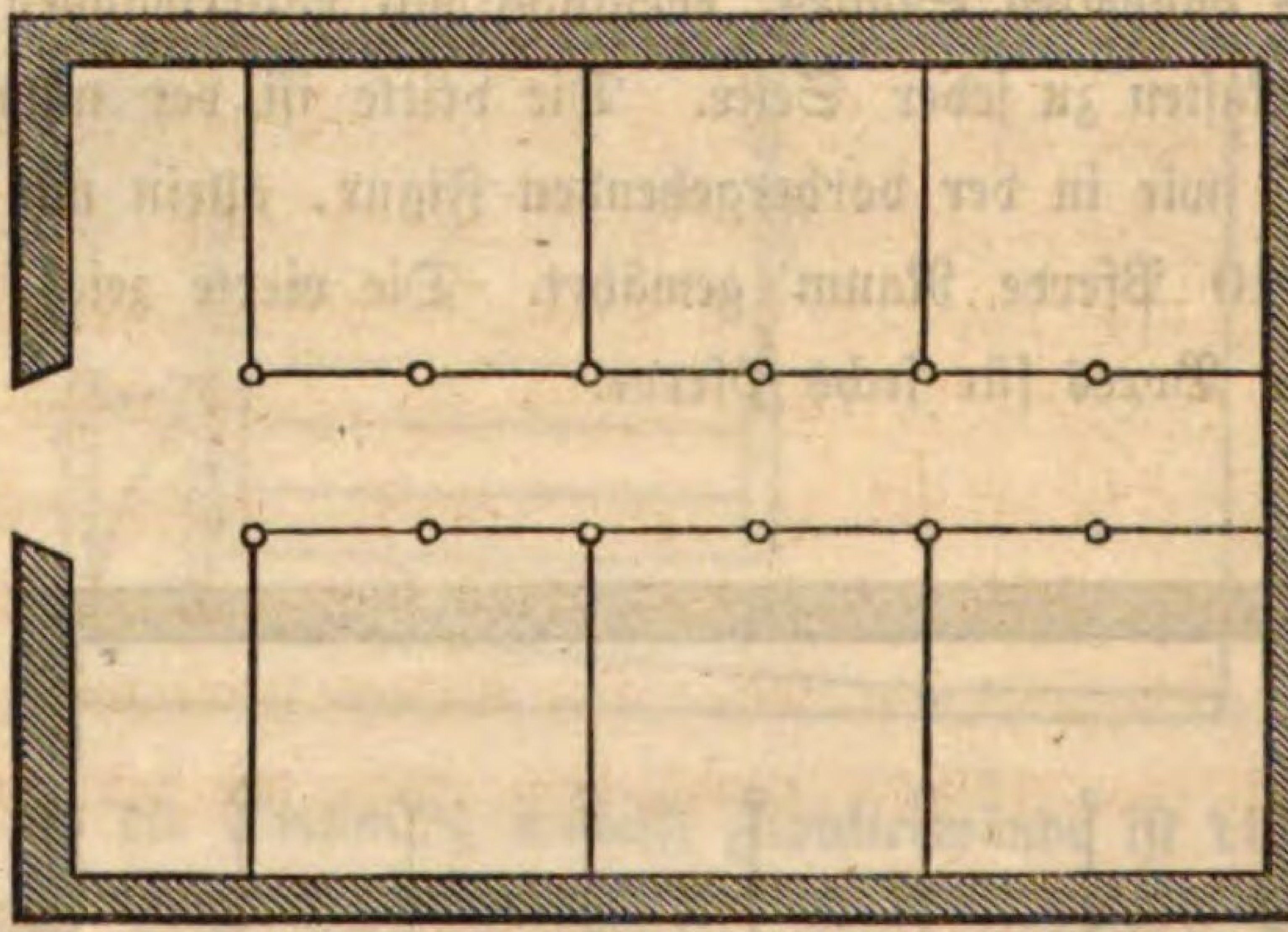
Einfacher Stall mit Latier- oder Flankier-Wänden.



Doppelter Stall mit Latier- oder Flankier-Wänden.



Stall mit Flankierwänden und zwei Boxes.



Stall mit sechs Boxes.

Ein Vorwurf, den man den Kastenständen machen, kann ist der, daß sie die Pferde zu sehr von einander absondern und eine Art Zellengefängniß bilden. Das Pferd ist ein geselliges Thier, es spielt gerne mit andern Pferden, neckt und balgt sich mit ihnen; im Zusammenleben mit andern scheint sich seine geistige Kraft zu entwickeln, sein Charakter wird geschmeidiger, es wird im Ganzen zutraulicher, als wenn es beständig abgeschlossen ist. Ein von Natur feuriges Pferd wird, allein in einen geschlossenen Kastenstand gesperrt, gerne tückisch und boshaft. Der Zweck, den die Trennung der Pferde in einem Stalle haben soll, wird erreicht, wenn sie einander nicht beißen und nicht schlagen können; deßhalb genügen in den meisten Fällen Latierbäume oder Latierwände. Will man aber Boxes haben, so kann man dem berührten Uebelstande dadurch abhelfen, daß man die Thüre, sowie den obern Theil der Wände aus Latten verfertigt. Die Pferde können sich dann einander sehen, sie können bemerken, was im Stalle vorgeht, ohne daß sie in Gefahr wären, einander zu beschädigen.

Daß eine Stute mit ihrem Füllen sich in einem geschlossenen Kastenstande nicht langweilt, braucht kaum gesagt zu werden.

Ein ausgewachsenes Pferd soll in einem Stalle mit Latierwänden wenigstens eine Breite von 5 Fuß haben, um sich bequem umdrehen und niederlegen zu können. Ein Box muß mindestens die doppelte Breite haben und ein Kastenstand etwa 7 bis 8 Fuß.

Die Länge des Standes von der Krippe bis zur Rinne, welche den Harn abführt, soll etwa 10 bis 11 Fuß betragen; der Gang hinter den Pferden in einem einfachen Stalle kann nicht wohl zu breit sein und soll nicht unter 5 Fuß haben. In einem doppelten Stalle muß er zwar breiter sein, eine doppelte Breite ist jedoch nicht erforderlich. Die ganze Breite eines einfachen Stalles wird sich demnach im geringsten Maße auf 16 Fuß, und ein doppelter auf 30 Fuß berechnen.

Die Neigung des Pferdestandes von der Krippe nach der Abzugsrinne soll 3 bis 5 Zoll betragen, wenn der Harn gehörig abfließen soll. Eine geringere Neigung wird allerdings da zulässig, wo, wie in Gestüts- und Marställen eine fortwährende Beaufsichtigung und Reinigung stattfindet; wo aber, wie in den meisten Ställen, der Mist einen ganzen Tag und länger liegen bleibt, ist eine Neigung von 5 Zoll nicht zu stark.

Den Rinnen und mithin dem ganzen Stall kann man ein Gefälle von ½ % geben, d. h. auf 8 Fuß etwa ½ Zoll. Die Rinnen selbst müssen flach und rund sein, damit die Pferde, wenn sie zurückgehen, nicht mit den Füßen darin stecken bleiben und sich beschädigen können.

Der Boden des Pferdestandes wird auf verschiedene Arten hergerichtet, je nach dem Material, das man zur Verfügung hat und nach dem Preise desselben. Hölzerne starke Bohlen sind zwar sehr gut, sie sind aber erstlich theuer und dann werden sie auf der Oberfläche bei feuchtem Zustande so glatt, daß die Pferde leicht ausgleiten. Sie müssen deßwegen gerippt sein und dürfen nur wenig Gefälle haben. Wer die Kosten nicht zu scheuen braucht, macht zuerst ein Pflaster von Back- oder Bruchsteinen, das eine Neigung von der Krippe nach dem Gange zu und auch von den Seiten gegen die Mitte hat, so daß der Harn sich in der Mitte sammelt und abfließt. Ueber dieses Pflaster kommen dann die Bohlen zu liegen, welche man ganz horizontal legen darf. Durch die Fugen, welche man absichtlich zwischen den einzelnen Bohlen läßt, kann der Harn abfließen.

Gewöhnliche Bruchsteine sind zur Herrichtung eines Pferdestandes zwar gut, allein die Hufeisen nützen sich auf denselben schnell ab. Zweckmäßiger sind Backsteine, besonders wenn man zwei Lagen gut in Kalk übereinander bringt, die untere Reihe auf die breite Seite legt und die obere darauf stellt.

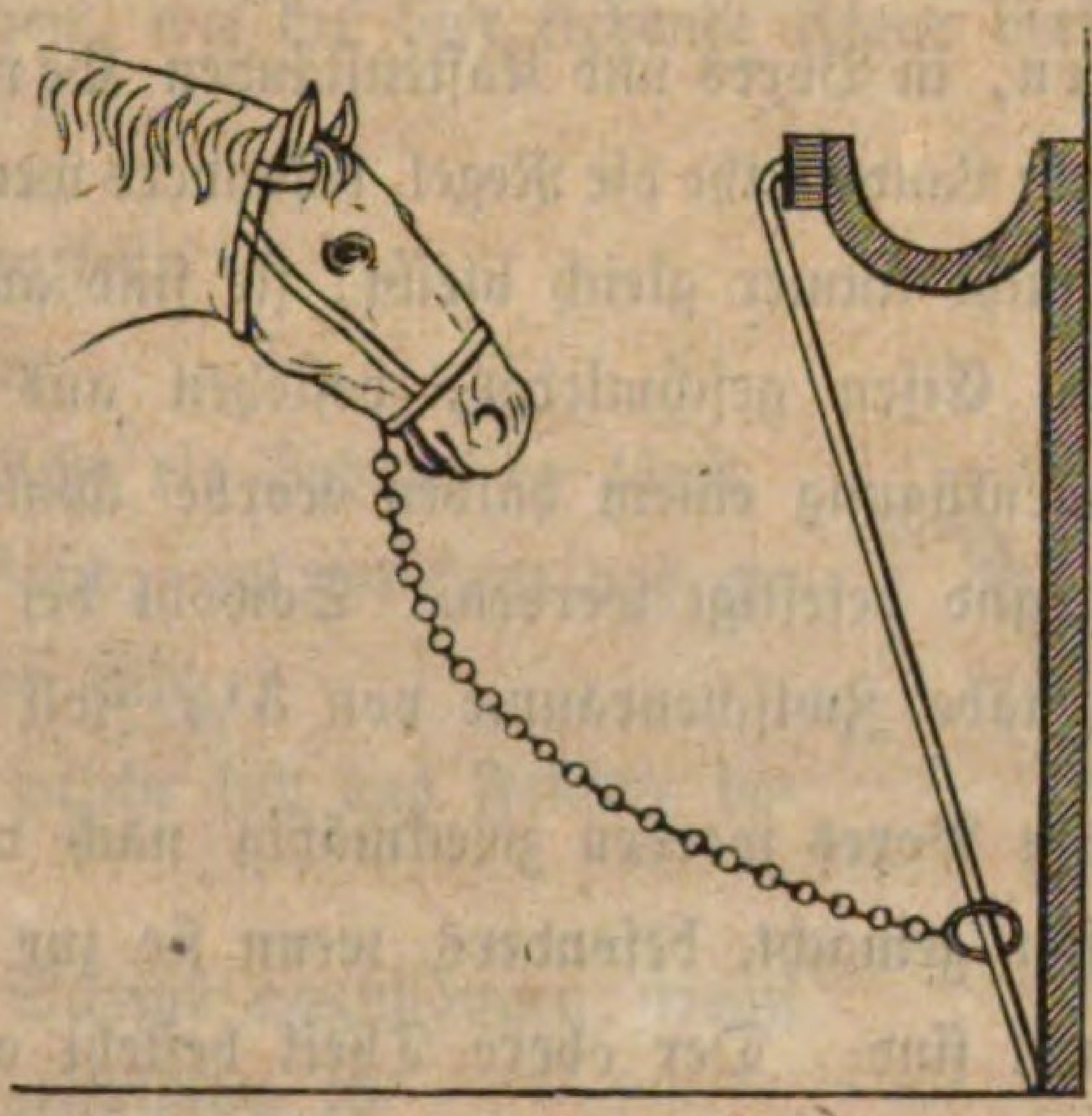
Die **Krippen** werden aus verschiedenem Material gefertigt. Am besten sind die eisernen, auch solche aus hartem polirtem Stein gefertigten sind empfehlenswerth. Allein beide sind theuer und des Preises wegen dem gewöhnlichen Landwirth kaum zugänglich. Er muß sich mit solchen von gewöhnlichem Sandstein oder von Holz begnügen. Die Hauptsache bleibt, daß die Krippe so beschaffen sei, daß man sie leicht reinigen kann, daß sie deßwegen inwendig glatt sei, damit keine Ueberreste des Futters zurückbleiben und üblen Geruch verbreiten können; auch sollen sie so groß sein, daß beim Füttern von voluminösem Futter, Häckerling, geschnittenen Wurzeln u. dgl. das Pferd dasselbe nicht leicht darüber hinausstoßen kann, ein Vorwurf, den man den eisernen Krippen machen kann. Hölzerne Krippen sind den aus Sandstein gefertigten vorzuziehen, weil auf rauhem Sandstein die Pferde die Zähne gerne abwetzen und weil die Pferde auf Holz das Futter sauberer lecken. Allein auf Holz gewöhnen sie sich gerne das Holzfressen und das Krippenbeißen an, weßwegen man die Ränder der hölzernen Krippen mit Eisen beschlägt.

Die beste **Form** der Krippen ist die ovale. In Kastenständen hat jedes Pferd natürlich seine eigene Krippe. Bei den Landwirthen bilden die Krippen in der Regel eine fortlaufende Reihe und es sind blos Abtheilungen darin angebracht; ja zuweilen fressen alle Pferde aus einem gemeinschaftlichen Troge. Zweckmäßig ist es unter allen Fällen, jedem Pferd, mindestens aber zwei gleich starken eine Krippenabtheilung zu geben, weil sonst die kräftigern Pferde die schwächern vertreiben.

Die Höhe der Krippe richtet sich nach der Größe der Pferde; sie soll so angebracht sein, daß das Pferd bequem daraus fressen kann. Für Mutterstuten sollen sie niedriger sein, damit auch das Füllen hinein reichen kann. Unbemerkt dürfen wir nicht lassen, daß die Krippen für Pferde nicht untermauert, sondern daß sie hohl liegen sollen. Wenn dies nicht der Fall ist, stoßen die Pferde, wenn sie aus der Raufe fressen, mit den Knieen an und verursachen dadurch Kniebeulen, die schwer wieder wegzubringen sind.

An den Krippen befindet sich auch die Vorrichtung zum Anbinden der Pferde. Bei den Landwirthen ist in der Regel eine Kette und ein Ring für jedes Pferd bestimmt und auch ausreichend. In den Kastenständen ist es jedoch zweckmäßig, drei Ringe für jedes Pferd zu haben, damit man sie nöthigenfalls an zwei Ringe anbinden kann. Das Anbinden an Ringe ist für Pferde, welche viel im Stalle stehen, mit einiger Gefahr verknüpft; beim Vorwärtsgehen hängt die Kette herab, sie treten gerne darüber und verwickeln sich. Einigermaßen kann man dadurch helfen, daß man ein Gewicht an das Ende der Kette hängt, welches dieselbe beim Vorwärtsgehen durch den Ring hinabzieht. Allein eine solche Vorrichtung ist an und für sich den Pferden lästig, weil sie ein anhaltendes Ziehen

veranlaßt und es wird häufig der Zweck doch nicht erreicht, indem, wenn das Gewicht nicht schwer genug ist, die Kette nicht durchläuft. Man kann die Kette auch über eine kleine Rolle laufen lassen, wo dann auch ein geringes Gewicht schon hinreicht, die Kette durch zu ziehen. Damit das Pferd nicht beständig das Gewicht zu tragen braucht, bringt man am obern Ende, auf ⅔ der Länge der Kette einen Ring an, der größer ist, als der Ring an der Krippe und nicht durch denselben geht. Ist das Pferd ermüdet, so läßt es die Kette bis an diesen Ring durchlaufen, der nun ein weiteres Hinabgleiten verhindert und das Gewicht trägt. Zweckmäßiger ist es jedoch, vor der Krippe eine eiserne Stange schief herab zu befestigen (siehe nachstehende Figur), in welcher der Ring der Kette auf und abgleitet.



Das **Anbinden** der Pferde ist ein anscheinend geringfügiger Umstand, jedoch bleibt er nicht ohne Wichtigkeit. Der Araber bindet sein Pferd an die Fessel des Vorderfußes an und befestigt den Strick an einen Pflock im Innern des Zeltes, damit er es bemerken kann, wenn das Pferd unruhig wird, ein Feind in der Nähe ist oder sich ein Dieb zum Zelte schleichen will. Der Araber hat keine Stallungen, wie sie in unserm Klima nothwendig sind. Bei uns werden die Pferde insgesammt mittelst leichter Ketten an die Halfter angebunden. Die Kette trägt an dem Ende, mit dem sie an die Halfter befestigt wird, entweder einen Knebel, in Form eines lateinischen T, oder einen Haken mit einer Feder. Die Federn werden mit der Zeit lahm und erfüllen ihren Zweck nicht mehr; die Knebel sind einfacher und dauerhafter; um das Aushängen zu vermeiden, steckt man sie durch einen zweiten Ring, der sich an der Halfterkette befindet.

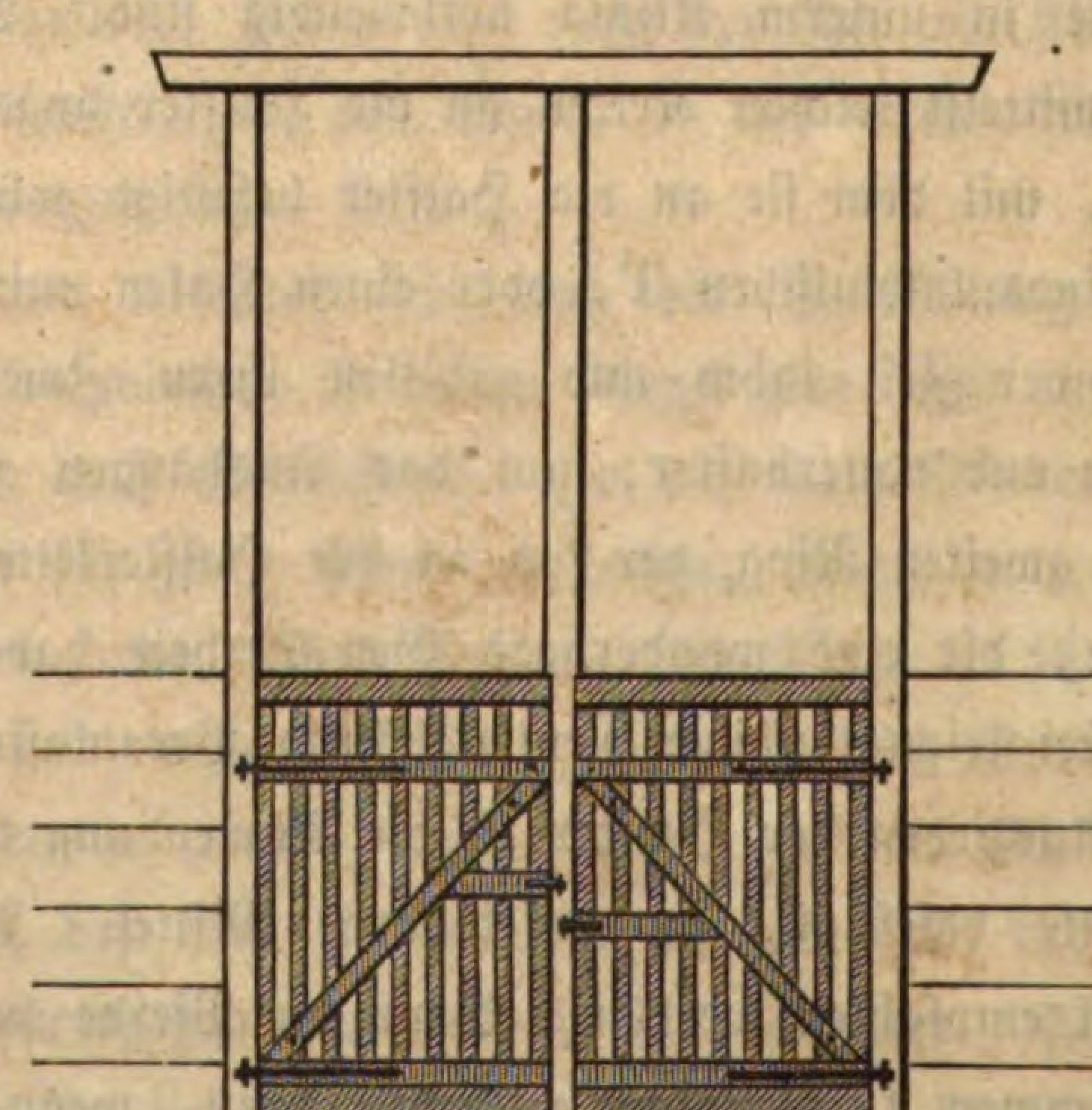
Es gibt Pferde, die eine wunderbare Gewandtheit haben, sich im Stalle loszumachen, was bei leichtgläubigen Leuten häufig Veranlassung zu Aberglauben wird. Gegen das Ausziehen der Halfter ist die Anwendung des Halsbandes, an welche man die Kette befestigt, ein unfehlbares Mittel. Allein diese Art des Anbindens darf nicht empfohlen werden. Wenn die Pferde mit einem Hinterfuße in das Halsband kommen, was leicht geschehen kann, wenn sich das Pferd des

Halsbandes zu entledigen sucht, so kann es sich erwürgen, wie vorgekommene Fälle beweisen. Außerdem reiben die Halsbänder die Mähnen weg und verunstalten dadurch das Pferd. Zweckmäßiger sind die sogenannten Sicherheitshalftern, welche einen nicht sehr breiten Riemen gleich einem Halsbande um den obern Theil des Halses haben, der aber an der Halfter befestigt ist.

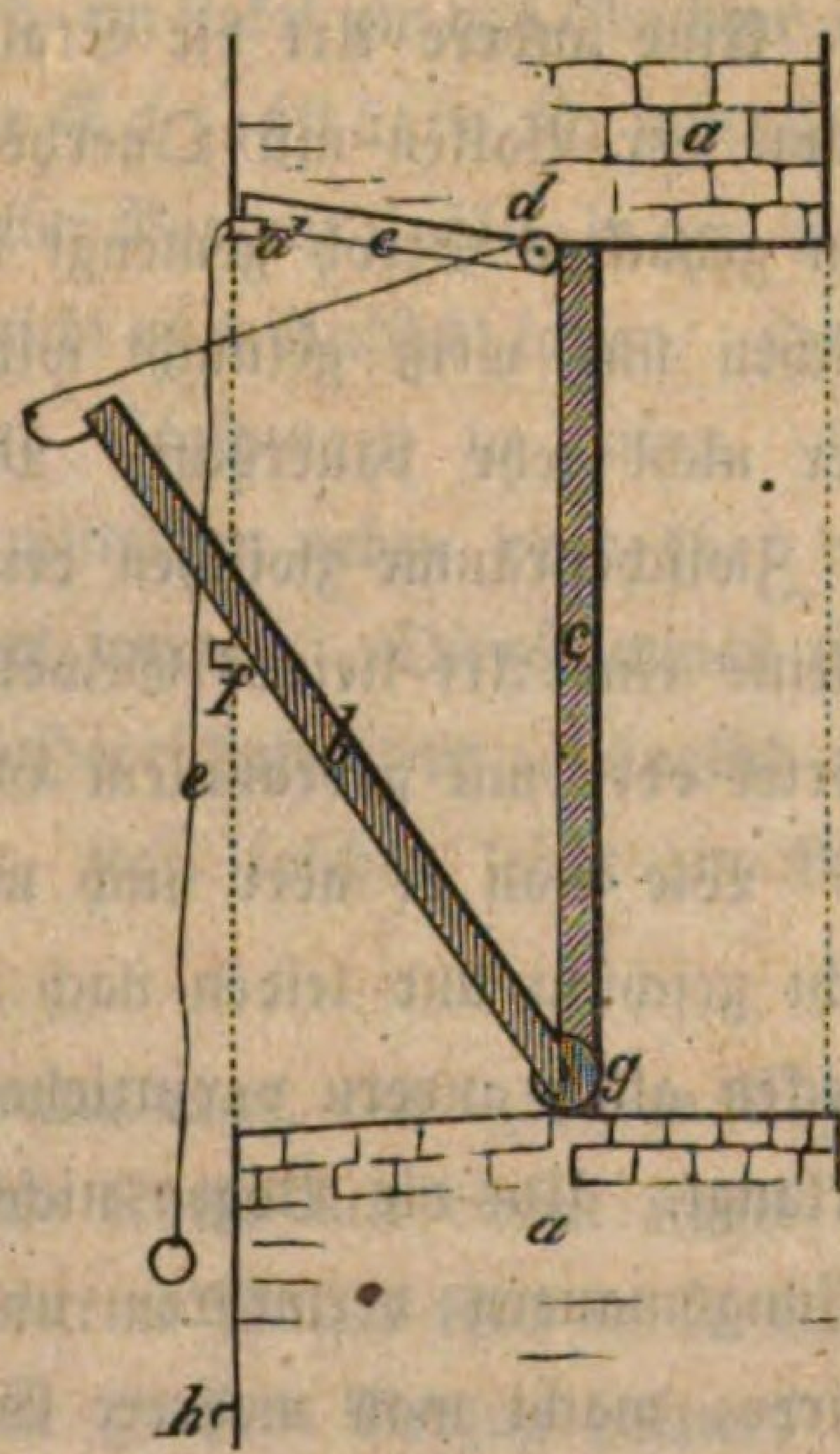
Wenn die Pferde in offenen Kastenständen stehen, sollen an den zwei äußern Pfosten Ketten angebracht sein, mit Haken versehen, die sich an die Halfter anhängen lassen. Sie dienen zum Anbinden des Pferdes, wenn es der Wärter in seinem Stande, etwa zum Satteln oder Putzen umdreht.

Ueber den Krippen sind die Raufen befestigt, in Ställen mit Latierbäumen sogenannte Leiterraufen, in Boxes und Kastenständen Korbraufen (Fig. Seite 220). Erstere sind bei dem Landwirthe die Regel, besonders wenn er Pferde züchtet und die Zahl derselben sich nicht immer gleich bleibt; sie sind aus Holz gemacht. Die Korbraufen sind aus Eisen geschmiedet, bestehen aus 10 bis 12 Stäben, welche in ihrer Zusammenfügung einem halben Korbe ähnlich sehen und mit der offenen Seite an der Wand befestigt werden. Sowohl bei der Leiter, als bei den Korbraufen sollen die Stäbe Zwischenräume von 3½ Zoll Weite ausmachen.

Die Thüren an den Boxes werden zweckmäßig nach dem in unten stehender Figur abgebildeten Muster gemacht, besonders, wenn sie zur Aufnahme von Stuten mit ihren Füllen bestimmt sind. Der obere Theil besteht aus Latten, damit der Wärter auch bei geschlossener Thüre in den Stall hinein und das Füllen heraussehen kann. Die Latten müssen so nahe beisammen sein, daß das Füllen nicht mit dem Fuße dazwischen gelangen kann. Der untere Theil ist mit einem Brett verschlagen, damit das Pferd beim Liegen nicht mit den Füßen in die Latten hinein geräth. Sie müssen eine Breite von mindestens 4 Fuß haben.



Von großem Belange sind die Fenster an den Stallungen. Sie sollen nicht über den Raufen angebracht sein, weil das Licht den Pferden zu sehr in die Augen fällt, sondern sofern es möglich ist, an den Giebelenden des Stalles. Bei einer sehr großen Höhe kann übrigens der Nachtheil vermieden werden, wenn man die Fenster hoch über den Raufen anbringt. Die Fenster sollen, so weit es sich thun läßt, über den Pferden stehen; sie machen alsdann den Stall nicht nur heller, als wenn sie nieder stehen, sondern können auch von Zeit zu Zeit geöffnet und die Luft dadurch erneuert werden, ohne daß der dadurch entstehende Zug die Pferde trifft und ihnen schadet. Sehr entsprechend werden sie zu letzterem Zwecke in der Art eingerichtet, daß sie sich oben öffnen und unten um eine horizontale Welle drehen, wie die hier stehende Figur versinnlichen soll.



aa. die Mauer.
b. das geöffnete Fenster.
c. der Fensterrahmen.
dd. Rollen, über welche die Schnur ee läuft.
f. Haken in der Wand, auf welchem das geöffnete Fenster ruht.
g. die Welle, um welche sich das Fenster bewegt.
h. Haken, um die Schnur einzuhängen, wenn das Fenster geschlossen ist.

Außer den zwei Rollen dd ist noch eine dritte nothwendig, um die Schnur etwas seitwärts vom Fenster herabzuleiten, sie ist aber auf der Figur nicht zu sehen.

Es ist eine bei den Landwirthen häufig anzutreffende Gewohnheit, die Fenster an den Ställen, aus Furcht es möchte im Winter zu kalt werden, zu klein zu machen. Die Ställe werden dadurch finster, und die Augen der Pferde, welche lange in finstern Ställen stehen, werden dadurch schwach und reizbar. Ein Fenster nach dem hier angegebenen Muster soll 4 Fuß breit und 2 Fuß hoch sein.

Wo die Höhe des Stalles nicht ausreichend ist, um die Fenster in entsprechender Höhe anzubringen, ist es nothwendig Luftkanäle in der Decke anzulegen, welche man mittelst einer Klappe nach Belieben öffnen und schließen kann. Sie können einfach aus vier zusammengefügten Brettern gemacht und durch das Dach in's Freie geleitet werden. Wenn nur wenig Pferde in einem Stalle stehen, genügt es übrigens schon, wenn man die Thüren einige Zeit öffnet. Uebrigens dienen die Luftklappen auch dazu die Feuchtigkeit aus den Ställen zu entfernen und das Faulen der Balken zu verhindern.

15*

Hinsichtlich der Decke der Stallungen, der Art ihrer Construction und des dazu zu verwendenden Materials muß man sich, wie hinsichtlich der Bauart überhaupt, nach den örtlichen Verhältnissen, Preisen der Baumaterialien, der Arbeit u. s. w. richten. Jede Construction ist gut, insofern sie dem Zwecke entspricht, zugleich dauerhaft und dabei nicht allzukostspielig ist. In Gegenden, wo das Holz im Ueberflusse vorhanden, wo Bretter und Balken wohlfeil sind, pflegt man die Decken mit Dielen zu beschlagen. Gut und zweckmäßig ist es bei dieser Construction zwei Lagen Dielen auf einander zu legen und zwar die obere quer über die untere laufen zu lassen. Der Boden wird dadurch dauerhafter, fester und läßt weniger Zwischenräume entstehen, durch welche der Dunst in den Heuboden dringen könnte.

Eine andere Art die Stalldecken herzustellen besteht darin, daß die Zwischenräume der Balken mit Querhölzern ausgeschlagen, letztere mit Lehm, unter welchen gehacktes Stroh gemengt ist, umwickelt werden, das Ganze nachher glatt gestrichen und weiß getüncht wird. Es ist dieses wohl die wohlfeilste Art; sie ist aber nicht sehr dauerhaft. Man hat deßwegen auch hie und da den Gebrauch die Zwischenräume zwischen den Balken mit Steinen auszukeilen, indem man die Steine eine Art kleines Gewölbe bilden läßt, sie dann mit gutem dünnen Kalkmörtel oder mit gebranntem Gipsmörtel ausgießt.

Wie man es aber auch machen will, immer werden die Balken in der Decke nicht geschützt und leiden nach und nach Noth. Deßwegen sind die gewölbten Decken allen andern vorzuziehen. Es werden dazu jedoch feste Umfassungsmauern verlangt. Um die Bogen nicht zu groß zu machen, was den Druck auf die Umfassungsmauern vermehren und eine ansehnliche Höhe der Gewölbe verlangen würde, macht man mehrere Gewölbe, sogenannte Kreuzgewölbe, und stützt diese durch steinerne oder gußeiserne Säulen. In einem einfachen Stalle macht man zwei Gewölbe, davon eines über den Gang, das andere über den Stand der Pferde zu stehen kommt. Ein doppelter Stall bekommt drei Gewölbe; das mittlere darf etwas kleiner sein, als die beiden andern, damit die Säulen links und rechts neben den Gang zu stehen kommen. Durch die Kreuzgewölbe wird der Druck nicht nach einer Richtung ausgeübt, sondern nach allen Seiten, die Gewölbe unterstützen sich gegenseitig und die Mauern haben nur einen Theil des Drucks der letzten Gewölbe auszuhalten. Nur dadurch ist es möglich solche Constructionen für Stallungen anzuwenden.

Gewölbte Decken schließen am vollkommensten den Heuboden gegen das Eindringen von Dämpfen aus den Stallungen ab, sie sind außerdem von unberechenbarer Dauer und sind feuerfest. Auch ist ihre Anlage da, wo die Handwerksleute damit umzugehen wissen, durchaus nicht so kostspielig als es beim ersten Anblicke scheint, sie sind sogar in Gegenden, in denen das Holz theuer ist, wohl-

feiler als die hölzernen Böden. Die Gewölbe werden gewöhnlich von Backsteinen gemacht, man kann sie aber auch mit guten Bruchsteinen herstellen.

In Gegenden, wo man das Wölben der Stalldecken nicht kennt, ist man gewöhnlich zu ängstlich bei der Anlegung. Es ist aber nicht einmal nothwendig, daß, wenn mehrere Gewölbe in einem Stalle vorkommen, diese von gleicher Weite sind. Wir kennen eine sehr schöne doppelte Stallung für Rindvieh, in welcher auf einer Seite Groß- auf der andern Jungvieh steht. In Berücksichtigung dieses Umstandes sind die drei Gewölbe, das mittlere für den Gang, jedes von einer andern Breite.

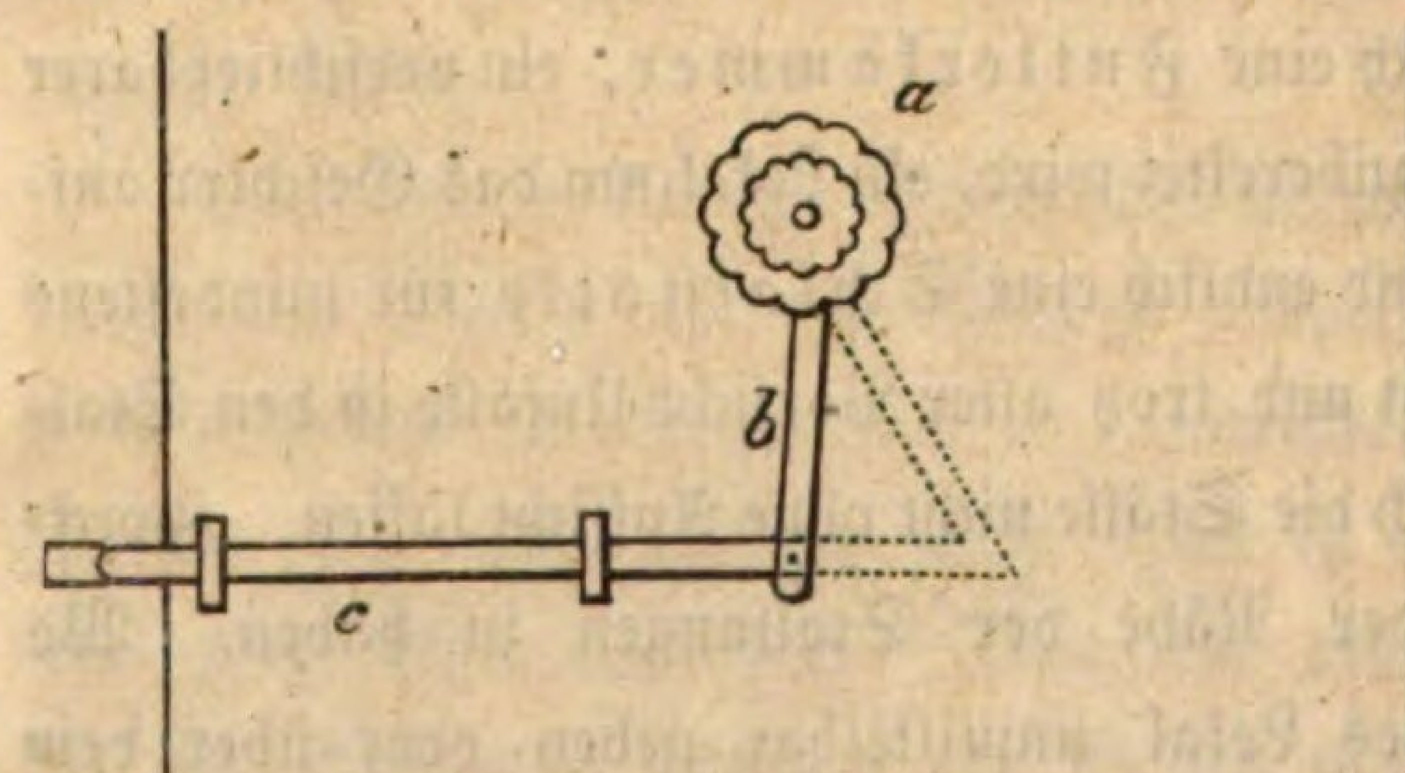
Zu einem guten Stalle gehört auch eine Futterkammer; ein verschließbarer Ort, in dem das Futter aufbewahrt und zubereitet wird, ein Lokal um das Geschirr aufzuhängen, eine Geschirrkammer, und endlich eine Schlafstätte für mindestens einen Wärter. Wenn man weiß wie leicht und trotz aller Vorsicht Unfälle in den Stallungen vorkommen, wird man wo möglich die Ställe nicht ohne Aufsicht lassen. Zweckmäßig ist es die Gesindekammer in der Nähe der Stallungen zu haben. Wo dieses thunlich erscheint, und sich dieses Lokal unmittelbar neben oder über dem Stalle befindet, kann der Wärter im Stalle erspart werden. Die Kammer muß jedoch so eingerichtet sein, daß sie dem Auge der Herrschaft stets zugänglich ist; man darf nicht zugeben, daß sie verschlossen werde, weil solches leicht zu Mißbräuchen führen könnte.

Wenn es möglich ist, soll man, besonders wenn man eine größere Anzahl Pferde hat, in der Nähe der Stallung eine kleine Küche mit einem Kessel anbringen, in dem man Wasser wärmen kann. Das warme Wasser thut in so vielen Fällen so treffliche Dienste, daß wir es für einen großen Vorzug halten, wo diese Einrichtung nicht fehlt.

Zum vollständigen Inventar eines Stalles gehören außer den Geräthen zum Putzen, eine eiserne Mistgabel, eine hölzerne Streugabel — man soll es nie leiden, daß die Streu mit einer eisernen Gabel gemacht werde — ein Besen, eine hölzerne Schaufel, ein Schiebkarren zum Ausmisten, ein Wassereimer, ein Sieb zum Putzen des Hafers, ein Maaß zum Messen der Futterportionen, und eine Laterne. Sobald man Häcksel schneidet, ist es zweckmäßig, einen kleinen leichten Kasten mit Handhaben zu besitzen, in welchem man das Futter anmacht, ehe man es in die Krippe schüttet. An die Eimer kann man auf einer Seite oben einen starken Haken anbringen, mit welchem man den Eimer an die Krippe hängen kann, wenn man dem Pferde Zeit zum Saufen lassen will. Decken möchten wir in dem Stalle eines Landwirths blos für Krankheitsfälle in Bereitschaft sehen. In allen andern Fällen sind sie, wann nicht gerade nachtheilig, so doch entbehrlich.

Als eine nicht überflüssige Vorsicht darf es angesehen werden, wenn die Pfosten in den Ställen, die Bekleidungen der Thüren u. s. w. abgerundet sind, damit sich die Pferde beim Ein- und Ausgehen nicht beschädigen können. In Stallungen, in welchen Pferde von großem Werthe gezüchtet werden, pflegt man dünne hölzerne Walzen vor den Kanten der Thüren anzubringen, welche sich leicht drehen, sobald sie von dem Pferde beim Ein- oder Ausgehen berührt werden.

An den Thüren soll man alle vorspringende Dinge, wie Klinken u. dergl. vermeiden. Besser ist es statt der Klinken, Riegel anzubringen. Eine zweckmäßige Vorrichtung zu diesem Zwecke ist die in folgender Abbildung versinnlichte.



a ist der Griff der Thüre, der äußerlich angebracht ist und sich leicht drehen läßt. Inwendig ist mit demselben die Stange b verbunden, welche den Riegel c hin und herschiebt. Diese Vorrichtung ist besonders für die äußern Thüren geeignet und hat den Vortheil, daß die Thüren von Niemand geöffnet werden können, der diese Vorrichtung nicht kennt. Dadurch wird zugleich Unbefugten der Eintritt in die Stallungen verwehrt.

Um im Sommer bei heißer Witterung den Stallungen mehr Luft zu geben, läßt man die äußeren Thüren offen und zieht blos eine Kette oder eine Stange in einer Höhe von etwa 4 Fuß vorüber. Zweckmäßiger ist eine Thüre von Latten angefertigt, oder auch zwei 6 Fuß lange und 6 bis 8 Zoll breite Bretter, die in Form eines X gebracht und in der Mitte durch eine Schraube lose zusammengehalten und so in die Thüre gestellt werden. Zur Befestigung kann man sie auswendig zwischen die Thüre und den Thürenstein stellen oder auch einige Kloben dazu anbringen.

Das Innere der Stallungen soll so eingerichtet sein, daß die Stallungen leicht gereinigt werden können und ein schönes freundliches Aussehen haben. Man geht viel lieber in einen Stall, der reinlich und einladend aussieht, als wenn er schmutzig und dunkel ist, und dieses kommt den Thieren immer zu statten. Man darf sogar einige Kosten nicht scheuen das Innere eines Stalles stets in gutem Zustande zu erhalten. Aeußerlich ist Einfachheit an seinem Orte und jeder äußere Zierrath, architektonischer Schmuck u. dgl. kann füglich unterbleiben.

C Wartung und Pflege.

Wer gute Pferde hält, und will ihr recht genießen,
Wird ihre Wartung wohl für's erst bestellen müssen,
Durch strenge Ordnung, Maß in Arbeit, Trank und Speiß,
Durch stete Reinigung von Unrath, Staub und Schweiß:
Weil vielmehr gute Pferd' von schlechter Wartung sterben,
Als durch viel Unglücksfäll und den Gebrauch verderben.
(Joh. Chr. Pinters Pferdeschatz. 1688.)

Wir haben bei der Aufzählung der Nahrungsmittel bereits das Nothwendige über die Zubereitung derselben gesagt, es bleibt uns nur noch einiges über die Ordnung im Stalle, das Putzen und Reinigen der Pferde beizufügen übrig.

Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Neigung zur Sache sind Eigenschaften, welche einem guten Pferdewärter nicht abgehen dürfen und mit welchen er sich in allen Fällen und Verhältnissen zurecht zu finden weiß. Der Pferdehalter, besonders der Landwirth befindet sich in Bezug auf die Haltung und Wartung seiner Pferde unter so vielerlei Verhältnissen und Einflüssen, daß sich eine genaue bestimmte Ordnung nicht wohl für ihn aufstellen läßt. Die Pferde eines Gestüts oder eines Cavallerieregiments, so lange letzteres in Garnison liegt, haben jeden Tag ihre bestimmte und regelmäßige Arbeit, sie gehen zur festgesetzten Stunde aus und kehren zur bestimmten Zeit zurück; sie finden jeden Tag das ihnen zusagende und für sie ausgewählte Futter in genügender Quantität; sie finden jederzeit ihren bestimmten Wärter, dem Zeit und Muße gegeben ist, die Vorschriften der Wartung und Pflege nach allen Richtungen zu erfüllen.

Ganz anders verhält es sich bei dem Landwirthe. Er hat weder die Regelmäßigkeit des Dienstes, noch die Regelmäßigkeit der Futtergabe in seiner Gewalt. Von Wind und Wetter abhängig hat er einen Tag viel, den andern wenig zu thun; bald bleiben die Pferde des Morgens bis 6 Uhr im Stall, bald sind sie schon um 4 Uhr im Feld; die Mittagsrast wird in der Erndtezeit zuweilen auf das geringst mögliche Maaß zurückgeführt und endlich ist ihm in Bezug auf das Futter selbst, sowohl nach Qualität als nach Quantität durchaus nicht die freie Wahl gegeben. Es muß sich nach den Umständen richten.

Allein so sehr man auch von den Umständen beherrscht werden mag, so ist doch eine gewisse Ordnung einzuhalten möglich und es ist immer nothwendig, wenigstens darnach zu streben. Eine dreimalige tägliche Fütterung ist dem Pferde unumgänglich nothwendig. Zur Erndtezeit oder in andern dringenden Arbeiten, wo die Futterzeit um Mittag abgekürzt wird, ist eine vierte kurze Fütterung gegen vier oder fünf Uhr Abends nicht zu versäumen.

Man pflegt die dreimalige tägliche Fütterung etwa Morgens um 5 Uhr, Mittags um 11 und Abends um 7 Uhr zu geben. Je nach der Jahreszeit

werden die Futterzeiten Morgens und Abends verrückt, so daß man z. B. im Sommer Morgens um 4 Uhr und Abends 8 Uhr füttert, dagegen im Winter Morgens erst um 6 und Abends ebenfalls um 6 Uhr beginnt. Diese Futterzeiten stimmen am besten mit unsern sonstigen ökonomischen und bürgerlichen Verhältnissen und Einrichtungen überein. Will man den Pferden eine Zulage von Körner- oder anderm Futter geben, etwa weil die Arbeiten anstrengender als gewöhnlich sind, so ist es zweckmäßig ihnen dieselbe Abends vor dem Schlafengehen, wenn man um 7 Uhr gefüttert hat, etwa um 9 Uhr, zu reichen. Bei den Landleuten trifft man häufig den Mißbrauch an, den Pferden des Abends die Raufen dicht voll Heu oder Klee zu pfropfen; sie fressen das Futter gewöhnlich nicht rein auf, treten es zum Theil unter die Füße und verderben es. Wenn dieser Mißbrauch Tadel verdient, so ist dagegen das Aufgeben einer mäßigen Quantität langen Futters, namentlich Stroh über Nacht zu empfehlen. Pferde, die nicht sehr ermüdet sind, vertreiben sich die Zeit daran, welche sie ohnedieß zur Angewöhnung böser Gewohnheiten verwenden würden. In den Cavallerie-Regimentern trifft man unter den Pferden immer eine Menge Kopper und Windschnapper an; die Ursache liegt hauptsächlich darin, daß die Pferde einen großen Theil des Tages und der Nacht leer stehen und keine Beschäftigung haben.

Pünktlichkeit im Füttern, sowohl in Rücksicht auf das Maaß des Futters als auf die Zeit, ist eine wesentliche Forderung, wenn sie Gedeihen bringen soll. Die Pferde gewöhnen sich schnell an gewisse Stunden, und erwarten dann immer mit Ungeduld ihr Futter, wenn es etwas länger ausbleibt; selbst der Organismus scheint sich an regelmäßige Futterzeiten zu gewöhnen, und der Magen erinnert zur bestimmten Zeit an die eingeführte Ordnung. Läßt man die Futterzeit vorübergehen, so verzehrt das Pferd nicht mehr mit dem nämlichen Appetit das Futter, das ihm gereicht wird, es tritt eine Störung in dem gewohnten Gange der Verdauung ein und das Futter schlägt weniger gut an. Bekanntlich ist aber auch nichts dem Gedeihen der Pferde nachtheiliger als die Unregelmäßigkeit in der Dauer der Arbeit und der Futterzeit. In der Landwirthschaft ist es nicht immer möglich diese Pünktlichkeit zu erreichen, allein jedenfalls soll man darnach streben, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß mit energischem Willen und ernsthafter, wohlüberlegter Berechnung in den meisten Zeiten die Einrichtung einer pünktlichen und regelmäßigen Fütterung durchgeführt werden kann.

Eine genaue in's einzelne gehende Beaufsichtigung des Dienstpersonals ist beim Füttern eine andere, wesentliche Forderung; das Auge des Herrn hat einen mächtigen Einfluß auf das Gesinde und mittelbar auf die Thiere. Es gibt allerdings Knechte, denen man das Füttern unbedingt anvertrauen kann; allein diese erblicken in der Beaufsichtigung gewissermaßen eine fortwährende Anerkennung ihrer Leistungen und sie ist ihnen deßwegen nicht lästig; wie viele Unterschleife werden

aber verhindert, wie viele Zwistigkeiten in der Geburt erstickt, wie viele Unannehmlichkeiten vermieden, wenn das Auge der Herrschaft stets gegenwärtig ist!

Einem Landmanne, oder jedem Viehbesitzer, der sein Vieh liebt, muß es ein Vergnügen gewähren sein Vieh zu besuchen und gedeihen zu sehen. Ein aufmerksamer Viehzüchter wird es nicht versäumen nach dem Abfüttern nochmals die Runde in seinen Stallungen zu machen und nachzusehen ob alles in Ordnung ist. Es gibt kaum eine bessere Zeit zu dieser Runde als Abends vor dem Schlafengehen. Die Thiere gewöhnen sich bald an diese Besuche, wenn sie regelmäßig wiederkehren, und lassen sich dann in ihrer Ruhe dadurch nicht mehr stören. Man hat dabei Gelegenheit die Thiere genau zu beobachten und jede Störung in dem Gesundheitszustande eines Thieres bei der Stille der Nacht leicht zu bemerken. Eine Handvoll Hafer, ein Stück Brod, eine Kartoffel oder dergl. alsdann den Pferden gereicht, macht sie zutraulich und folgsam. Eine andere eben so günstige, wenn nicht noch günstigere Zeit ist Morgens einige Zeit vor dem Beginn des Fütterns. So unbequem diese Zeit auch sein mag, wird sie sich, auf Inspection der Stallungen verwendet, reichlich lohnen.

In der Regel besteht das Futter aus Heu oder Grünfutter und einer Zugabe von Hafer, oder Wurzelwerk u. dgl., selten aus Grünfutter allein. Wo dieses, das letztere der Fall ist, gebe man den Pferden nur kleine Portionen auf einmal und füge nie eine neue hinzu, ehe die vorhergegebene völlig verzehrt ist.

Hat man Heu und Hafer oder andere Körnerfrucht zu füttern, so gebe man zu Anfang eine kleine Portion Heu, und erst wenn dieses gefressen ist, den Hafer. Während das Pferd den Hafer verzehrt, wird es geputzt und etwas später getränkt; nachdem das Pferd den Hafer verzehrt hat wird der Rest des Heues aufgesteckt. Gut ist es nie zu viel auf einmal zu geben, selbst eine Theilung des Hafers in zwei Portionen ist sehr zu empfehlen, weil die Pferde ihn mit mehr Appetit verzehren; wir verweisen übrigens auf das, was wir bereits oben (S. 202) über das Füttern des Hafers gesagt haben.

Als eine Arbeit, die während der Morgenfütterung verrichtet werden soll, ist das Ausmisten des Stalles zu erwähnen. Das Stroh wird mit der Gabel herausgeschüttelt, zur Seite gebracht und der Stand vollkommen gereinigt. Der Landwirth, welcher Rindvieh hat, kann das Stroh aus den Pferdeställen, selbst wenn es ein wenig naß wäre, zu Streu für dieses benützen und den Pferden jedesmal frisches Stroh geben.

Das Tränken hat mit einiger Vorsicht zu geschehen. Wenn die Pferde nicht erhitzt sind, so saufen sie das Wasser nicht, das ihnen nachtheilig wäre; allein sobald sie von Durst geplagt sind, fallen sie gierig darüber her und saufen jedes Wasser, das ihnen gereicht wird, in großer Quantität. Vor allem ist auf die Temperatur des Wassers Rücksicht zu nehmen, es darf nie zu kalt sein.

Deßwegen kann man im Sommer an reinen Flüssen und Bächen tränken, im Winter dagegen an Quellen und Brunnen. Die Quellen behalten das ganze Jahr durch die nämliche Temperatur, im Winter ist die Temperatur des Quellwassers deßwegen höher als die Temperatur der Atmosphäre, es erscheint warm und die Thiere können ohne Gefahr ihren Durst daran löschen. Umgekehrt erscheint es im Sommer kalt, während das Bach- und Flußwasser die Temperatur der Luft angenommen hat, und wärmer ist.

Hat man jedoch nicht die Wahl zwischen beiden, so lasse man im Sommer das Quell- und Brunnenwasser von einer Mahlzeit zur andern in einem Eimer oder in einem Troge stehen, und stelle das Flußwasser, wenn man nur solches zur Verfügung hat, im Winter einige Zeit in den Stall damit es sich etwas erwärmt oder gieße etwas erwärmtes Wasser hinzu.

Außer der Temperatur ist auch die sonstige Beschaffenheit des Wassers nicht außer Acht zu lassen. Die Pferde gewöhnen sich bald an das Wasser einer Oertlichkeit oder einer Gegend, sofern dasselbe nicht absolut schädlich ist. Sie sind aber, wenn das Wasser an das sie sich gewöhnt haben, eine Eigenthümlichkeit des Geschmackes hat, alsdann um so schwieriger, wenn sie sonst irgendwo hinkommen, und man hat auf Reisen manchmal Mühe sie zu tränken. Die Engländer, welche für ihre Rennpferde eine bis in's Kleinste gehende Sorgfalt an den Tag legen, pflegen zuweilen bei Wettrennen das für ihre Pferde nothwendige Wasser in Fässern mit sich zu führen. Ein Mittel, das in der Regel ausreicht, Pferde fremdes Wasser, an das sie nicht gewöhnt sind, saufen zu lassen besteht darin, daß man etwas Mehl oder Kleie hinein rührt. Nur müssen die Pferde an Mehltrank gewöhnt sein, weil sie ihn anfangs nicht gerne saufen, im Gegentheil vor der ungewöhnten Farbe des Wassers zurückschrecken.

Mehl- und Kleienwasser ist aber nicht nur bei schlechtem Wasser und auf Reisen zu empfehlen, sondern es leistet unter vielen Verhältnissen die besten Dienste; in jedem Stalle sollte man immer eine kleine Quantität Kleien oder Mehl vorräthig haben. Wenn die Pferde ermüdet und erhitzt von der Arbeit zurückkommen thut ihnen ein Mehl- oder Kleientrank, nachdem sie ein wenig trocknes Futter gefressen haben, besonders wohl.

Gutes Wasser soll klar, ohne Geruch und ohne Geschmack sein. Ein Kennzeichen guten Wassers ist es, wenn Seife leicht darin schäumt und Hülsenfrüchte sich gerne darin weich kochen. Sogenanntes hartes, gyps- oder kalkhaltiges Wasser kann man dadurch verbessern, daß man glühende Kohlen hineinwirft oder einige Tropfen Schwefelsäure zusetzt. Durch Zusatz von Schwefelsäure wird der Kalk oder Gyps gefällt und es bildet sich ein weißer Niederschlag; man kann etwa ¾ Stunden nach Zusetzung der Säure das obere helle Wasser abgießen und benützen.

Trübes, unreines Wasser von üblem Geruch oder Geschmack kann man nur mittelst Filtriren durch Sand und Kohlenpulver verbessern.

Das Tränken soll bei Körnerfütterung nie unmittelbar nach dem Verzehren derselben, sondern erst erfolgen, wenn die Pferde wieder etwas Heu gefressen haben. Wenn die Pferde erhitzt sind, soll man sie nicht in einem Male bis zur Sättigung saufen lassen, sondern ihnen lieber zuvor etwas überschlagenen Kleientrank oder lauwarmes Wasser reichen.

Wenn man bei heißem Wetter auf Reisen ist, so gereicht es den Pferden zuweilen zur großen Erquickung, wenn man sie, ohne sie auszuspannen, zwischen den Mahlzeiten tränkt. Solches Tränken ist der Gesundheit der Pferde nicht nachtheilig, wenn es mit Vorsicht geschieht. Man sorge vor allen Dingen für gutes, namentlich nicht zu kaltes Wasser, und wenn solches nicht zu haben ist, versetze man es mit etwas Kleie. Man lasse die Pferde nur eine mäßige Quantität saufen, und setze unmittelbar nachdem sie getränkt sind, die Reise fort. Daß man ohnehin, wenn die Pferde erhitzt sind, auf der Straße nicht stille halten und die Pferde in der Zugluft stehen lassen soll, versteht sich wohl von selbst.

Als eine zweckmäßige Zugabe zu jeder Fütterung ist das S a l z zu betrachten. Die Pferde bedürfen dessen zwar nicht so viel, als das Rindvieh, allein von Zeit zu Zeit gereicht, ist es ihnen sehr zuträglich. Das Bedürfniß darnach lassen sie durch Lecken an Wänden und Krippen erkennen. Eine wöchentliche Gabe von 4—6 Loth ist für ein erwachsenes Pferd als ausreichend zu betrachten.

Hie und da findet man mancherlei geheime Mittel im Gebrauch um die Pferde bei Appetit zu erhalten, manche davon mögen ihren Zweck erfüllen, andere mögen, wenn nicht geradezu schädlich, so doch überflüssig sein; dem guten Züchter sind sie alle entbehrlich. *)

Zum P u t z e n der Pferde bedient man sich des S t r i e g e l s, der B ü r s t e oder K a r t ä t s c h e und des S t a u b w e d e l s. Es gehören ferner noch dazu ein S c h w a m m, ein aus Stroh zusammengedrehter W i s c h e r, ein H u f r ä u m e r und ein K a m m.

Mit dem Striegel werden alle Theile des Pferdes, mit Ausnahme des Kopfes, des Rückgrates und der innern Theile der Beine, mit kurzen raschen Strichen bearbeitet. Der dadurch los gewordene Staub wird mit der Bürste nachgeholt. Man macht dazu jedesmal einen Doppelstrich, den ersten gegen das Haar den zweiten in der Richtung des Haares und leert die Bürste, auf dem in der einen Hand gehaltenen Striegel aus, indem man mit derselben leise über die

*) In Steiermark soll man, wie uns von glaubwürdiger Seite versichert wird, den Pferden sogar Arsenik geben, und die Pferde sollen sich dabei gesund und frisch erhalten, sehr leicht athmen, leicht in ihren Bewegungen und das Haar stets glänzend sein.

Zähne des Striegels hinfährt. Mit der Bürste müssen auch die Theile gereinigt werden, welche man ihrer Empfindlichkeit wegen, mit dem Striegel nicht bearbeiten kann, namentlich das Innere der Beine und der Rückgrat. Augen, Nase und Maul werden mit dem Schwamme abgewaschen. Die äußersten Ende der Gliedmaßen, Hüfe und Fessel müssen ebenfalls gereinigt werden; dieß kann nach Erforderniß mit der Bürste, dem Strohwisch geschehen oder man wascht sie mit Wasser ab.

Bei Herrschaftspferden werden die Hüfe endlich noch gewichst. Solches ist bei Ackerpferden natürlich nicht nothwendig; allein das Einschmieren der Hüfe von Zeit zu Zeit mit Fett ist auch bei Arbeitspferden, welche spröde Hüfe haben, eine empfehlenswerthe Operation.

Das Aufräumen der Hüfe mit dem Hufmesser wird so oft vorgenommen, als es sich nothwendig zeigt. Wenn man die Hüfe fleißig wascht, wird es selten vorkommen.

Zur Vollständigkeit des Putzens gehört auch das Ordnen der Mähne, des Haarschopfes und der Schweifhaare, mittelst eines Kammes. Man hüte sich die Mähne und den Schweif allzu dünn zu machen; eine wohlgepflegte Mähne und ein schöner wohl besetzter Schweif sind Zierden eines Pferdes. Wenn die Haare jeden Tag gekämmt werden, so ist diese Arbeit bald gethan, und sie wird verrichtet werden können, ohne daß dabei Haare ausgerissen werden. Sind die Haare sehr verwirrt und mit Koth und Schmutz zusammengeleimt, wie solches bei nachlässig gehaltenen Pferden an dem Schweife gewöhnlich ist, so darf man nicht gleich mit dem Kamme darein fahren, sondern man wasche die Haare mit Seifenwasser tüchtig ab und löse sie mit den Fingern auseinander.

„Gut geputzt ist halbes Futter,“ sagt ein altes Sprüchwort. Obgleich man dieses Sprüchwort nicht buchstäblich nehmen darf, so liegt doch eine große, beherzigenswerthe Wahrheit darin. Reinlichkeit des Körpers trägt wesentlich zur Gesundheit und zum Wohlbefinden bei und ersetzt allerdings einen Theil Futter; aber noch mehr: wo man die Pferde sorgfältig putzt, da füttert man auch gut; wo man auf Reinhaltung der Thiere sieht, da ist auch sonst in der Haushaltung Reinlichkeit und Ordnung und wo Reinlichkeit und Ordnung zu Hause sind, fehlt auch Betriebsamkeit, Fleiß und Gedeihen nicht.

„Wenn man die Pferde mit einem Lappen von einem gehängten Diebe abreibt, so werden sie hell und glänzend,“ hieß eine Regel, die bei den Bauernknechten und Fuhrleuten früherer Zeit, wo das Hängen noch Sitte und Gesetz war, in großem Ansehen stand. Die guten Leute, die an diese Regel glaubten, hatten zwar in der Hauptsache Recht; sie hatten aber Unrecht dem Lappen zuzuschreiben, was nur eine natürliche Folge ihrer Sorgsamkeit war. Ein Fuhrmann, der bei Nacht und Nebel unter einen Galgen geht, um ein Stück von dem Kleide

eines Erhängten loszuschneiden, beweist jedenfalls große Aufopferungsfähigkeit für sein Gespann, und er wird gewiß nichts versäumen, was zu dem Gedeihen seiner Pferde beitragen kann. Dadurch würden sie aber fett werden und glänzend, ohne den geheimnißvollen Lappen.

Bei dem Landwirth hat ein Knecht in der Regel drei und vier, wohl auch mehr Pferde zu besorgen; es kommen häufig auch noch Füllen dazu. Es ist in den meisten Arbeitszeiten, wo man um 6, oder gar um 5 Uhr Morgens anspannt, nicht möglich, daß ein einzelner Mann so viele Pferde gehörig striegeln, bürsten, waschen und kämmen kann. Gewöhnlich wird das Putzen dann höchst oberflächlich des Morgens oder des Mittags während der Ruhezeit verrichtet und nur bei Regentagen vervollständigt. Hat der Knecht einige Liebe zu seinen Pferden, ist er pünktlich im Füttern, weiß er mit Pferden umzugehen so ist weiter kein besonderer Nachtheil damit verbunden. So viel Zeit wird er immer erübrigen, daß er seine Pferde rein von Schmutz halten kann, sie nicht mit verworrenen Mähnen, ungewaschenem Kopfe und unreinen Füßen zu Felde führt. Es kommt weniger auf die Zeit an, welche ein Knecht auf das Putzen seiner Pferde verwendet, als auf das Geschick und den Eifer, mit dem er es verrichtet. Bei der französischen Cavallerie ist die Zeit bestimmt, welche ein Soldat beim Putzen auf das Striegeln, das Bürsten, das Waschen u. s. w. verwenden muß; durch Trompetenstöße wird das Wechseln der Putzgeräthe commandirt und die Aufsicht haltenden Unteroffiziere müssen darüber wachen, daß dieselben während der vorgeschriebenen Zeit gehandhabt werden. Dessenungeachtet sind die Pferde der französischen Cavallerie häufig nicht so wohl gepflegt, und nicht so gut geputzt als die Pferde der deutschen Armeen, bei welchen man dem Soldaten keine Zeit zum Putzen zumißt, sondern einfach von ihm verlangt, daß die Pferde rein gehalten werden. Man sollte auch glauben, ein junger Mann, welcher einige Jahre bei der Cavallerie gedient hat, müßte sich vortrefflich zur Besorgung eines landwirthschaftlichen Gespannes eignen. Dies ist jedoch nicht immer, ja sogar nur selten der Fall. Die größere Geschicklichkeit, welche sich ein Soldat im Putzen und Behandeln der Pferde erwirbt, ist durch andere Untugenden, welche das Garnisonsleben erzeugt, aufgewogen, und wenn der Zwang oder die strenge Aufsicht nachläßt, hört auch die Sorgfalt im Putzen und Füttern wieder auf. Ein Dienstbote, der seine Pferde liebt, wird sie gut zu pflegen und zu behandeln wissen, ohne daß er durch die strenge Schule des Militärdienstes dazu gebildet werden müßte.

Welchen Dienstboten man aber auch haben mag, sehe man immer darauf, daß die Pferde rein gehalten seien. Nachsicht in dieser Beziehung erzeugt sicher Nachlässigkeit. Auch der eifrigste Dienstbote hat es gern, daß man sich von seinen Leistungen überzeugt und verzeiht lieber eine unvernünftige Strenge als eine unvernünftige Gleichgültigkeit.

Wenn die Pferde bei trockenem Wetter nach Hause kommen und mit Staub bedeckt sind, soll man sie abwischen oder mit dem Staubwedel sanft abstäuben, ehe man sie in den Stall an ihren Stand bringt. Zugleich soll man ihnen Nase und Maul mit dem Schwamm abwaschen. Schlägt man den Staub erst im Stall herunter, so fliegt er in Krippen und Raufen und verunreinigt diese.

Nach dem Ausschirren der Pferde, soll man sie mit dem Strohwisch abreiben, besonders die Füße und diejenigen Stellen, auf denen das Geschirr lag. Das Abreiben mit dem Strohwisch ist ohne sichtbare Wirkung; blos an den Beinen kann man die angetrocknete Erde damit wegreiben; allein es wirkt ungemein wohlthätig auf die Pferde, wenn sie erhitzt und ermüdet nach Hause kommen. Es befördert die gleichmäßige Circulation des Blutes, verhindert ein plötzliches Abkühlen und ruft einen wohlthuenden Hautreiz hervor. Man sollte es deßwegen nie versäumen, wenn die Pferde von schwerer Arbeit zurückkehren.

Nichts ist den Pferden gefährlicher und verursacht mehr Krankheiten als das plötzliche Abkühlen, wenn die Pferde warm geworden sind. Man muß solches mit größter Sorgfalt zu vermeiden suchen. Selbst in einem geschlossenen und anscheinend warmen Stalle kann sich ein Pferd, das von schwerer Arbeit oder von einem schnellen Ritte zurückkehrt, erkälten. Deßwegen soll man die Pferde wo möglich nur im Schritte zum Stall zurück führen. Ist dieses nicht thunlich und erlaubt es die Witterung so soll man Reitpferde einen Augenblick vor dem Stalle im Schritte hin- und herführen. Im Stalle selbst muß man alsdann sorgfältig die Zugluft zu vermeiden suchen. Ist das Pferd voll Schweiß, so ist es gut diesen mit einem hölzernen Messer abzustreichen, das Pferd mit dem Strohwisch gut abzureiben und es zu bedecken. Unter die Decke pflegt man wohl alsdann ein wenig Stroh zu legen, damit sie nicht zu fest aufliegt.

In den Ställen der Landwirthe fehlen die Decken meistens und sind auch wohl entbehrlich; es sollte aber doch in jedem Stalle eine Decke vorräthig sein, um dieselbe für gewisse Fälle bei der Hand zu haben. Obgleich die Ackerpferde den Wechsel der Temperatur leichter ertragen, als die Luxuspferde, so sind sie doch nicht minder Erkältungen ausgesetzt, namentlich junge Pferde, die zum ersten Male arbeiten.

Eine besonders wohlthätige Wirkung bringen auch Fußbäder auf Pferde hervor, welche stark gearbeitet haben und die Engländer pflegen bei der Rückkehr von der Jagd ihren Pferden die Füße mit warmem Wasser abzuwaschen und sie mit wollenen Tüchern zu umwickeln. Hat man einen Bach oder Teich in der Nähe, so kann man die Pferde bis an den Leib hinein reiten; nur dürfen sie alsdann nicht erhitzt und das Wetter darf nicht kalt sein, sonst ist das Abwaschen mit Wasser im Stalle vorzuziehen.

Diese Bäder, sei es, daß sie durch Waschen oder durch Schwemmen gegeben werden, machen immer einige Vorsicht nöthig; deßwegen ist es bei den Landwirthen

meistens Sitte, den Pferden die Beine mit dem Strohwisch abzureiben und sie nur im Nothfalle zu waschen.

Bei den Luxuspferden, welche in der Regel kurzes Haar haben, putzt man nur mit der Bürste; bei den Arbeitspferden, besonders bei den Landracen, welche mit dickem, straffem Haar bedeckt sind, ist dagegen die Anwendung des Striegels nothwendig. Dieser soll aber nicht zu scharf sein, weil er sonst die Haut zu sehr reizt oder auch verletzen kann.

Daß man sich gute Werkzeuge zum Putzen anschaffen soll, versteht sich wohl von selbst und ist um so nothwendiger, je weniger Zeit man darauf zu verwenden hat.

Wie alles Gute im Uebermaaß schädlich wird, so kann auch das Putzen der Pferde übertrieben werden. Durch zu langes und fortgesetztes Reiben und Bürsten entsteht ein Hautreiz, welcher der Gesundheit des Pferdes nachtheilig werden kann; es ist hinlänglich, wenn der Staub und der Schmutz aus dem Haare entfernt wird. Bei den Landwirthen ist ein übermäßiges Putzen nicht zu besorgen; wohl aber kommt öfter das Gegentheil, d. h. Vernachlässigung bei ihnen vor.

Wenn ein Pferd in seiner vollen Kraft urd Schönheit erscheinen soll, muß es gut genährt sein. Man wird vergebens einwenden, ein Kenner wisse ein Pferd im magern Zustande eben so gut zu beurtheilen als im wohlgenährten. Selbst der Kenner läßt sich durch ein gefälliges Aeußere bestechen, und übersieht einen kleinen Mangel, der ihm aufgefallen wäre, wenn man ihm das Pferd entkräftet und vernachlässigt vorgeführt hätte. Und wie wenig gute Pferdekenner gibt es nicht? Um ein guter Pferdekenner zu werden, gehört große Liebhaberei für Pferde, und, nebst scharfem Blick und gründlichem Studium, eine lange Uebung im Kaufen oder Verkaufen dazu. Wie viel Pferdekäufer sind aber im Stande diese Bedingungen in sich zu vereinigen? Ein Pferd, das gut genährt ist, deutet übrigens dadurch an, daß es gesund ist; es ist zugleich kräftiger, lebhafter, und auch seine Muskeln sind voller und runder, sein Haar ist glänzend, seine Bewegungen sind leicht und ungezwungen.

Es kann jedoch, wie in allen Dingen, so auch in der guten Haltung der Pferde, ein Uebermaaß herbeigeführt werden. „Gut genährt" darf nicht mit „mästen" verwechselt werden. Ein gemästetes Pferd verliert an seinen guten Eigenschaften, es wird träge, faul, es schwächt die Kraft seiner Sehnen und Muskeln; es geräth bei mäßiger Bewegung schon in Schweiß und ist zu Krankheiten geneigt. Es ist gewissermaßen eine Art Betrug, Roßtäuscherei, ein Pferd in feistem Zustande zum Verkaufe zu bringen.

In Rußland, im Simbirskischen Gouvernement,*) war diese Art der Roß-

*) Siehe Unterberger.

täuscherei lange Zeit sehr im Schwunge. Man hielt die jungen Pferde bei vollkommener Ruhe in einem dunkeln Stalle und fütterte sie mit gutem leicht verdaulichem Futter. Die Pferde wuchsen schnell wie Treibhauspflanzen heran und bildeten sich zu enormer Größe aus. Die Käufer waren aber in der Regel betrogen; die an keine Anstrengung gewohnten Pferde, fielen schnell vom Fleisch, mußten eine Art Krankheit durchmachen und nach und nach wieder an eine bessere Lebensart gewöhnt werden. In neuerer Zeit hat sich dies Verfahren auch dort fast verloren und nur das große Bedürfniß nach Pferden konnte einen solchen Mißbrauch so lange erhalten.

Die Pferde des Landwirthes sollen immer wohlgenährt sein; nur ein wohlgenährtes Pferd kann tüchtig arbeiten und es kostet eben so viel ein mageres Pferd in seinem Zustande zu erhalten als ein fettes. Allein leider ist der Landwirth oft genöthigt von den klaren und unbestrittenen Regeln der Landwirthschaft abzuweichen, und auch in Bezug auf die Haltung der Pferde ereignet es sich oft, daß Mangel an gehörigem Futtervorrath ihn zu Kargheit zwinget, die er selbst nicht rechtfertiget, oder daß er aus Abgang der entsprechenden Anzahl Zugthiere, oder bei ungünstiger Witterung, seinem Gespanne allzugroße Anstrengungen auferlegt, und es körperlich herabkommen läßt. Wir beabsichtigen hier einige Winke zu geben, wie ein solches herabgekommenes Pferd in möglichst kurzer Zeit, namentlich wenn es zu einer gewissen Zeit zum Verkauf ausgeboten werden soll, wieder in einen angemessenen feisten Zustand gebracht werden kann.

Ein Pferd, das schnell „herausgefüttert" werden soll, wie man zu sagen pflegt, darf nicht arbeiten; allein man muß ihm jeden Tag mäßige Bewegung durch Führen im Freien, oder Reiten oder auch durch ganz leichte, nicht lang andauernde Arbeit verschaffen. Ein vollständiges Verschließen im Stalle ist ihm nachtheilig; das Pferd wird dadurch scheu gemacht, es verliert die Leichtigkeit der Bewegung und ist leicht Erkältungen ausgesetzt.

Zu den mancherlei unsinnigen Gebräuchen, welche sich bei den Bauersleuten hie und da eingebürgert haben, gehört auch das Aderlassen, das man anwendet um ein herabgekommenes Pferd vermeintlich wieder herzustellen. Ein mageres Pferd hat nie zu viel Blut, selbst bei Heilung von entzündlichen Krankheiten muß bei einem magern Pferd das Blut geschont und der Aderlaß nur sparsam angewendet werden. Bei fetten Pferden, die im Stalle stehen, kann ein Aderlaß zuweilen heilsam sein, allein auch da so selten, daß man keine Regel daraus machen darf.

Hat man mit einem Pferde zu thun, das übertrieben worden ist, d. h. das durch allzu große Anstrengung herabgekommen und erschöpft ist, so reiche man ihm anfangs kühlende, leichtverdauliche Nahrung; besonders ist Mehltrank am Orte. Auch Möhren (Gelberüben) sind ein sehr gesundes und wohlthätiges Futter in

solchen Fällen; eben so Leinölkuchen als Trank gereicht. Ist das Pferd zugleich etwas erhitzt, so schaden ihm in den ersten Tagen auch erweichende Klystiere nicht.

Es ist zweckmäßig mit den Nahrungsmitteln zu wechseln, oder mehrerlei zu füttern. Auch darf man nie mehr reichen, als die Pferde mit Appetit fressen. Gibt man ihnen Futter im Uebermaaß, so ziehen sie sich Unverdaulichkeiten zu und verlieren die Freßlust; diese immer rege zu erhalten, ist aber eine Hauptaufgabe bei jeder Art von Fütterung. Je alle paar Tage eine Salzgabe ist geeignet die Verdauung zu fördern und diesen Zweck erreichen zu helfen.

Die Kartoffeln sind ein vortreffliches Futter um Pferde fett zu füttern; sie müssen aber gekocht werden. Wenn man das Zunehmen beschleunigen will, so kann man Flachssamen zur Fütterung verwenden, der namentlich von den Engländern zu diesem Zwecke stark empfohlen wird. Man kocht etwa 2 Pfund Flachssamen so lange bis er recht schleimigt ist, schüttet ihn dann über 3 bis 4 Pfund Gersten- oder Roggenschrot oder auch über Kleien, rührt das Ganze wohl untereinander und gibt es dem Pferde auf einmal zu fressen. Natürlich muß diese Ration eine Zeitlang hindurch jeden Tag gegeben werden, wenn sie eine entsprechende Wirkung haben soll.

Um ein Pferd schnell fett zu füttern, muß man es täglich und regelmäßig vier Mahlzeiten halten lassen und dabei mit dem Futter abwechseln; so z. B. kann Morgens um 5 Uhr Roggen, geschrotet oder eingeweicht gegeben werden; um 11 Uhr gekochte, warme Kartoffeln oder Gelberüben; um 4 Uhr Nachmittags Hafer, um 9 Uhr Abends Flachssamen mit Gerste oder Kleien. Außer diesen Nahrungsmitteln müssen die Pferde gutes Heu erhalten und Wasser, in das man etwas Mehl rührt.

Es wäre gewagt schnell und gleich zu Anfang zu dieser äußerst substantiellen Fütterung überzugehen; auch muß man die Größe der Ration nach der Natur des Pferdes bemessen. Durch unvorsichtige Anwendung allzu kräftiger Nahrung können allerlei böse Folgen entstehen, besonders wenn es den Pferden dabei an hinreichender Bewegung fehlt. Unverdaulichkeiten sind in der Regel die nächsten, geschwollene Gliedmaßen und Augenentzündungen die entfernteren Folgen allzu reichlicher Ernährung nach vorhergegangenem Mangel und entkräftenden Leistungen.

Wer im Frühjahre ein Pferd kauft, das fett und glänzend aussieht, darf immer annehmen, daß es zum Verkaufe hergerichtet, d. h. gemästet worden ist. Mit einem solchen Pferd muß man vorsichtig zu Werke gehen. Man muß ihm zur Tränke Mehlwasser reichen; wenn es hustet, das Saufen etwas erwärmen, es hauptsächlich mit Gerstenmehl und Kleien nebst gutem Heu füttern, und nur nach und nach zu Hafer übergehen. Ganz vorzüglich muß man solche Pferde aber vor Erkältung bewahren.

Uebermäßiges Fett ist den Pferden, die irgend einen Dienst leisten sollen, lästig und nachtheilig. Die Engländer schaffen ihren Rennpferden durch das sogenannte „Trainiren" alles überflüssige Fett vom Körper weg, um sie zu den größten Kraftanstrengungen geschickt zu machen. Bei den Arabern und auch bei den tartarischen Völkerstämmen trifft man eine, dem Trainiren der Engländer ähnliche, Vorbereitung junger Pferde an.

Die Pferdehändler, welche mit norddeutschen Pferden handeln, haben, da diese Pferde in der Regel jung und gut genährt sind, viele Gefahr mit denselben zu bestehen. Die Pferde haben nie gearbeitet, sind an keine Anstrengungen gewöhnt, und haben nur leicht verdauliches Futter genossen; sie sind besonders der Drusenkrankheit unterworfen. Aus diesen Gründen erhalten sie bei den Pferdehändlern hauptsächlich kühlendes, nicht reizendes Futter; weniges, aber gutes Heu, etwas Stroh, eine kleine Quantität Hafer und Kleien; zuweilen auch Gerstenschrot und Mehltrank. Man füttert sie vier bis fünfmal des Tages mit der größten Pünktlichkeit; sie werden dabei mit Decken belegt und in mäßig warmen Ställen gehalten.

Ist's wohl zum wundern, wenn solche Pferde, sobald sie in die Hände von Privatleuten kommen, mit allerlei Krankheiten und Uebeln geplagt werden? Aus den Händen erfahrener, sorgsamer und verständiger Handelsleute kommen sie oft unter nachlässige, rohe Dienstboten, werden rücksichtslos und ohne Vorsicht zu allen Arbeiten verwendet, stehen in kalten Ställen und werden weder mit der gewohnten Sorgfalt, noch mit der Pünktlichkeit gepflegt, die bei dem Pferdehändler zur zweiten Natur geworden ist. In Frankreich haben die norddeutschen Pferde den Ruf der Weichlichkeit. Gewiß trägt die Verschiedenheit, wenn wir nicht sagen dürfen, Unzweckmäßigkeit der Behandlung dazu bei, diesen Uebelstand, der bei den norddeutschen Pferden allerdings nicht ganz weggeläugnet werden kann, zu vergrößern.

Wir theilen hier nach dem Farmers Magazine (Juli 1846) einige Futtermethoden mit, wie sie bei englischen Pferdezüchtern üblich sind.

	1.	2.	3.	4.
	℔	℔	℔	℔
1. Mehlhaltige Substanzen als: geschrotene Saubohnen, Erbsen, Weizen oder Hafer . .	5	5	10	5
2. Kleien	"	"	"	7
3. Gekochte und zerkleinerte Kartoffeln . .	5	5	0	0
4. Gekochte Gerste	6	0	0	0
5. Geschnittenes Heu	7	8	10	8
6. Stroh, ebenfalls geschnitten . . .	7	10	10	8
7. Malzschrot oder gemahlene Oelkuchen . .	"	2	"	2
	30	30	30	30

Zu jeder Ration kommen noch 2 Loth Salz. Auf Heuwerth reducirt berechnet sich jede Ration auf ohngefähr 26 Pfund guten Heues. Diese Nahrung ist für große Pferde berechnet, welche viel arbeiten.

Das Schneiden des Heues und Strohes auf der Häckselbank zum Verfüttern ist eine Methode, die jedenfalls der Empfehlung werth ist, sie wird aber auch nicht blos in England geübt. Einer unserer Bekannten, Fr. Brunk aus Winterborn, bestätigt uns, daß in einem Theile der bayerischen Provinzen jenseits des Rheins, namentlich zwischen Nürnberg und Regensburg die Landleute alles Futter für die Pferde auf der Häckselbank schneiden. Wenn sie über Feld fahren, führen sie ihr zu Hause so zubereitetes Futter in Säcken mit sich, das dadurch gegen Staub, Regen oder Schnee, wodurch das Heu der Fuhrleute so häufig verdorben wird, vortrefflich gesichert ist. Brunk hat die Methode des Futterschneidens auf seinem Gute für das Rindvieh eingeführt und findet seine Rechnung sehr gut dabei.

Wir haben oben, bei den Futtermitteln unsere Ansicht dahin geäußert, daß der Hafer am zweckmäßigsten in nicht geschrotenem Zustande verfüttert werde, und daß man ihn nur für alte Pferde schroten solle. Dieser Ansicht entgegenstehend liest man in öffentlichen Blättern, so auch in dem Centralblatt des landwirthschaftlichen Vereins für Bayern (Jahrgang 1856 Monat November) folgenden Aufsatz.

„Auf der Weltausstellung zu London hatte ein Fabrikant von Schrotmühlen in einem Bilde darauf hingewiesen, wie die Ernährung der Pferde in England und in Deutschland betrieben wird. Neben einem feisten englischen Pferde hatte derselbe einen sehr mager aussehenden Spatz, und neben einem magern deutschen Pferde einen wohlgenährten Spatz abgebildet. Die Nutzanwendung ist, daß man in England den Pferden den Hafer nur geschroten darreicht, weßhalb sie denselben verbauen, während in Deutschland die Körner ganz gefüttert werden und viele auch so durch das Pferd gehen und den Vögeln zur Nahrung dienen. Wetlake, ein geschickter Fabrikant landwirthschaftlicher Maschinen, hat darüber Versuche angestellt und eine Fütterungsmethode gefunden, bei welcher die Pferde sich sehr wohl und kräftig befinden und welche nur den vierten Theil der gewöhnlichen Hafermenge erfordert, durch die also eine wesentliche Ersparung erreicht wird. Die königl. Ackerbaugesellschaft in England hat diese Fütterungsmethode geprüft und als zweckmäßig empfohlen. Wetlake hat seine Verbesserungen in einer Broschüre niedergelegt, welche eine außerordentliche Verbreitung in England und Nordamerika gefunden hat. Unter den Verbesserungen, welche Wetlake eingeführt wissen will, sind es besonders zwei, auf die er vorzugsweise sein Augenmerk gerichtet hat: 1. Die vollständige Entfernung der Raufen, da das Futter, aus Mengsel bestehend, in Krippen vorgelegt werden kann. Es ist von competenten Sachverständigen anerkannt worden, daß ein Pferd mit dem Verzehren von 15 Pfund

Heu 6 Stunden zubringen kann, während es zum Fressen desselben Gewichts präparirten Futters nicht mehr als 20 Minuten braucht. Das Pferd kann also bei letzterm um so länger ruhen. Auch liegt darin schon eine bedeutende Ersparniß für den Pferdebesitzer, daß von dem Heu nichts verstreut und von den Pferden in den Dünger getreten wird, und daß auf diese Weise Stroh, Klee und mancherlei Abfälle, welche sonst von Pferden nicht gefressen werden, verwerthet werden können. Der Verfasser räth 1 Theil Wiesenheu mit 2 Theilen Weizen-, Gersten- oder Haferstroh und 1 Theil gequetschten Hafers zu vermengen. — 2. Das Futter mit mehr oder weniger warmem Wasser anfeuchten, ist das zweite, worauf Wetlake die Aufmerksamkeit der Pferdebesitzer zu lenken sucht. Diese Zugabe erleichtert die Einspeichelung des Futters und verbindet den gequetschten Hafer so innig mit dem Futter, daß das Pferd nicht in demselben herumwühlen kann. — Doch soll der Hafer nur gequetscht, aber nicht zu Mehl gemahlen sein, auch soll das Stroh und Heu in 1—2 Centimeter ($^1/_3$ — $^2/_3$ Zoll) lange Stücke geschnitten werden.

„Mit Anwendung dieses Verfahrens hat eine Gesellschaft, die durchschnittlich 130 Pferde beschäftigt, eine Ersparniß von 14,000 fl. in einem Jahr gemacht und dabei sind ihre Pferde besser genährt als sonst, sehr tüchtig zur Arbeit und weniger zu Krankheiten geneigt. Diese Vortheile kann sich jede Gemeinde verschaffen, da die Anschaffung einer Schrotmühle keine erheblichen Kosten verursacht, wenn sie von sämmtlichen oder doch mehreren Pferdebesitzern einer Gemeinde benutzt wird. Eine Strohschneidebank findet sich jetzt schon in den größern Oekonomieen und mit Anschaffung einer solchen, um damit im Lohn zu schneiden, könnte bei Einführung dieser bessern Fütterungsmethode einem armen Manne Verdienst und Unterhalt beschafft werden. Zum kleineren Versuch genügt auch das Zerquetschen des Hafers in einem Mörser, es würde aber zu viel Zeit erfordern und dabei doch unvollkommen sein, wollte man die Fütterung einführen, deßhalb bleibt die Schrotmühle immer vorzuziehen."

Offenbar ist hier nur von Quetschmühlen und von gequetschtem, nicht zu Mehl geschrotenem Hafer die Rede. Es mag die hier empfohlene Fütterungsmethode für manche Pferde, wie für Ackerpferde, für Fuhrpferde überhaupt, am Orte sein; allein die Bedürfnisse, welche das Pferd der menschlichen Gesellschaft zu befriedigen übernommen hat, sind so zahlreich und mannichfaltig, daß nicht eine und dieselbe Fütterungsmethode für alle Pferde gleich zweckmäßig ist. Das Ackerpferd muß anders genährt werden, als das Postpferd, der Frachtfuhrgaul anders als das Rennpferd, das Soldatenpferd anders als das Jagdpferd. Ein Pferd, das zu schnellen heftigen Bewegungen bestimmt ist, muß ein sehr nahrhaftes Futter erhalten, das den Magen nicht mit unnöthigem Ballast beladet und das Athmen

nicht erschwert; ein Pferd, das zu langsamen andauernden Bewegungen benützt wird, kann groberes und rauheres Futter vertragen.

Es ist eine wohlbekannte Erfahrung, daß ein Pferd, welches im Stalle steht und nicht arbeitet sich bei geringerem Futter in gutem Zustande erhält, als wenn es arbeitet. Ohne Futter kann kein Pferd leben, auch wenn es gar keine Anstrengungen zu machen hätte; der Bedarf an Futter vergrößert sich mit der Zunahme der Anstrengungen, die ein Pferd macht. Das Futter, das ein Pferd, wie überhaupt jedes Thier nothwendig hat, um sich in gleichem Zustande zu erhalten, ohne daß es arbeitet oder sonst Anstrengungen macht, nennt man das Erhaltungs-Futter. Dasselbe bleibt sich immer gleich, ob das Pferd viel oder wenig arbeitet, und soll nach darüber angestellten Versuchen mit dem lebenden Gewichte der Thiere in geradem Verhältnisse stehen; d. h. je größer das lebende Gewicht eines Thieres ist, desto mehr Futter braucht es, um sich zu erhalten.

Was über das Erhaltungsfutter hinaus gefüttert wird, nennt man das Produktions- oder Nutzungs-Futter. Dieses ist es eigentlich, was die Arbeit der Pferde oder deren Leistungen überhaupt, hervorbringt. Bei dem bloßen Erhaltungsfutter können die Pferde nicht arbeiten, weil sie sonst abmagern; je mehr Produktionsfutter sie verzehren, desto mehr sind sie im Stande zu leisten.

Es liegt deßhalb im Interesse des Pferdehalters seine Pferde gut zu füttern, weil sie nur dann auch viel zu arbeiten im Stande sind und weil das Erhaltungsfutter eine stehende Ausgabe bildet, die nicht verringert werden kann.

Versuche, die man an Rindvieh angestellt hat, ergeben, daß das Erhaltungsfutter etwa $\frac{1}{60}$ des lebenden Gewichts des Thieres an Heuwerth beträgt, d. h. daß ein Ochse der lebend 12 Zentner wiegt, täglich ohngefähr 20 Pfund Heu, oder anderes Futter von 20 Pfund Heuwerth als Erhaltungsfutter braucht. Erst wenn er mehr als 20 Pfund Heu erhält, ist er im Stande zu arbeiten, und um so mehr zu arbeiten je größer diese, über das Erhaltungsfutter gereichte Quantität Futter ist. Es ist eigentlich erst dieses über das Erhaltungsfutter gereichte Produktionsfutter, welches wirklichen Nutzen bringt.

An Pferden hat man, unsers Wissens, noch keine derartigen Versuche angestellt, allein unzweifelhaft herrscht hier dasselbe Gesetz, das die übrigen Hausthiere regiert und es liegt sonach eben so sehr im Interesse des Landwirths, wie es in Absicht auf äußeres Ansehen wünschenswerth erscheint, die Thiere gut zu nähren, zu warten und zu pflegen.

Siebentes Kapitel.

Aufzucht.

A. Das Bedecken.

Den Akt der Begattung nennt man bei den Pferden, das Bedecken, Beschälen oder das Bespringen. Die Sprungzeit, d. h. die Zeit, in welcher das Bedecken der Stuten statt findet, dauert in der Regel von Ende Februar bis Ende Juni. Wie bei allen Hausthieren ist auch bei den Pferden das Rossigwerden oder die Brunst nicht auf eine gewisse Zeit beschränkt, allein vorherrschend thut sich der Trieb zur Begattung doch im Frühjahre kund. Es liegt auch im Interesse des Pferdehalters, besonders wenn er zugleich Landwirth ist, die Stuten möglichst früh im Jahre fohlen zu lassen, um die Stuten den Sommer über besser zur Arbeit verwenden zu können, und weil die früh im Jahre geborenen Füllen den andern in der Regel im Wachsthum voraus sind und bleiben. Die Füllen sollen nach der Geburt in warmen Stallungen gehalten und die Stuten reichlich genährt werden, damit die Füllen hinreichend Milch erhalten. Wo diese beiden Bedingungen nicht erfüllt werden können, ist es besser, wenn die Füllen später geboren werden, im Monate Mai, wo die Jahreszeit bereits milder ist, und wo vorhandenes Grünfutter die Milchergiebigkeit der Stuten fördert.

Das Beschälen geschieht auf zweierlei Art. Entweder aus der Hand, oder frei. Das letztere oder freie Beschälen besteht darin, daß man einen Hengst zu der Stute in einen geschlossenen Raum bringt und beide darin frei herumlaufen läßt. Dieses Verfahren ist nur noch in halbwilden Gestüten üblich, wo man sie nicht einmal einzeln zusammenbringt, sondern auf eine gewisse Anzahl, 12 bis 20 Stuten einen Beschäler rechnet und diesen mit auf die Weide oder in die Koppel gehen läßt. Die Beschäler ruiniren sich aber bei dieser Einrichtung sehr bald, und können lange nicht so viel Stuten bedecken, als wenn man sie einzeln zusammenbringt; sind mehrere Stuten zu gleicher Zeit rossig, so wird der Beschäler bei dieser Art des Beschälens nur eine oder einige davon bedecken und die andern werden häufig unfruchtbar bleiben. Sobald man Beschäler von einigem Werthe hat, kann von dieser Art der Bedeckung keine Rede mehr sein.

Die allgemein üblichste Art des Bedeckens ist das Beschälen aus der Hand. Sobald die Stute rossig ist, führt man ihr den Hengst zu, den man ihr zum Bedecken bestimmt hat. In den Gestüten läßt man die Stuten zuerst pro-

biren ob sie rossig sind, ehe man den Beschäler zuläßt. Man bedient sich dazu eines sogenannten Probierhengstes, eines Beschälers von geringem Werthe, der feurigen Temperamentes ist und die Stute reizt, zugleich aber folgsam genug, um ihn nach Belieben wieder wegführen zu können.

Fast alle Stuten, selbst wenn sie rossig sind, suchen sich anfangs zu vertheidigen und schlagen hinten aus. Da dieses Ausschlagen für den Beschäler gefährlich werden kann, so pflegt man die Stuten, nachdem man sich überzeugt hat, daß sie rossig sind, zu fesseln. Man hat dazu eigene Spannvorrichtungen, Seile, die nicht zu dünn sein dürfen und die an einem Ende mit starken Riemen versehen sind. Letztere lassen sich mittelst Schnallen an den Fesseln der Hinterfüße befestigen; die Ende der Seile werden, nachdem man sie um den Hals geschlungen hat, zusammengeknüpft oder auch an ein leichtes Vorbergeschirr, das man zu diesem Behufe anlegt, befestigt, so daß das Pferd sich wohl noch bewegen aber nicht mehr hinten ausschlagen kann. Den Beschäler führt man an einer Trense oder am Kappzaum, je nach der Natur, der größern oder geringern Folgsamkeit desselben, zu. Es gibt Stuten, die so kitzlich sind, namentlich wenn sie zum erstenmale bedeckt werden, daß man die Bremse anwenden muß, wenn man sie zum Stehen bringen will. Jedoch soll dieses Mittel sparsam und nur im äußersten Falle angewendet werden. Im Allgemeinen muß man mit Ruhe und Geduld dabei verfahren, alles unnütze Schreien und Lärmen vermeiden und alle müßigen Zuschauer entfernen. In der Freiheit suchen die Pferde zum Bedecken, wenn möglich, einen einsamen abgelegenen Ort auf und diesen Zug der Natur des Pferdes soll man nicht außer Acht lassen.

Unmittelbar nach dem Sprunge ist es gut die Stute etwa eine halbe Viertelstunde im Schritt spazieren zu führen und sie dann in einen Stall zu bringen, wo sie ruhig sein kann. Alle übrigen Mittel, welche früher im Gebrauch waren, um den Sprung fruchtbar zu machen, sind gegenwärtig auf den Gestüten abgeschafft.

Es gibt Stuten, welche selten, andere, welche gar nicht trächtig bleiben; ebenso gibt es Beschäler von größerer und geringerer Fruchtbarkeit. Die Stuten sollen nicht allzu fett sein; wohlgenährten, dabei feurigen Stuten kann man unmittelbar vor dem Bedecken zur Ader lassen; dieses Mittel hat zuweilen zur Fruchtbarkeit des Sprunges beigetragen. Auch läßt man sie zuweilen an einem Tage durch zwei verschiedene Hengste beschälen.

Die Pferde, Stuten und Beschäler, sind in der Regel fruchtbarer, wenn sie arbeiten, als wenn sie müßig gehen, vorausgesetzt, daß sie gut genährt werden. Deßwegen sind die Gauhengste im Durchschnitt fruchtbarer als die Beschäler aus den Gestüten.

Unmittelbar nach dem Füttern soll man nicht beschälen lassen.

Am neunten Tag nach dem Sprunge läßt man die Stute auf's neue probieren, und wenn sie sich hitzig zeigt, nochmals bedecken. Wenn es zweifelhaft ist, soll man sie nicht beschälen lassen. Denn eine Stute, welche empfangen hat, und durch Gewalt zum Sprunge gezwungen wird, verwirft in der Regel und es können schlimme Zufälle daraus entstehen.

Ein gesunder, wohlgenährter und kräftiger Hengst kann jeden Tag eine Stute befruchten, so lange die Sprungzeit dauert; nöthigenfalls kann er sogar zweimal des Tages beschälen. Es gibt Hengstbesitzer, welche so viele Stuten springen lassen, als man ihnen zuführt. Allein abgesehen davon, daß dann verhältnißmäßig weniger Sprünge fruchtbar sein können, wird auch der Hengst, der auf diese Art mißbraucht wird, weniger lang dauern, was bei einem Pferde wohl zu berücksichtigen ist. Aus dem nämlichen Grunde soll man einen Hengst nicht vor zurückgelegtem vierten Jahre beschälen lassen.

Beim Rindvieh verwendet man die männlichen Zuchtthiere schon mit zwei Jahren, zuweilen gar noch jünger zur Zucht, und besonders in den Gegenden, wo die Rindviehzucht mit Vorliebe gepflegt wird. Man will behaupten, daß die jungen Bullen eine bessere Nachkommenschaft haben, als die alten. Allein die Bullen werden in der Regel mit fünf Jahren abgeschafft und an den Fleischer verkauft, während der Beschäler auf eine weit längere Dauer berechnet ist.

Bei den Stuten ist es unbestreitbar ein Mißbrauch, sie vor der erlangten völligen Ausbildung zur Zucht zu benützen. Ein nicht völlig ausgewachsenes Pferd hat mit der Ausbildung seines eigenen Körpers zu viel zu thun, als daß es auch einem neuen Wesen die Bedingungen zur gehörigen Entwickelung gewähren könnte. Das Junge einer dreijährigen Stute wird nie so vollkommen, als wenn sie erst mit vier oder fünf Jahren bedeckt worden wäre.

Stuten gemeiner oder Landracen kann man mit vier Jahren dem Beschäler zuführen, edle Pferde sollen mindestens fünf Jahre alt sein.

Wie es keine Regel ohne Ausnahme gibt, so können auch Fälle vorkommen, in denen es zweckmäßig ist, Stuten, die man als Mutterpferde behalten will, vor diesem Alter zur Begattung zuzulassen, nämlich: wann sich der Trieb zur Begattung in Folge guter Ernährung und verhältnißmäßig schneller Ausbildung bei lebhaftem Temperamente frühzeitig kund gibt. Wird dieser Trieb der Natur nicht befriedigt, so kann völlige Unfruchtbarkeit daraus entstehen, wie ähnliche Fälle in der Rindviehzucht bestätigen. Es ist sehr gewöhnlich, daß Reit- und Wagenpferde, welche zu ihrem Dienste nicht mehr taugen, allein noch recht gut als Zuchtstuten nützen könnten, nicht mehr trächtig bleiben. Die Unfruchtbarkeit hat in diesen Fällen wohl keinen andern Grund als die Nichtbefriedigung des Naturtriebes zur gehörigen Zeit. Nichtsdestoweniger ist es gerathen an dem Grundsatze festzuhalten vor dem zurückgelegten vierten Jahre keine Stute bedecken zu lassen.

Es gibt Leute, welche nach dem Sprunge, dem Beschäler zur Ader lassen, in der Absicht ihn zu erfrischen und zu stärken. Eine widersinnigere Operation als diese läßt sich kaum denken. Durch den Sprung erschöpft sich das Thier und weit entfernt ihm Blut zu entziehen, sollte man ihm vielmehr eingießen, wenn es möglich wäre. Es genügt, den Beschäler gut zu nähren und ihn mäßig arbeiten zu lassen, um ihn bei guter Gesundheit zu erhalten.

B. Die Trächtigkeit.

Nachdem die Stute bedeckt und befruchtet ist, wird sie ihrer gewöhnlichen Pflege und Arbeit wieder unterworfen und eine weitere Sorge ist vorderhand nicht nothwendig. Nur muß man bedacht sein, die Umstände zu verhüten, welche ein Verwerfen zu Folge haben könnten, wie allzu große Anstrengungen, Sprünge, Schläge und Stöße, Weiden bei Reif und gefrornem Grase. Eine trächtige Stute sollte in keine Gabeldeichsel gespannt werden. Im Stalle muß sie so gestellt sein, daß sie von andern Pferden nicht geschlagen werden kann. Mäßige Arbeiten schaden ihr selbst bei vorgerückter Trächtigkeit nicht und bei entsprechender Aufmerksamkeit kann man sie bis zum letzten Tage vor dem Werfen anspannen. Eine mäßige Arbeit und Bewegung sind sogar förderlicher als vollständige Ruhe.

Die Fruchtbarkeit des Sprungs oder die Trächtigkeit ist schwer zu erkennen. Nach zwei oder drei Monaten bemerkt man gewöhnlich, daß die Stuten, wenn sie trächtig sind, faul und träge werden; sie sind ruhiger, geduldiger und scheinen instinktmäßig die Bewegungen zu vermeiden, welche der Frucht schaden könnten. Nach fünf Monaten, wenn die Stute halbträchtig ist, kann man bei einiger Geübtheit die Bewegung des Jungen fühlen, wenn man die platte Hand vor dem Euter auf den Leib der Stute legt während diese sauft. Mit Zunahme der Trächtigkeit dehnt sich der Leib aus, wird dicker und breiter, und endlich füllt sich das Euter. Man kann sich zuweilen und leicht täuschen: Stuten, welche man trächtig glaubte, sind es nicht, und andere, an deren Trächtigkeit man nicht glaubte bringen nach schweren anstrengenden Arbeiten ein Junges zur Welt. Der letztere Fall ist indessen blos eine Ausnahme, allein der erstere kommt häufig vor.

Man hat in neuerer Zeit ein Mittel zur Prüfung der Trächtigkeit eines Pferdes entdeckt, von dem man behauptet, daß es untrüglich sei. Es besteht in der Prüfung des Urins auf Kalkgehalt mittelst der chemischen Analyse. Findet sich in dem Urin ein Gehalt an Kalk oder Kalkerde, so schließt man, daß die Stute nicht trächtig sei; und im Gegentheile erkennt man sie als trächtig, wenn der Urin ohne Kalkbeisatz ist. Die Bildung der Knochen des Foetus erschöpft den Kalkgehalt, welcher in den Nahrungsmitteln gewöhnlich vorkommt und deßwegen findet sich in dem Urin einer trächtigen Stute kein Kalk mehr vor.

Man will sogar bemerkt haben, daß wenn in der Nahrung nicht die gehörige Menge Kalk geliefert wird, die Knochenbildung des Foetus auf Kosten der Knochen der Stute statt finde und sieht eine Bestätigung dieser Ansicht in der Wahrnehmung, daß Knochenbrüche, wenn sie auch unbedeutend sind, während der Trächtigkeit schwerer heilen als außer derselben. Wenn eine junge Stute im Alter von drei oder vier Jahren bedeckt wird und trächtig bleibt, will man bemerkt haben, daß sich die Bildung der Zähne verzögert, und daß sie erst vier Jahre zeigt, wenn sie bereits fünf Jahre alt ist.

Die Trächtigkeit der Stute dauert 330 bis 340 Tage oder ungefähr 11 Monate.

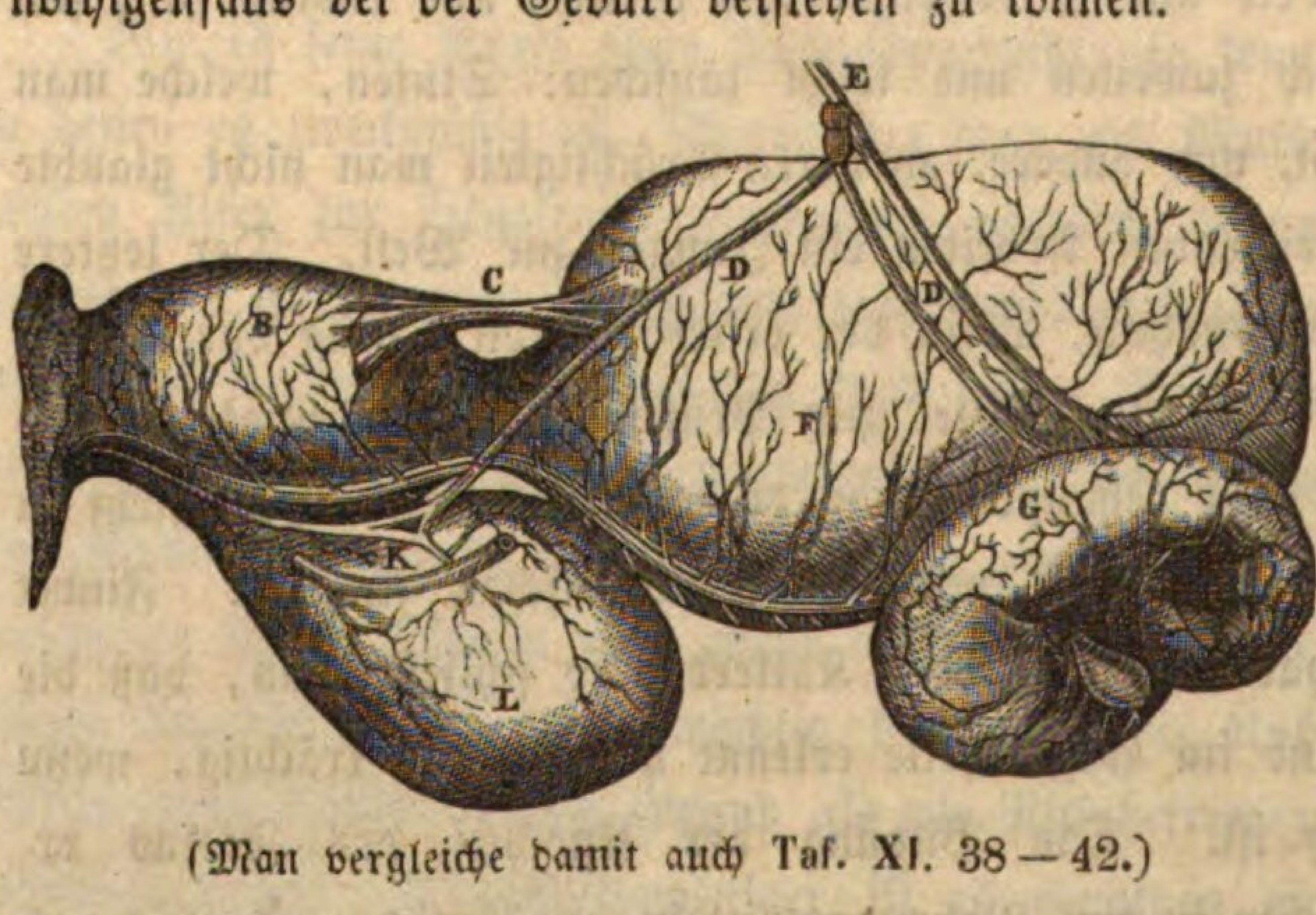
Einige Tage vor der Zeit, zu welcher die Stute werfen soll, muß man ihr die Hufeisen abreißen und sie in einen geschlossenen Kastenstand (Box) bringen ohne sie anzubinden.

Von den männlichen Füllen glaubt man, daß sie einige Tage länger getragen werden, als die weiblichen.

Manche Pferdezüchter empfehlen an die Stuten bei herannahender Wurfzeit besser zu nähren. Allein wenn eine Stute gut im Stande ist, wenn sie bis dahin gut genährt wurde, soll man ihr im Gegentheil die Nahrung etwas knapper zumessen, namentlich die festen substantiellen Futtermittel, Hafer und Heu und ihr statt derselben kühlende Nahrung, Kleienfutter und Mehltrank reichen. Diese Futtermittel befördern die Milchabsonderung und tragen zu einer leichtern, gefahrlosern Geburt wesentlich bei.

Beim Herannahen der Geburt füllt sich, wie schon bemerkt, das Euter, und die naturgemäße Erweiterung des Beckens, welche sich an dem Einfallen des Fleisches links und rechts der Schweifwurzel erkennen läßt, stellt sich ein.

Sind diese Anzeichen vorhanden, so muß man die Stute überwachen, um ihr nöthigenfalls bei der Geburt beistehen zu können.



(Man vergleiche damit auch Taf. XI. 38—42.)

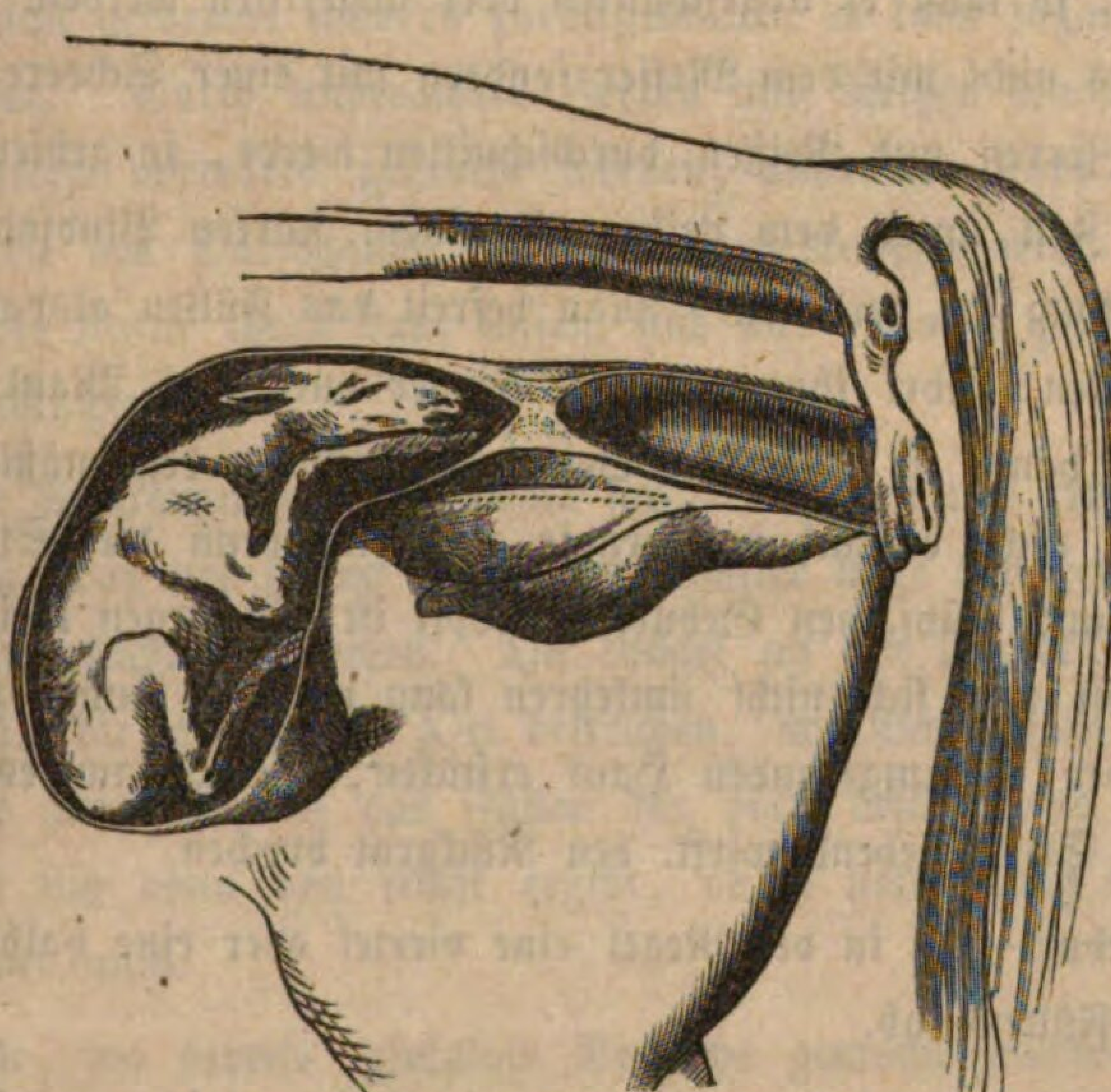
A Der Wurf.
B Die Scheide
C Der Hals der Gebärmutter.
DD Adern, welche das Blut in die Gebärmutter und die Harnblase führen.
E Ader, welche mit der großen Schlagader Aorta in Verbindung steht.
F Die Gebärmutter oder der Tragsack.
G Das rechte Horn der Gebärmutter.
K Theil eines Harnkanals, welcher den Harn in die Blase leitet.
L Die Harnblase.

C. Die Geburt.

Es gibt Pferde, welche das Junge stehend zur Welt bringen; die meisten legen sich beim Werfen nieder; in einem wie in dem andern Falle soll das Füllen zum Körper der Stute die nämliche Lage haben.

Die Geschlechtstheile der Stute sind, wie bereits Kap. III. bemerkt wurde: der Wurf oder die Scham, die Scheide und die Gebärmutter oder der Tragsack; an letzterem unterscheidet man den Hals, den eigentlichen Tragsack und die Hörner oder Muttertrompeten. Obenstehende Figur mit der beigefügten Erklärung wird hinreichend sein, einen Begriff von der Lage der Organe zu geben.

Es ist eine, namentlich bei den Landwirthen verbreitete, aber irrige Ansicht, daß sich das Junge bei der Geburt in der Gebärmutter umwende und gleichsam kopfüber zur Welt komme. Der Fötus — so nennt man das Junge so lange es noch nicht geboren ist — behält vom Anfange der Trächtigkeit bis zur Geburt seine Lage bei.



Natürliche Lage des Fötus vor der Geburt.

Der Kopf ist gegen die Scheide gerichtet und mit dem Kreuz liegt es gegen die Brust der Stute; die Füße sind gebogen und liegen unter dem Körper, der Kopf ruht auf den Vorderbeinen. Der Rücken ist oben, bald auf die eine, bald auf die andere Seite geneigt. Mit voranschreitender Trächtigkeit senkt sich unter dem zunehmenden Gewichte des Fötus die Gebärmutter tiefer in die Bauchhöhle hinab. Zur Zeit der Geburt erhebt sich der Kopf, und die Vorderfüße strecken sich aus. Der Hals der Gebärmutter öffnet sich und das Junge, durch die Zusammenziehung der Gebärmutter vorwärts geschoben, gelangt in die Scheide und durch diese in den Wurf. Die Beckenknochen haben sich erweitert um den Durch-

gang zu gestatten, der Wurf öffnet sich und man sieht eine Blase erscheinen, welche aufspringt und sich von dem Wasser leert, das sie enthielt und in welcher der Fötus bis dahin gleichsam geschwommen hat. Bald, nachdem die Blase entleert ist, erscheinen die Vorderfüße, dann der auf den Vorderbeinen ruhende Kopf mit der Nasenspitze. Die Anstrengungen und krampfhaften Bewegungen der Mutter werden stärker, der Kopf drängt sich zwischen den Beckenknochen durch und das Junge ist bald darauf vollständig zur Welt gebracht.

Dieses ist der Verlauf bei einer regelmäßigen Geburt, die nicht mehr als 10 bis 20 Minuten Zeit in Anspruch nimmt.

Wenn die Stute stehend gebärt, so gleitet das Junge über die Hinterschenkel der Mutter zur Erde herab. Der Boden des Stalles soll mit hinreichender Streu versehen sein, damit sich das Junge im Fallen nicht beschädigen kann. Hat die Stute liegend geboren, so springt sie in der Regel auf, sobald das Füllen zur Welt gebracht ist. In beiden Fällen reißt die Nabelschnur von selbst ab. Bleibt die Stute liegen, so muß er abgeschnitten oder abgerissen werden. Hat man ihn abgeschnitten, was nicht mit dem Messer sondern mit einer Scheere geschehen soll, damit er ohne Zerren und Reißen durchschnitten werde, so gebietet die Vorsicht ihn etwa einen Zoll unter dem Leibe mit einem starken Bindfaden abzubinden, um eine Verblutung zu verhüten. Man befreit das Füllen alsdann von den es einhüllenden Häuten, fährt ihm mit dem Finger durch das Maul und bringt es vor die Mutter, damit sie es lecke. Bei einer gesunden regelmäßigen Geburt ist diese Pflege gar nicht einmal nothwendig. Allein wenn die Stute nach einer etwas schweren und mühsamen Geburt erschöpft ist und liegen bleibt, oder wenn sie angebunden ist und sich nicht umkehren kann um das Junge zu lecken, kann das Füllen in der es umgebenden Haut ersticken; ebenso kann es beim Niederfallen, wenn die Stute stehend wirft, den Rückgrat brechen.

Die Nachgeburt geht in der Regel eine viertel oder eine halbe Stunde nach der Geburt des Füllens ab.

Im Durchschnitt geht bei den Pferden die Geburt leicht von statten; schwere Geburten sind selten, aber dennoch kommen sie vor. Sie können in dem kranken Zustande des Thieres, in seiner körperlichen Beschaffenheit ihren Grund haben. Sie können aber auch durch Ungeschicklichkeit und Unwissenheit derjenigen, welche bei der Geburt helfen wollen, durch die fehlerhafte Lage oder die übermäßige Größe des Fötus veranlaßt werden.

Ein durch Krankheit, Arbeit oder schlechte Nahrung kraftloses und erschöpftes Thier hat nicht die Kraft, welche nöthig ist, das Junge zur Welt zu bringen. In diesem Falle ist ein stärkender Trank, ein halber Liter oder Schoppen Wein, gelinde erwärmt, nützlich, indem er das Thier stärkt. Im Gegentheil, wenn die

Stute wohlgenährt und feist ist, wird bei aufgeregtem Temperamente ein Aderlaß gute Wirkung thun.

Bei manchen Thieren ist das Becken so eng, daß die erforderliche Oeffnung nicht vorhanden, und die Geburt mehr oder weniger schwierig, wenn nicht gerade unmöglich ist.

Viele Unfälle werden durch die Unwissenheit der Menschen veranlaßt, welche in solchen Fällen nicht warten können, den Gang der Natur beschleunigen wollen und auf rohe Weise Organe zerreißen und beschädigen, welche von der Natur so zart gebaut sind, daß man sie nur mit großer Vorsicht und Schonung berühren sollte. Die meisten wissen nicht, daß es hauptsächlich die Beckenknochen sind, welche Widerstand leisten bei der Geburt; sie wollen die Scheide erweitern, ehe sich der Tragsack geöffnet hat; sie ziehen und reißen ohne Rücksicht sobald nur die Füße zum Vorschein kommen. Durch das öftere Ein- und Ausführen der Hand werden die so zart und delicat gebauten Theile gereizt und entzündet, die Geburt wird nicht gefördert sondern zurückgehalten, es kann sogar der kalte Brand daraus entstehen. Durch unbedachtes Zerren und Reißen können zwar die Füße und die Schultern vorwärts gebracht werden, allein der Kopf bleibt zurück und die Schwierigkeit des Durchgangs durch die Beckenknochen wird vermehrt. Man muß deßhalb der Natur ihren Lauf lassen, und nur dann zu Hülfe kommen, wenn diese absolut nothwendig ist.

Wenn die Anstrengungen der Stute sich verlängern und fruchtlos bleiben, so ist anzunehmen, daß der Fötus sich in fehlerhafter Lage befindet und es ist dann eine nähere Untersuchung geboten. Die Nägel an den Fingern werden möglichst kurz geschnitten, die Hand mit Oel bestrichen, mit Vorsicht in die Gebärmutter eingeführt und untersucht ob das Füllen die oben beschriebene regelmäßige Lage habe, woraus sich dann von selbst ergibt, ob es nothwendig ist, äußere Hülfe anzuwenden oder nicht.

Im Falle, wo bereits erfolglose Versuche gemacht wurden das Junge zu Tage zu fördern, wo die innern Organe wegen zu früher Entleerung der Wasserblase trocken und entzündet sind, muß man, ehe man die Hand auf's neue einführt, eine Einspritzung von lauwarmer Milch machen, welche die Organe gelinde und schlüpfrig macht, und die Förderung des Jungen erleichtert. Diese Einspritzungen können so oft wiederholt werden, als es nothwendig erscheint.

Die Lage des Fötus kann auf verschiedene Weise von der normalen oder regelmäßigen abweichen. Manchmal bleiben die Füße, einer oder beide zurück und der Kopf kommt allein zum Vorschein. In diesem Falle muß man den Kopf zurückzuschieben versuchen, um die Füße erreichen und sie vorziehen zu können. Ein andersmal ist der Kopf zurück und abwärts auf die Brust gebogen, oder der

Kopf liegt seitwärts nach dem Leibe hin; zuweilen liegen auch die Füße über dem Kopf statt unter demselben.

In allen diesen Fällen muß man den Fötus, wenn er zu weit vorgerückt ist, zurückschieben und ihn in die richtige Lage zu bringen suchen. Gelingt dies, so kann man das Uebrige der Natur überlassen. Nicht immer ist es aber leicht zu vollbringen; in vielen Fällen erfordert es Geschicklichkeit, körperliche Kraft und Gewandtheit, welche man nur durch Uebung erlangen kann. Deßwegen wird man gut thun in solchen Fällen einen Thierarzt zu Hülfe nehmen, wenn ein solcher in der Nähe ist. Es kommt auch oft vor, daß das Füllen ganz verkehrt liegt und daß statt des Kopfes und der Vorderfüße die Hinterfüße gegen den Wurf liegen. Man sucht in solchen Fällen die Hinterfüße zu erreichen und so das Füllen zu Tage zu fördern.

Zuweilen ist der Fötus so groß, daß selbst bei richtiger Lage desselben die Geburt schwer von statten geht. Dieser Fall kommt besonders gerne vor, wenn man kleine Stuten mit großen schweren Hengsten paart.

Manchmal ist auch das Füllen todt ehe es zur Welt kommt, man erkennt solches schon vorher an einem übelriechenden Ausflusse aus dem Wurf. In diesem Falle bleibt nichts übrig als den Fötus mit möglichster Schonung der Stute heraus zu fördern, wozu aber in der Regel Operationen erforderlich sind, welche nur von einer geübten Hand vorgenommen werden können. Im Falle man genöthigt ist, der Stute beim Gebären zu Hülfe zu kommen, wenn das Fohlen verkehrt liegt oder der Fötus unverhältnißmäßig groß ist, so muß man darauf bedacht sein, daß beim Ziehen nur abwärts nach den Schenkeln der Stute und nicht aufwärts gegen den Rücken gezogen wird. Auch muß das Ziehen anhaltend und gelinde, nicht ruck- oder stoßweise geschehen, weil sonst leicht etwas zerrissen werden könnte. Um bequemer ziehen zu können, pflegt man bei sehr schweren Geburten zart gedrehte Stricke an die Glieder zu befestigen. Man macht zu diesem Zwecke eine Schlinge, die man beim Hineinfahren über die Hand legt, das Glied alsdann mit der Hand faßt und die Schlinge durch eine leichte Bewegung von der Hand auf das Glied hinübergleiten läßt. Wenn der Fötus zwar in der richtigen Lage ist, aber dennoch eine Hülfe nothwendig wird, so darf nicht ausschließlich an den Beinen gezogen werden, sondern man muß zugleich den Kopf vorwärts zu bringen suchen, und zu diesem Zwecke einen Strick durch das Maul des Fötus an die untere Kinnlade befestigen und nun gleichmäßig mit den an den Gliedmaßen angebrachten daran ziehen.

Wenn die Stute das Füllen vor dem Ende der Tragzeit zur Welt bringt, so nennt man solches das Verwerfen; das Füllen ist dabei todt oder nicht lebensfähig. Das Verwerfen ist gewöhnlich Folge einer andern Krankheit. Koliken sind besonders gefährlich für trächtige Stuten. Außerdem kann das Ver-

werfen aber auch durch äußere Verletzungen, Stöße, Schläge, heftige Erschütterungen, zu große Anstrengungen beim Ziehen oder Reiten veranlaßt werden. Höchst gefährlich ist auch das Füttern von Klee im Herbste, nachdem es schon einmal stark gereift oder gefroren war. Zuweilen kann auch ein organischer Bildungsfehler des Tragsackes die Ursache sein.

Manchmal bleibt die Nachgeburt länger zurück als sie es sollte, man lasse sich ja nicht verleiten daran zu ziehen, in der Meinung, sie zu Tage fördern zu wollen. Es kann dadurch ein größeres Uebel veranlaßt werden, das übrigens auch ohne diese Veranlassung zuweilen vorkommt, nämlich der Vorfall des Tragsackes. Dieser Vorfall kündigt sich durch heftiges Drängen der Stute an, durch Arbeiten, nachdem die Geburt vorüber ist. Sobald man dieses bemerkt, muß man die Stute, wenn sie liegt, auftreiben, weil im Liegen der Tragsack viel leichter herausgedrängt wird und ihren Stand hinten erhöhen.

Der Vorfall des Tragsacks muß, wenn er stattgehabt hat, gleich wieder zurückgebracht werden. Man bestreicht die Hand mit Oel, legt sie kegelförmig zusammen und schiebt indem man sie auf den untersten Theil des Tragsackes ansetzt, letztern in sich selbst und durch die Mutterscheide in die Bauchhöhle zurück. Es ist zuweilen eine große körperliche Kraft erforderlich um damit zu Ende zu kommen. Deßwegen ist es gut sich durch zwei Gehülfen unterstützen zu lassen, welche mit einem zarten Tuche den Tragsack in die Höhe halten.

Konnte das Zurückbringen nicht gleich geschehen, oder ist der Tragsack durch anhängendes Stroh u. dgl. verunreinigt, so muß er zuvor sorgfältig mit lauwarmer Milch gereinigt werden. Nach dem Hineinbringen ist es nothwendig die Hand noch so lange in der Mutterscheide zu halten, bis das Drängen der Stute etwas nachgelassen hat. Man gibt alsdann Acht, daß sich die Stute nicht niederlegen kann, reibt sie tüchtig mit Strohwischen und beobachtet sie, so lange das Drängen nicht nachgelassen hat, sorgfältig.

Beim Verwerfen kommt der Vorfall des Tragsacks häufig vor. Da man auf dem Lande nicht immer einen Thierarzt zur Verfügung hat, so ist es wesentlich nothwendig sich in solchen Fällen helfen zu können. Man gehe dabei mit Ruhe und Besonnenheit zu Werke und lasse sich nicht durch das Aussehen des Zustandes der Stute außer Fassung bringen.

Nachdem die Geburt vorüber ist, reicht man der Stute überschlagenes Wasser mit Mehl versetzt zu saufen und gibt ihr leicht verdauliches Futter. In der Regel zeigen die Stuten, welche gefohlt haben, großes Verlangen nach Wasser. Man muß diesen Trieb der Natur nicht bekämpfen, sondern befolgen; ist nur das Wasser rein und nicht zu kalt, so kann man sie nach Belieben saufen lassen. Das Füllen erhebt sich bald nach der Geburt und sucht nach dem Euter der Mutter. Wenn die Stute fromm ist, kann man das Füllen dabei unterstützen; allein wenn

die Stute kitzlich ist, wenn sie das Junge nicht saufen lassen will, so ist es in den meisten Fällen besser das Füllen mit der Stute allein und ruhig zu lassen, als Gewalt anzuwenden; in der Regel siegt die Mutterliebe und man hat nicht nöthig sich weiter darum zu kümmern. Sollte es übrigens nicht der Fall sein, oder wenn das Füllen schwächlich wäre und nicht allein stehen könnte, muß man ihm zu Hülfe kommen, die Stute halten und besänftigen, verhindern, daß sie hinten ausschlage, indem man ihr einen Vorderfuß aufhebt, das Füllen an die Zitzen der Stute hängen und ihm nöthigenfalls Milch einmelken.

Die erste Milch der Stuten nach der Geburt sieht gelblicht aus und manche Pferdezüchter lassen sie wegmelken, in der Meinung, sie sei dem Jungen schädlich. Dieß ist aber ein Irrthum. Sie ist im Gegentheil von der Natur dazu bestimmt, bei dem Füllen gelinden Durchfall zu erregen und dasselbe von dem sogenannten Fohlenpech oder Erbkoth zu befreien, der sich vor der Geburt in den Gedärmen ansammelt.

Ebenso unzweckmäßig als das Wegmelken der ersten Milch ist es, die weichen Ballen, mit welchen die Sohlen der Hüfe bedeckt sind, wegzuschneiden; sie sind bestimmt, den Huf im Anfang zu schützen und lösen sich später von selbst ab.

Vielen Stuten geschwillt gegen das Ende der Trächtigkeit der Bauch an, welche Geschwulst zuweilen sehr groß wird und bedenklich aussieht. Dies ist sie aber nicht. Sie kommt gerne bei Stuten vor, denen es an der gewohnten Bewegung fehlt und vergeht bei mäßiger Arbeit in der Regel, nach dem Werfen aber jedenfalls wieder.

D. Pflege der Füllen nach der Geburt.

Ein gesundes kräftiges Füllen ist leicht zu erziehen. Der Umstand, daß dem Füllen der ganze Milchertrag der Mutter zu Theil wird, macht die Aufzucht der Füllen unendlich einfacher und leichter, als die Aufzucht der Kälber, die nur einen Theil der Muttermilch bekommen, und bei denen auch diese bald durch andere Nahrung ersetzt wird. In der ersten Zeit genügt dem neugeborenen Füllen die Muttermilch als einzige Nahrung. Bei gesunder Entwickelung wird es aber nicht lange säumen zu versuchen mit der Mutter zu fressen. Dieser Umstand, so geringfügig er an und für sich scheint, ist in der Landwirthschaft von großer Bedeutung; er erleichtert das Aufziehen der Fohlen und gibt mitunter aber auch dem Vorurtheile Raum als koste die Aufzucht der Füllen nichts, „weil sie nur so mitfressen". Jeder denkende Landwirth weiß aber, daß eine Mutterstute bedeutend besser genährt werden muß als ein anderes Pferd, wenn es nicht zurückkommen oder in seinen Dienstleistungen nicht geschont werden soll.

Es war eine, unter den Züchtern des Continents, vor noch nicht langer Zeit verbreitete Meinung, der Hafer mache die Füllen blind; man müsse sie in der ersten Jugend durch kärgliche Fütterung, durch Entbehrung allen Schutzes gegen Hitze und Kälte, Regen und Winde abhärten; man glaubte, sie würden in der Folge um so kräftiger und ausdauernder werden, je elender und magerer sie in ihrer ersten Jugend wären. Man ist heut zu Tage von dieser falschen Ansicht zurückgekommen. Erfahrungen im Großen, sowie unmittelbare Versuche haben bewiesen, daß in Gegenden, wo periodische Augenkrankheiten unter den Füllen herrschend waren, diejenigen, welche mit Hafer gefüttert wurden, nicht nur nicht häufiger davon befallen wurden, sondern davon verschont blieben. Man hat sich allmählich überzeugt, daß man, um große, starke Pferde zu erziehen, die Füllen in ihrer ersten Jugend kräftig nähren müsse, daß überhaupt von der Entwickelung in den ersten Jahren die spätere wesentlich abhänge.

Ein gutgenährtes Füllen entwickelt sich jedenfalls schneller als ein solches, das sparsam gehalten wird, und bezahlt durch frühern Gebrauchs- und Verkaufswerth mehr als hinlänglich die Futtergabe, welche es im ersten Alter mehr verzehrt hat.

Das schnellste Wachsthum fällt bei den Füllen in die Zeit des ersten Jahrs, in welchem sie gewöhnlich um 12 bis 15 Zoll an Höhe zunehmen. Die folgenden vier Jahre zusammengenommen wachsen sie nicht mehr als 10—11 Zoll, und im fünften Jahre kaum noch einen halben Zoll oder den fünften Theil dessen, was sie im ersten Jahre gewachsen sind. *)

Diese Regel zeigt zwar die Zweckmäßigkeit einer reichlichen Ernährung während der ersten Jahre der Füllen schlagend, es ist jedoch nicht vollkommen richtig, daß das Pferd nur bis zum fünften Jahre wachse. Ein junges Thier, dessen Entwickelung in den ersten Jahren durch Mangel an entsprechender Nahrung zurückgehalten wurde, bildet sich später bei guter Haltung manchmal auffallend aus; namentlich gilt dies von edlen Pferden, die sich überhaupt langsamer und später ausbilden als die Landpferde: es ist nichts Seltenes, Pferde der Zweibrücker Race zu finden, welche nach dem sechsten Jahre noch wachsen.

Wenn Kargheit in der Ernährung der Füllen ein großer Fehler ist, so muß man sich eben so sehr vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, in den diejenigen verfallen, welche die englischen Züchter nachahmen wollen und glauben nur durch vielen Hafer gute Pferde erziehen zu können. Die Engländer verfahren durchaus rationell, wenn sie ihre Vollblutpferde durch Hafer zu schneller Entwickelung und mit zwei Jahren schon auf die Rennbahn bringen wollen. Allein die englischen Landwirthe, die Pächter, machen das nicht nach in Bezug auf die übrigen Pferde. Ein Pferd, das nicht zur Rennbahn bestimmt ist, und dem man Hafer zu fressen

*) Montendre, institutions hippiques.

gäbe, so viel es verzehren wollte, hätte mit vier Jahren gewiß mehr an Hafer gefressen als es werth ist.

Auch die Ansicht, daß man nur durch Hafer kräftige und starke Pferde züchten könne, ist irrig.

Das Füllen braucht gesunde, kräftige Nahrung in ausreichender Menge zu seiner Entwickelung: im Sommer gutes Gras oder guten Klee, sei es im Stalle oder auf der Weide; im Winter gutes Heu, gekochte Kartoffeln oder Möhren, mit etwas Heu, von Zeit zu Zeit Kleienfutter oder Schrot. Das Futter soll nicht immer das nämliche bleiben; es ist gut, wenn damit gewechselt wird, wäre es auch nur, um sie an die verschiedenen Futterstoffe zu gewöhnen, selbst Brod und Salz nicht ausgenommen, welche erwachsene Pferde zuweilen nicht fressen, weil sie in der Jugend nicht daran gewöhnt wurden.

Man will die Beobachtung gemacht haben, daß sich der Knochenbau bei Füllen, deren Hauptfutter aus Hafer besteht, nicht gehörig entwickele und glaubt, daß in dem Hafer die gehörige Menge Kalk nicht vorhanden sei, welche den Thieren zu ihrer Ausbildung nothwendig sei. Das Futter, welches auf einem kalkhaltigen Boden wächst, sagt ihnen, bekanntlich am besten zu oder ist das nahrhafteste. Wo im Boden der natürliche Kalkgehalt mangelt, ist es jedenfalls zweckmäßig denselben durch künstliche Nachhülfe zu ersetzen. Auf Wiesen kann dies durch Knochenmehl, sei es allein, oder in Form von Compostdünger leicht geschehen Man vermehrt dadurch eben so die Menge als die Güte des Heues.

Der Kalkgehalt des Bodens scheint auf alle Thiere, die auf demselben leben, Einfluß zu haben, und sich in einem stärkern Knochenbau auszuprägen.

Man hat schon vorgeschlagen, die Füllen mit Kuhmilch aufzuziehen, um die Stuten gleich wieder zur Arbeit verwenden zu können. Allein eine Stute kann, wenn sie gehörig genährt wird, recht gut die landwirthschaftlichen Arbeiten verrichten und dabei ein Füllen säugen. Ist sie aber zu Arbeiten bestimmt, welche große Anstrengungen erfordern und Reisen, welche sie allzulange vom Stalle entfernen, so ist es besser sie keine Fohlen werfen zu lassen.

Uebrigens ist die Verwendung der Kuhmilch zu diesem Zwecke zu theuer und ökonomisch nicht gerechtfertigt. Man müßte zur vollständigen Ernährung eines Füllens täglich mindestens 20 Schoppen oder 10 Liter Kuhmilch haben, und rechnet man den Schoppen nur zu 1½ kr., so würde das eine tägliche Ausgabe von 30 kr. oder 75 fl. für fünf Monate sein, ohne die Mühe und den Zeitverlust zu rechnen, die durch das Tränken des Füllens verursacht würden. Wollte man abgerahmte Milch nehmen, so würde diese zwar wohlfeiler sein, allein man müßte eine größere Menge davon füttern und geschrotene Frucht beimengen. Ueberhaupt halten wir dafür, daß die Verwendung der Kuhmilch nur bei einem Füllen von sehr großem Werthe, oder bei einem solchen, das seine Mutter verloren hat, gerecht-

fertigt ist. Das hindert aber nicht, einem Füllen, nachdem es von der Mutter entwöhnt ist, als Zugabe zu anderm Futter Milch zu reichen, abgerahmte oder geronnene, wenn man deren eine große Quantität besitzt. Wir können ein solches Beispiel anführen, wo Milch dazu verwendet wurde und wo das Junge nach einem Jahre so groß war als die Mutter. Allein es drängt sich dabei die Frage auf, ob es nicht besser gewesen wäre, mit dieser Milch ein Schwein oder auch zwei zu mästen? Wir wagen diese Frage nicht zu entscheiden.

Man behauptet, die norddeutschen Pferde aus Holstein, Oldenburg und den friesischen Marschländern, würden mit abgerahmter und geronnener Kuhmilch gefüttert, und man schreibt dieser Fütterung ihr schnelles aufgeschossenes Wachsthum, zugleich aber auch ihr weiches, phlegmatisches Temperament zu. Zu bemerken ist, daß die Pferde, wenn sie dort gekauft werden, in der Regel noch keinen Hafer gefressen haben, daß die Weiden feucht sind, das Gras üppig, dabei wässerig. Auf bessern trocknen Weiden, mit etwas Hafer genährt, würde die Milchfütterung die Größe der Pferde vermehren und die frühe Ausbildung derselben befördern, ohne der Kraft und Energie ihres Temperamentes Abbruch zu thun.

Wenn die Füllen ein Alter von 4 bis 6 Monaten erreicht haben, so entwöhnt man sie von der Mutter. Ist die Stute sehr angegriffen und ist sie wieder von neuem trächtig, so kann die Entwöhnung auch schon früher Platz greifen. Man muß das Füllen von der Mutter trennen, läßt es anfangs täglich dreimal an der Mutter saugen, später nur noch zweimal und endlich gar nicht mehr. Man reicht ihm als Getränk Mehl- und Kleienwasser mit Schrot, und sorgt durch entsprechende Nahrung, daß es den Entgang der Milch nicht merkt und kein Stillstand in seiner Entwickelung stattfinden kann. Die Stute muß im Anfange etwas magerer als vorher gehalten werden, damit die Milch vergeht. Zugleich kann man sie arbeiten lassen. Es ist überflüssig weitere Mittel zur Trockenstellung der Stute anzuwenden, in der Regel ist die Milch nach wenigen Tagen schon verschwunden.

Nach der Entwöhnung des Füllens kommt dieses allein und unangebunden in einen geschlossenen Kastenstand (Box) und die Stute nimmt ihren Platz als Arbeitspferd unter den übrigen wieder ein.

Hat man mehrere Füllen von gleicher Stärke, so kann man sie beisammen gehen lassen, nur muß man sie überwachen, daß sie einander nicht verfolgen und sich das Futter nicht wegfressen.

Sobald man merkt, daß sich bei den Füllen der Geschlechtstrieb entwickelt, müssen die männlichen von den weiblichen getrennt werden.

Die meisten Pferdezüchter bringen am neunten Tage nach der Geburt die Stute wieder zum Beschälen, um sie auf's neue bedecken zu lassen, und nachher von neun zu neun Tagen bis sie den Hengst nicht mehr annimmt. Manche Züchter warten auch länger, ehe sie die Stute wieder bedecken lassen, und wir halten

letzteres für besser. Der Gebrauch, die Stuten jedes Jahr werfen zu lassen, wird getadelt, man behauptet, es seie nicht wohl möglich, daß eine Stute ein lebendes Füllen säuge und einem neuen Fötus zu gleicher Zeit die Bedingungen einer gedeihlichen Entwickelung gewähre. Wir halten es auch für angemessener eine Stute nur alle zwei Jahre fohlen zu lassen, besonders wenn sie dabei arbeiten soll. Allein es liegt in der Natur der Thiere jedes Jahr ein Junges zur Welt zu bringen und die Beobachtung lehrt, daß eine wohlgehaltene Stute mehrere Jahre nacheinander kräftige Fohlen werfen und aufziehen kann, ohne darunter zu leiden. Außerdem kommen immer, auch gegen den Willen des Züchters, Ruhejahre vor, d. h. Jahre in denen die Stuten kein Junges zur Welt bringen, obgleich sie wie gewöhnlich bedeckt wurden. Endlich kommt es auch vor, daß, wenn man einmal den Geschlechtstrieb vorüber gehen läßt, ohne die Stute bedecken zu lassen, diese dann auf längere Jahre, zuweilen gar nicht mehr trächtig wird.

Mit anderthalb Jahren pflegt man die Hengstfohlen verschneiden zu lassen. In einigen Gegenden hat man auch die Gewohnheit länger damit zu warten und diese Operation erst im vierten oder fünften Jahre vornehmen zu lassen. Allein je älter das Pferd ist, desto schwieriger und gefährlicher wird die Operation, so daß die Vornahme des Verschneidens im zweiten, längstens im dritten Jahre zu empfehlen ist.

Die Operation selbst, auch das Castriren und Wallachen genannt, wird von eigenen Verschneidern vorgenommen oder von Thierärzten; die einen wie die andern geben die Behandlung an, welche nach dem Verschneiden den Thieren heilsam oder erforderlich ist. Wir verweilen deßwegen bei diesem Gegenstande nicht länger, sondern warnen blos vor dem hie und da noch bestehenden Gebrauche, die Füllen unmittelbar nach dem Verschneiden in kaltem Wasser zu baden, was im günstigsten Falle überflüssig ist, aber auch sehr ernsthafte Folgen nach sich ziehen kann. Auch möchten wir diese wichtige und belangreiche Operation lieber einem Thierarzte anvertraut sehen, der mit den Instrumenten der Chirurgie und den Fortschritten der Wissenschaft bekannt ist, als sogenannten Pferdedoctoren, welche manchmal unter dem Deckmantel wichtiger Geheimmittel in großem Ansehen bei den Pferdezüchtern stehen, nichtsdestoweniger aber die Pferde auf unsinnige Weise martern und plagen.

E. Weitere Behandlung der Füllen.

Bei den vielfachen und verschiedenartigen Dienstleistungen, welche man von dem Pferde verlangt, ist es unerläßlich, daß man seine Erziehung gleich nach der Geburt beginnet und es namentlich an Folgsamkeit, Gelehrigkeit, Sanftmuth und Ausdauer von Jugend auf gewöhnt. Diese Eigenschaften sind bei allen Ver-

wendungsarten des Pferdes Grunderfordernisse. Leider muß die so wichtige Behandlung der Pferde in ihrer frühesten Jugend manchmal Leuten anvertraut werden, die selbst noch einer Erziehung bedürften. Der Landwirth hat nicht die Zeit, sich mit dieser, eine unablässige Aufmerksamkeit und Sorgfalt verlangenden Beschäftigung abzugeben, und anderseits ist der Gewinn bei einer geringen Anzahl von Pferden nicht bedeutend genug, um eigene Leute dafür zu verwenden. Man trifft aus diesem Grunde die beste, die vollkommenste Behandlung der jungen Pferde, nur bei großen Landwirthen, welche ausgedehnte Güter besitzen und eigene Fohlenwärter halten können; oder auch bei solchen von beschränktem Besitze, welche die wenigen Thiere, die zu ihrem Wirthschaftsbetriebe gehören, gleichsam als Mitgenossen ihrer Lebensfahrt betrachten und sie als solche behandeln. Am schlechtesten ist in der Regel die Behandlung der Pferde bei den Landwirthen mittler Gattung, das heißt gerade bei jener Klasse von Pferdezüchtern, welche, wenn wir Norddeutschland ausnehmen, bei weitem den größten Theil der zum Verkaufe kommenden Pferde liefern.

Die Pferde werden nicht bösartig geboren, sie werden es erst durch eine falsche Behandlung. Wenn es auch wirklich Pferde gibt, welche z. B. eine Neigung zum Beißen und Schlagen von ihren Eltern ererbt haben: so ist diese doch nie der Art, daß sie nicht durch ein zweckmäßiges Verfahren bei der Zucht überwunden werden könnte. Kann man doch den Löwen und den Tieger zähmen, deren Leben durch Mord und Raub nach dem Gebote der Natur gefristet werden muß, wie viel mehr muß dieß bei einem Thiere geschehen können, das gleichsam zum Diener und Gehülfen des Menschen geschaffen ist! Es gibt aber auch anderseits kein Pferd, das nicht durch ungeeignete Behandlung in seiner Jugend bösartig und widerspenstig gemacht werden könnte. Ein grober, ungeduldiger Wärter, der seinen Thieren blos mit Schlägen und unfreundlichen Worten begegnet, wird in der Regel zu diesem Resultate gelangen, und das unschuldige Thier muß am Ende büßen, was der ungeschickte Wärter verschuldet hat.

Es ist schwer, wenn nicht gar unmöglich, Regeln aufzustellen, nach denen jedes Pferd zu behandeln wäre. Jedes Pferd bedarf je nach seinem Temperament einer eigenthümlichen Behandlung, und diese Art der Behandlung kann nur durch stete Aufmerksamkeit und sorgfältige Beobachtung erlernt werden. Hierzu gehört auf Seiten des Züchters vor Allem Neigung zu seinem Berufe, und Wohlwollen gegen seine Thiere. Die erste und unerläßlichste Grundbedingung einer gedeihlichen Zucht ist auf Seite des Pflegers — Liebe zu seinen Pfleglingen.

„Wer einem eben geborenen Füllen aufhilft, oder es gar auf seinen Armen der Mutter hinträgt,“ sagt Curmieu, „hat einen großen Schritt zur Erziehung desselben gethan; er hat sich als seinen Beherrscher gezeigt. Ein Thier, das in der Jugend an Gehorsam und Folgsamkeit gewöhnt wird, verliert das Bewußtsein der

Stärke dem gegenüber, der sich ihm stets als Herr und Meister zu zeigen gewohnt war.“

Von Natur sind die Füllen furchtsam, allein, wenn alle diejenigen, welche mit ihnen umgehen in ihrem Benehmen ruhig und gelassen sind, wenn die Stute durch gute Behandlung zutraulich geworden ist, dann wird das Füllen bald die Zutraulichkeit seiner Mutter theilen. Mit dem Alter wird auch die Zutraulichkeit wachsen und das herangebildete Pferd wird der treue Gefährte desjenigen sein, der es in seiner Jugend gepflegt und gefüttert hat. Obwohl ruhiges Benehmen, Sanftmuth und nachsichtige Behandlung bei dem Umgange mit jungen Pferden unumgänglich nothwendig sind, weil sie Anhänglichkeit und Vertrauen hervorrufen, so darf doch die Festigkeit und Sicherheit nicht fehlen, durch welche man dem Thiere zeigt, daß der Mensch sein Herr und Meister ist, dem es Achtung und Gehorsam schuldet. Der Wärter darf niemals Furcht zeigen, er darf dem muthwilligen Füllen nicht ängstlich ausweichen, sondern muß, wenn er von seinen Unarten zu leiden hat, es auf der Stelle durch eine mäßige, entsprechende Strafe ahnden. Dasselbe gilt für den Fall, wo die Füllen unter sich spielen, und sich, wie das gerne vorkommt, schlagen und beißen.

Die Strafe darf nicht ein Ausbruch des Zornes sein; sie soll zwar mit Festigkeit ertheilt werden, sie darf sogar streng sein, sie muß jedoch immer vernünftiges Maaß halten, und darf nie in Mißhandlung ausarten.

Die ersten Monate bis zur Abgewöhnung von der Muttermilch lasse man das Füllen ganz frei mit der Stute in ihrem Stalle; nachher muß es natürlich von derselben getrennt werden. Da nun das Füllen an das freie Umherlaufen gewöhnt ist und vom Anbinden noch gar Nichts weiß, so ist es zweckmäßig, dasselbe in einen eigenen geschlossenen Stand zu bringen, wo man es allmählig an das Anbinden gewöhnt. Ein solcher Stall soll mindestens 16 Fuß lang und 10 Fuß breit sein, oder so groß, daß man zwei erwachsene Pferde darin halten könnte. Dieser Raum ist alsdann auch für zwei Füllen ausreichend, soferne sie von gleichem Alter und von gleicher Größe sind.

Man legt ihnen hier alsbald eine leichte Halfter an, und bindet sie, während sie ihre Portion Hafer fressen, an die Krippe an. Zugleich striegelt man sie, oder, was besser ist, putzt man sie mit der Kartätsche. Der Striegel ist für junge Füllen, deren Haut noch zart und empfindlich ist, zu hart, man sollte denselben nur später anwenden, wenn sie ihn gut vertragen können. Durch zu frühe Anwendung desselben werden die Pferde manchmal für ihr ganzes Leben verdorben und lassen sich nie mehr gehörig striegeln. Es gibt Pferde, welche so reizbar sind, daß sie nie den Striegel ertragen lernen.

Neben dem Gewöhnen an die Bürste und den Striegel versäume man es nicht, das Füllen zum Aufheben der Füße zu gewöhnen, was besonders des spätern

Hufbeschlags wegen nothwendig ist; man klopfe ihm, nachdem der Fuß aufgehoben ist, mit einem Stück Holz sanft auf die Sohle des Hufes um es zum Beschlagen vorzubereiten.

Von Zeit zu Zeit soll nun das Füllen auch an der Halfter im Freien geführt werden. Derjenige, welcher es führt, muß hinlängliche physische Stärke und Gewandtheit besitzen, um es vollständig in seiner Gewalt zu haben. Die ersten Versuche dieser Art sind in der Regel entscheidend; sobald das Thier einmal die Ueberlegenheit menschlicher Kraft empfunden hat, wird es selten soweit gehen, sich gegen dieselben zu empören. Man darf überhaupt nie Etwas von einem Thiere verlangen, wozu man es nicht im Nothfalle zwingen kann.

Auf den großen Kasanschen Pferdemarkt zu Simbirsk in Südrußland bringen die Bewohner der Tartarei ihre Pferde zum Verkauf, die in den Steppen erzogen, nie in einen Stall gekommen waren und noch nie von der Hand des Menschen berührt wurden, also vollkommen wild sind. Sie werden um geringe Preise verkauft, weil ihre Zähmung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Sobald man Handels eins ist, und man dem Tartaren das gekaufte Pferd bezeichnet hat, wird dem Pferd eine Schlinge um den Hals geworfen und ihm die Kehle zugeschnürt bis es zu Boden stürzt. In diesem Augenblicke wird ihm schnell ein grober Zaum angelegt und ein bereit stehender Tartar schwingt sich behend auf das Pferd, worauf es losgelassen wird. Mit Blitzesschnelle rennt das Thier durch den geöffneten Park davon und bald sind Roß und Reiter den Blicken entschwunden. Das Pferd sucht sich auf alle mögliche Weise seiner ungewohnten Last zu entledigen; es wirft sich auf den Boden, läuft durch Hecken und Gebüsch, sucht wohl auch den Reiter an einem Baume abzustreifen — aber alles vergebens! Der Tartar sitzt darauf wie mit dem Körper des Pferdes verwachsen und bald sieht man ihn — Pferd und Reiter triefend von Schweiß, keuchend vor Ermüdung — im langsamen Schritte zum Orte des Verkaufs zurückkehren und es seinem neuen Eigenthümer als bezwungenes und gezähmtes Pferd vorführen. Gelingt es dem Pferde, seinen Reiter auf diesem halsbrechenden Ritte abzuwerfen, so ist es verloren und kann nie mehr gebändigt werden. Die ganze Zukunft eines solchen Pferdes hängt lediglich von diesem ersten Versuche ab.

Wir führen diese Thatsache hier an, weil sich die analoge Anwendung derselben auf unsern Gegenstand leicht machen läßt.

Um ein junges Pferd zu dressiren, d. h. zum Zuge oder zum Reiten abzurichten, muß man sich angelegen sein lassen, seinen Charakter zu studiren und die Behandlung darnach einzurichten suchen. Das hitzige Pferd muß anders behandelt werden, als das träge, phlegmatische; dieses anders als das scheue und furchtsame. Bei dem lebhaften Temperamente sind in der Regel Liebkosungen und Sanftmuth am Orte, während bei dem langsamen Pferde eine gewisse Strenge

nothwendig wird. Der Blick und die Stimme des Menschen haben eine große Gewalt über die Thiere; ein drohendes Anblicken und eine kräftige Anrede sind oft allein hinreichend das Thier an seine Dienstbarkeit unter die Herrschaft des Menschen zu erinnern und es zur Folgsamkeit zu bringen, ohne daß man nothwendig hat, zu Züchtigungen seine Zuflucht zu nehmen. Ein anderes fast unfehlbares Mittel besteht darin, daß man die Erfüllung einer Pflicht auf Seiten des Pferdes mit einer Annehmlichkeit, und das Verbot einer Unart mit einer schmerzlichen Empfindung zu begleiten sucht. So z. B. wird ein Streich mit der Reitgerte es erinnern, daß es nicht schlagen und nicht beißen darf; ebenso wird es sich erinnern, daß es Futter bekommt, wenn es sich bürsten, striegeln und beschlagen läßt.

Man darf übrigens nicht zu viel auf einmal verlangen und nicht zu schnell gehen: jeden Tag eine Kleinigkeit mehr, macht am Ende des Jahres eine große Summe. Die Hauptsache bleibt, daß man das, was man verlangt, unerbittlich verlange, deßhalb aber auch nichts fordere, was das junge Pferd nicht leisten kann. Zeigt es sich widerspenstig, so wende man vor allem Geduld an, gebe ihm seine Ration Hafer nicht auf einmal, sondern nach und nach, und zwar jedesmal nur als Abschlagszahlung auf das, was es unsern Forderungen entsprechend geleistet hat. Beharrt es in seiner Halsstarrigkeit, alsdann ist eine schnelle kräftige Züchtigung an ihrem Orte; allein in der Regel kommt man ohne dieselbe durch Sanftmuth, Geduld und Ausdauer zum Ziele.

Die Pferde, welche auf der Weide gehen, werden in der Regel scheu und wild; der Mangel an Umgang mit den Menschen macht sie schüchtern und furchtsam. Lernen sie denselben nur mit dem Stocke oder der Peitsche in der Hand kennen, so ist es natürlich, daß sich diese Schüchternheit bis zur Bosheit und zur Tücke steigert. Läßt man dagegen die auf der Weide lebenden Füllen jeden Tag an einen Ort hinkommen, wo man ihnen ein wenig Hafer oder Brod reicht, so werden sie nach und nach zutraulich; kommen sie alsdann über Winter nach Hause, so ist es leicht sie im Stalle an das Anbinden zu gewöhnen, sie zu putzen und ihnen die Füße aufzuheben, wie denjenigen, die im Stalle gehalten worden sind.

Sobald sich bei den Füllen der Geschlechtstrieb zu zeigen beginnt, müssen die männlichen von den weiblichen getrennt werden. Auch darf man keine schwachen Füllen mit stärkern zusammen bringen, sei es auf der Weide oder im Stalle. Die Stärkern werden die Schwächern stets unterdrücken; sie beißen und schlagen sie, und fressen ihnen das Futter weg. Die Schwächern suchen zu entfliehen, reizen aber dadurch die Stärkern noch mehr zur Verfolgung und ruiniren in der Regel durch gewagte und oft wiederholte Sprünge die Sprunggelenke in kurzer Zeit. Die Nothwendigkeit dieser Trennung nach Alter, Stärke und Geschlecht ist, nebenbei

bemerkt, ein Haupthinderniß der Anlegung von Fohlengärten oder Tummelplätzen in Gemeinden, wo keine Weiden vorhanden sind; wie man dieses Hinderniß aber leicht überwinden kann, haben wir bereits oben unter der Aufschrift Weide (S. 212) angedeutet.

Die Hengstfohlen, welche nicht zu Beschälern bestimmt werden, sollen, wie bereits oben gesagt, mit anderthalb Jahren castrirt werden.

Bei dem von uns hier angegebenen Verfahren wird die Erziehung eines Pferdes keine Schwierigkeit haben, sofern man diese Erziehung gleich nach der Geburt beginnt. Anders ist es aber, wenn man das Pferd aus zweiter Hand bekommt, seine Kräfte schon entwickelt sind, und sich durch eine fehlerhafte Behandlung bereits Unarten und böse Gewohnheiten bei ihm festgesetzt haben. Auch in diesem Falle richtet man durch wohlwollende Behandlung, durch Geduld und Beharrlichkeit mehr aus und kommt eher zum Ziele, als durch ungestümmes Voranschreiten, durch Schläge und grobe Behandlung, wodurch in der Regel das Pferd noch bösartiger und halsstarriger gemacht wird, als es zuvor war.

Mit einem Jahre kann ein wohlgenährtes Füllen nicht mehr an der bloßen Halfter geführt werden; man muß alsdann den Kappzaum oder die Trense anwenden. Der Kappzaum ist ein treffliches Mittel, und gibt die Möglichkeit an die Hand, auch die wildesten Pferde zu bändigen. Allein leider wird er so häufig von ungeschickten Wärtern mißbraucht, daß wir seine Anwendung nur da empfehler können, wo eine wirkliche Nothwendigkeit dazu vorhanden ist, wenn nämlich die Pferde nicht mehr mit der Trense bewältigt werden können. Solches ist bei jungen Hengsten der Fall, bei denen sich der Geschlechtstrieb zu entwickeln beginnt. Statt des Kappzaums mag hier auch der Zaum oder das Stangengebiß angewendet werden. Die Gefahr des Mißbrauchs ist jedoch bei demselben eben so groß, als bei dem Kappzaum.

Beim Anlegen des Zaums muß das Maul des Pferdes zuerst mit der linken Hand soweit geöffnet werden, daß das Gebiß beim Hineinbringen die Zähne nicht berührt. Das Eisen des Gebisses bringt, wenn es mit Unvorsichtigkeit an die Zähne des Pferdes angestoßen wird, eine demselben höchst unangenehme Empfindung hervor. Diese muß man zu vermeiden suchen, weil man sonst Gefahr läuft, das Pferd vor dem Zaume scheu zu machen. Es versteht sich wohl von selbst, daß bei dem Gebrauche des Zaums derselbe nicht so scharf angezogen werden darf, daß die Laden dadurch wund werden.

Nach dem zweiten oder dritten Jahre pflegt man die Füllen, welche zum Zuge bestimmt sind, an die Arbeit zu gewöhnen. Es herrscht in Bezug auf die Leichtigkeit dieser Gewöhnung eine große Verschiedenheit unter den einzelnen Pferden, welche theils in dem Temperamente ihren Grund hat, theils in der vorausgegangenen Behandlung, namentlich aber auch in der Race. Es gibt Racen,

welche so zum Zuge geboren zu sein scheinen, daß man die Füllen beinahe ohne alle Vorsicht anspannen kann; andere, bei denen man nie zu langsam und zu vorsichtig verfahren kann. Im Allgemeinen sind die gemeinen Pferde der Landracen geborne Zugpferde; die edlen Pferde dagegen verlangen vorsichtige Behandlung und sind überhaupt um so schwerer zum Ziehen abzurichten, als sie von edlern Pferden herstammen und ihre natürliche Bestimmung von der ihnen zu gebenden verschieden ist.

Auch hier geht man langsam zu Werke und schreitet nur allmählig vom Leichtern zum Schwerern weiter. Man gewöhne die Füllen zuerst im Stalle daran, eine Gurte zu ertragen, die man ihnen umschnallt; sie muß, wenn man das Füllen allein läßt, so fest geschnallt werden, daß es sich nicht mit den Hinterfüßen darin fangen kann, woraus schwere Verletzungen hervorgehen würden. Nachdem es gelernt hat, die Gurte zu ertragen, legt man ihm einen Teppich auf, nach diesem eine Siele nebst Rück- und Schweifriemen. Alsdann versucht man, es einem alten Pferde beizubinden und es bei der Arbeit neben her gehen zu lassen. Lassen die jungen Pferde sich dies alles ohne Widerstand gefallen, so kann man sie anspannen und leichte Lasten ziehen lassen. Natürlich darf man nur so viel Arbeit von ihnen verlangen als nothwendig ist, um sie zum Ertragen des Geschirres zu gewöhnen. Viele junge Pferde sind kitzlich an den Beinen und schlagen hinten aus, wenn beim ersten Anspannen die Stränge mit ihren Beinen in Berührung kommen. Um sie an die Stränge zu gewöhnen, kann man diese verlängern und sie an den Enden durch eine Person fassen lassen, welche nun außerhalb der Schlagweite des Pferdes die Stränge anzieht und sie zuerst mit den Körpertheilen in Berührung bringt, an welchen das Füllen sie leiden mag; so wird es nach und nach daran gewöhnt sie überall ertragen zu lernen. Meistentheils ist es nur die Furcht, was junge Pferde bei dieser Gelegenheit scheu macht; sie erschrecken bei dem ungewohnten Gefühle das sie haben, wenn ihnen die Stränge an den Beinen streifen. Allein wichtig ist es, sie mit Vorsicht daran zu gewöhnen; denn häufig geschieht es, daß die Füllen beim ersten Anspannen ausschlagen, über die Stränge springen, sich darin verwickeln und beschädigen. Je nach dem Temperamente des Pferdes bleiben ihm solche Erinnerungen mehr oder weniger ankleben und lassen bei jedem Anspannen ähnliche Vorkommnisse befürchten. Bei dem Pfluge sind sie leichter zu vermeiden, als bei der Egge, weil beim Pfluge die Stränge oberhalb der Sprunggelenke die Beine berühren, während es bei der Egge unterhalb derselben stattfindet, wo ein Ueberschlagen alsdann viel leichter ist; man soll deßhalb ein junges Pferd nicht eher zum Eggen benützen als bis es vollständig eingelernt ist.

Beim Gewöhnen zur Arbeit hüte man sich, wie bei der andern Dressur, die Pferde zu schlagen und überhaupt zu mißhandeln; Geduld und Sanftmuth, dann

zur rechten Zeit eine mäßige Strenge, sind viel geeigneter, das Pferd zur Arbeit zu gewöhnen als beständiger Gebrauch des Stockes und der Peitsche. Die Thiere haben für gewisse Dinge ein gutes Gedächtniß und erinnern sich besonders genau der Gelegenheit, bei welcher sie mißhandelt wurden, oder ein gutes Futter bekommen haben. Die Thierbändiger, namentlich auch die Kunstreiter, benützen diese natürlichen Triebe; sie pflegen ihren Pferden, nachdem sie irgend eine mühsame oder schwere Tour gemacht haben, ein Stück Brod oder sogar Zucker zu geben. Ist dieß mehreremale nach einander geschehen, so stehen die Pferde, so oft sie die nämliche Tour gemacht haben, hin, blicken ihren Herrn an und erwarten ihre Belohnung. Ein ähnliches Verfahren kann man recht leicht auch bei dem Gewöhnen des Zugpferdes in Anwendung bringen, indem man ihm statt Brod und Zucker, Hafer oder Möhren oder sonst Etwas reicht, was ihm angenehm ist. Sobald jedoch ein Pferd vollkommen eingefahren ist, hören diese Belohnungen nach und nach auf, weil sie sich mit dem bescheidenen Gewinn, der aus der Landwirthschaft hervorgeht, nicht vertragen.

Wir haben oben bemerkt, daß ein Füllen leicht gewöhnt werden kann, wenn man es zu einem alten Pferde spannt. Wir müssen hinzusetzen, daß es zweckmäßig ist, das Füllen bald auf die linke Seite, bald auf die rechte Seite zu spannen. In der Regel pflegt man sie blos rechts zu führen; allein feurige Pferde gewöhnen sich häufig daran, ein wenig quer zu gehen, indem sie den Hals auf die linke Seite biegen und man hat dann später viele Mühe sie als Handpferde zur linken Seite oder als Reitpferde zu einem geraden Gange zu gewöhnen.

Dieselbe Vorsicht ist zu empfehlen, wenn man die jungen Pferde an der Hand führt; der Führer soll auch dabei bald links bald rechts gehen.

Mit zwei Jahren kann man die Pferde der Landracen, und mit drei Jahren jene der edlern Racen zur Arbeit gewöhnen. Die Bauersleute behaupten, nach dem Sprüchwort „jung gewohnt, alt gethan" man müsse die Füllen so frühe als möglich anspannen; andere, namentlich die Liebhaber von Reitpferden, rathen sie so spät als möglich, nicht vor dem fünften Jahre, oder wenn sie zu Reitpferden bestimmt sind, gar nicht anzuspannen. Beide Meinungen haben Gründe für und gegen sich.

Wenn ein Pferd mit Schonung behandelt wird, und man nur eine seinen Kräften entsprechende Arbeit verlangt, schadet ihm die Arbeit nicht, wenn es auch noch jung ist. Man darf aber nicht vergessen, daß ein Pferd fünf bis sieben Jahre zu seiner Ausbildung verlangt, und daß deßwegen eine seinen Kräften entsprechende Arbeit nicht Leistungen sind, die es allenfalls mit Anstrengung noch erfüllen kann, sondern es müssen die Ansprüche an seine Kraft so weit ermäßigt werden, daß noch hinlänglicher Spielraum zur Ausbildung des Körpers übrig bleibt. Die jungen Pferde sind gewöhnlich muthig und feurig; und strengen ihre

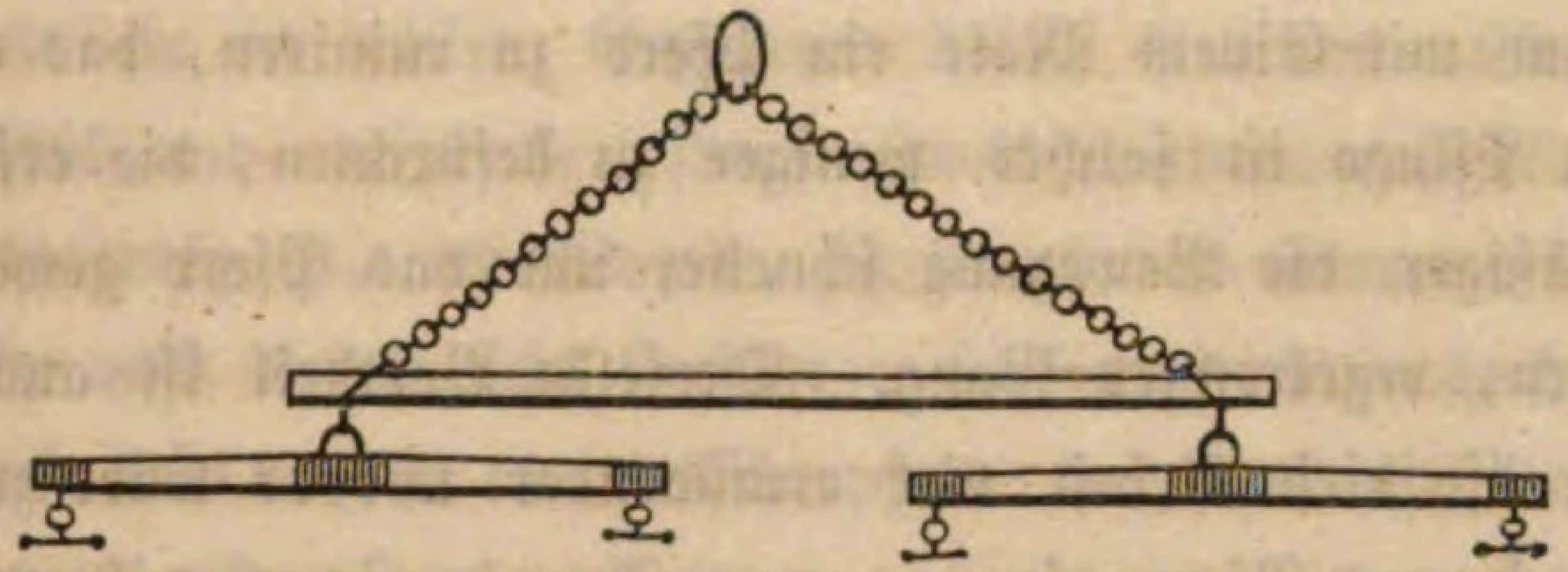
Kräfte bei vorkommenden Schwierigkeiten gerne übermäßig an. Ein verständiger Führer muß diesen Anstrengungen vorbeugen, weil sonst die Gliedmaßen des Thieres leicht verdorben werden. Viele Pferde, die bei Landwirthen erzogen wurden, tragen die Folgen solcher Anstrengungen auf immer an sich und sind später zu einem andern Gebrauche, als dem Zuge, ganz untauglich.

„Eine lang dauernde Anstrengung," sagt Curmieu ganz treffend, „veranlaßt oft ein junges, feuriges Pferd, aus Verzweiflung rückwärts zu springen und hinten auszuschlagen. Ist das Pferd langsamer und geduldiger, so wird es sich abnützen, dabei mißmuthig und halsstarrig, zur eigentlichen Schindmähre werden."

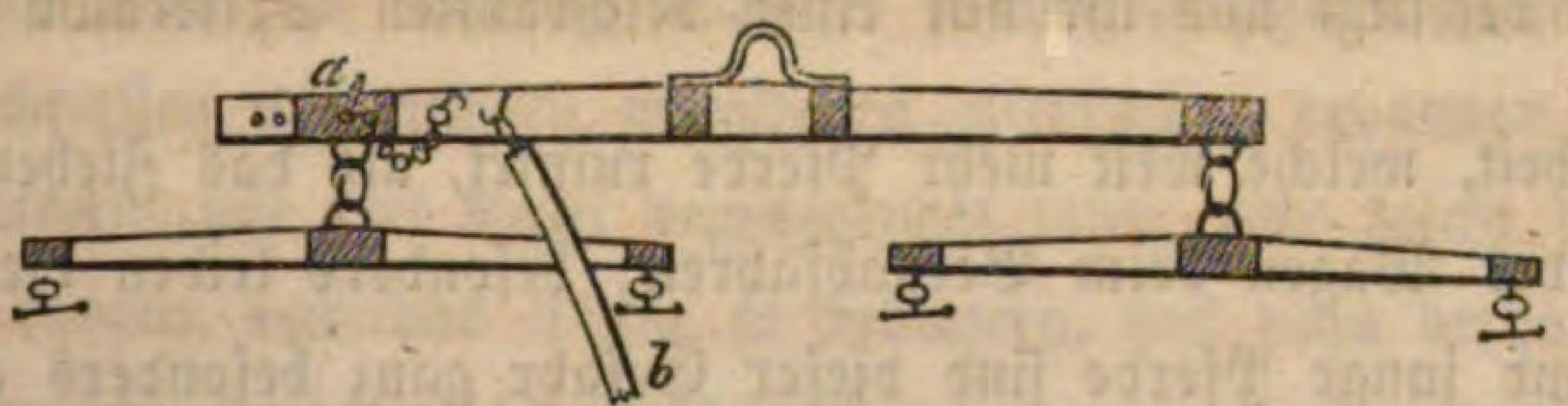
Die Leute, welche verlangen man solle ein Pferd gar nicht oder erst nach seiner vollen Ausbildung anspannen, wissen nicht, was den Landwirth die Aufzucht eines Pferdes kostet. Sie wissen nicht, daß es einen Theil seiner Unterhaltungskosten durch Arbeit bezahlen muß. Aber auch abgesehen davon, schadet ein zweckmäßiges Benützen des Pferdes demselben gar nicht; ja, wir stehen nicht an zu behaupten, daß es demselben zu jedem andern beliebigen Gebrauche sogar von Vortheil ist. Wo die jungen Pferde nicht auf Weiden gehalten werden können, und das ist wohl selten mit 3= und 4jährigen Pferden möglich, fehlt es ihnen in der Regel an gehöriger Bewegung. Das Führen und Reiten ist kein ausreichender Ersatz dafür und die Pferde bringen in solchen Fällen doch die meiste Zeit im Stalle zu. Dieser Aufenthalt ist den jungen Pferden stets nachtheilig; es mangelt ihnen die gehörige Uebung im Gebrauch ihrer Kräfte. Ueberdieß kann ein junges Pferd nur bei der Arbeit völlig bezwungen werden; beim Reiten und Führen bleibt ihm immer noch ein großes Maaß von Freiheit, und sein Muthwille wird nie vollständig gezügelt. Beim Arbeiten dagegen wird es genöthigt, neben einem alten Handpferde herzugehen und sich zu einem gleichmäßigen geregelten Gange zu gewöhnen. Die Koppel verhindert es, Seitensprünge zu machen und voraus zu gehen; hintendran ist der Fuhrmann mit der Peitsche, um jede Ausgelassenheit in ihre Grenzen zu weisen und ein Rückwärtsspringen zu verhindern. Es lernt sich, mit einem Worte, bei angemessener Behandlung der Nothwendigkeit fügen, es lernt gehorchen und nimmt solche Gewohnheiten an, welche ihm zu jedem spätern Gebrauche als gute Vorbereitung nützlich sind. Die irischen Pferde, welche in England als Jagdpferde großen Ruf besitzen, haben alle, und zwar in der Regel schwer gearbeitet. Eine andere Rücksicht, welche für das Arbeiten spricht, ist auch noch die, daß ein untauglich gewordenes Reitpferd, welches noch nie zum Zuge benützt worden war, schwer zum Arbeiten zu gewöhnen und manchmal zu gar nichts mehr zu gebrauchen ist.

Ein Pferd soll, so lange es nicht ausgewachsen ist, nicht an die Deichsel gespannt werden, noch weniger in einen zweirädrigen Karren, natürlich kann es auch nicht allein voraus am Leitseil geführt werden. Der beste Platz bleibt neben

einem alten Pferd und vor der Deichsel. Um seine Kräfte zu schonen, macht man die Kette auf der Seite des jungen Pferdes um zwei bis drei Zoll kürzer als auf der andern.



Ist man genöthigt, das Pferd an die Deichsel zu spannen, so muß natürlich auch hier die Wage auf der Seite des Füllens verlängert werden. Dieß kann leicht geschehen, wenn die Wage



so eingerichtet ist, daß die Schelle (Fig. a) derselben, auf einer Seite beweglich ist, und hin und her geschoben werden kann. Gut ist es, wenn im Anfange das Ende der Wage, woran das alte Pferde zieht, an die Achse des Wagens mit einer Kette befestigt wird. Im Falle das junge Pferd nicht vorwärts geht, ist das alte Pferd im Stande den Wagen zu ziehen; das junge Pferd kann nach Belieben viel oder wenig ziehen, nur nicht mehr, als ihm nach der Abtheilung auf der Wage zugemessen ist. Dadurch gewöhnt es sich viel leichter, als wenn man ihm eine gleichmäßige Anstrengung von vorne herein zumuthet. Sobald dieß jedoch einige Zeit gedauert hat, muß man die Wage wieder frei machen, weil sich das junge Pferd sonst an ein ungleichmäßiges Ziehen gewöhnen würde.

Um das Vorauseilen des jungen Pferdes zu verhindern, pflegt man einen Riemen, den sogenannten Laufriemen (Fig. b), der an dem Zaume befestigt ist, hinten an das Ende der Wage anzuschnallen, an welchem das alte Pferd zieht. Geht das junge Pferd vor, so geht natürlich die entgegengesetzte Seite der Wage zurück, und der Riemen verkürzt sich. Nachtheilig ist es, den Riemen kürzer zu machen als nothwendig ist, d. h. als nothwendig ist, um das junge Pferd so weit zurückzuhalten, daß es das ältere Pferd nicht in seinem Gange stören kann; feurige Pferde werden durch kurze Riemen leicht verdorben.

Durch die Verlängerung der Stränge kann man ebenfalls dem jungen Pferde neben einem alten das Ziehen erleichtern; allein auch hier muß Maaß gehalten werden, damit der Schüler seinem Meister nicht vorauseilen kann.

Uebrigens ist es immer mißlich, ein junges Pferd an den Wagen zu spannen, so lange es noch nicht eingewöhnt ist, und noch nicht den größern Theil seiner

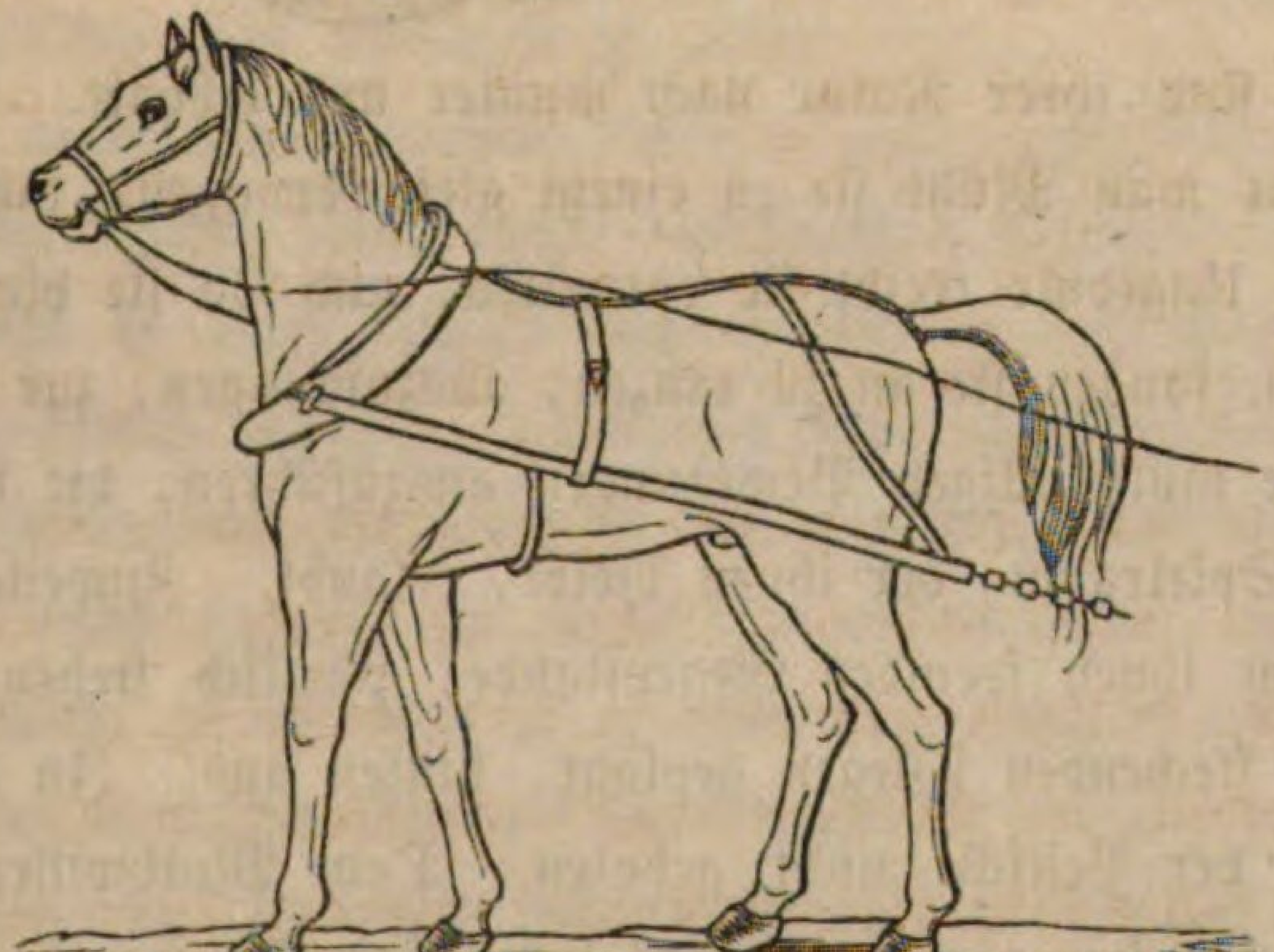
körperlichen Entwickelung erlangt hat. Die besten Arbeiten für junge Pferde sind das Pflügen, nach demselben das Eggen. Am Wagen kommen die Pferde manchmal in den Fall, auf kurzen Strecken große Kraftanstrengungen machen zu müssen, was genügt, um mit Einem Male ein Pferd zu ruiniren, das noch nicht abgehärtet ist. Am Pfluge ist solches weniger zu befürchten, die erforderliche Kraft ist viel gleichmäßiger, die Bewegung schneller und das Pferd gewöhnt sich leichter an einen schönen, regelrechten Gang. Derselbe Vortheil ist auch bei der Egge erreichbar; nur ist diese Arbeit viel ermüdender und es wäre zu viel gefordert, wenn man ein junges-Pferd einen ganzen Tag in einem milden, lockern Boden oder in harten Schollen, welche jeden Tritt unsicher machen, einhergehen lassen wollte. Beim Eggen, wie beim Pflügen ist es gut, wenn man die Wage mittelst leichter Ketten befestigt und ihr nur einen beschränkten Spielraum läßt.

Eine Arbeit, welche weit mehr Pferde ruinirt, als das Ziehen selbst, ist das Zurückhalten der Wagen beim Bergabfahren; besonders leiden die Sprunggelenke dabei Noth, und junge Pferde sind dieser Gefahr ganz besonders ausgesetzt. Man sollte deßhalb nie ohne die Räder zu sperren, oder sie mittelst einer Sperrschraube zu hemmen, bergabfahren, so lange man junge, ungewöhnte Pferde am Wagen hat. Jedoch müssen die jungen Pferde nach und nach mit möglichster Schonung ihrer Kräfte daran gewöhnt werden, den Wagen bergab anzuhalten. Man kann nicht bei jeder kleinen Erhöhung die Räder hemmen, namentlich in bergigten Gegenden nicht; und dann könnte bei unvorhergesehenen Fällen, wo die Räder nicht gerade zur rechten Zeit oder gar nicht gehemmt wären, leicht ein Unfall geschehen, wenn nicht die Pferde im Stande wären, den Wagen zurückzuhalten und zu leiten.

Wenn man so nach der von uns angegebenen Weise die Pferde zum Zuge gewöhnt, d. h. mit Sanftmuth und Geduld zu Werke geht, und nur eine ihren Kräften angemessene Leistung von ihnen fordert, dann schadet ihnen das Arbeiten nicht. Im Gegentheil, die Pferde werden folgsamer, sind leichter zu leiten, und verdienen dabei die Hälfte ihrer Aufzuchtskosten. Leider werden jedoch diese Grenzen der Leistung und diese Art der Behandlung nicht immer beachtet. Man verlangt von einem Pferde, das drei Jahre alt ist, die Arbeit eines ausgebildeten Fuhr-Pferdes; man vergißt nur zu oft, daß ein junges, gutgeartetes Pferd, gleichsam im stolzen Selbstbewußtsein seiner Kraft, vor keiner Schwierigkeit zurückweicht, sondern seine letzten Kräfte anstrengt um sie zu überwinden, und fordert deßhalb mehr von ihm, als man sollte. Man glaubt auch oft, solche Anstrengungen auf kurze Strecken schaden einem Pferde nicht, weil man nicht augenblicklich die Folgen davon bemerkt. Diese zeigen sich aber in der Regel später, und zu manchem Spath, zu mancher Galle, die ein Pferd unbrauchbar macht, wurde in früher Zeit der Grund gelegt.

Ein Gegenstand, der bei dem Gewöhnen der jungen Pferde nicht unberücksichtigt bleiben darf, ist das Geschirr. Dasselbe soll möglichst leicht sein und sich den Formen des Körpers wohl anschmiegen. Für die Ackerarbeiten verdienen die Sielen, wie sie in vielen Gegenden üblich sind den Vorzug; sie sind leicht und wohlfeil und entsprechen ihrem Zweck vollkommen. Wo große Kraftanstrengung nothwendig ist, am Wagen, ist jedoch das Kummet besser an seinem Orte. Nur sollte auch dieses nicht so schwer, so breit und so hoch sein, wie man es manchmal noch sieht. Für die Kutschenpferde hat man die kleinen, schmalen, englischen Kummete mit eisernen Haltern eingeführt, warum sollten diese nicht auch bei dem landwirthschaftlichen Fuhrwerk anwendbar sein? oder die amerikanischen, die gar keine Kummethalter haben, sondern nur aus einem ledernen Wulst bestehen? Wenn man das Gewicht mancher solcher Geschirre betrachtet, die mit Ringen und Schnallen und andern metallenen Zierrathen behangen sind, ist man versucht zu berechnen, wie viel Kraft verschwendet wird, eine solche Last das ganze Jahr durch zu tragen, und das Thier zu bedauern, das dazu verdammt ist.

Zum Leiten der landwirthschaftlichen Pferde — und von diesen ist hier die Rede — genügt ein einfacher Zaum; nur da, wo Hengste angespannt werden, mag die Anwendung eines Stangengebisses gerechtfertigt sein. Meistentheils vertritt die Halfter die Stelle des Kopfgestells am Zaum. Die Augenleder sollen

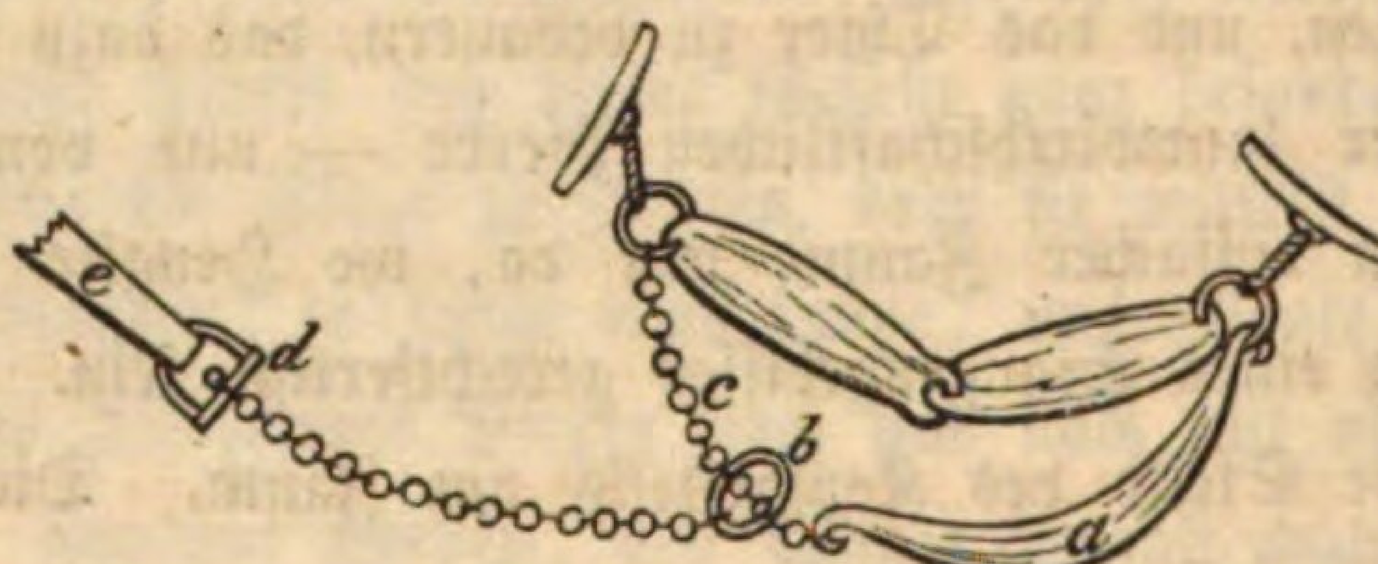


an landwirthschaftlichen Pferden, weder im Acker noch am Wagen vorkommen. Ein gut gewöhntes Pferd muß auf den Wink des Fuhrmanns links und rechts gehen. Nur in diesem Fall ist auch der Gebrauch des einfachen Leitseils entschuldigt; sonst soll jederzeit das doppelte gebraucht werden. Wer hat nicht manchmal Fuhrleute ihre Pferde mißhandeln sehen, weil diese nicht nach ihren Willen gingen? Und doch wäre es selbst einem Menschen kaum möglich gewesen, zu verstehen, was der Fuhrmann gewollt hat, der vielleicht nichts mehr gethan, als mit dem Leitseil dem Pferde das Maul aufzureißen und unter Flüchen und Verwünschungen die Peitsche zu schwingen! Solchen Fuhrleuten sollte man nie ein

einfaches Leitseil erlauben, oder vielmehr sollte man ihnen kein Gespann anvertrauen. Mit dem doppelten Leitseil ist es möglich, seine Befehle dem Pferde klar und verständlich zu machen und es ist ein Vergnügen zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit ein gut gewöhntes Pferd den leisesten Bewegungen desselben folgt.

Man ist im Irrthum, wenn man glaubt, man mache dem Pferde den Zaum um so erträglicher, je dünner der Theil des Gebisses ist, der ihm durch das Maul geht. Dieser Theil des Gebisses liegt auf den sogenannten Laden, und wird weniger drückend gefühlt, wenn er etwas dick ist. Deßwegen sollte man ihn nicht dünner als ½ Zoll machen, und, damit er nicht zu schwer wird, im Innern hohl.

Zum Beibinden eines jungen Pferdes zu einem ältern kann man sich des nachstehend abgebildeten Halbzaumes bedienen. a ist ein Stück nach außen umgebogenen Eisens, das unter dem Kinn des Pferdes liegt; b ein Ring, welcher in dem Kettchen c auf und ab gleitet; d ist ein Wirbel und e der Anfang des Riemens, der an dem Handpferd festgemacht wird.



Die Füllen sind ihrer Natur nach munter und lebhaft. So lange sie nicht ermüdet sind, hat man Mühe sie zu einem gleichförmigen, langsamen Gange zu gewöhnen. Ihre Ungeduld treibt sie vorwärts, und da sie diesem Wunsche nicht entsprechen können, fangen sie an zu tanzen, auszuschlagen, zur Seite zu springen überhaupt alle die muthwilligen Bewegungen auszuführen, die ihnen ihre Jugend eingibt und der Spielraum, der ihnen bleibt, erlaubt. Zuweilen bleiben sie, erschreckt von einem ihnen fremden Gegenstande, plötzlich stehen, ein anderesmal schlagen sie, von stechenden Fliegen geplagt, hinten aus. In allen diesen Fällen ist der Gebrauch der Peitsche nicht geboten. Dem Muthwillen kann man durch allmählige Ermüdung steuern; der Furcht vor einem fremden Gegenstande begegnet man am besten, wenn man es zu demselben hinführt und es mit demselben vertraut macht; dem Ausschlagen setzt man nur dann seine Grenzen, allenfalls mit Hülfe der Peitsche, wenn es gefährlich zu werden droht.

Man hüte sich ein Pferd zu schlagen, wenn es sich vor Etwas fürchtet; es wird dadurch zwar veranlaßt an dem Gegenstande vorbei zu gehen; allein es wird von der Furcht nicht geheilt. Im Gegentheil, zu dem Gefühl der Furcht gesellt sich nun auch noch die Erinnerung an die erhaltene Züchtigung und das Pferd wird dadurch noch schlimmer gemacht als es war. Führt man dagegen das Pferd unter sanftem Zureden, unter Streicheln und Liebkosen zu dem unbekannten

Gegenstande hin, vor dem es erschrocken ist, damit es ihn in der Nähe sehen, wohl auch daran riechen kann, und hat es sich auf diese Art versichert, daß keinerlei Gefahr vorhanden war; wiederholt man dieß endlich mehrmals an verschiedenen Gegenständen: so wird das Pferd nach und nach die Furcht verlieren und zuletzt gründlich davon befreit sein.

Eine Regel, die man nie außer Acht lassen soll, namentlich bei jungen Pferden, ist die, daß man nie so schwer auflade, daß die Pferde die Last nicht mehr fortziehen können. „Ein fauler Esel", sagt ein altes Sprüchwort, „trägt sich eher todt, als ein fleißiger": das sollte man allen Fuhrleuten zurufen, die ihren Pferden schwerer aufladen, als sie zu ziehen vermögen. Vergesse man ja nicht, daß ein Pferd, das stehen bleibt, weil es die Last nicht mehr fortzubringen vermag, muthlos wird und schwer wieder angreift. Deßhalb darf man auch bei steilem Berganfahren nie so lange fahren bis die Pferde von selbst stehen bleiben, sondern man muß sie, wenn es, so zu sagen, noch am besten geht, anhalten und sie athmen lassen. Sie werden alsdann immer wieder von selbst und mit neuem Muthe belebt, den Weg fortsetzen.

Es gibt Pferde, die stoßweise, gleichsam mit Sprüngen vorwärts wollen; für diese gibt es kein besseres Mittel als sie an die Deichsel zu einem festen kräftigen Handpferde zu spannen und beim Anzuge jedesmal darauf zu achten, daß beide Pferde zu gleicher Zeit anfangen zu ziehen.

Ein zu den landwirthschaftlichen Arbeiten gut eingeschultes Pferd wird sich auch leicht an eine Kutsche oder einen einspännigen Tilbury spannen lassen; es wird sich überhaupt in einer solchen leichtern und in der Regel besser bereiteten Stellung behaglich finden und den Dienst mit einer gewissen Freudigkeit versehen.

Da einem Pferde, das sein Leben in der Landwirthschaft beginnt, alle möglichen Laufbahnen offen stehen, und man nie voraus weiß, welcher derselben es später zugewendet wird, so soll man es zu allen Verrichtungen und Dienstleistungen einüben und darunter auch das Reiten nicht außer Acht lassen, insonderheit da alle Pferde, zu was immer sie auch benützt werden, in den Fall kommen, zuweilen geritten zu werden. Sobald das Pferd zwei Jahre alt ist, muß man schon anfangen es daran zu gewöhnen, einen Reiter zu tragen. Man lege ihm zuerst im Stalle eine Gurte an; sobald es diese ertragen gelernt hat, setze man einen Knaben von Zeit zu Zeit einen Augenblick auf seinen Rücken. Dieß muß indessen mit einiger Vorsicht geschehen; denn häufig sind die Pferde unartig, wenn man im Stalle aufsitzen will, zumal aber ein Füllen, das noch keinen Reiter getragen hat. Wenn das Pferd aber den kleinen Reiter kennt, wenn es von demselben öfters Brod oder dgl. erhalten hat, so wird es sich ihn schon lieber gefallen lassen. Sollte dieß indessen noch nicht gelingen, so nehme man einen Sack, thue ein wenig Hafer in denselben, zeige dem Pferde Sack und Hafer und gebe ihm ein wenig von

letzterm. Während es daran frißt, lege man ihm den Sack auf den Rücken. Man läßt ihn so lange liegen, bis es anfangt unruhig zu werden, alsdann zeigt man ihm wieder den Sack und gibt ihm ein wenig Hafer zu fressen. Dieß wiederholt man jeden Tag, nur mit dem Unterschiede, daß man jeden folgenden Tag etwas mehr Hafer in den Sack nimmt als am vorhergehenden Tage und das Pferd so nach und nach daran gewöhnt eine Last auf dem Rücken zu tragen, welche dem Gewichte eines leichten Reiters nahe kommt. Ehe dieser sich aufsetzt, ist es natürlich, daß man das Pferd zuerst an Decke und Sattel gewöhnt. Gewiß ist aber, daß auf diese Weise ein junges, noch nicht verdorbenes Pferd, sey es auch noch so feurig und muthwillig, zum geduldigen und lenksamen Reitpferde herangebildet werden kann.

F. Erziehung der Pferde nach dem dritten Jahre.

Wenn man nach den von uns angegebenen Regeln verfahren ist, wird es leicht sein, die Erziehung des Pferdes zu vollenden, es zum Reiten und Fahren vollständig einzugewöhnen, was erst im 4. und 5. Jahre statt finden kann. Hat man mit einem fremden Pferde zu thun, das einer solchen sorgfältigen Behandlung nicht theilhaftig wurde, so wird die weitere Erziehung schon schwieriger, weil ein Pferd im 4. oder 5. Jahre seine Kraft fühlt und sich nicht mehr so leicht bändigen läßt. Ungleich schwieriger wird aber die Aufgabe noch, wenn das Pferd durch eine falsche Behandlung in seiner Jugend verdorben wurde, böse, scheu und halsstarrig geworden ist. In allen diesen Fällen ist das einzige zu empfehlende Mittel wieder, das Pferd mit Aufmerksamkeit, mit Sanftmuth, mit Ausdauer zu behandeln. Zur gehörigen Zeit muß auch Strenge angewendet werden; diese muß sich aber mehr in Worten und Geberden aussprechen, als in Schlägen, weil das Pferd in diesem Alter schon Kraft genug besitzt, diesen nöthigenfalls zu trotzen. Man darf aber nie ein Pferd bis zu dem Punkt treiben, wo es seine Ueberlegenheit an physischer Kraft dem Menschen gegenüber gewahr wird.

Ein Pferd, das 5 und 6 Jahre alt geworden ist, ohne eine eigentliche Erziehung genossen zu haben, das noch seine natürliche Munterkeit, seine Schüchternheit, seinen Muthwillen besitzt, muß man behandeln, wie man ein Füllen von sechs Wochen behandeln würde. Die Thiere haben eine angeborene Furcht vor den Menschen; selbst die reißendsten Thiere in den Wüsteneien, die nie einen Menschen zu Gesicht bekommen haben, schrecken zurück, wenn sie einen Menschen erblicken, gleichsam als läsen sie in seiner Gestalt, daß er zum Herrscher über sie geboren ist, und fallen ihn nur im Falle des Heißhungers oder der Nothwehr an. Diese Furcht findet man auch bei den Hausthieren, trotz dem, daß sie unter den Menschen geboren sind, und unter ihnen wohnen. Diese Furcht muß man dem

Pferde, dessen Erziehung man beginnt, zu nehmen suchen. Gelingt Solches, so ist das Uebrige leicht, und es wird, bis auf wenige Ausnahmen gelingen, wenn man dabei gehörig zu Werke geht.

Um mit Pferden umzugehen ist außer Geduld und Langmuth auch Kaltblütigkeit und Festigkeit nothwendig; wer selbst ängstlich und furchtsam ist, wer sich vor einem jungen muthigen und muthwilligen Pferde fürchtet, wird nie etwas mit demselben anfangen können. Gewöhnlich suchen sich diejenigen, welche sich vor den Pferden fürchten, durch Drohen, Schreien zu helfen und verderben sie durch unzeitig angebrachte Schläge. Die physische Kraft ist manchmal sehr nützlich; hat man sie nicht selbst in ausreichendem Maaße, so kann man sich unterstützen lassen.

Die Pferde erkennen gleich diejenigen, welche sich vor ihnen fürchten und sich ihnen zögernd und schüchtern nähern. Man muß vor dem Hintenausschlagen der Pferde sich so viel als möglich sicher stellen, dabei aber immer thun als fürchte man es nicht.

1. Das Abrichten junger Pferde.

Sobald das junge Pferd den Reiter zu tragen vermag, muß man mit dem Abrichten beginnen. Vorerst läßt man es noch nicht allein gehen, sondern der Bereiter, welcher das Pferd abzurichten hat, besteigt ein altes geschultes Pferd, und führt das Junge, das von einem Gehülfen geritten wird, neben her am Kappzaum, als wenn es ledig ginge und keinen Reiter trüge.

Die Züchtigungen müssen in dieser Periode sehr gemessen angewendet werden und sich nach dem Temperamente des Pferdes, seiner Empfindlichkeit dafür richten; Sporen dürfen noch nicht gebraucht werden.

Wenn das Pferd sich daran gewöhnt hat den Reiter zu tragen, wenn es einen geregelten Gang angenommen hat und sich dem Willen des Reiters zu fügen beginnt, so läßt man den Kappzaum weg und behandelt das Pferd nach den Regeln der Reitkunst weiter.

Obgleich es nicht absolut nothwendig ist, Pferde, die zum Zuge oder zu den landwirthschaftlichen Arbeiten bestimmt sind, zum Reiten zu gewöhnen, so schadet es doch nicht, sondern im Gegentheil, ein Pferd das gelernt hat dem Zügel des Reiters zu gehorchen, im Schritt zu gehen, zu traben, rückwärts zu gehen und im Laufe plötzlich anzuhalten, wird auch leicht zum Zuge und zum Dienst als Kutschenpferd zu dressiren sein.

Hat man junge Pferde zum Zuge oder als Kutschenpferde einzufahren, so spanne man sie zuerst einzeln neben ein altes, eingeschultes Pferd. Hat man jedoch ein solches nicht zur Verfügung und ist dadurch gezwungen sie zusammen einzuspannen, so muß man mit großer Vorsicht verfahren, weil von dem Gelingen

des ersten Versuches vieles abhängt. Die Augenleder erschrecken gewöhnlich junge Pferde, man lasse sie deßhalb weg und gebe ihnen ein Kopfgestell ohne Augenleder. Merkt man, daß ihnen der Schweifriemen unbequem ist, so läßt man ihn ebenfalls weg. Nachdem sie eingespannt sind, läßt man sie von zwei Gehülfen in die Hand nehmen, welche sie nöthigenfalls durch gute Worte und Liebkosungen besänftigen und wenn sie hinten ausschlagen wollen, solches durch Erheben des Kopfes verhindern.

Man hat im Anfange oft Mühe die Pferde zum Vorwärtsgehen zu bringen. Man versuche in solchen Fällen die Pferde umzuspannen und die Plätze zu wechseln: ein Pferd geht zuweilen recht gut auf der linken Seite, dagegen gar nicht, wenn es rechts gespannt ist.

Der Wagen, an denen man junge Pferde zum erstenmale spannt, muß recht leicht sein und wenig Zugkraft erfordern. Man muß nicht glauben, daß ein starker Widerstand die Pferde bändigen hilft, er macht sie im Gegentheil widerspenstig. Die Sielscheite sollen hoch angebracht sein, damit die Pferde nicht darüber treten: auch ist besonderes Augenmerk darauf zu richten, daß sie den Pferden nicht in die Beine schlagen können, was begreiflicherweise die gefährlichsten Folgen haben würde. Man muß zum Einfahren junger Pferde einen möglichst ruhigen Ort wählen, wo sie vor Gegenständen, die sie erschrecken könnten, sicher sind. Sobald sie ruhig geworden sind und sich an den Wagen gewöhnt haben, läßt man die Gehülfen weg und versucht sie mit dem Zügel zu leiten. Man spanne sie jeden Tag an, ohne sie übrigens allzusehr zu ermüden: die tägliche Arbeit ist mitunter das beste Mittel, sie gefügig zu machen.

Das Ausschlagen junger Pferde, die zum Zuge gewöhnt werden sollen, ist immer ein schlimmes Zeichen, und es müssen solche Pferde mit großer Vorsicht behandelt werden. Man muß wo möglich das Ausschlagen zu verhindern suchen. Sobald man merkt, daß ein junges Pferd, das man anspannen oder reiten will, unruhig ist, die Ohren rückwärts legt, scheu zur Seite blickt, mit dem Schweife heftige Bewegungen macht, wenn alle Muskeln angespannt sind, soll man sich hüten es zu besteigen oder an den Wagen zu bringen: man kann sicher sein, daß es widerspenstig wird, und daß es nicht gelingen wird es mit Gewalt zu bändigen. Schläge und andere gewaltsame Mittel würden es wahrscheinlich für immer verderben. Es ist besser zur Güte und Schonung zurückzukehren. Man stelle sich vor das Pferd und suche es durch gute Worte zu besänftigen. Gelingt es nicht es auf diese Art in ruhigere Fassung zu bringen, so führe man es wieder in den Stall zurück. Es macht einen magischen Eindruck auf die Pferde, wenn man sich vor sie hinstellt und, während man ihnen gute Worte gibt, mit der Hand über die Stirne fährt. Man legt die hohle Hand auf den obern Theil der Nase, ein wenig unterhalb der Augen, fährt dann mit der Hand langsam

streichelnd bald über das eine, bald über das andere Auge, und setzt unter beständigen zutraulichen Worten diese Bewegung einige Zeit fort. Will das Pferd während dieser Behandlung hintenausschlagen, so hebt man ihm den Kopf in die Höhe und blickt es mit ernster Miene und einem drohenden Zuruf an.

Reizbare Pferde, die sich nicht anspannen lassen wollen, läßt man im Freien führen und die Stränge bloß durch einen hintennach gehenden Gehülfen anhalten. Nach und nach vermehrt man den Widerstand, den das Pferd zu überwinden hat und fährt damit fort, bis es sich ohne Gefahr an einen Wagen spannen läßt. Die Stränge müssen natürlich so lang sein, daß der Gehülfe sich außer der Schlagweite des Pferdes befindet und müssen Anfangs so weit auseinander gehalten werden, daß sie die Schenkel des Pferdes nicht berühren. Durch Geduld und gute Behandlung, wir können es nicht oft genug wiederholen, muß man den Pferden Zutrauen einzuflößen suchen, weitaus in den meisten Fällen wird man dadurch zum Ziele gelangen. Man hat Pferde gesehen, die selbst von geschickten Reitern nur mit Mühe gebändigt werden konnten, und die sich willig und ohne Widerstreben von Frauen und Kindern reiten ließen.

Kein Thier erträgt mit mehr Geduld und Unterwerfung Mühseligkeiten, Strapatzen und harte Behandlung als das Pferd; allein es hat trotzdem Gefühl für Unrecht und würde sich manchmal an seinen Quälern für ertragene Unbill rächen, wenn Müdigkeit, Erschöpfung und Entbehrung ihm die Kraft dazu ließen. Pferde, die von Jugend auf hart behandelt werden, welche durch Schläge und schlechte Behandlung heruntergebracht sind, verlieren nach und nach dieses Gefühl und gewöhnen sich an ihr hartes Loos: gleich den Menschen, die einmal zur Sclaverei erniedrigt, die Widerwärtigkeiten derselben, als zu ihrem Leben gehörend, ohne Murren und Widerstreben ertragen. Es gibt aber auch Pferde, welche von Natur mit größerer Energie begabt sind, sich empören und rächen. Solche Beispiele sind nicht selten und man sollte es besonders den Kindern einprägen, daß auch das sanfteste Thier nicht ohne Gefahr mißhandelt wird. Man hat Beispiele, daß rohe, brutale Fuhrleute und Reiter von ihren Pferden getödtet wurden. Bei F. Villeroy ist ein Fall dieser Art vorgekommen, wo der Führer gerade nicht getödtet wurde, aber ein Fall, welcher beweist, daß das Pferd ein Bewußtsein für erlittenes Unrecht in sich trägt. F. Villeroy erzählt diesen Vorfall folgendermaßen.

Ich hatte ein Pferd vierzehn Jahre in meinen Diensten; es ist in meinen Stallungen mit Tode abgegangen. Es war sieben Jahre alt, als ich es kaufte und war durch unzweckmäßige Behandlung verdorben. Es war schwer zu lenken, eigensinnig, widerspenstig, und wenn es nicht den Führer hatte, der ihm zusagte, so war nichts mit ihm anzufangen. Ich sah einen großen, starken Pferdeknecht, der gewohnt war mit Pferden umzugehen, aus Verzweiflung weinend aus dem

Felde zurückkehren, weil er mit diesem Pferde nicht eggen konnte. Der „alte Braun" war trotz dieses halsstarrigen Characters das Lieblingspferd seines gewöhnlichen Führers, meines ersten Pferdeknechtes. Uebrigens herrschte auch zwischen ihnen nicht immer das beste Einvernehmen. Eines Tages, bei regnerischem Wetter, wollte das Pferd Mittags den vom Regen durchnäßten Klee nicht fressen. Der Knecht, der die Zeit herannahen sah, wo er einspannen mußte, und dem es aus übertriebener Sorgfalt zu Herzen ging mit einem Pferde zu arbeiten, das nicht vollständig gefüttert war, wollte dem „alten Braun" durch einige Hiebe mit dem Gabelstiel demonstriren, daß es Unrecht habe, so wählerisch im Futter zu sein. Das Pferd nahm die Schläge geduldig hin, vergaß sie aber nicht, sondern versetzte seinem treuen Freunde Abends für das erstemal in seinem Leben einen solchen Schlag, daß er ihm zehn Jahre nachher noch als Barometer diente und ihn an seinen „alten Braun" erinnert, so oft sich das Wetter verändert. Die Rechnung war ausgeglichen. Der Knecht versprach seinen „Braun" nicht mehr zu schlagen und dieser hatte keine Hiebe zurückzugeben. Beide haben Wort gehalten, und ich wünschte schließlich, daß jeder Pferdeknecht eine ähnliche Lection bekommen könnte, und daß sie von jedem so beherzigt würde, wie von dem meinigen.

Ein ähnliches Beispiel wird aus England angeführt. Ein junger Mann hatte ein ausgezeichnetes Jagdpferd; es war unermüdlich, er hatte es nie müde gesehen. Eines Tages wollte er sehen, was das Pferd im äußersten Falle zu leisten im Stande wäre. Er machte im Galopp einen Ritt mit ihm, viel länger als gewöhnlich. Allein trotzdem schien das Pferd nicht ermüdet als er zu Hause ankam. Er bestieg es augenblicklich wieder, ritt mit ihm auf's neue aus und kehrte erst zurück, nachdem er es mit Hülfe von Peitsche und Sporen auf's Aeußerste gebracht und aus purer Eitelkeit und Eigensinn ganz erschöpft hatte. Das brave Pferd hielt bis an's Ende aus, so lange seine Kräfte reichten, vergaß aber die Behandlung nicht wieder. So fromm und geduldig das Pferd früher war, so böse und tückisch wurde es demjenigen gegenüber, der es so unbarmherzig mißhandelt hatte: sein Herr durfte es nie wieder besteigen, nicht einmal nähern durfte er sich ihm mehr.

Die meisten jungen Pferde, wenn sie in eine andere Gegend oder auch nur in einen andern Stall gebracht werden, leiden durch die Veränderung in der Fütterung, des Clima's und der Behandlung. Die meisten Krankheiten kommen in solchen Fällen von Erkältung her. Kaltes Wasser zum Tränken, der Gebrauch, die Pferde auch im Winter in Bächen zu schwemmen, sind Ursachen genug zu Tod und Krankheiten bei jungen Pferden, die, wenn man sie warm gehalten hätte, mit einem Katarrh oder dem sogenannten Strengel davon gekommen wären. Die Krankheiten eines Kindes haben in der Regel unter den Sorgen einer verständigen Mutter wenig zu bedeuten, allein hinausgeworfen unter gleichgültige und gewissen-

lose Menschen kann aus der geringsten Unpäßlichkeit eine tödtliche Krankheit entstehen.

Das Pferd kann sich nicht beklagen; es ist so gut, so geduldig, so ergeben in seinen Schmerzen, daß es eines geübten und theilnehmenden Blickes bedarf um es zu verstehen, um es zu bemerken, wann ihm etwas fehlt und es nicht in seinem normalen Gesundheitszustande ist.

Wir haben mehrmals Gelegenheit gehabt, eine Art Heimweh bei den Pferden zu bemerken. Ein junges Pferd, das zum erstenmal den gewohnten Stall, in dem es das Licht der Welt erblickt hat, verläßt, das plötzlich von seiner Mutter, von den Thieren, mit denen es bisher gelebt hat, von seinen gewohnten Pflegern getrennt wird, empfindet eine Niedergeschlagenheit, welche nur mit der Zeit verschwinden kann, und manchmal lange braucht. Es wird traurig, unruhig, es frißt nicht; man kann es für krank halten. Wir haben ein solches Pferd gehabt, welches in einer solchen Aufregung war, daß es sich auf die Hinterbeine stellte und mit den Vorderfüßen in die Krippe hackte, die Stirn gegen die Raufe stieß, überhaupt solche Symptome von Raserei zeigte, daß ein anwesender erfahrener Thierarzt den Ausbruch der Hirnwuth fürchtete.

In solchen Fällen müssen die Pferde mit äußerster Sanftmuth, Nachsicht und Schonung behandelt werden; man darf sie nicht allein in einen Stall stellen, soll sie wo möglich im Freien beschäftigen. Durch Arbeit werden sie am leichtesten zerstreut, gute Behandlung wird sie mit der Zeit an ihren neuen Aufenthaltsort gewöhnen. Man begreift leicht, daß, wenn man in solchen Fällen mit rauher Behandlung käme, sie mißhandelte, man aus dem geduldigsten Thiere ein boshaftes Pferd machen oder gar eine bedenkliche Krankheit veranlassen könnte.

2. Von der Dressur der Pferde.

Das Pferd ist von Natur mit großen Geistesanlagen versehen und namentlich ist sein Gedächtniß einer großen Entwickelung fähig. Wer je einen Kunstreiter-Circus besucht hat, wird davon überzeugt sein, und wenn die größte Anzahl der Pferde als geistlose, dumme, tölpelhafte Thiere erscheinen, so liegt die Ursache davon nicht in dem Mangel ererbter Anlagen, sondern vielmehr in der Mangelhaftigkeit der Erziehung und Ausbildung des Pferdes. Wären alle, denen die Aufzucht eines Pferdes anvertraut ist, Leute wie Franconi oder Renz *), so wäre die Zahl wohlgeschulter, verständiger Pferde viel größer und jene der unbeholfenen, bösen und tückischen Pferde viel seltener, als es in der Wirklichkeit der Fall ist.

*) Berühmte Kunstreiter.

Mancher wird bei dem Wort „Erziehung des Pferdes" lächeln und es für überflüssig halten, ein Pferd, das zum Arbeiten bestimmt ist, auch noch zu erziehen und die Geisteskräfte zu entwickeln. Allein es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Entwickelung der geistigen Gaben die körperliche Kraft wesentlich vermehrt, und daß auch ein Thier, das Anhänglichkeit an seinen Herrn hat, im Nothfalle weit mehr leistet, als ein anderes, das ihn nur als seinen Peiniger und Unterdrücker kennen gelernt hat.

Der Mangel an Entwickelung der geistigen Anlagen oder einer Erziehung ist aber für das Pferd nicht blos dadurch nachtheilig, daß ihm die höhere Energie abgeht, sondern sie erweckt auch Characterfehler, welche ohnehin nicht vorgekommen wären. Nur wenige Pferde werden boshaft geboren, nur durch ungeeignete Behandlung werden sie es, die Menschen machen sie erst böse. Jähzorn, Mißhandlung, Ungeduld von Seiten des Wärters erzeugen unabwendbar Fehler und Untugenden in dem ihm anvertrauten Thiere und machen es manchmal zu Diensten unbrauchbar, für die es seiner körperlichen Beschaffenheit nach gerade sehr gut getaugt hätte.

Wer dem Pferde Verstand abspricht, ist nicht mit Pferden umgegangen oder es fehlt ihm die Gabe der Beobachtung. Wer hat nicht schon gehört, daß Pferde auf dem Schlachtfelde ihren Herrn nicht verlassen wollten, wenn er getödtet wurde, und nur mit Gewalt wegzubringen waren! Oder daß ein Pferd, dessen Reiter im betrunkenen Zustande herunterfiel, bei ihm als treue Schildwache zurückgeblieben wäre, bis der Rausch ausgeschlafen war! Ein anderer Fall, der bei Villeroy zweimal, nach einem Zwischenraume von mehreren Jahren vorgekommen ist, beweist, daß auch Acker-Pferde ein sehr feines Gefühl haben können.

Zwei Pferde eggten auf dem südlichen Abhang eines Berges während eines heißen Sommertages im Monat Juli. Das Eggen, an und für sich an dem steilen Abhange schon beschwerlich für die Pferde, wurde es noch mehr durch die schwüle, drückende Hitze des Tages, wie sie in der Regel einem Gewitter vorhergeht, und durch die für die Pferde in waldigen Gegenden so lästigen Bremsen. Die beiden Pferde schäumten von Schweiß, sie waren überdieß, so weit der Schweif nicht reichen konnte, von Fliegen bedeckt, die sie jämmerlich zerstachen. Als die beiden Pferde Villeroy ansichtig wurden, blieben sie stehen und fingen an zu wiehern; sie flehten gleichsam um seine Hülfe gegen die grausame Doppelplage der Hitze und der Insekten.

F. Villeroy duldet nicht, daß seine Pferde mißhandelt werden; da er nicht selbst mit ihnen arbeitet, so kommt er auch nicht in den Fall sie mit eigener Hand zu strafen. Wenn F. Villeroy in seinen Stall tritt, erheben alle Pferde den Kopf und wiehern ihm zu, und gleich einem guten Vater, der seinen Kindern nie etwas abschlägt, hat er immer etwas zu geben, eine Hand voll Hafer, eine Brodkruste, eine Kartoffel oder sonst

etwas. Die Pferde sind erkenntlich und lieben ihn dafür. Allein noch weiter: wenn seine Pferde angeschirrt werden und auf die Arbeit gehen, ist F. Villeroy gegenwärtig, läßt sie an sich vorübergehen und mustert dabei Pferde und Geschirr; sobald etwas daran fehlt, muß es gleich in Ordnung gebracht werden; seine Stimme ist freundlich, seine Worte und Geberden schmeichelnd und zutraulich. Kommt er zu dem Gespanne während man Heu oder Frucht ladet, so wehrt er den Pferden die Fliegen und sucht ihnen auf eine oder die andere Art eine Erleichterung zu verschaffen; begegnet er einem Gespanne unterwegs und hat dem Fuhrmann Befehle zu ertheilen, so hält auf seinen Wink mit der Hand das Fuhrwerk an. So lange er da ist, sind die Peitschen viel zahmer und werden nie ohne Ursache gebraucht, selbst die Reden der Dienstboten werden sanfter, und wenn die Thiere auch gerade nicht begreifen, daß er der Herr und Gebieter ist, so merken sie doch hinlänglich, daß er ihr Freund und Beschützer ist, daß er die Macht und den Willen hat ihnen Erleichterung zu verschaffen. Alles dies verhindert aber nicht, daß sie auch wissen, daß es der Herr ist, der sich Gehorsam zu verschaffen weiß.

Diese einfache Erklärung wird hinreichen, es begreiflich zu machen, warum die Pferde stehen blieben und wieherten, als sie F. Villeroy ansichtig wurden, ohne sich um den zu bekümmern, der hinter ihnen die Zügel in der Hand hielt, daß sie durch Blick und Stimme seine Hülfe anriefen, daß in ihrem Innern eine Verbindung von Vorstellungen wach wurde, welche ihnen zeigte, daß er derjenige war, von dem sie Erlösung aus ihrer Qual erwarten durften.

Es ist ein großer Fehler, daß die Pferde im Allgemeinen so roh und rücksichtslos behandelt werden. Sie sind uns zu Dienern vom Schöpfer bestimmt, sie sind mehr als unsere Diener, sie sind unsere Sclaven, sie sind bestimmt für uns zu arbeiten, sie sind unserm Willen unterworfen; der Zaum, die Peitsche, die Sporen sind Dinge, die man bei Pferden nicht entbehren kann, selbst wenn man keinen Gebrauch davon machte, die besten Reiter wie die besten Fuhrleute gebrauchen sie aber am wenigsten; wir können auch die Pferde nicht entbehren, sie könnten statt unsere Sclaven, unsere Freunde sein, besonders bei dem Landwirth. Die Menschen würden eben so viel, ja noch mehr dabei gewinnen als die Pferde. Sie würden größeren materiellen Nutzen aus ihren Pferden ziehen, weil ein gehörig ausgebildetes und wohl behandeltes Pferd mit größerer Energie zum Arbeiten ausgerüstet ist; sie würden aber auch moralischen Genuß haben, ein Gut, das vielen ganz unbekannt ist.

Wir könnten noch weitere Fälle anführen, durch welche die Intelligenz der Pferde bewiesen würde. Wir haben ein Pferd gekannt, das, wenn es glaubte zum Spazierritt zu gehen, ausnehmend munter, fröhlich und muthwillig war; es erging sich in muthwilligen ausgelassenen Sprüngen, die dem Reiter manchmal unbequem

waren. Sobald aber ein Mantelsack aufgeschnallt wurde und der Herr im Reisehabit erschien, verstand es, daß es auf Reisen ging, daß es seine Kräfte schonen mußte und es ging eben so ruhig und besonnen, als es sonst munter und muthwillig war.

Villeroy erzählt aus seiner Jugend noch folgenden Zug: „Mein Vater hatte eine alte, Normänner Stute; sie hatte einen leichten Dienst bei ihm zu versehen, sie ging in einem leichten Cabriolet, fuhr zuweilen Holz, Heu in die Stadt, brachte Dünger mit u. dgl." „„Sehen Sie doch das undankbare Thier,"" sagte mir eines Tages Karl, der gute alte Knecht meines Vaters, „„ich füttere, pflege und besorge es, ich strafe es nie mit der Peitsche oder mit Schlägen, und doch, wenn ich mit ihm fahre, geht es daher wie ein alter Karrengaul, sobald es die Stimme Ihres Vaters hört, wirft es Kopf und Schweif in die Höhe und läuft im gestreckten Galopp davon. Man sollte meinen, es wisse, daß er der Herr ist, und daß ich nur der Knecht bin."" „Ich bemerkte, daß Karl Recht hatte; ich verstand es damals nicht, habe aber seither oft darüber nachgedacht. Die Stute hatte, sobald sie der Knecht leitete, Gegenstände zu fahren, bei denen sie im Schritt gehen mußte; mein Vater spannte sie nur an sein Cabriolet und fuhr dann immer im Trab. Außerdem hatte auch schon das Auftreten meines Vaters etwas Entschlossenes, Festes, das dem guten Karl abging. Uebrigens muß ich noch bemerken, daß auch zwei Pferdegeschirre vorhanden waren, ein gewöhnliches für das Fuhrwerk und ein anderes mit glänzenden Schnallen und Ringen für das Cabriolet. Nun bin ich überzeugt, daß das Pferd ein Gefühl von Stolz hat, und daß es sich durch ein schönes blinkendes Geschirr geschmeichelt fühlt. Der Maulesel von der Stute abstammend, hat bekanntlich das Gefühl der Eitelkeit. Wenn der provenzalische Fuhrmann sein Leitthier bestrafen will, so droht er ihm sein „Geläute" zu nehmen, und im Falle wirklicher Strafe nimmt er ihm die Glocke und den Federbusch ab und bindet es hinter den Wagen."

Nach dem was wir gesagt haben, glauben wir behaupten zu können, daß die Pferde eine Erinnerungsgabe für gute und grobe Behandlung haben, daß sie erkenntlich für gute Behandlung sind, und daß sie sich gegen rohe Behandlung manchmal rächen, daß sie denjenigen, der sie zu behandeln versteht, lieben und achten lernen, daß sie Gefühl haben für Vorwürfe und für Belobungen, daß sie eine Art Schamgefühl besitzen und nicht unempfindlich für Schmuck und für Musik sind. In diesen Eigenschaften des Pferdes liegt ein Schatz von Hülfsmitteln, durch die man die Pferde leiten, strafen und züchtigen kann, ohne seine Zuflucht zu Stock und Peitsche nehmen zu müssen.

Im vorigen Jahrhundert glaubte man, daß zur Kinderzucht körperliche Züchtigung unumgänglich nothwendig wäre und der Haselstock spielte in den fürstlichen Erziehungshäusern so gut wie in der Dorfschule eine bedeutende Rolle. „Wer

seine Kinder liebt, züchtigt sie," sagten unsere Großeltern. Eine bessere Einsicht hat gelehrt, daß diese Zwangsmittel wenigstens überflüssig sind, und auch die Hausthiere dürften aus der vernünftigern, humanern Erziehung der Kinder Nutzen ziehen. Wird der Sohn des Bauern in der Jugend weniger geprügelt, wird er auch später die Thiere, die ihm anvertraut sind, weniger schlagen. Ueberdieß haben auch die Pferde der Landwirthe größern Werth als sie früher hatten, schon aus diesem Grunde werden sie mit mehr Sorgfalt gepflegt und weniger mißhandelt. Die Landwirthe sehen immer mehr ein, daß es in ihrem Interesse liegt die Pferde, als Werkzeug zum Ackerbau betrachtet, schonend und sorgfältig zu behandeln; sie werden am Ende aber auch die Pferde als lebende, gefühlvolle Wesen schätzen und behandeln lernen. Endlich hoffen wir, daß man sich auch in den neu entstehenden Ackerbauschulen, welche zur Heranbildung tüchtiger Dienstboten bestimmt sind, mit der Erziehung derselben zur Behandlung der Pferde beschäftigen wird, daß man sie die Pferde, nicht als Maschinen oder willenlose Sclaven, sondern als Gehülfen zu unsern Arbeiten betrachten lehrt, denen man sich verständlich machen kann ohne zu rohen Mitteln zu greifen. Wir würden es uns als Verdienst anrechnen, wenn dasjenige, was wir hier sagen, zur Verwirklichung dieses Gedankens beitragen könnte. Die Arbeiten der Chemiker auf dem Gebiete der Landwirthschaft haben im Allgemeinen von der Thierkunde und noch mehr von der Behandlung der Thiere abgeleitet. Und dennoch ist die Behandlung der Thiere mindestens eben so wichtig als die Behandlung des Bodens: ein aufmerksamer und sorgfältiger Viehzüchter ist immer auch ein guter Landwirth, wo das Vieh gut gehalten und gepflegt wird, sind auch Felder und Wiesen in gutem Zustande. Uebrigens wirkt auch ein gutes Behandeln seiner Thiere sittlich auf den Verkehr der Menschen unter sich: wer seine Thiere mit Rücksicht, mit Aufmerksamkeit, mit Sorgfalt pflegt, wird auch im Benehmen gegen seine Mitmenschen jene Rücksicht, Schonung und Milde an den Tag legen, welche wir, einer dem andern, schuldig sind.

Wir wollen den Naturwissenschaften gewiß nicht zu nahe treten, wir erkennen ihre Vollberechtigung an und glauben, daß mit ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft ein neuer Zeitraum für diese begonnen hat. Allein wir müssen es als ein Verkennen der Wichtigkeit der Thierzucht ansehen, wenn man sie auf Kosten der naturwissenschaftlichen Seite der Landwirthschaft vernachläßigt und wenn man selbst in der Thierzucht ein verhältnißmäßig größeres Gewicht auf den chemischen Prozeß in dem Thierleibe legt, als auf die Behandlung des Thieres im Ganzen als Gehülfe und Beförderer unserer Arbeiten und unserer Vergnügen.

Die Eindrücke der Jugend sind bleibend; was sich in das Gemüth des Kindes eingeprägt, wird sich im Mannesalter nicht verwischen. Bei den Thieren ist es nicht minder so. Ein junges Pferd das einmal beim Fahren in den Wiesen in

einen Graben gefallen ist, oder beim Fahren über eine schlechte hölzerne Brücke durchgetreten hat, wird sich sein Leben lang vor Gräben und Brücken fürchten. Ein Pferd, das beim ersten Beschlagen an der Schmiede unruhig, scheu, ungeduldig wird, dem man, statt es vorsichtig mit dem ihm ungewohnten Schauspiele bekannt zu machen, Bremse anlegt, es schlagt, mißhandelt und mit Gewalt festhält, ein solches Pferd wird sich nie gutwillig beschlagen lassen. Ein junges Pferd das zum erstenmale eine weitere als die gewohnte Reise macht, das ungewohnte, ihm neue Gegenstände erblickt, wird sowohl durch Gesicht, als Gehör und Geruch auf ungewohnte Weise angesprochen und es erzeugt sich in ihm das Gefühl der Furcht. Anstatt es zutraulich zu machen, anstatt ihm die Furcht zu benehmen, wird es sehr häufig geschlagen, mißhandelt; zu der Furcht vor den es erschreckenden Gegenständen gesellt sich die Furcht vor den Schlägen und vor der Peitsche, und dann verwundert man sich, daß das Pferd furchtsam und scheu ist.

Die Strafe, die Züchtigung ist zuweilen nützlich, sie ist nothwendig; allein sie muß zur rechten Zeit gegeben werden. Sie muß so gegeben werden, daß das Pferd versteht warum es gezüchtigt wird. Wir geben zu, daß ein gewisses Talent dazu gehört die Strafe zweckmäßig anzuwenden, daß der Zorn nicht ausreicht, daß dieser aber in der Regel die Strafe vorschreibt, daß es deßwegen aber auch so viele verdorbene, widerspenstige und böse Pferde gibt.

Es gibt Pferde, die beim Reiten den Kopf immer in die Höhe werfen, eine Gewohnheit, die für den Reiter sehr lästig ist und ihn sehr ermüdet. Wir haben ein junges Pferd von dieser Gewohnheit dadurch befreit, daß wir ihm einen leichten Streich mit der Ruthe über den Hals gaben, so oft es den Kopf in die Höhe warf. Man braucht nur Geduld und Ausdauer dazu, zwei Mittel, die überall nothwendig sind, wo man große Resultate erreichen will.

Manche Pferde sind furchtsam und scheu von Natur, sie erschrecken vor jedem Gegenstande, der ihnen unvermuthet vorkommt und bleiben plötzlich stehen; ein weißer Stein auf der Straße, ein Blatt, das der Wind herabweht, ein Vogel, der vor ihnen auffliegt, macht sie stutzen. Wenn das Pferd dabei feurigen, aufgeregten Temperaments ist, so sind die Bewegungen dabei für den Reiter äußerst unangenehm. Das beste ist in diesem Falle das Pferd aufzugeben und sich ein anderes zu verschaffen. Dieser Fehler ist schwer zu beseitigen, nur durch außergewöhnliche Geduld des Reiters kann es gelingen, ihn zu verbessern und durch die Zeit, d. h. durch vorgerücktes Alter und fortwährenden Gebrauch des Pferdes. Der Reiter, der ein solches Pferd zu behandeln unternimmt, muß sich anstellen, als merke er gar nichts von dem Fehler, muß dem Pferde seine vollständige Freiheit lassen, nur, wenn es nach dem plötzlichen Stillstehen wieder vorwärts geht und zu weit zur Seite ausweicht, es anhalten ohne mit dem Zügel zu schnellen. Wenn der Reiter auf die plötzliche unangenehme Bewegung mit einer andern, ungeduldigen Bewegung, mit einem Ausbruche

des Zorns antwortet, mit der Hand, mit dem Sporen oder der Reitgerte oder mit allen dreien zu gleicher Zeit strafen will, so ist alles verloren, der Fehler wird nur vergrößert und unverbesserlich gemacht.

Die jungen Pferde werden gewöhnlich bei den Landwirthen gekauft, die sie gezüchtet haben, sie sind entweder auf der Weide aufgezogen worden, oder auch im Stalle und haben dabei gearbeitet, sind an die Egge, den Pflug oder den Wagen gespannt worden; das war bis dahin ihre ganze Erziehung. Man hat sie höchstens von dem Felde nach Hause oder zum Brunnen zur Tränke geritten. Diese Umstände werden aber selten berücksichtigt: sie werden in die Stadt gebracht, man legt ihnen Zaum und Sattel auf und will sie dressiren, man gebraucht die Reitpeitsche, die Sporen und redet eine Sprache mit ihnen, die sie nicht verstehen; sie begreifen nicht was mit ihnen vorgenommen werden soll, sie wehren sich und werden widerspenstig.

Ich, so erzählt F. Villeroy, hatte ein Pferd gekauft, welches ich zum Reiten abrichten wollte. Als ich ihm das erstemal den Sattel auflegte und es bestieg, wollte es durchaus nicht vorwärts gehen. Ich versuchte alle Mittel der Güte es zum Gehen zu bewegen, aber umsonst. Während ich nun so ruhig dasaß und warten wollte, ob es sich nicht endlich selbst entschließen möchte vorwärts zu gehen, kam ein Bauersmann mit seinem Wagen vorbeigefahren, er rief dem Pferde mit der Peitsche knallend im Fuhrmannstone zu: Hüh, Hüh und auf diesen Ruf, den mein Pferd recht wohl kannte, ging es ohne Anstand vorwärts. Für mich war es eine Belehrung, die ich nicht wieder vergaß.

F. Villeroy erzählt noch einen andern Fall, welcher zur Belehrung wohl hier angeführt zu werden verdient.

„Im Jahr 1815 während der sogenannten „hundert Tage" war ich Adjutant eines Generals, welcher im Begriff war zur Armee abzugehen und Mühe hatte, die ihm nothwendige Anzahl Pferde zusammenzubringen. Er beauftragte mich, die Pferde, welche die Händler brachten, zu mustern und zu untersuchen. Unter andern Pferden bot man uns ein schönes, junges Mecklenburger Pferd zum Kaufe an; ich ritt es mehreremale und war sehr zufrieden mit ihm. Eines Morgens kam ich in den Stall um es wie gewöhnlich zu reiten; man sagte mir, daß das Pferd an der Schmiede sei, wo es beschlagen werde; ich bekümmerte mich nicht weiter darum. Der ganze Tag verging bis es beschlagen war und es gelang nur unter Anwendung der heftigsten Mittel es zu beschlagen. Den andern Tag war das Pferd widerspenstig. Ich war ein ziemlich guter Reiter, ich saß wohl zu Pferde und kannte keine Furcht; allein doch mangelte es mir an der Gabe, ein Pferd, wie das betreffende, zu bewältigen. Es stieg in die Höhe und bäumte sich, als wollte es an den Wänden des Stalles hinauf steigen, es wollte sich nicht vom Stalle entfernen, und schlug wie besessen hinten aus. Mit aller Mühe gelang es mir in einer halben Stunde hundert Schritte weit von den

Gebäuden wegzukommen und noch legte es diese Strecke mehr als zur Hälfte rückwärts zurück. Nach zwei bis dreiwöchentlichen fruchtlosen Versuchen von meiner Seite, das Pferd zu besänftigen und zum Dienste brauchbar zu machen, entschloß sich der General es zu seinem Bedauern gegen ein anderes zu vertauschen. Es kam in die Hände des Artillerie-Majors, nachmaligen Generals Raindre, welcher es zu bewältigen verstand und den Feldzug von 1815 mit ihm machte.

Einen auffallenden Zug darf ich indeß nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich frühstückte nämlich mit einem meiner Kameraden bei einem guten Freunde, welcher zwei Stunden von der Stadt entfernt wohnte. Wir tranken über Tisch von dem feurigen, tückischen Anno Elfer und waren beim Wegreisen vom Weine etwas eingenommen. Daßelbe Pferd, das ich nicht zu lenken und nicht zu bändigen wußte, war, nachdem der Wein mich in einen aufgeregten Zustand gesetzt hatte, das folgsamste Pferd von der Welt; ich konnte beim Rückweg ohne Anstand über Hecken und Gräben setzen, meinem Kameraden voraus reiten oder hinten nachfolgen. Bei kaltem Blute empfand ich durchaus keine Furcht vor meinem Pferde, und es scheint, daß mir die Erregtheit durch den Wein einen Grad von Energie gegeben hatte, die ich sonst nicht besaß, und die auf das Pferd wirkte und es bewältigte.

Etwas Aehnliches mag es sein, was manchen Menschen einen so großen Einfluß auf das Volk verleiht, und das anderen eine Herrschaft über die Thiere gibt, die sie vielleicht mit Nutzen über ihre Mitmenschen geltend machen würden, wenn sie in einer andern politischen oder socialen Stellung wären. Diese und ähnliche Thatsachen erklären auch die Macht, welche Entschlossenheit, Muth und Kühnheit unter gewissen Umständen üben, die Kraft und den Muth, welche aus der Leidenschaft entspringen, und man begreift leicht, daß bei jedem Kampfe, derjenige, welcher von Furcht beschlichen wird, unterliegen muß.

Der Muth ist eine angeborene Tugend, er kann jedoch auch bis auf einen gewissen Grad gelernt werden. Man sieht Kutscher, Reitknechte, namentlich bei den Pferdehändlern, Stallknechte bei den Wirthen, welche sich so an den Umgang mit den Pferden gewöhnt haben, daß sie mit vollkommener Sicherheit und mit der größten Ruhe unter ihnen herum gehen. Die Kaltblütigkeit und die ruhige Besonnenheit, mit der sie handeln, schützt sie gegen Gefahren, die einem weniger daran Gewöhnten das Leben kosten könnte.

Junge Leute, die noch keine Erfahrung besitzen und dabei stolz auf ihre Pferde sind, lassen sich gerne in Wett-Kämpfe ein, aus denen sie nicht immer siegreich hervorgehen. Solches ist ein Fehler: je mehr Lebendigkeit, Kraft und Energie ein Pferd besitzt, desto eher kann es auf diese Art verdorben werden.

Es gibt Reiter, besonders unter den Pferdehändlern und Stallknechten, welche ein Pferd gleich das erstemal zu beherrschen wissen, und denen wenig Pferde

widerstehen können. Dieses sind außergewöhnliche Talente, die man sich nicht zum Muster nehmen darf. Man muß ein junges Pferd nur nach und nach zum Reiten gewöhnen. Im Anfange muß man zufrieden sein, wenn es vorwärts und gerade aus geht, allmählig lernt man es rechts und links gehen und fährt so fort um dann etwas weiter von ihm zu verlangen, wenn es das, was man gelernt hat, gut versteht und befolgt. Es ist immer besser einem Widerstand von Seiten des Pferdes zuvorzukommen, als sich auf einen Kampf mit ihm einzulassen. Aller Widerstand, den die Pferde bei der Dressur entwickeln, ist meistentheils durch den Reiter veranlaßt oder kann von ihm bei gehöriger Vorsicht umgangen werden; man soll nie mehr von dem Pferde verlangen als man mit Sicherheit von ihm erwarten kann. Ein junges Pferd, das man vom Pfluge weg kauft um es zum Reiten abzurichten, ist gewöhnlich im Anfange nicht schwierig; erst wenn durch bessere Nahrung und gehörige Pflege, seine Kraft entwickelt ist, fängt es an sich zu fühlen, sucht sich von dem ihm auferlegten Zwang zu befreien. Ist es in diesem Augenblick schon so weit dressirt, daß man Zaum und Sporn gebrauchen kann, so wird ein kühner und gewandter Reiter eine gewisse Befriedigung darin finden, das muthige und stolze Thier, die schönste Eroberung des Menschen auf Erden, an Gehorsam zu gewöhnen und ohne Zorn und ohne Zwang seine Kraft dem menschlichen Willen dienstbar zu machen!

Die Engländer und die Araber haben die schönsten Pferde der Welt, obgleich Klima und Boden in beiden Ländern höchst verschieden sind; sie sind zu diesem Resultate gekommen, weil sie die Pferde mit Leidenschaft pflegen und mit Liebe behandeln. Wir finden ähnliche Ergebnisse bei mehreren asiatischen Völkern. Die Kosacken, Tartaren, die Tscherkessen, oder wie man die Volksstämme nennen mag, haben zwar nicht die schönen Pferde der Araber und Engländer, allein Pferde deren Leistungsfähigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

„Vor einigen Jahren — so erzählt Fr. Villeroy — reiste ich in Gesellschaft eines russischen Offiziers, welcher den Krieg im Kaukasus mitgemacht hatte. Er sprach mit Bewunderung von der Reiterei der Völker aus jenen Gegenden. Diese Pferde," sagte er, „werden nie mißhandelt. Im Lager ist es nicht nöthig sie anzubinden, sie kennen die Stimme ihres Herrn und kommen auf seinen Ruf; wer nicht selbst Augenzeuge gewesen ist, vermag kaum zu glauben, was diese Pferde aber auch im Falle der Noth zu leisten vermögen. Es ereignet sich oft, daß einer Abtheilung Reiter von ferne der Punkt gezeigt wird, den sie zu besetzen haben. Die Reiter sprengen im Galopp darauf los und kein Hinderniß ist im Stande sie davon zurückzuhalten. Kommen sie an einen tiefen Fluß, dessen steile Ufer das Pferd zurückschrecken könnten, so wirft der Reiter dem Pferde einen Zipfel seines Mantels über die Augen, stürzt sich mit ihm in's Wasser und gewinnt schwimmend das andere Ufer. Ich hatte einmal," fuhr der Offizier fort,

„ein solches Pferd bemerkt und versuchte, es zu kaufen. Ich bot dem Eigenthümer fünfhundert Rubel, eine Summe, welche für ihn jedenfalls sehr beträchtlich sein mußte. Wäre mein Pferd todt, bekam ich zur Antwort, so könnten Sie allenfalls die Haut um diesen Preis haben, allein so lange es lebt, wird es nicht aus meinen Händen kommen.“

Solche Beispiele humaner Behandlung der Thiere, der Hausthiere, die unsere Mühen und Arbeiten theilen, werden uns von Völkern gegeben, welche wir Barbaren nennen und sie als halbwild ansehen. Bei ihnen wird das Thier zu einem verständigen Wesen, bei uns, im Gegentheil werden die geistigen Eigenschaften des Pferdes vernachläßigt; unter der gewöhnlichen Behandlung, die wir dem Pferde zu Theil werden lassen, stumpfen sich seine Verstandeskräfte ab und verlieren sich nach und nach.

Wie könnte sich auch die Intelligenz des Pferdes entwickeln, bei der Behandlung, die es in Folge seiner Sclaverei unter uns zu ertragen hat? Kaum ist es geboren, so wird es angebunden und mit Fesseln belegt, sehr oft lernt es den Menschen nur aus den Mißhandlungen kennen, die es von ihm zu ertragen hat. Noch ehe seine Kräfte vollständig entwickelt sind, wird es angespannt und zur Arbeit benützt; und wenn einzelne mit Nachsicht und Schonung gepflegt werden, so sind die meisten unter der Rohheit ihrer Führer zu Grunde gerichtet. Man kann annehmen, und die Beobachtung bestätigt es, daß die Tugenden oder Fehler des Pferdes sich je nach der Behandlung desselben entwickeln.

Das Lob der Pferde bei den kaukasischen Völkern wird durch viele Reisende bestätigt; Schmalz, welcher deren zu Petersburg in den Garderegimentern gesehen hat, spricht mit Entzücken davon. Diese Pferde, sagt er, sind unvergleichlich zum Klettern über Felsen und Abgründe, zum Bergansteigen wie zum Abwärtsgehen an den steilsten Abhängen. Sie vereinigen im höchsten Grade Stärke, Gewandtheit und Kraft mit Schnelligkeit. Einem Tscherkessen zu Pferd ist keine Unternehmung zu schwierig und zu gefahrvoll. Sie erhalten diese Race seit Jahrhunderten rein und schätzen sie höher als die arabischen; es ist schwer ein Pferd von ihnen zu kaufen und natürlich nur um enorme Preise. Die Tscherkessen-Pferde, welche man in Petersburg sieht, kommen von den Stämmen her, welche sich der russischen Herrschaft unterworfen haben. Die vorzüglichsten Pferde findet man aber bei den Stämmen, welche mit Rußland im Kriege sind.

Das Pferd besitzt in hohem Grade die Erinnerungsgabe für Orte, Gegenstände und Handlungen; es ist des Hasses und der Zuneigung fähig, es ist erkenntlich gegen gute Behandlung und rächt sich zuweilen gegen Mißhandlungen. Gehör und Geruch sind äußerst scharf bei ihm entwickelt. Im Verhältniß seiner Bedürfnisse ist es mit mehr Instinkt ausgestattet als jedes andere Thier. Warum,

sollten wir ihm, bei so mancherlei Anlagen und Eigenschaften, nicht einen gewissen Grad von Verstandeskräften zuerkennen?

Das Pferd ist im Stande vielerlei zu lernen, wenn man gehörig dabei zu Werke geht. Man sieht Pferde, welche sich auf das Gebot ihres Herrn knieen, niederlegen, sich todt stellen, Gegenstände mit dem Maule aufheben und ihrem Herrn bringen, überhaupt die meisten Dinge thun, die man von einem wohldressirten Hunde verlangt. Nicht bloß das Pferd des Beduinen, sondern auch das Pferd manches betrunkenen Bauern bleibt stehen, wann sein Herr heruntergefallen ist, bis er wieder zur Besinnung kommt. Das Jagdpferd hält an, sobald der Hund das Wild anzeigt und bleibt ruhig bis der Jäger geschossen hat. Sehen wir nicht alle Tage das Zugpferd dem für uns häufig unverständlichen Winke des Führers gehorchen, das Ackerpferd nach dem Rufe des Pflügers bald rechts bald links gehen, anhalten, wenden, oder seine Schritte beschleunigen? Viele Pferde wissen ihren Platz, den sie am Wagen einnehmen, und gehen hin, sobald man sie im Stalle losbindet und ihnen das Geschirr anlegt. Ein Reiterposten wird selten vom Feinde überrascht, wenn auch der Soldat einschlafen sollte, so wacht sein Pferd, wird beim geringsten Geräusche unruhig und weckt dadurch seinen Reiter. Alte Soldatenpferde verstehen die Commandoworte und führen alle Bewegungen ohne Zuthun des Reiters aus, wie sich das bei jungen Soldaten, welche alte Pferde zu reiten bekommen, häufig beobachten läßt.

Wir könnten Fälle genug aufzählen, welche den Verstand des Pferdes nachweisen: wie sie einen Weg, den sie einmal zurückgelegt, nach langer Zeit, selbst bei der Nacht noch erkennen; wie sie die Orte im Gedächtniß behalten, an denen sie angehalten haben, die Wirthshäuser wo sie gefüttert, die Gegend in der sie geboren und auferzogen wurden. Die Geschicklichkeit, mit der manche Pferde die Stallthüren öffnen, den Strick, mit dem sie angebunden sind, losbinden, ist manchmal bewundernswerth.

Ein englisches Werk (Anecdoten und biographische Skizzen von Pferden von Thomas Brown) enthält eine Menge hierher gehörender merkwürdiger Thatsachen.

3. Von den Mitteln widerspenstige oder wilde Pferde zu bändigen.

Unter den verschiedenen Pferderacen trifft man auch sehr von einander abweichende Temperamente, Gemüthsarten, Anlagen zur Gelehrigkeit, zum Gehorsam und somit zur Dressur an. Die deutschen Pferde sind in der Regel sanft und gelehrig, die arabischen und ihre Abkömmlinge sind gewöhnlich schon weniger leicht zu behandeln, unter den englischen findet man häufig böse Pferde. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die wilden Pferde Amerika's leicht und diejenigen der asiatischen Steppen sehr schwer zu bändigen sind, und glaubt die Ursache davon

in ihrer Abstammung zu finden. Die erstern stammen von den spanischen Pferden ab, welche von Natur sanft sind, die andern sind vielleicht ursprünglich wilde Pferde oder waren wenigstens Jahrhunderte lang im wilden Zustande.

Vor dreißig Jahren bezog die preußische Armee viele ihrer Remonten aus Rußland. Die Pferde für die leichte Cavallerie kamen vom Don, von den Küsten des Asow'schen Meeres und aus den Steppen der Tartarey, sie waren im Freien auf Weiden erzogen und vollständig wild. Oft hatten sie schon einen großen Weg in Heerden zurückgelegt, waren durch Hunger und Strapatzen erschöpft, ehe man sie einfangen und paarweise zusammenkoppeln konnte.

Die Pferde für die schwere Cavallerie kamen aus der Ukraine und aus russisch Polen.

Beim Ankaufe wurden die Pferde in Heerden an einen bestimmten Ort gebracht, wo man sie auf einen umzäunten Platz trieb; hier traf der Offizier, der mit dem Ankaufe beauftragt war, seine Wahl und bezeichnete dem Eigenthümer die Pferde, die er zu kaufen wünschte. Sobald man sich über den Preis vereinigt hatte, wurden die Pferde eingefangen und in den Stall geführt. Ein gewandter Reiter ritt mit einem wohlgeschulten Pferde in den umzäunten Platz hinein und warf dem Pferde, das er fangen wollte, eine Schlinge um den Hals, band dieselbe am Halse seines Reitpferdes fest und führte den Wildfang in den Stall. Alle gekauften Pferde wurden so nach und nach in diesen Stall gebracht. Die Reitknechte näherten sich diesen boshaften tückischen Pferden nur, indem sie ihr Reitpferd zwischen sich und das junge Pferd, das sie zu führen hatten, brachten.

Man weiß nicht, mit welchen Schwierigkeiten der Transport solcher wilden Pferde verbunden ist, wenn man nicht weiß, welchen gefährlichen Gebrauch das Pferd von seinen Hüfen und Zähnen zu machen versteht. Man hat in Rußland Thierhetzen zwischen dem Wolf und dem Pferd veranstaltet. Wenn die zwei Gegner nur die Waffen hatten, mit welchen sie die Natur versah, so war der Kampf fast gleich und der Sieg bald auf dieser bald auf jener Seite. War aber das Pferd beschlagen, so mußte der Wolf bald unterliegen. Es ist nicht das Ausschlagen mit den Hinterfüßen, welches so gefährlich ist, es ist vielmehr das Hacken mit den Vorderhüfen.

Die so in Rußland angekauften Pferde kamen nach langen und beschwerlichen Märschen in ihren Garnisons-Orten in einem Zustande an, in dem sich schwer das schöne, kräftige und gewandte Pferd erkennen ließ, das später daraus gebildet wurde. Abgemagert und dünnleibig, verwirrte Mähne, Schopf und Schweif, den Körper mit einem dichten Ueberzug von Schmutz und Schweiß bedeckt, erschienen sie als die elendesten und häßlichsten Thiere der Welt.

Durch die weite Reise waren viele bei ihrer Ankunft schon gebändigt und ihre Zucht hatte begonnen, allein es war noch weit davon entfernt, daß die Pferde

vollständig gebändigt gewesen wären; man mußte sie vor Allem an Menschen gewöhnen; man mußte ihnen Zutrauen zu ihrem Herrn einflößen, den sie bisher nur als ihren Feind kennen gelernt; man mußte sie an den Striegel und an Gurte und Sattel gewöhnen; man mußte sie gewöhnen noch sich aufzäumen und reiten zu lassen. Alles das konnte nur durch viele Geduld, Beharrlichkeit und Geschick gelingen. Den Striegel mußten die Wärter am Anfange an eine lange Stange binden. Ebenso schwer war es, sie Gurte und Sattel ertragen zu lernen.

Sobald sie sich putzen, satteln und aufzäumen ließen, führte man sie in die Reitschule und ritt sie. Einige trugen den Reiter ohne Anstand; andere suchten durch sogenannte Bocksprünge den Reiter abzuwerfen. Die Pferde führten zuweilen solche Sprünge aus, daß ihnen auch der gewandteste Reiter nicht zu widerstehen vermochte. Manche denen es nicht gelang, ihren Reiter abzuwerfen, ließen sich zu Boden fallen und suchten sich zu wälzen. Durch Gewalt und Geduld kam man aber doch mit den meisten zum Ziele; einige darunter waren aber so boshaft und gefährlich, daß man ihre Dressur aufgeben mußte.

Es befand sich damals in dem 9. Husarenregiment zu Saarlouis ein junger Offizier (Lieutenant) von kleiner Gestalt, leicht wie ein Rennknabe, welcher eine wahre Leidenschaft besaß solche wilde Pferde, welche das Regiment aufgegeben hatte, zu bändigen. Man verkaufte eines Tages mit andern ausgemusterten Pferden auch ein solches aus den Steppen, das man nicht bezwingen konnte; der junge Offizier kaufte es um einige Thaler; es gelang ihm das Pferd zu bewältigen und daraus eines der besten Reitpferde seines Regiments zu machen.

Unter Andern beschäftigte sich auch ein junger Uhlanen-Offizier mit diesem Geschäfte; er war ein geschickter Reiter und vorzüglicher Pferdekenner, bei dem man immer gute und schöne Pferde sah. Das Mittel, das er zur Bändigung solcher hartnäckiger wilder Pferde anwendete, war die Entziehung der Ruhe und des Schlafes. Er setzte sich in den Stall hinter sein Pferd mit seiner Pfeife, einem Krug Bier und einer langen Reitgerte versehen, und so oft das Pferd zu nicken begann und den Kopf sinken lassen wollte, weckte er es mit der Reitgerte. Im Nothfalle ließ er sich durch einen zuverlässigen Mann ersetzen und das Pferd wurde auf diese Art so lange wach erhalten, bis es, durch den Schlaf überwältigt, mit sich machen ließ was man wollte.

Geduld und Sanftmuth sind die Hauptmittel, durch die es gelingt, solche wilde Pferde zu bändigen; man muß das Pferd zuerst zutraulich machen und ihm zeigen, daß man es nicht als Feind behandle; jede Nachgiebigkeit seinerseits, soll durch irgend eine Gabe belohnt werden, durch eine Hand voll Hafer, ein Stück Brod oder ein Stück Zucker oder auch bloß durch Liebkosungen.

Durch Anwendung strenger, energischer Mittel, zur gehörigen Zeit angewendet, kommt man zuweilen auch zum Ziel. Es ist uns darüber ein schlagendes

Beispiel bekannt: Ein Offizier hatte ein widerspenstiges Pferd; er ritt eines Tages spazieren, als das Pferd plötzlich inne hielt und trotz aller erdenklichen Mühe nicht mehr vorwärts zu bringen war; nachdem es alle Mittel des Widerstandes erschöpft hatte, legte es sich endlich nieder und war nicht mehr zum Aufstehen zu bringen. Der Offizier, der endlich auch seine Geduld erschöpft hatte, ließ Stricke holen und ihm die 4 Füße zusammenbinden; so ließ er es unter Aufsicht eines zuverlässigen Mannes liegen. Es war am Morgen eines heißen Sommertages und das Pferd blieb so ungefähr 12 Stunden den Strahlen der brennenden Sonne und der Plage der Fliegen und Bremsen ausgesetzt. Am Abend ließ ihm der Offizier 20 Peitschenhiebe auf die eine Seite aufzählen, es alsdann auf die andere Seite wenden und dort die nämliche Zahl geben; alsdann machte man es frei. Das Pferd sprang schnell auf und war von seiner Stätigkeit vollkommen und für immer geheilt.

Ein anderes Beispiel, welches beweist, daß man gegen große Uebel strenge Mittel anwenden darf, ist das folgende:

Ein widerspenstiges Pferd wurde einst von einem Regiment verkauft; ein Bauersmann, der früher im Militär gedient hatte, war der Käufer. Nachdem er ebenfalls alle Mittel der Güte und Geduld erschöpft hatte, ließ er das Pferd aufgezäumt auf einen frisch gepflügten Acker bringen, wo das Niederstürzen für das Pferd nicht gefährlich werden konnte. Er bestieg dasselbe ohne Sattel und versuchte es auf dem Acker zu reiten, allein vergebens; anstatt vorwärts zu gehen, geht das Pferd rückwärts und bäumt sich. Im Augenblick wo es fast aufrecht auf den Hinterfüßen stand, ließ sich der Reiter schnell hinten herab gleiten, ergriff einen Riemen, welcher eine Verlängerung des Zaumes bildete, und warf das Pferd rücklings auf die Erde. Sobald das Pferd sich wieder erhoben hatte, fing die Lection von vorne an und reichte nach mehrmaliger Wiederholung hin, das Pferd ganz von seiner Untugend zu befreien.

In den Cavallerieregimentern finden sich häufig junge, feurige und kitzliche Pferde, welche sehr gerne boshaft und widerspenstig werden. Die Soldaten unterhalten sich damit solche Pferde zu necken. Viele junge Leute sind vor ihrem Eintritt in das Regiment nie mit Pferden umgegangen, sie haben häufig gar kein Interesse an dem Pferde selbst und behandeln es nur als Maschine. Durch ungeeignete Behandlung wird nun ein solches Pferd sehr leicht boshaft und gefährlich.

Die Schenkel des Reiters haben eine große Gewalt über das Pferd; es gibt Leute, allerdings in geringer Anzahl, welche ein Pferd so zu drücken im Stande sind, daß es kaum mehr athmen kann. Für solche Leute gibt es keine widerspenstigen Pferde.

Man findet hie und da Menschen, welche eine magische Gewalt über die Pferde haben und mit ihnen machen können was sie wollen. Sobald sie ihre

Kunst mit einer gewissen Geheimnißkrämerei ausüben, setzen sie sich leicht in den Ruf von Zaubern und Geisterbannern, allein wenn man die Sache vorurtheilsfrei betrachtet, so besteht ihr geheimnißvolles Wirken nur in einer sehr großen Geduld, in Kühnheit, Kaltblütigkeit und unbeugsamer Willenskraft. Gelingt es ja doch einem Van Acken und Kreutzberg selbst die wildesten und reißendsten Bestien zu zähmen und abzurichten!

Vor einigen Jahren schickte die preußische Regierung in die verschiedenen Garnisonsorte, wo Reiterei lag, einen Mann, welcher die Kunst besaß, die Pferde zu bändigen, sie zu beschlagen und zu reiten, nachdem sie allen andern Mitteln getrotzt hatten. Man erzählt von einem Bauersmann aus England, Namens James Sullivan aus Don Hallon in der Grafschaft York, welcher ein unbegreifliches Talent hatte, wilde Pferde zu zähmen; er ließ sich mit dem unbändigsten Pferde in einen Stall sperren, und wenn man nach einer halben Stunde öffnete, fand man ihn mit dem Pferde spielen, wie mit einem Hunde. Er starb, ohne sein Geheimniß Jemand mitgetheilt zu haben; wenn es überhaupt ein Geheimniß war, denn wir halten uns überzeugt, daß das Geheimniß aus solchen moralischen und physischen Eigenschaften besteht, die zum Theil angeboren sein müssen und die man Niemand lernen kann.

Es gibt viele Leute, welche reiten und reiten gelernt haben; es gibt auch viele, welche Pferdegespanne leiten; allein die guten Reiter und die geschickten Fuhrleute sind nicht sehr häufig. Man empfindet dieses am meisten, wenn man einen guten Kutscher oder einen guten Dienstboten braucht, und seine Pferde nicht dem ersten Besten anvertrauen will.

Zu einem guten Fuhrmann ist mehr Intelligenz nothwendig, als man gewöhnlich bei ihm voraussetzt; er muß nicht nur körperliche Kraft und moralische Energie besitzen, sondern er muß mit einer scharfen Urtheilskraft und feinen Beobachtungsgabe versehen sein; er muß endlich zu befehlen verstehen und sich Gehorsam zu verschaffen wissen. Ein solcher Mann ist nicht nur als Fuhrmann zu gebrauchen, sondern würde sich für die meisten Verhältnisse des Lebens eignen. Mit einer gehörigen Vorbildung würde er ebenso gut einem industriellen Etablissement vorstehen, als er ein Viergespann zu leiten weiß.

Wenn wir von Fuhrleuten sprechen, so haben wir nicht bloß das Straßenfuhrwerk im Auge, sondern wir begreifen darunter auch das landwirthschaftliche Fuhrwerk; ja es werden an den landwirthschaftlichen Fuhrknecht Anforderungen gestellt, die noch mehr Intelligenz erfordern als das Frachtfuhrwerk. Für letzteres genügt es, wenn der Fuhrmann gewissenhaft, nüchtern und aufmerksam ist und seine Pferde gut besorgt. Er fährt immer auf einem guten Wege, er weiß genau wie viel er laden kann, er weiß zum Voraus die einzelnen Stationen, er weiß wo er Vorspann zu nehmen hat und solche bekommt. Ganz anders verhält es

sich bei dem Ackerfuhrwerk; hier hat der Fuhrmann in der Regel schlechte Wege oder auch gar keine: Er muß querfeldein fahren, er muß über Gräben zu setzen verstehen, er muß steil bergan und steil bergab fahren können; er muß das Heu aus nassen Wiesen, das Holz aus dem Innern des Waldes herausfahren: man muß einen solchen Fuhrmann in den verschiedensten Lagen gesehen haben um die mannigfachen Schwierigkeiten würdigen zu können, mit denen er zu kämpfen hat. Wir haben einen Fuhrmann gekannt, welcher alle diese Eigenschaften in hohem Grade besaß, und wir stehen nicht an, denselben unsern Lesern in wenigen Worten zu schildern. Sein Name ist Jean Baptiste Sculfort; er war der Sohn eines flanderischen Landwirths, mußte das älterliche Haus früh verlassen, trieb dann einige Zeit an der französischen Gränze den Schmuggel zu Pferde, kam später nach Paris und brachte es bis zum Kutscher des Grafen von Provence, des nachmaligen Königs Ludwig XVIII. Bei der Revolution kam er zur Armee und zwar zum Artillerie-Fuhrwesen, wurde alsdann nach einander Frachtfuhrmann und Postconducteur. Durch einen Beinbruch an der Ausübung dieses letztern Geschäfts verhindert, kam er als Pferdeknecht in eine Porzellanfabrik, wo er ein Gespann von 4 Pferden zu leiten hatte und wo wir Gelegenheit hatten seine Talente zu bewundern.

Er war ein eben so guter Reiter und Kutscher, als er guter Fuhrmann war; er hing mit Leidenschaft an seinen Pferden, widmete ihnen seine ganze Sorgfalt und wußte so vortrefflich mit ihnen umzugehen, daß man geneigt schien zu glauben sie verständen jedes Wort, das er zu ihnen sprach. Man hörte ihn niemals schreien, lärmen und fluchen, er machte selten Gebrauch von der Peitsche, eine kleine kaum bemerkbare Bewegung, ein Blick reichte hin, das säumige Pferd an seine Pflicht zu erinnern; ein Wink wurde verstanden und war hinreichend, das ganze Gespann zu beherrschen. Die Landleute pflegten von ihm zu sagen, er könne hexen.

Sculfort, ganz seinem Geschäfte hingegeben, ging in der Regel neben seinem Deichselpferde her, die Hände auf den Rücken zusammenlegend, behielt dabei aber beständig seine Pferde unter den Augen. Wenn er Gebrauch von seiner Peitsche machte, so war die Strafe wohlverdient und kräftig angewandt. Seine Pferde waren immer in gutem Zustande, reinlich gehalten und wohlgenährt; trotzdem verrichtete er viel Arbeit und blieb nie stecken, er wußte genau was er seinen Pferden zumuthen durfte, konnte aber auch, wenn es Noth that, ungeheuere Lasten wegfahren. Stall, Geschirr, wie überhaupt das ganze Gespann und was dazu gehörte, waren immer in bester Ordnung.

Seine Leidenschaft beschränkte sich nicht bloß auf die Pferde, sondern er trieb alles, was er anfing mit Leidenschaft und hing ebenso sehr an Kühen, Ochsen, Schafen, überhaupt an jeder Thiergattung.

Als er in seinen spätern Jahren an die Spitze eines kleinen Landguts gestellt wurde, war die Butter, die er zu Markt brachte, immer am gesuchtesten und wurde theurer bezahlt als die andere. Seine Mastochsen erfreuten sich der besondern Vorliebe der Metzger und er war überhaupt ein ausgezeichneter Viehmäster.

Bei all diesen Vorzügen war er jedoch nicht ohne Eigenthümlichkeiten, es war schwer mit ihm auszukommen; da er sich selbst nicht schonte, verlangte er auch von Andern viel. Besonders war er aber eifersüchtig auf seine Thiere, er lieh sie nie her und seine intimsten Freunde durften es als eine besondere Gnade ansehen, wenn er ihnen sein Reitpferd zu einem kleinen Ritt überließ. Jeden Abend war er der Letzte im Stalle, am Morgen der Erste; er behauptete, daß wenn er so Morgens im Stall sei, während die Knechte noch schlafen, er am besten seine Thiere beobachten und sie kennen lerne. Wohl wenige Landwirthe werden sich diese Mühe geben wollen, allein sie ist für denjenigen, der Anhänglichkeit an seine Thiere hat, ein Genuß und wird reichlich bezahlt durch den Erfolg, der fast jederzeit für die Viehzucht daraus hervorgeht.

Auf Reisen verließ er nie sein Pferd in einem Wirthshause, ehe er sich überzeugt hatte, daß dem Pferd Nichts fehle, daß Futter und Stall entsprechend seien. Beim Füttern des Hafers hielt er streng darauf zugegen zu sein. Er verließ ein sonst sehr gutes Wirthshaus, in dem er gewöhnlich einkehrte bloß deßhalb, weil man seine häufigen Gänge in den Stall mit mißtrauischen Augen ansah.

Er wohnte nahe an einem kleinen Flusse, der Saar, und mußte, wenn er von den Märkten nach Hause kehrte, einen großen Umweg machen, wenn er über die Brücke reiten wollte; im Sommer schlug er den directen Weg nach dem Hofe ein, nahm, am Ufer des Flusses angekommen, seinem Pferde Sattel und Zaum ab und während er auf einem Nachen überfuhr, schwamm „Hans" ihm zur Seite, lief dann rasch nach dem Stalle zu um die Ankunft seines Herrn zu melden.

Die österreichische Armee kauft ihre Remontepferde in Ungarn, Siebenbürgen oder bezieht sie aus den daselbst bestehenden halbwilden Gestüten. Diese Pferde sind im Allgemeinen schwer zu bändigen, zuweilen sind sie sogar gefährlich. Ein österreichischer Offizier, der Lieutenant Kegel, welcher Gelegenheit hatte in der Dressur dieser Pferde eine treffliche Schule durchzumachen, hat seine Ansichten in einem kleinen Werkchen bekannt gemacht. *) Die Mittel, die er darin vorschlägt, um junge unbändige Pferde abzurichten sind ganz die nämlichen, welche wir bereits vorgeschlagen haben und auch zu dem obenbezeichneten Zwecke anempfehlen. Sie heißen: Geduld und Sanftmuth.

Peitsche und Sporen, sagt er, verderben weit mehr junge Pferde, als sie erziehen und bändigen helfen.

---

*) Ueber den Umgang mit Pferden rc." von Karl Kegel, Bamberg 1819.

Das Gewöhnen junger Pferde zum Zug oder zum Reiten erfordert eine unausgesetzte Aufmerksamkeit und eine gewisse Sicherheit des Handelns, welche sich in allen Verhältnissen kund gibt. Man muß beim Eintreten in den Stall festen Schrittes und festen Blickes sein. Man rufe den Pferden mit erhöhter, aber freundlicher Stimme zu. Wer furchtsam in den Stall eines Pferdes tritt ohne den Pferden zuzurufen oder wer lärmend, drohend, schreiend eintritt oder gar die Reitpeitsche gebraucht, setzt sich der Gefahr aus geschlagen zu werden.

Wenn man sich einem Pferde in seinem Stande nähern will, so geht man auf dieselbe Weise raschen und sichern Schrittes auf es zu; sobald man in seine Nähe kommt, jedoch noch außer der Schlagweite, ruft man ihm zu: „Herum" und im Augenblick wo es dem Rufe folgt, geht man fest und sicher ohne Uebereilung, den Blick in seine Augen gerichtet, auf es zu. Man stellt sich vor die linke Schulter, nimmt es mit der linken Hand an der Halfter, streichelt und liebkost es unter fortwährendem freundlichem Zuruf mit der rechten Hand auf dem Halse und auf dem Rücken. Das Streicheln darf nicht leise geschehen, sondern mit einer gewissen Kraft; wenn man allzuleicht über das Haar hinfährt, so verursacht es bei vielen Pferden ein Kitzeln und macht sie unruhig und boshaft. Ein Pferd, mit dem man nicht vertraut ist, soll man nicht an den Ohren und an der Nase angreifen; ebenso muß man sich hüten einem Pferde beim Eintreten in den Stand, die Hand auf das Kreuz zu legen.

Wenn das Pferd, nachdem man in den Stand eingetreten ist, eine drohende Haltung annimmt, unruhig wird, hin und her geht, scheue Blicke um sich wirft, die Ohren zurücklegt, so bleibe man unbeweglich vor der Schulter stehen, blicke ihm scharf und fest in die Augen und rufe ihm fest und ernsthaft zu. Erst nachdem das Pferd ruhiger geworden ist, verlasse man den Stand, indem man langsam hinausgeht.

Der Blick und die Stimme des Menschen üben auf die Thiere eine große Herrschaft aus; diese Herrschaft ist zwar nicht dieselbe für jedes Thier, allein derjenige, welcher frei von Furcht ist, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart besitzt, ist fast sicher allen Thieren Ehrfurcht und Gehorsam einzuflößen.

„Vertrauen erweckt Vertrauen", sagt ein Sprüchwort, und ist nicht bloß auf den Verkehr unter Menschen, sondern auch auf den Verkehr unter Menschen und Thiere anwendbar. Das Vertrauen im Umgange mit Thieren erzeugt Ruhe, und ein ruhiges gemessenes Benehmen ist gerade beim Abrichten junger Pferde von Wichtigkeit. Man sieht die Stallknechte in den Wirthshäusern und auf der Straße mit größter Ruhe sich unter fremden, zuweilen sogar bösen Pferden bewegen und selten geschieht ihnen ein Unfall.

Wenn man sich einem Pferde nähern will, das frei herumlauft, soll man nicht in gerader Linie auf seinen Kopf zu gehen noch weniger gegen das Hinter-

theil oder das Kreuz, sondern man muß in schiefer Richtung sich vor die linke Schulter zu stellen suchen. Ein Pferd, welches Jemand schlagen will, der vor ihm steht, dreht sich mit unglaublicher Geschwindigkeit um und die Hufschläge reichen wohl 6 — 7 Fuß hinter das Pferd hinaus. Wenn man dem Pferd ganz nahe steht, sind die Schläge weniger gefährlich, als wenn man sich in einiger Entfernung von ihm befindet. Man behauptet, daß ein Pferd nicht schlage, wenn man es fest am Schweife halte. Wir wollen uns nicht dafür verbürgen, allein wir glauben, daß es immer eine gute Vorsicht bleibt, wenn man in der Nähe eines Pferdes ist den Schweif in die Hand zu nehmen.

Wenn ein durchgegangenes Pferd auf uns zukommt, oder wenn man einem Pferd begegnet, das von Jemand geführt wird und sich so gebärdet, daß es für die Vorübergehenden gefährlich werden kann, so hüte man sich im ersten Falle, sein Heil in der Flucht zu suchen, oder im zweiten das Pferd durch Drohungen beruhigen zu wollen. Wenn ein Pferd im Galopp auf uns zukommt, so bleibe man unbeweglich stehen; man begnüge sich, den Arm ruhig auszustrecken und man darf sicher sein, daß das Pferd ausweicht.

Wenn ein muthwilliges Pferd an uns vorüber geführt wird, so entferne man sich so weit, als der Raum es erlaubt; sobald es in unserer Nähe ist, bleibe man stehen ohne sich zu rühren. Ein Pferd schlägt nie nach einem festen unbeweglichen Gegenstande.

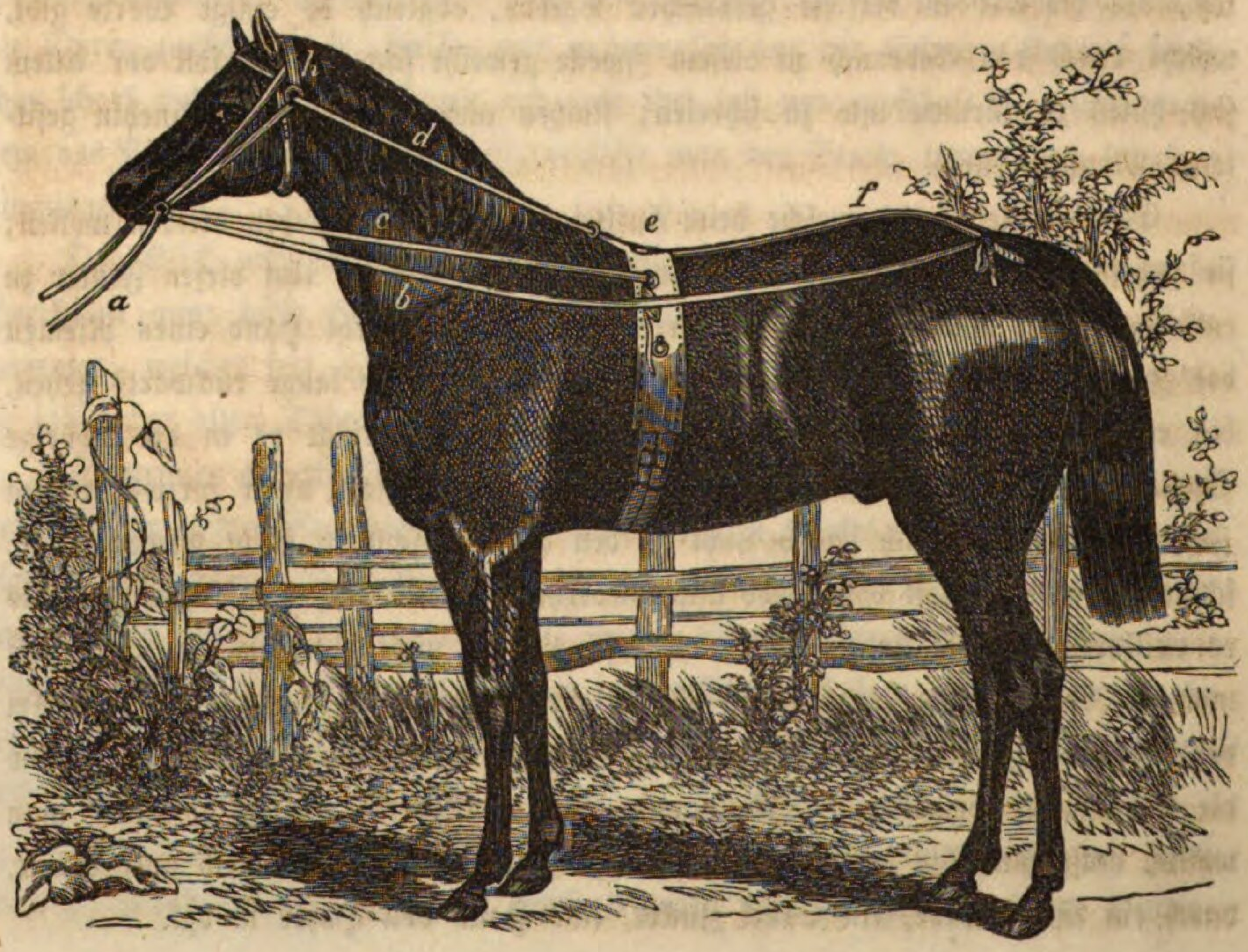
Die Worte, in welchen man zu den Pferden redet, haben weniger zu bedeuten, als die Art in der sie gesprochen werden, obgleich es einige Worte gibt, welche durch den Gebrauch zu diesem Zwecke geweiht sind. Man soll vor Allem sich hüten zu lärmen und zu schreien; fluchen und schwören steht ohnehin gesitteten Menschen übel.

Es gibt Reitpferde, welche beim Aufsteigen nicht ruhig stehen bleiben wollen; sie gehen rückwärts, drehen sich bald links, bald rechts. Um diesen Fehler zu entfernen stellt man sich vor das Pferd hin, nimmt in jede Hand einen Riemen des Zügels schnallt das Gebiß an und läßt das Pferd so lange rückwärts gehen, bis es ermüdet ist. Man nähert sich ihm alsdann, bringt es in die gehörige Stellung setzt den Fuß in den Bügel und erhebt sich langsam unter fortwährendem Zurufen; man setzt sich jedoch nicht in den Sattel, sondern steigt wieder herab, schmeichelt und liebkost das Pferd und wiederholt den Versuch des Aufsteigens, bis es vollkommen ruhig steht. Wenn die erste Lection nicht hinreicht, so wiederholt man sie, bis man den gewünschten Erfolg erreicht hat. Man muß bei dieser Art der Behandlung mit Ruhe und ohne Zorn zu Werke gehen, und besonders sind die Schläge zu vermeiden. Sobald man von dem Pferde erlangt hat, was man wollte, muß man ihm seine Zufriedenheit zu bezeugen suchen. Durch gute Worte, durch ein Stück Brod, ein Stück Zucker, eine Hand voll Hafer u. dgl.

Wenn man ein Pferd, das die Untugend hat, beim Aufsitzen nicht ruhig zu bleiben, mit Sporn und Peitsche strafen wollte, sobald man im Sattel sitzt, so würde dasselbe vielleicht für immer verdorben. Das Pferd versteht nicht, warum es in diesem Falle gestraft wird; es erinnert sich bloß, daß der Reiter es mißhandelt hat, sobald er im Sattel war und es wird sein Möglichstes thun, um ihn nicht aufsitzen zu lassen.

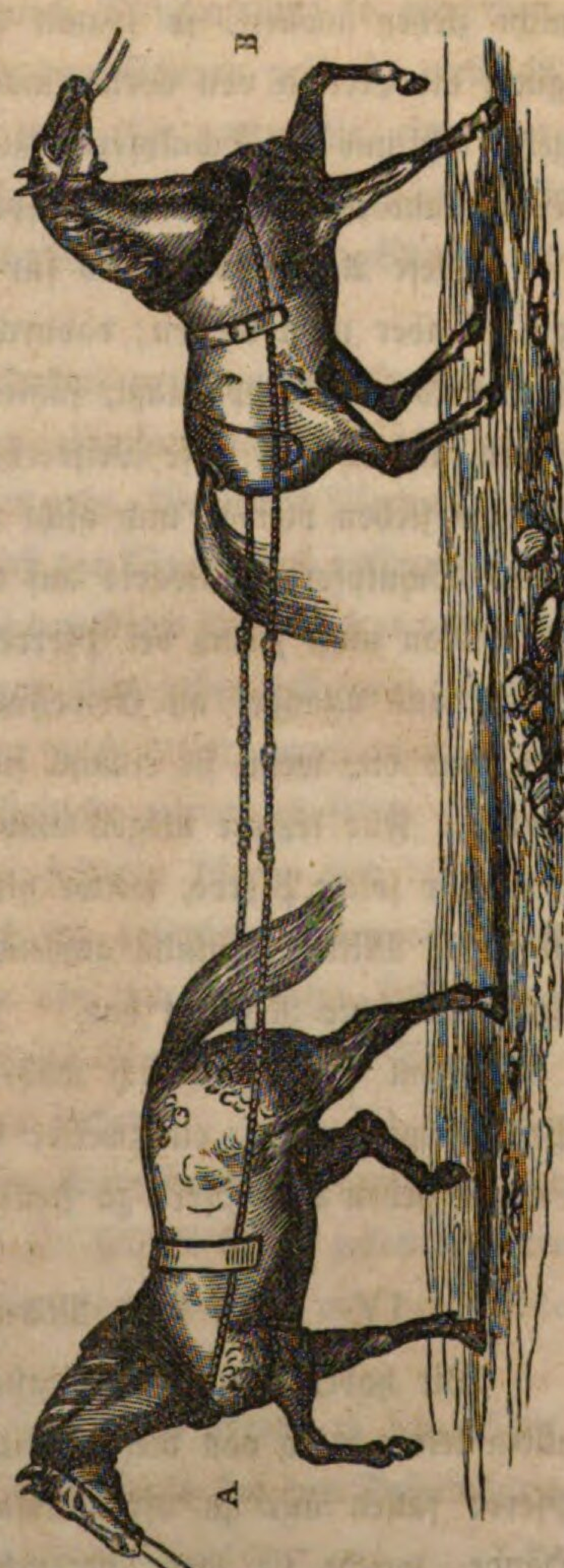
Zur Dressur wilder Pferde hat gedachter Oberlieutenant Kegel eine Vorrichtung angegeben, welche man auch für böse Pferde gebrauchen kann, die den Sattel nicht leiden und die Füße sich nicht aufheben lassen wollen, welche schlagen und beißen.

Diese Vorrichtung besteht in einer doppelten Trense mit 4 Zügel auf jeder Seite, einer Gurte und einem Schweifriemen. Zwei Zügel (d) sind dazu bestimmt den Kopf des Pferdes in die Höhe zu halten; sie gehen durch einen Ring, der auf jeder Seite oben an der Halfter angebracht ist (h) und sind mit ihren Enden auf der Gurte fest gemacht; man kann sie nach Belieben verlängern und verkürzern. Zwei andere Zügel (b) länger als die erstern, sind an dem Schweifriemen (f) befestigt. Wenn es nothwendig ist, werden sie durch zwei Mann gehalten; man kann vermittelst derselben ein Pferd, das sich bäumen will, zu Boden werfen. Die vier andern Zügel a und c auf jeder Seite sind in 2 Ringen auf der Gurte e befestigt; man kann sie nach Belieben losbinden.



Der Stallmeister geht auch hier ohne Peitsche zu Werke; er läßt das Pferd rückwärts gehen, sieht es mit drohenden Blicken an, ruft ihm zu, schmeichelt ihm, läßt ihm ein wenig Freiheit, sobald das Pferd nachgibt und gelangt so nach und nach dazu das Pferd ruhig zu bringen, sich angreifen zu lassen, die Füße aufzuheben, sich beschlagen und reiten zu lassen.

Das Pferd auf solche Art gefesselt, fühlt, daß es unter der Gewalt des Menschen ist und gibt in der Regel nach; in der Behandlung muß man jedoch die Pferde, welche aus Furcht widerspenstig sind, sorgfältig von denjenigen unterscheiden, welche aus Boshaftigkeit und aus Vertrauen in ihre Kraft widerstreben. Die erstern muß man mit großer Schonung behandeln, bei den zweiten darf man mit Strenge zu Werke gehen. Der nämliche österreichische Offizier gibt auch ein Mittel an, um stätige Pferde zum Zug zu gewöhnen; dieses Mittel besteht in dem Gebrauch eines gut eingeschulten Zugpferdes (A). Man schirrt beide Pferde auf, bringt sie auf einen ebenen Platz, der frei von Steinen, Gräben und andern Hindernissen ist, knüpft die Stränge des einen Pferdes an die des andern und läßt die Pferde in entgegengesetzter Richtung ziehen. Es ist gut die Stränge so weit zu verlängern, daß sich die Pferde nicht schlagen können. Der Führer stellt sich vor das stätige Pferd und nimmt die beiden Zügel der Trense in die Hand; ein Gehülfe stellt sich auf dieselbe Weise vor das andere geschulte Pferd.



Man läßt nun das abzurichtende Pferd (B) rückwärts gehen indem man die Zügel leicht anprallen läßt. Zu gleicher Zeit läßt der Gehülfe das Schulpferd vorwärts gehen, so daß das stätige Pferd rückwärts gezogen wird. Man setzt dieses Rückwärtsgehen so lange fort, bis das Pferd ermüdet ist und von selbst vorwärts gehen will; alsdann läßt man es einige Schritte vorwärts machen, indem man es streichelt und durch Worte ermuthigt. Man wiederholt alsdann denselben Versuch so lange, bis das widerspenstige Pferd sich in's Geschirr legt und sich bereit zeigt mit Anstrengung den Weg vorwärts zu machen. So oft es anzieht, eifert man es an durch Worte, welche man später beim Fahren gebrauchen

will, wie „hui", „vorwärts", oder durch ein Schnalzen mit der Zunge. Wenn man es auf diese Weise soweit gebracht hat, daß es gerne zieht und seine Untugenden aufgibt, kann man auch Gebrauch von der Peitsche machen um es vollends zu entscheiden. Die ganze Behandlung muß aber mit Ruhe und Sanftmuth vor sich gehen, man muß alles Gelärm vermeiden und alle überflüssigen Zuschauer entfernen.

Bei den meisten Pferden genügt eine einzige solche Lection, bei manchen muß sie jedoch mehrmal wiederholt werden. Selten ist es jedoch nothwendig mehr als drei Tage Zeit darauf zu verwenden. Die Lection soll eine halbe, bis eine ganze Stunde dauern und man kann mehrere an einem Tage geben.

Wenn man das Pferd auf diese Weise hinlänglich vorbereitet glaubt, so spannt man dasselbe mit dem Schulpferde an einen leichten Wagen. Sollte wider Erwarten das junge Pferd seine Untugend nicht ganz abgelegt haben und nicht ziehen wollen, so spannt man auf der Stelle das Schulpferd aus und beginnt die Lection von vorne, indem man das widerspenstige Pferd an der Deichsel gehen läßt und das Schulpferd hinter den Wagen spannt. Sobald man glaubt, daß der Widerstand überwunden ist, so spannt man auf's Neue ein und versucht durchzufahren.

Diese Art ist besonders für Pferde zu empfehlen, die recht gut ziehen können, die es aber nicht wollen; dadurch, daß man sie durch das Schulpferd vom Wagen rückwärts wegschleppen läßt, fühlen sie, daß es bequemer ist den Wagen vorwärts zu ziehen, als sich auf diese Weise rückwärts schleppen zu lassen. Wenn sie am Fuße eines Berges stehen bleiben und nicht mehr vorwärts wollen, so läßt man sie durch ein gutes Schulpferd rückwärts auf und abziehen bis sie davon ermüdet sind.

Man muß jedoch bei Pferden, die nicht ziehen, unterscheiden zwischen solchen, welche aus Mangel an Gewohnheit nicht ziehen, und solchen, die wirklich stätig sind, und die, wenn sie einmal stehen bleiben, nicht mehr vorwärts gebracht werden können. Für letztere mögen auch diese Mittel nicht in allen Fällen ausreichen.

Für solche Pferde, welche hinten ausschlagen, wenn sie vorwärts gehen sollen, ist dieses Mittel ebenfalls anwendbar, obgleich es auch hier nicht in allen Fällen das gewünschte Resultat hat.

Wenn ein Pferd sich während der Lection legt, so jagt man es mit der Peitsche wieder auf; ein zweiter Gehülfe ist alsdann nothwendig sich während der Lection neben das Pferd zu stellen und es am Niederlegen zu hindern.

IV. Von den Mängeln und Unarten der Pferde.

Wir haben die zweckmäßigsten Mittel zur Dressur junger Pferde angedeutet; allein leider wird von diesen Mitteln nicht immer Gebrauch gemacht. Die jungen Pferde fallen nur zu oft unerfahrenen, groben, unverständigen Wärtern in die Hände, welche sie mehr verderben als abrichten, und welche in ihnen böse Un=

tugenden, die im Keime verborgen lagen und die eine gute Behandlung verbessert hätte, zur Entwickelung bringen. Deßwegen sind so viele Pferde mit Unarten behaftet, welche sie entweder zum Gebrauche gefährlich oder auch ganz unbrauchbar machen. Solche Unarten sind namentlich: die Stätigkeit, das Schlagen, Bäumen und Rückwärtsgehen, das Beißen und Schlagen, das Durchgehen, die Widerspenstigkeit beim Aufsitzen oder Reiten überhaupt u. s. w. Folgende Mittel dürften, wenn sie wohl angewendet werden, in vielen Fällen Abhülfe gewähren.

Das stätige Pferd ist dasjenige, welches, wenn es an den Wagen gespannt ist, nicht ziehen, und wenn es geritten wird, nicht vorwärts gehen will; die einen bäumen sich, andere schlagen dabei hinten aus, legen sich auch auf die Erde oder setzen einen passiven Widerstand entgegen, der durch nichts zu überwältigen ist. Es gibt kaum einen unangenehmern, gefährlichern und schwerer zu verbessernden Fehler als diesen.

Ein junges, stetiges Pferd ist fast immer durch Mißhandlung so geworden; man hat es unrechter Weise mit der Peitsche oder den Sporen gestraft, vielleicht, als es vom Geschirr verletzt war, oder indem man ihm zumuthete, eine übermäßige Last wegzuziehen. Die Landwirthe verderben ihre Pferde häufig, indem sie zu schwer laden, namentlich dann, nachdem die Pferde einige Zeit im Winter unthätig im Stalle gestanden sind.

Wenn ein Pferd die üble Gewohnheit hat, rückwärts zu gehen, so bringe man es auf ein ebenes Terrain, wo es ohne Gefahr rückwärts gehen kann, und lasse es so gehen bis es müde ist, und aus eigenem Antriebe vorwärts geht. Wenn das Pferd allein an einen Wagen gespannt ist, richtet man es so ein, daß der Wagen nach einiger Zeit an eine Steigung oder ein anderes Hinderniß kommt, wo das Pferd fühlt, daß es vorwärts leichter geht als rückwärts. Ein Pferd, das allein gar nicht gehen will, geht zuweilen ganz gut, wenn man es zu einem andern spannt, und noch besser, wenn man es bei einem Viergespann verwenden kann. Mit der Peitsche gelingt es selten ein stätiges Pferd zum Ziehen zu bringen; die meisten stätigen Pferde sind durch den Mißbrauch der Peitsche so geworden. Man muß sich besonders hüten ein Pferd zu strafen, nachdem es das geleistet hat, was man von ihm verlangte, selbst wenn es mit Widerstreben geschehen ist. Man muß es im Gegentheil durch Schmeicheleien oder durch irgend etwas anderes zu belohnen suchen.

Es gibt Pferde, welche einen bewegungslosen Widerstand entgegensetzen und nicht von der Stelle zu bringen sind. Wir haben ein solches Pferd gekannt, unter dem man einen Bündel Stroh verbrannte und das dennoch nicht von der Stelle ging.

Wir glauben, daß es nur ein einziges Mittel gibt solche Pferde zu bewältigen, wenn es überhaupt ein solches gibt: außerordentliche Geduld bei der Behandlung, verbunden mit Sanftmuth und Festigkeit.

Wir haben schon von den Pferden gesprochen, welche in die Höhe steigen, sich bäumen oder hinten ausschlagen. Der letzte Fehler ist immer bedenklich und nur das Alter und die Arbeit sind im Stande ihn wegzubringen; und dann erscheint er bei den Stuten jedesmal wieder, so oft sie gut genährt sind und ausgeruht haben. Die Hengste verlieren diesen Fehler gewöhnlich durch die Castration. Für Pferde, die in einer Gabeldeichsel gehen und mit diesem Fehler behaftet sind, kann man einen starken Riemen der über das Kreuz geht, an die Arme der Deichsel befestigen, so daß das Pferd hinten nicht in die Höhe kann. Ein Postknecht, den wir kannten und der ein solches Pferd hatte, band es mit dem Schweif an den linken Strang. Sobald das Pferd anfangen wollte zu schlagen, fühlte es sich zurückgehalten und mußte nachgeben.

Manche Pferde, die sonst ganz fromm sind, haben die Gewohnheit zu beißen, und denen man einen Maulkorb anlegen muß, sobald man sie striegeln oder anschirren will; besonders trifft man bei den Hengsten diesen Fehler an. Vor allen Dingen muß man auszumitteln streben, welche Ursache dem Fehler zu Grunde liegt. Pferde, die im wilden Zustande auf der Weide erzogen worden sind, wie die meisten russischen Pferde, sind schwer zu bändigen und beißen und schlagen fast alle. Es war schon oben von denselben die Rede; ihre Erziehung ist immer schwierig. Es gibt ferner Pferde, welche von Natur mit großer Energie begabt sind, welche stets bereit sind sich zu vertheidigen und deßwegen eine natürliche Neigung zum Beißen haben. Andere Pferde, die Anlagen zur Bösartigkeit haben, die einen falschen und tückischen Character besitzen, sind durch mangelhafte Behandlung verdorben worden; statt die Bösartigkeit zu verbessern hat man sie vergrößert. Durch Kühnheit, Entschlossenheit, Kaltblütigkeit und zweckmäßig angewendete Züchtigung gelingt es zuweilen sie zu bändigen. Die bösen Pferde sind die einzigen, bei denen Grobheit angewendet werden kann. Es gibt auch Pferde, die bloß kitzlich und lebhaft sind und die gefährlich wurden, weil man sich das boshafte Vergnügen erlaubte, sie zu quälen, indem man sie kitzelte, zwickte und neckte.

Es gibt auch böse Pferde, die, so zu sagen, aus Verzweiflung über barbarische Behandlung so geworden sind. Man führt Beispiele an, daß Pferde gegen ihren Wärter, wie gegen Männer überhaupt so boshaft und gefährlich waren, daß man sie tödten mußte, während Kinder und Frauen ohne Gefahr mit ihnen umgehen konnten. Diese Beispiele beweisen bis zur Evidenz, daß das Pferd Gefühl für Recht und Unrecht besitzt, daß es sich unmenschlicher, ungerechter Behandlung erinnert und sich dafür zu rächen sucht. Eben so gut erinnert es sich guter Behandlung und sucht dafür erkenntlich zu sein.

Man kann deßwegen nicht oft genug wiederholen, daß die erste Bedingung einer glücklichen Pferdezucht Liebe und Neigung zu den Pferden sei.

Gegen das Verschlucken des Gebisses, welches darin besteht, daß die Pferde mit dem Maule eine der Stangen des Gebisses erreichen und seine Wirkung dadurch verhindern — gibt es nur ein Mittel, nämlich die Stangen des Gebisses so biegen zu lassen, daß sie von dem Pferd nicht mehr erreicht werden können.

Für Pferde, welche gerne durchgehen, muß man ein Gebiß anwenden, dessen Mundstück verhältnißmäßig stark ist, mit einer guten Kinnkette und starken Zügeln versehen ist. Wenn sie an einem freien Ort durchgehen, läßt man sie galoppiren und hält sie nur in der Richtung wo sie keine erheblichen Hindernisse antreffen; sobald sie nachlassen wollen, treibt man sie mit Sporn und Peitsche vorwärts und läßt sie so länger galoppiren als sie gerne möchten.

Viele Pferde sind unruhig, wenn der Reiter aufsitzen will oder wollen ihn überhaupt nicht aufsitzen lassen. Dieser Fehler ist von demjenigen verschuldet, welcher das Pferd zuerst geritten hat. Ein junges Pferd ist in der Regel lebhaft und unruhig; wenn nun der Reiter, sobald er im Sattel sitzt, das Pferd für seine Unruhe mit Sporn und Peitsche strafen will, es mißhandelt, so ist es natürlich, daß das Pferd verdorben wird. Denn das Pferd, das den Grund der Bestrafung nicht einsieht, merkt sich bloß, daß es geschlagen wird, wenn der Reiter aufsitzt und sucht sich folgerichtig dagegen zu vertheidigen.

Es ist nicht möglich alle Schwierigkeiten vorauszusehen und aufzuzählen, welche bei der Pferdezucht vorkommen können. Allein ein aufgeklärter und aufmerksamer Züchter, welcher von richtigen Grundsätzen durchdrungen ist, wird Mittel finden, sich in allen Fällen zu helfen.

Achtes Kapitel.

Der Hufbeschlag.

Der Huf ist dem Pferde von der Natur zum Schutze des Fußes gegeben und in dem natürlichen wilden Zustande auch ausreichend. Durch die Zähmung und Benützung des Pferdes als Hausthier hat sich aber nicht nur der Bau desselben im Ganzen verändert, seine Körpermasse zugenommen, sondern auch die Beschaffenheit der einzelnen Theile ist nicht dieselbe geblieben und namentlich mußte der Huf auf unseren feuchtern Weiden und in unsern Stallungen seine ursprüngliche Zähigkeit und Dauerhaftigkeit verlieren. Außerdem benützen wir das Pferd

auf gepflasterten Straßen und Wegen, denen auch der festeste Huf nicht zu widerstehen vermag und deßwegen ist der Hufbeschlag für das Pferd bei uns zur Nothwendigkeit geworden; nur in einzelnen Gegenden, wo die Pferde wenig auf chaussirten Straßen zu gehen haben, oder wo die Pferde nur zu Ackerarbeiten verwendet werden, kann man ihn entbehren. Wenn nun der Beschlag bestimmt und im Stande ist, den Huf zu schützen und für die Dienstbarkeit des Pferdes eine große Wohlthat ist, so hat er doch auch seine Nachtheile. Das Gewicht der Eisen, so leicht diese auch seien und so passend sie aufgelegt werden mögen, bleibt immer eine lästige Zuthat, die um so einflußreicher wird, als sich das Gewicht durch das häufige Aufheben und Niedersetzen der Füße unendliche Mal vervielfältigt. Noch weit größer ist der Nachtheil, den der schlechte und mangelhafte Hufbeschlag nach sich zieht; er ist im Stande ein Pferd lahm und dienstunfähig zu machen. Der schlechte Hufbeschlag hat seinen Grund eben so oft in der Unwissenheit als in der Nachlässigkeit der Hufschmiede, die sich häufig nicht die Mühe geben, das Eisen dem Hufe anzupassen, sondern lieber den Huf nach dem Eisen zurichten! Darum soll jeder Pferdebesitzer, der seine Pferde liebt, so viel vom Hufbeschlage verstehen, daß er im Stande ist, wo nicht gerade ein Pferd selbst zu beschlagen, so doch einem Hufschmiede Anleitung zu geben, wie jedes Pferd mit Rücksicht auf die Gestalt und Beschaffenheit des Hufes beschlagen werden soll. In der Regel ist der Hufschmied zufrieden, wenn das Eisen aufgenagelt ist und gut hält; um die Folgen des Beschlages bekümmert er sich wenig.

Im Allgemeinen wird, besonders von den Landwirthen, dem Hufbeschlag eine viel zu geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Die meisten Hufkrankheiten entstehen als Folge unzweckmäßigen Beschlägs, und mangelhafte, vor der Zeit ruinirte Gliedmaßen sind häufig durch unrichtigen Beschlag verdorben geworden. Die Landleute wissen in der Regel nicht, welchen Einfluß ein gutes Beschläg auf die Gliedmaßen eines Pferdes hat, und welche üble Folgen ein unrichtiges Beschläg haben kann. Durch die Form des Hufes ist die Stellung der Gliedmaßen bedingt, die geringste Abweichung von der richtigen Gestalt des Hufes hat eine weit größere in der Stellung der Gliedmaßen zur Folge, und kann bei längerem Vorhandensein ein andauerndes und nicht mehr zu heilendes Hinken veranlassen. Deßhalb ist es von größter Wichtigkeit, daß richtige Grundsätze über den Zweck und die Art des Hufbeschlags verbreitet werden, denn es liegt darin das einzige Mittel den mannigfaltigen Mißbräuchen und den zum Theil gefährlichen Handgriffen mancher Hufschmiede bei der Herrichtung der Eisen und des Hufes vorzubeugen. Es ist nicht genug, daß die Hufschmiede ihr Geschäft erlernt haben und verstehen: die Nachlässigkeit ist ein eben so großer Fehler als die Unwissenheit, kann aber nur durch Ueberwachung von Seite der Pferdebesitzer selbst gründlich beseitigt werden.

Die einzelnen Theile des Hufes, sowie dessen normale und fehlerhafte Bildungen haben wir oben (S. 120 ff.) beschrieben und wir können daher unmittelbar zum Hufbeschlage selbst übergehen.

Man unterscheidet an dem Hufeisen die zwei Stangen (Taf. XX. Fig. 4 ab und ac), und nennt diejenige, welche auf die innere Seite des Hufes zu liegen kommt die innere, die andere die äußere Stange. Jede Stange theilt sich wieder ab: in das Zehenstück a d, das Seitenstück d e, und das Fersenstück e b und ec. Man unterscheidet ferner die obere und untere Fläche, die beiden Ränder, die Nagellöcher f, die Stollen (g, Fig. 3 u. Fig. 4.) den Griff h und die Kappe.

Ein Vordereisen, d. h. ein Eisen für einen Vorderfuß soll ungefähr eben so breit als lang sein; die Eisen für die Hinterfüße sind immer etwas länger als breit.

Die Eisen sollen genau den Huf bedecken, nur an den Fersenwänden darf das Fersenstück den Huf um eine bis zwei Linien seitlich überragen. Wenn das Eisen zu lang ist und über den Huf hinten hinausreicht, so werden die Eisen leicht abgerissen, an den vordern Hüfen mit den Hinterfüßen abgetreten. Sind dagegen die Eisen zu kurz, so hat das Pferd einen üblen Stand, die Stollen drücken zu sehr auf die Hornwand und es entstehen leicht Steingallen daraus.

Die Eisen, welche zu breit sind und über den Tragrand des Hufs zu weit hervorstehen, werden ebenfalls leicht abgerissen, abgesehen davon, daß sich die Pferde gerne beschädigen, wenn die innere Stange vorstehend ist.

Die engen Eisen sind fehlerhafter als die weiten, sie vermindern die Oberfläche auf welcher das Gewicht des Pferdes ruht und machen den Stand unsicher, außerdem verursachen sie durch Zusammenziehen der Hornwände einen Druck auf die Sohle und den Strahl und veranlassen so nach und nach den Zwanghuf.

In der Mitte soll das Eisen für Pferde mittlerer Größe ungefähr einen Zoll breit sein, und gegen das Ende der Stangen allmählig etwa um einen drittels Zoll abnehmen.

Bei dieser Breite kann es in der Mitte eine Dicke von drei bis vier Linien haben und gegen die Stollen etwa um eine Linie dünner werden.

Gegen den innern Rand darf das Eisen etwas dünner sein, als an dem äußern, damit es nicht auf die Sohle drückt; jedoch darf es es nicht hohl geschmiedet, sondern die untere Fläche muß vollkommen eben sein.

Eisen, welche eine größere als die oben angegebene Breite besitzen, sind entweder zu schwer, oder sind bei gleicher Schwere zu dünn und biegen sich deßwegen leicht. Auch haben die breiten Eisen den Nachtheil, daß die Oeffnung zwischen den beiden Stangen zu klein wird und sich leichter Steine dazwischen einklemmen.

Die zu schmalen Eisen dauern nicht lange aus, sondern sind bald abgenützt; für die Reitpferde mit gutem zähem Huf sind sie jedoch, besonders ihres geringern Gewichts wegen, nicht ganz zu verwerfen.

Das Gewicht eines Hufeisens mit den Nägeln soll für ein Pferd mittlerer Größe beiläufig 1 Pfund betragen; bei großen Pferden zu schweren Arbeiten kann dasselbe um einige Lothe vermehrt, bei leichten Reitpferden um einige Lothe vermindert werden.

Schwere Eisen sind nachtheilig, weil sie das Pferd mit einem unmäßigen Gewichte belasten und starke Nägel erfordern, durch welche das Horn des Hufes gerne abgesprengt wird. Allzu leichte Eisen widerstehen bei schwerer Arbeit nicht genug, nützen sich zu schnell ab, und müssen zu oft erneuert werden.

Ein Hufeisen hat in der Regel acht Nagellöcher, welche so in das Eisen eingesenkt sein sollen, daß der Kopf des Nagels genau hineinpaßt und, wenn es eingeschlagen ist, nur wenig über die Oberfläche des Eisens hervorragt. Das Fersenstück des Hufeisens soll ganz bleiben und die Nagellöcher nur in das Zehenstück und in das Seitenstück zu stehen kommen, um den Fersenwänden des Hufes die ihnen eigenthümliche und nothwendige Elasticität zu bewahren. Die zwei vordern Löcher an jeder Stange heißen die Zehenlöcher, die zwei folgenden nennt man die Hauptlöcher.

Die Entfernung zwischen den zwei ersten Nagellöchern der beiden Stangen soll an den Vorderhüfen der Breite des Eisens in der Zehe gleich sein; an den Hinterhüfen soll diese Entfernung das doppelte betragen.

Die Entfernung der übrigen Nagellöcher unter sich soll immer der Breite des Eisens an der Stelle gleich sein, wo das hintere Nagelloch hinkommt. Wollte man die Entfernung der Nagellöcher unter sich vergrößern, so würden die zwei letzten Nägel in die Fersenwände kommen, was fehlerhaft sein würde. Die Nagellöcher der innern Stange sollen etwas näher beisammen stehen als die der äußern.

Die Mündungen der Nagellöcher sollen so klein sein, daß sie von der Klinge des Nagels vollständig ausgefüllt werden, sie sollen ferner so weit vom äußern Rande des Eisens abstehen, daß sie genau auf die weiße Linie treffen, welche die Hornwand von der Sohle trennt.

Sind die Löcher weiter nach innen gerückt, so sagt man das Eisen sei tief gelocht, sind sie dem Rande näher, so heißt es seicht gelocht. Weit und enge gelocht bezieht sich auf die Entfernung der Nagellöcher unter einander. Die tief gelochten Eisen geben der Gefahr Raum, daß das Pferd leicht vernagelt werde, bei dem seicht gelochten bekommt das Eisen nicht die gehörige Haltbarkeit. Die innern Stangen der Eisen werden etwas seichter gelocht als die äußern.

Die Stollen sollen nicht höher als 3 Linien und am untern Ende ½ Zoll breit sein. Hohe Stollen sind von entschiedenem Nachtheile und tragen zum

schnellen Ruin der Gliedmaßen viel bei, indem der Fuß auf festem ebenem Boden bei hohen Stollen nicht die Sicherheit hat, und größerer Erschütterung ausgesetzt ist, als wenn die Eisen ganz eben wären. Allein in der angegebenen mäßigen Größe geben sie auf schlüpfrigem Boden, auf glattem Steinpflaster, besonders bergab einen festern Halt und verhindern das Ausgleiten. Daß man in gewissen Umständen auch ohne Stollen beschlagen kann, versteht sich wohl von selbst.

Der Griff trägt gleichfalls dazu bei, dem Fuße festern Halt zu geben, namentlich bei dem Zugpferde; er wird vorne in der Mitte des Zehenstücks eingeschweißt, soll von gleicher Höhe als die Stollen sein, etwas dicker als diese und ungefähr dreimal so breit als dick.

Die Kappen werden nicht so allgemein angebracht als die Stollen und der Griff; der Gebrauch oder die Sitte entscheiden darin zuweilen mehr als der eigentliche Nutzen. Sie dienen dazu, dem Eisen mehr Festigkeit zu verleihen, besonders bei Pferden, welche leicht stolpern; man bringt sie auch da an, wo das Horn des Hufes weggesprengt ist und man keine Nägel einschlagen kann. Sie müssen dünn und glatt geschmiedet sein, damit man sie leicht umbiegen kann.

Die Hufeisen werden meistentheils von Hand geschmiedet; jedoch gibt es auch Fabriken in denen sie durch Maschinen in beliebiger Größe hergestellt werden. Die Maschinen-Eisen haben den Vorzug, daß sie glatter sind, als man sie von Hand schmieden kann, und daß sie wohlfeiler zu stehen kommen. Sie werden übrigens in den meisten Fabriken weder gelocht, noch mit Griff und Stollen versehen, sondern bloß einfach gebogen; das Zurichten und Anpassen nach der Größe und Beschaffenheit des Hufs ist Sache des Hufschmieden. *)

Die Länge eines Hufnagels mittlerer Größe beträgt zwei Zoll, es gibt aber auch größere und kleinere. Die sorgfältige Anfertigung der Hufnägel ist von großer Wichtigkeit. Der Kopf des Hufnagels soll viereckig, oben flach sein und sich in der Höhlung des Nagelloches überall anlegen, so daß das Eisen auch noch fest liegt, wenn es zu einer dünnen Platte abgetreten ist; die Klinge muß schön glatt geschmiedet sein, sie kann oben 1 Linie dick sein und sich bis zur Spitze hin auf ½ Linie verjüngen. Beim Gebrauche des Nagels wird der Spitze desselben die Gestalt eines Keils gegeben, dessen eine Seite mit der Klinge eine gerade Linie bildet, und die gegenüberliegende sich in einem spitzen Winkel mit ihr vereinigt und eine schiefe Fläche bildet. Diese schiefe Spitze, auch Zwicke genannt dient dazu dem Nagel beim Einschlagen in den Huf die entsprechende Richtung zu geben: sie wird nämlich

*) In der bayer. Rheinpfalz zu Erbach bei Zweibrücken ist die Gradmann'sche Fabrik, welche Hufeisen in allen möglichen wünschenswerthen Größen liefert den Zentner zu 15 fl. Die Hufschmiede der Umgegend benützen meistens nur Eisen, die aus dieser Fabrik hervorgehen.

nach innen gesetzt und dem Nagel dadurch die Neigung gegeben sich vom Punkte des Eindringens in den Huf mehr auswärts als nach innen zu halten. Durch den größern oder geringern Grad der Schiefe wird ein größeres oder geringeres Abweichen von der natürlichen Richtung bewirkt und der Schmiede hat es so in der Gewalt, den Nagel bald niederer, bald höher vom Boden durch die äußere Fläche der Hornwand hervortreten zu lassen.

Beim Aufschlagen von Eisen werden zuvörderst, wenn das Pferd die alten Eisen noch trägt, letztere abgerissen. Solches muß mit einiger Vorsicht geschehen, damit nicht ein Stück der Hornwand abgesprengt wird. Es werden zu diesem Ende die Spitzen der Nägel, welche auf der äußeren Hornwand umgebogen sind, die sogenannten Nieten, zuerst abgefeilt oder mit dem Hufmesser abgeschlagen, das Eisen alsdann ein wenig gelöst und die Nägel einer nach dem andern mit der Zange herausgezogen. Man muß es vermeiden die Nägel mit dem Eisen abzureißen, weil dadurch leicht der Huf beschädigt werden kann.

Nachdem das alte Eisen abgelöst worden ist, beginnt man den Huf zur Aufnahme des neuen herzurichten. Die Wände werden, wenn sie beträchtlich über die Sohle hervorragen, mit der Zange abgekneipt oder mit der Hufklinge weggenommen, alsdann mit dem Wirkmesser gehörig niedergeschnitten und mit der Raspel geebnet. Der Strahl und die Sohle werden ebenfalls mit dem Wirkmesser bearbeitet, jedoch nur mäßig und nur so viel als absolut nothwendig ist; von der Sohle sollen überhaupt nur die vertrockneten Theile weggenommen werden. Es ist zweckmäßig, den Strahl und die Sohle zuerst vorzubereiten, weil man sich mit dem Niederschneiden der Wände nach diesen Theilen richten kann, aber nicht umgekehrt den Strahl und Sohle nach dem Tragrand des Hufes. Die Sohle soll um einen Messerrücken dick tiefer liegen, als der Rand des Hufes, welcher das Eisen trägt; der Strahl, der mit den Fersen das Gewicht des Körpers tragen hilft, muß so groß bleiben, daß er mit der niedergeschnittenen Hornwand in einer Ebene liegt.

Das Abraspeln der Oberfläche der Hornwand ist verwerflich, weil dadurch die Glasur weggenommen und der Huf dieses wirksamen Schutzes gegen das Eindringen der Feuchtigkeit von außen beraubt wird. Das Brennen des Hufes, in der Absicht das Horn weicher zum Schneiden zu machen, ist ebenso unsinnig als nachtheilig und sollte nie erlaubt werden.

Beim Probiren des Eisens wird dieses etwas erwärmt auf den Huf gelegt, damit man die Unebenheiten desselben an den von dem warmen Eisen angebrannten Stellen erkennen und mit dem Wirkmesser oder der Raspel nachhelfen kann. Das Einbrennen der Eisen, bei dem der Huf zuweilen aufflammt, kann die nachtheiligsten Folgen haben, indem die durch das Horn des Hufes verdeckten

fleischigten Theile so gereizt werden können, daß eine krankhafte Entzündung in ihnen hervorgerufen wird.

Beim Aufnageln des Eisens schlägt man zuerst die zwei vordern Zehennägel ein, und läßt alsdann das Pferd den Fuß niedersetzen, um zu sehen, ob das Eisen vollkommen gut liegt und um mit einigen Hammer-Streichen nachzuhelfen, wenn dieß nicht der Fall wäre. Die Nägel müssen auf die weiße Linie, welche die Hornwand von der Sohle trennt, aufgesetzt werden; beim Einschlagen hält man den Nagel so lange mit den Fingern, bis er die gewünschte Richtung angenommen hat. Zuerst gibt man nur schwache Streiche, nach und nach kann man sie verstärken; sie müssen aber immer mit Vorsicht geführt werden. Die herausgekommene Spitze des Nagels muß man gleich mit dem Hammer umbiegen, damit sich das Pferd nicht selbst oder andere damit verletzt.

Die Nägel sollen in der Regel um einen Zoll über dem Tragrand des Hufes hervorkommen und sollen in einer Reihe stehen; bei hinreichender Stärke der Zehenwand dürfen die Nägel derselben um eine Kleinigkeit höher stehen als die andern.

Nachdem alle Nägel eingeschlagen sind, werden sie noch einmal angezogen, dann abgezwickt und vernietet. Beim Vernieten werden die Hornsplitter, welche sich beim Hervorbrechen der Nagelspitzen bilden zuerst mit der Raspel weggenommen und die Niete vollends niedergeschlagen, so daß sie fest auf dem Horn aufliegt.

Endlich werden die kleinen Unebenheiten, welche noch über das Eisen hervorstehen sollten, abgeraspelt.

Zum Abzwicken der Nägel an den Vorderfüßen läßt man das Pferd auf den Feilbock treten; an den Hinterfüßen geschieht es bei aufgehobenem Hufe.

Bei der ganzen Operation des Beschlagens muß der Schmiede mit Ruhe, Sicherheit und Behendigkeit zu Werke gehen, jedes unnöthige Hämmern vermeiden, und alles unterlassen, was das Pferd etwa scheu oder schüchtern machen könnte. Er darf dabei die nöthige Vorsicht nicht außer Acht lassen; muß bedacht sein, daß sich das Pferd nicht selbst oder andere verletzt und muß sein Handwerkszeug, das er auf dem Beschlagstuhle niederlegt, stets bei sich haben.

Die beste Tageszeit zum Beschlagen der Pferde ist Morgens, weil sie da am ruhigsten sind, und im Sommer auch am wenigsten von Insekten geplagt werden; unmittelbar nach dem Futter, oder wenn sie erhitzt sind, soll man sie nicht zur Schmiede führen. Nicht alle Pferde lassen sich geduldig beschlagen; denn obwohl man das widerspenstigste Pferd durch angemessene Behandlung in der Jugend zahm und geduldig machen kann, so sind leider die unbändigen, boshaften Pferde nicht selten.

Man muß übrigens unterscheiden zwischen furchtsamen, scheuen und wirklich bösen Pferden. Manche Pferde sind geduldig und fromm im Stalle, werden aber wild und unbändig sobald man sie zur Schmiede bringt; andere erschrecken vor den Werkzeugen des Schmieden, vor dem Geräusche des Ambos u. dgl.; manche widerstreben wenn man sie anbindet und stehen ganz gut, wenn man sie frei läßt. Alle diese Eigenthümlichkeiten muß der Wärter, der die Pferde zu besorgen hat, kennen und muß sie beachten. Geduld und gute Worte führen in der Regel zum Ziel, und man muß immer diesen Weg versuchen, bevor man zu Zwangsmitteln greift. Gut ist es, junge Pferde zum erstenmale im Stalle zu beschlagen; auch bei scheuen und furchtsamen Pferden ist dieses Mittel zu empfehlen. Man gebe ihnen, wenn sie unruhig sind, eine Hand voll Hafer in die Krippe, und wiederhole die Gabe bis die Operation vorüber ist; man streichle ihnen dabei die Augenbogen, den Vorkopf, den Kamm des Halses, rufe ihnen gute Worte zu und vermeide alles überflüssige Lärmen und Schreien, das Aufbrennen der Hufeisen u. dgl., was das Pferd erschrecken könnte.

Das Aufheben der Füße muß auch bei sonst frommen Pferden immer mit einiger Vorsicht geschehen; Pferde, die gerne hinten ausschlagen und sich die Hinterfüße nicht gerne aufheben lassen, können daran gewöhnt werden, wenn der Gehülfe statt den Fuß unmittelbar am Fesselgelenk zu greifen, mit der Hand von dem Schenkel an abwärts führt.

Die Art, die Füße aufzuheben und zu halten, ist zu bekannt, als daß wir sie durch eine Beschreibung deutlich zu machen versuchten. Wir bemerken bloß, daß sie so gehalten werden sollen, daß das Pferd während des Beschlagens keine allzu unbequeme Stellung erhält.

Pferde, welche beißen, müssen kurz angebunden werden; solche, welche sich bäumen und mit den Vorderfüßen hauen, bindet man kurz und zugleich tief, nahe am Boden an.

Furchtsame Pferde gelingt es zuweilen zu beruhigen, wenn man ihnen die Augen verbindet; bei widerspenstigen Pferden greift man zur Bremse.

Die Nasenbremse besteht aus einem beiläufig 15 Zoll langen Stocke, der an dem einen Ende eine dünne Strick-Schleife trägt, in welche die Spitze der Oberlippe gesteckt und dann mit dem Stocke durch Umdrehen so lange zugedreht wird, bis sie einen mehr oder minder großen Zwang ausübt. An dem entgegengesetzten Ende des Stocks ist eine Schnur angebracht, mit welcher man die Bremse an der Halfter befestigt, um sie nicht halten zu dürfen. Beim Gebrauche darf die Bremse übrigens nicht allzu fest zugedreht werden, auch muß man sie, wenn die Operation lange dauert, ein- oder mehreremale locker machen, und nach der Abnahme die Nasenspitze mit der Hand stark reiben, damit der regelmäßige Blutumlauf darin wieder hergestellt werde.

Die, sogenannte polnische oder Maulbremse besteht aus einem Strick, der durch das Maul gelegt, auf dem Scheitel des Kopfes zusammengebunden und vermittelst eines daselbst durchgesteckten Stockes zugedreht wird, so daß die Winkel der Lippen stark nach hinten gezogen werden. Sie ist weniger wirksam als die vorhergenannte und zugleich gefährlicher; sie ist deßwegen nicht zu empfehlen.

Das Ohrenbremsen wird dadurch bewirkt, daß man die Ohren mit beiden Händen faßt, sie fest zusammendrückt, auch sich wohl gar mit der Schwere des Körpers daran hängt. Durch letzteres, etwas rauhe Verfahren, ereignet es sich oft, daß die Ohren gelähmt werden, schlaff herabhängen und so das Pferd verunstaltet bleibt.

Bei wirklich bösen Pferden thut manchmal ein kräftiger Peitschenhieb gute Wirkung, oder einige Schläge mit einer schlanken biegsamen Gerte gegeben. Allein mißhandeln darf man das Pferd nie, weil es dadurch nur noch böser und widerspenstiger gemacht wird, und Tritte an den Bauch, Schläge mit dem Hammer u. dgl. zuweilen die traurigsten Folgen haben.

Man sieht hie und da bei den Schmieden noch sogenannte Zwangställe, Zwang- oder Nothwände, welche so eingerichtet sind, daß man das Pferd mittelst eines Hebewerks so weit in die Höhe hebt, bis die Füße den Boden nicht mehr berühren und man es dann trotz aller Gegenwehr beschlagen kann. Diese Zwangsanstalten verschwinden jedoch immer mehr und mehr als Zugehörungen einer Hufschmiede, und werden meistens nur noch bei Vornahme chirurgischer Operationen gebraucht.

Auch das Werfen, das Niederwerfen zu Boden war früher beim Beschlagen da üblich, wo man böse Pferde ohne Nothwand zu beschlagen hatte; allein auch dieses Verfahren ist nicht mehr da zum Beschlagen nothwendig, wo überhaupt eine vernünftig betriebene Pferdezucht zu Hause ist. Nur in Gegenden, wo man mit wilden und halbwilden Pferden zu thun hat, kann sowohl die Nothwand als das Abwerfen gerechtfertigt erscheinen.

Zu den Mitteln unbändige Pferde zu bewältigen gehört auch noch das Hungern lassen, und das Ermüden. Mit Maaß und Ziel angewendet, sind beide Mittel nicht verwerflich und man erreicht häufig seinen Zweck damit.

Bei den deutschen Cavallerieregimentern hatte man, wie wir bereits im vorigen Kapitel bemerkt haben, vor 30 Jahren noch Pferde als Remonten, welche in Rußland, Polen, der Moldau und Wallachei gekauft waren und aus den halbwilden Gestüten dieser Gegenden herstammten. Unter denselben befanden sich zuweilen einzelne Pferde, welche allen gewöhnlichen Mitteln, die man zu ihrer Bändigung anwendete, widerstanden und die nicht zu beschlagen waren. Diese waren zuweilen dadurch zu beugen, daß man sie nicht schlafen und dabei hungern ließ. Eine Wache, die von Zeit zu Zeit abgelöst wurde, mußte darauf sehen,

daß das Pferd nicht einschlafen konnte. So oft es zu nicken begann wurde es durch Geräusch, Zurufen oder durch die Peitsche geweckt, bis es endlich nach wenigen Tage vor Hunger und Ermüdung herabgekommen, unempfindlich gegen äußere Eindrücke wurde und sich geduldig striegeln, beschlagen und Alles mit sich vornehmen ließ, was man mit ihm anfangen wollte.

Eine fortgesetzte unnachgiebige Behandlung ist überhaupt ein äußerst kräftiges Mittel unbändige Thiere zu zähmen. Auf diese Beobachtung gründet sich wohl auch das Verfahren, welches der k. k. österreich. Major, Balassa, zur Bezwingung der Pferde, welche sich nicht beschlagen lassen wollen, empfiehlt. Er empfiehlt nämlich den Gebrauch des Kappzaums. Ein Gehülfe nimmt den Riemen des Kappzaums in die Hand und stellt sich vor das Pferd hin, indem er demselben starr und fest in die Augen sieht. Sobald das Pferd rückwärts sehen will, zupft er leicht mit dem Kappzaum, ruft es mit Namen und sieht es mit strengem Blicke scharf an; ein zweiter Gehülfe versucht es, den Fuß aufzuheben. Sobald das Pferd unruhig wird und mit dem Fuße ausschlagen oder ihn anziehen will, läßt man den Fuß nach, wendet überhaupt keine Gewalt an, sondern beginnt das Verfahren von vorne. Obgleich versichert wird, daß nach kurzer Zeit die allerwiderspenstigsten Pferde durch dieses Verfahren gedemüthigt werden können, so glauben wir doch die Bemerkung hinzufügen zu dürfen, daß zu einem sichern Erfolg einige Uebung und spezielle Begabtheit von Seiten der Gehülfen dazu gehört; namentlich gehört viele Geduld dazu, und es darf das Pferd niemals mißhandelt werden.

Ein gewaltsames, dabei aber doch unter allen noch am ersten zu empfehlendes Mittel kitzliche und widerspenstige Pferde zu beschlagen, besteht darin, daß man das Pferd gegen eine Wand drückt und fest hält. Es sind dazu aber 6 bis 8 starke Männer erforderlich. Die Wand wird zuvor mit einem Polster bekleidet, damit sich das Pferd nicht beschädigen kann. Alsdann beginnen sämmtliche 6 oder 8 Männer das Pferd zu gleicher Zeit mit Kopf, Vorder- und Hintertheil so an die Wand zu drücken, daß es die Haltung verliert und sich nicht mehr bewegen kann. Es muß aber in der Art gehalten werden, bis das Beschlagen fertig ist. In der Regel ergibt sich das Pferd von selbst, wenn es sich bezwungen sieht, und gewöhnlich kann der nächste Beschlag ohne Anwendung von Zwangsmitteln vorgenommen werden.

Manche Hufschmiede pflegen auch bei Pferden, welche zwar nicht gerade bös, aber sich doch die Füße nicht aufheben lassen wollen, die Füße mit Stricken aufzuziehen. An den Vorderfüßen wird ein Strick um das Fesselgelenk befestigt, sodann über den Rücken des Pferdes geworfen und entweder von einem auf der entgegengesetzten Seite stehenden Gehülfen gehalten oder unter dem Leib des Pferdes durchgezogen und von dem Gehülfen, welcher den Fuß in die Höhe hält, selbst

wieder zur Hand genommen. An den Hinterfüßen wird ein etwas langer Strick, der erlaubt sich beim Anziehen desselben außerhalb der Schlagweite des Pferdes zu stellen, ebenfalls an dem Fessel befestigt und durch einen Ring gezogen, den man entweder an dem aufgebundenen Schweif anbringt oder, wenn das Beschlagen im Stalle geschieht, an der Decke des Stalles befestigt. Durch Anziehen des Strickes wird der Fuß, der zugleich von einem zweiten Gehülfen ergriffen werden muß, in die Höhe gezogen. Bei dem einen, wie bei dem andern Verfahren darf man aber den Strick nicht anbinden und fest machen, sondern ihn frei in der Hand halten, damit man ihn loslassen kann, wenn das Pferd allzu heftige Anstrengungen macht; denn sonst könnten leicht gefährliche Verrenkungen und Verdrehungen der Gelenke dadurch veranlaßt werden.

Wir haben bis jetzt bloß den Beschlag guter, wohlgeformter Hüfe im Auge gehabt; der Hufbeschlag muß sich aber auch auf die fehlerhaften Hüfe erstrecken und je nach dem bestehenden Mangel sich ändern. Er muß sich ferner nach den Gebrauchszwecken richten und ist endlich auch in den verschiedenen Ländern nicht ein und derselbe: der Araber beschlägt die Füße seiner Pferde bloß mit einer leichten eisernen Platte.

Beim Beschlagen des P l a t t h u f e s, dessen Sohle in einer Ebene mit dem Tragrand liegt, darf man letzterm so wenig als möglich wegschneiden. Dasselbe ist der Fall bei dem V o l l h u f e, dessen Sohle und Strahl über den Tragrand hervorstehen. Dem Eisen gibt man am äußern Rande eine beträchtliche Stärke, schmiedet es aber nach innen dünn und hohl, so, daß es die Sohle nicht berührt, sondern um eine oder zwei Linien von derselben absteht. Auch versieht man es der Art mit Stollen und Griff, daß die Sohle des Hufes gegen die zu starke Berührung mit dem Boden geschützt ist.

Der Z w a n g h u f wird beim Beschlag so viel als möglich abgenommen; das Eisen läßt man seitlich ein wenig über die Hornwand hervorragen, doch so, daß sich das Pferd beim Gehen nicht streift. Hauptsächlich muß darauf gesehen werden, daß die Fersenwände frei bleiben und ihre volle Ausdehnbarkeit bewahren; deßwegen macht man die Eisen kurz, so daß sie nur die Zehe und einen Theil der Seitenwände bedecken, sogenannte h a l b m o n d f ö r m i g e Eisen; oder man beschlägt den Huf gar nicht.

Der Zwanghuf ist meistentheils auch s p r ö d e. Wenn man feuchte Weide zur Verfügung hat, so ist es zweckmäßig, das Pferd bei günstiger Jahreszeit unbeschlagen dahin gehen zu lassen. Außerdem kann man den Huf auch mit einer aus Wachs, Olivenöl, Schweinefett und Terpentinöl bereiteten Salbe öfter einreiben und ihn je eine über die andere Nacht in Kuhmist, mit Lehm zu einem Brei bereitet, stellen, wodurch das Horn weich und dehnbar gemacht wird und sich unter günstigen Umständen der Zwanghuf sowie die Sprödigkeit des Horns

verliert oder wenigstens bis auf einen gewissen Grad verbessert. Ist der Huf so spröde, daß die Nägel nicht halten wollen, so muß man mehrere Kappen an dem Eisen anbringen und es nur mit wenigen Nägeln befestigen.

Ein gewaltsames Auseinanderbringen der Hornwände des Zwanghufes mittelst eines weiten Eisens erfüllt den Zweck nicht und kann sogar sehr nachtheilig werden, indem eine Trennung der Hornwand von den fleischigten Theilen des Hufes daraus entstehen kann.

Schmale Hüfe können durch schlechtes Beschläg zu Zwanghüfen werden, wenn die Schmiede statt die Eisen zu solchen Hüfen etwas weiter zu machen und sie seitlich über die Hornwand vorspringen zu lassen, sie genau dem Fuße anpassen und durch enge Eisen die Zusammenziehung der Hornwände nur noch vermehren. Wie häufig sieht man bei Dorfschmieden Eisen, die mit den Fersenstücken sich beinahe berühren und dem Pferde gar keinen sichern Stand gewähren können! Besser ist es offenbar gar keinen Beschlag als einen solchen zu haben!

Große und breite Hüfe muß man nicht durch den Beschlag kleiner zu machen unternehmen, es sei denn, daß die Hüfe durch Verwahrlosung so geworden wären. Man muß den Huf in seiner natürlichen Form erhalten.

Bei ungleichen oder schiefen Hüfen muß man genau untersuchen ob die Bildung eine natürliche ist oder ob sie durch ungleiche Abnützung des Hufes entstanden. In letzterm Falle ist die Abhülfe leicht, im erstern muß man sich begnügen den einen Arm des Eisens dicker zu schmieden als den andern, oder auf der niedern Seite einen Stollen anzubringen, den man auf der andern Seite wegläßt.

Pferden, welche sich streifen, legt man das Eisen auf der innern Seite etwas zurück, damit die Seitenwand des Hufes ein wenig hervorragt; man läßt auch die Stollen weg, weil sie sich gewöhnlich mit denselben am leichtesten treffen.

Gegen das Einhauen hilft in der Regel, wenn man die vordern Eisen etwas kurz macht und die hintern an der Zehe ein wenig zurücklegt.

Hat der Huf eine Hornspalte (Taf. XX. Fig. 7), so schneidet man den Tragrand hinter derselben etwa zwei Linien mehr weg, als vor derselben; dadurch liegt das Eisen am Ende nicht auf, und wenn nicht besonders schlimme Zustände dabei obwalten, heilt das Uebel in der Regel bald.

Hinsichtlich des Beschlags mit Rücksicht auf die Gebrauchszwecke der Pferde leuchtet wohl von selbst ein, daß schwere Zugpferde zum langsamen Straßenfuhrwerk auch entsprechend schwerere Eisen haben dürfen, als Wagenpferde, die zu schnellern Bewegungen bestimmt sind. Den Eisen der Zugpferde gibt man auch Stollen und Griffe, damit sie festen Halt auf dem Boden gewinnen; auch dürfen die Eisen seitlich die Fersenwand ein wenig überragen. Die Wagenpferde erhalten leichtere Eisen mit mäßig hohen Stollen.

Die Reitpferde erhalten leichte, der Form des Hufes wohl anpassende Eisen und je nach der Jahreszeit und der Beschaffenheit der Straßen bald Stollen bald auch nicht. Für Rennpferde sind die Eisen schmal und leicht zu machen. Das Ackerpferd kann je nach der Natur des Bodens sogar unbeschlagen gehen und manche Pferde, die Hüfe und Gliedmaßen auf den Straßen ruinirt haben, können sich als Ackerpferde wieder erholen.

Im Winter bei hartgefrorenem Boden ist es nothwendig, auch die Pferde, welche man in der Regel mit Hufeisen ohne Stollen beschlägt, mit solchen zu versehen und selbe sogar zu schärfen oder noch besser zu stählen. Eisnägel, deren Köpfe spitzig sind und hervorstehen, können zwar auch einige Abhülfe gewähren, allein sie sind doch nur für kurze Dauer.

Der Einfluß, welchen der Beschlag auf die Erhaltung des Hufes und der Gliedmaßen ausübt, hat denselben zum Gegenstand besonderer Forschung gemacht und man hat sich bemüht, denselbe auf verschiedene Arten herzustellen und dabei besonders als Zweck im Auge gehabt, den Fuß zu schützen, ohne ihm etwas von seiner Ausdehnbarkeit zu nehmen. Der bekannteste Versuch dieser Art ist das Glieder-Eisen, welches der Engländer Brach-Clark empfohlen hat und welches aus so vielen einzelnen, durch Scharniere unter sich verbundenen Stücken besteht, als Nägel eingeschlagen werden; jedes Stück wird dann mit einem Nagel befestigt.

Eine Ableitung von diesem ist das sogenannte Scharnier-Eisen, welches nur ein Scharnier an dem Zehenende hat. Weder das eine noch das andere hat sich übrigens bewährt.

Der neuere englische Hufbeschlag, der sogenannte Hufbeschlag mit einseitiger Nagelung hat an dem innern Arme des Eisens nur die zwei Zehennägel, im Ganzen also nur sechs Nägel.

Falzeisen haben auf der untern Seite auf der Bodenfläche einen Falz, in welchem sich die Nagellöcher befinden, und in welchen sich die Köpfe der Nägel einsenken.

Ueber die Dauer des Beschlägs und dessen Erneuerung läßt sich keine bestimmte Regel angeben, man muß sich nach der Beschaffenheit des Hufes richten, welche ihrerseits von der Arbeit und der Dienstleistung des Pferdes mehr oder weniger abhängt. In der Regel sollte ein Pferd alle 5 bis 6 Wochen beschlagen werden. Das Erneuern des Beschlägs ist nothwendig, wenn der Huf an den Zehen so lang geworden ist, daß die Eisen zu kurz sind; wenn der Huf seitlich über die Eisen hervorragt und im allgemeinen zu hoch ist; wenn die Stollen abgenützt und die Eisen dünn sind. Man soll nie ein einzelnes Eisen erneuern lassen, sondern immer zu gleicher Zeit die zwei vordern oder die zwei hintern zusammen. Denn sobald das eine Eisen erneuert wird, während das andere liegen bleibt,

entsteht ein ungleicher Stand der beiden Gliedmaßen und als Folge davon eine unregelmäßige Bewegung derselben. Ebenso soll man die Eisen erneuern lassen, wenn zufällig der Stollen auf einer Seite abspringt, weil daraus gleichfalls eine fehlerhafte Stellung der Gliedmaßen entsteht.

Durch allzuhäufiges Beschlagen kann der Huf verdorben werden, allein mindestens ebenso nachtheilig ist es, die Eisen, wie solches bei den Landwirthen aus Gründen der Sparsamkeit vorkommt, zu lange liegen zu lassen. Sobald die Hüfe länger gewachsen sind, als sie sein sollen, bekommen die Füße eine fehlerhafte Stellung, welche ihrerseits auf die Gliedmaßen zurückwirkt und bleibende Nachtheile für dieselben hervorrufen kann.

Dritte Abtheilung.

Krankheiten.

Neuntes Kapitel.

Von den Krankheiten der Pferde.

Wir haben nicht die Absicht, eine vollständige Abhandlung über die Pferdekrankheiten zu liefern. Es ginge ein solches Unternehmen nicht nur über unsere Kräfte, sondern wir glauben auch, daß eine solche Abhandlung dem Pferdezüchter wenig nützlich wäre. Es ist zwar möglich, die Krankheiten in einem Buche genau zu beschreiben und die Mittel dagegen anzugeben; allein die Krankheiten treten nicht immer genau mit denselben Symptomen auf, wie sie in den Lehrbüchern beschrieben werden, die Krankheiten sind beinahe in jedem Individuum mehr oder weniger verschieden; es gehört eine große Uebung und ein erfahrener Blick dazu, die Krankheiten alle richtig zu erkennen und es ist nichts gefährlicher als ein Arzneibuch in den Händen eines Unwissenden. Das schließt indessen nicht aus, daß nicht jeder Landwirth, der Vieh besitzt, wenigstens so viel Kenntnisse der Anatomie und der Thierheilkunde besitzen solle, als nothwendig ist, um die Thiere, wenn sie krank sind und von einem Thierarzte behandelt werden, zu pflegen und die am häufigsten vorkommenden leichten Krankheiten und Zufällen selbst zu heilen.

Da man,*) namentlich auf dem Lande, nicht immer einen Thierarzt gleich bei der Hand hat, und ihn häufig mündlich oder schriftlich von der Krankheit unterrichten muß, ohne daß er das Thier gesehen, so ist es erforderlich, daß jeder Pferdebesitzer eine ziemlich genaue Beschreibung von dem kranken Zustande des Thieres zu geben versteht. Auch bei der Behandlung durch den Thierarzt ist es sehr oft nothwendig, demselben Bericht über das Befinden des kranken Thieres und über die Wirkung der Arzneien zu gestatten, und wir halten es deßwegen für zweckmäßig, hier auf die allgemeinen Krankheitszeichen aufmerksam zu

*) Was man hier über die Pferdekrankheiten liest, verdanken wir hauptsächlich Hrn. Kautz, Thierarzt zu Saarbrücken (Rheinpreußen), einem Manne, dessen Bescheidenheit ebenso groß als seine Geschicklichkeit ist. Er hat seine Studien in der Veterinärschule zu Alfort gemacht und den gründlichen Kenntnissen dieses Instituts, eine lange Erfahrung in einer Gegend beigefügt, in der starke Viehzucht jeder Gattung betrieben wird.

machen, obgleich wir später bei jeder einzelnen Krankheit die darauf bezüglichen Krankheitszeichen angeben werden.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch gerne den Thierärzten den Rath geben, bei Verordnungen von Arzneien immer die Wirkung anzugeben, welche dieselbe haben sollen. Nur dadurch ist der Eigenthümer des Thieres in den Stand gesetzt, sie gehörig anzuwenden, und später über den Erfolg zuverlässige Mittheilungen zu machen. Wir wissen recht gut, daß die Arzneien nicht immer die Wirkung hervorbringen, welche man von ihnen erwartet; die Natur der einzelnen Thiere ist so verschieden unter sich, daß die Heilmittel in einer und derselben Krankheit bei verschiedenen Thieren manchmal verschieden sein müssen; der Thierarzt gelangt häufig nur versuchsweise zur richtigen Behandlung. Allein es fürchte der Thierarzt nicht, daß er deßwegen verkannt werde, wenn er eine Wirkung der Arzneimittel ankündigt, die nicht eintrifft: so viel erkennt der schlichteste Verstand, daß dies nicht immer möglich ist. Noch weniger aber glaube er, daß er durch Geheimnißthuerei, durch Raisonniren über fehlerhafte Behandlung der Thiere u. s. w. sich Zutrauen erwerbe und sich den Anschein tiefer Wissenschaftlichkeit gebe. Es gibt Thierärzte, welche jede Krankheit, zu der sie gerufen werden, als im höchsten Grade gefährlich darstellen, wohl in der Absicht sich einerseits gegen Vorwürfe zu wahren, wenn die Heilung nicht gelingen sollte, und anderseits sich im Falle einer glücklichen Cur das Ansehen großer Geschicklichkeit zu geben. Sie verfehlen aber nie sich mit der Zeit lächerlich zu machen und sich um ihr ganzes Ansehen zu bringen. Der Thierarzt soll als Freund und zuverlässiger Rathgeber des Landmannes erscheinen, und weit entfernt ihn, seiner Unwissenheit wegen, mit beleidigenden Redensarten zu apostrophiren, soll er vielmehr darauf bedacht sein, ihn in den Grundsätzen der Thierzucht, der Haltung und Wartung der Thiere gelegentlich aufzuklären und zu unterrichten.

Wenn der Landwirth oder der Pferdehalter, wer er immer sei, auch keine thierärztlichen Kenntnisse besitzt, so ist er doch im Stande den regelmäßigen Zustand einer oder einzelner der thierischen Funktionen zu beurtheilen, so ferne er seine Thiere nur mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet. Er hat das, vor dem Thierarzte voraus, daß er seine Thiere im gesunden Zustande kennt, und ihm deßwegen jeder Wechsel darin auffallen muß. Denn obgleich sich diese Beobachtung nur auf die äußern Erscheinungen erstreckt, so ist es doch ausgemacht, daß jeder innere krankhafte Zustand sich alsbald in der äußern Haltung des Thieres kund gibt. Die Erscheinungen, welche als allgemeine Krankheitszeichen oder Symptome gelten können, offenbaren sich in dem Blutumlauf, dem Athmen, dem Fressen, in der Beschaffenheit der Haut und des Haares, in der Stellung und Haltung im Allgemeinen, in der Beschaffenheit des Mistes und des Urins.

Die gestörte Circulation des Blutes ist ein sehr wichtiges und in den meisten Krankheiten vorkommendes Zeichen; sie läßt sich durch Untersuchung des Pulses und des Herzschlages beurtheilen. Diese Beurtheilung, ja selbst das Untersuchen des Herzschlages und des Pulses ist jedoch schwierig und fordert Uebung und Kenntnisse, die sich nur der Mann von Fach erwerben kann.

Den Puls fühlt man am besten an der Kinnbacken-Arterie (siehe Seite 64 Taf. XII. 20); man legt den Finger leise auf die Stelle, wo die Ader über den Rand des Kinnbackens hinübergeht, und hält mit der andern Hand dem Pferde den Kopf, damit es ruhig bleibt. Die Ader gibt sich dem Gefühl als ein dünner Strang zu erkennen. Bei einiger Aufmerksamkeit wird man die Pulsschläge unterscheiden und zählen können.

Der Herzschlag fühlt sich auf der linken Seite oberhalb der Brust, in der Gegend der fünften Rippe. Bei einiger Uebung läßt sich derselbe fühlen. Bei gesunden, erwachsenen Pferden kann man 36 bis 42 gleichförmige Herz- oder Pulsschläge in der Minute zählen. Bei jüngern Pferden geht er etwas schneller.

Im krankhaften Zustande verändert sich die Bewegung der Herz- und Pulsschläge nicht blos in Bezug auf die Zahl der Schläge in der Minute, sondern auch in Bezug auf die Art, Regelmäßigkeit derselben u. dgl.; die Schläge werden unregelmäßig, pochend, prallend; in manchen Krankheiten sind sie gar nicht mehr fühlbar.

Eine Störung in dem Vorgange des Athmens ist eben so sicher ein Krankheitszeichen als die Störungen in dem regelmäßigen Gange des Blutumlaufs. Im gesunden Zustande athmet das Thier leicht, ohne merkliche Bewegungen und ohne Anstrengung. Sobald das Thier beim Athmen die Nüstern regelmäßig erweitert und wieder verengert; wenn sich die Flanken und Weichen bei jedem Athemzuge zusammenziehen; wenn das Ausathmen stoßweise geschieht und dem Thiere Schmerzen zu verursachen scheint; wenn es schneller vor sich geht, als es in Bezug auf den Blutumlauf oder den Puls- und Herzschlag (siehe Seite 68) geschehen sollte: in allen diesen Fällen ist das Bestehen einer Krankheit als gewiß anzunehmen. Im aufgeregten Zustande, sei dieser durch Furcht, durch Freude oder durch Ueberraschung hervorgebracht, machen Nüstern und Flanken ebenfalls heftige Bewegungen; das Athmen geschieht aber dabei mit Kraft, Energie, mit großer Leichtigkeit und ist deßwegen leicht vom krankhaften Athmen zu unterscheiden.

Außer dem Grade der Schnelligkeit des Athmens muß auch die Beschaffenheit der ausgeathmeten Luft beachtet werden; ob sie wärmer als gewöhnlich und nicht von besonderm übelm Geruche ist. Auch das Geräusch, welches das Athmen begleitet, kann Anhaltspunkte zur Beurtheilung des Gesundheitszustandes eines Thieres geben, und man hat darauf zu merken, ob es mit Aechzen, Stöhnen und Röcheln begleitet ist, ob das Thier dabei hustet; wie der Husten beschaffen

ist, ob er stark und kräftig, oder kurz, abgebrochen, trocken, matt und hohl ist; ob ein Ausfluß aus der Nase damit verbunden ist und wie derselbe aussieht.

Die Veränderungen in der Freßlust sind am auffallendsten und am leichtesten zu beobachten; in der Regel sind es die einzigen, bei welchen der Landmann auf Krankheit schließt. In den meisten Krankheiten hört das Thier auf zu fressen oder frißt weniger als gewöhnlich, oder frißt unregelmäßig, bald mehr, bald weniger. Man darf immer annehmen, daß ein Thier, welches nicht frißt, krank ist; allein umgekehrt wäre es ein falscher Schluß, wenn man glaubte, dem Thiere fehle nichts, so lange es den Appetit nicht ganz verloren hat. Auch die Art des Schluckens ist manchmal verschieden, das Schlingen kann bei Halsentzündungen so erschwert sein, daß das Futter und das Getränke nicht durch den Schlund hinabgeht, sondern wieder durch die Nase herausfließt.

In hitzigen, fieberhaften Krankheiten werden die Pferde von Durst geplagt und saufen viel mehr als gewöhnlich.

Der Hergang der Verdauung ist gleichfalls von wesentlicher Bedeutung und wird nach der Beschaffenheit der Excremente, des Mistes und des Harns beurtheilt. Ersterer kann hart und fest, oder dünn und breiig sein, in Ballen oder in einer weichen Masse bestehen. Bei Verstopfungen geht er selten und nur in kleinen Quantitäten ab. Im gesunden Zustande soll er mäßig feucht sein und aus rundlichen Ballen bestehen. Wenn die Pferde erhitzt sind, bemerkt man an den Ballen einen braunen schleimigen Ueberzug, an dem sich, bei starker Entzündung der innern Organe Blutspuren zeigen.

Hinsichtlich des Harns hat man darauf zu sehen, ob das Stallen seltener vorkommt als gewöhnlich oder häufiger, oder gar nicht; ob der abgehende Urin klar, durchsichtig, trüb, gefärbt ist; ob er einen Bodensatz bildet, nachdem er eine Zeitlang gestanden, ob er wässerig oder klebrig, schäumend oder von üblem Geruche sei.

Die Körperwärme, die man auf der Oberfläche der Haut fühlen kann, verändert sich in den meisten Krankheiten und es ist darauf besondere Aufmerksamkeit zu richten, und zu unterscheiden, ob sie erhöht oder vermindert ist. Zuweilen sind nur einzelne Theile des Körpers wärmer oder kälter als gewöhnlich, als z. B. die Ohren, die Beine u. s. w., zuweilen ist die Temperatur des Körpers der Zeit nach wechselnd, bald erhöht, bald vermindert. Entzündungen einzelner Körpertheile sind immer durch erhöhte Wärme derselben angedeutet.

Die Körperwärme, die mit dem innern Ernährungsprozeß des Thieres in Wechselbeziehung besteht, bedingt wesentlich auch das Aussehen der Haare. Bei einem gesunden Thiere ist das Haar glänzend und glatt anliegend; sobald es ihm aber kalt wird, sträubt sich das Haar in die Höhe. In den meisten Krankheiten, welche den ganzen Körper ergreifen, verliert das Haar seinen Glanz und wird

struppigt. Jedoch ist dasselbe manchmal auch im gesunden Zustande als Folge allzu spärlicher Ernährung der Fall.

Die äußere Haltung des Pferdes im Allgemeinen läßt den aufmerksamen Beobachter leicht und sicher eine Störung in dem Gesundheitszustand des Thieres erkennen. Diese Haltung offenbart sich in der Bewegung, im Gehen, wie beim Stillstehen und im Stalle, durch mehr oder minder auffallende Veränderungen im Benehmen. Ein krankes Pferd ist traurig, geht mit gesenktem Kopf einher, der Blick ist traurig und matt, der Gang träge und schleichend; beim Zurufe seines Herrn gehorcht es zögernd und mehr aus Gewohnheit, als aus innerm Drange; gegen Berührung, Schläge oder Stiche von Insekten ist es gleichgültiger und weniger empfindlich als gewöhnlich. In Koliken wälzt sich das Pferd und tritt mit den Füßen gegen den Bauch; in Brustkrankheiten bleiben die Pferde fast immer stehen, mit auseinandergespreizten Beinen, und wenn sie sich legen, so legen sie sich auf die Seite, auf welcher der Sitz des Uebels ist.

Triefende Augen, trockene heiße Zunge, geröthete Schleimhaut der Nase sind als Anzeichen entzündlicher Krankheiten wohl zu beachten. Auch unterlasse man nicht, ein Pferd, das man für krank hält, zu untersuchen, ob es nicht beim Drucke auf eine oder die andere Stelle des Körpers Schmerzen empfindet.

Hat man alle diese Momente beachtet, so wird man im Stande sein, dem Thierarzte ein genügendes Bild von dem Gesundheitszustande des Pferdes zu entwerfen, und dieser wird in den meisten Fällen wenigstens vorbeugende Mittel verordnen können, ohne das Pferd selbst gesehen zu haben. Auch während der Behandlung ist es manchmal nöthig, dem Arzte Bericht über das Befinden der Thiere zu erstatten und der Arzt häufig in der Lage nach diesem Berichte die weitere Behandlung anzuordnen, ohne das Thier jedesmal sehen zu können. Deßwegen ist es auch hier nothwendig, daß alle Punkte, die oben berührt wurden, genau beachtet werden.

Nicht ohne Nutzen ist es, sowohl bei der Behandlung kranker Thiere, als auch bei der Pflege im gesunden Zustande die Ursachen, aus denen Krankheiten entstanden sind und entstehen können, zu beachten. Nicht immer ist es möglich die Thiere den Krankheitsursachen zu entziehen, aber meistentheils ist es möglich, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, durch die der schädliche Einfluß derselben vermindert wird.

Wohl die meisten Krankheiten der Pferde, wie der Hausthiere überhaupt, werden durch die Beschaffenheit und die Veränderung der Luft hervorgerufen. Anhaltend feuchte und warme Luft ist den Thieren sehr nachtheilig, sie vermindert die Hautausdünstung und erschlafft den Körper; in niedern, sumpfigen Gegenden sind deßhalb Krankheiten unter den Hausthieren sehr häufig; die Pferde in niedern feuchten Gegenden sind aus diesem Grunde auch durchgehends trägen, phlegmatischen Temperaments.

Unter dem Einflusse andauernder trockener, warmer Witterung erschlafft ebenfalls der thierische Körper, aber nicht, wie bei feuchtwarmer Luft aus unterdrückter Ausdünstung, sondern durch Uebermaß von Schwitzen; die Thiere fallen schnell vom Fleisch und verlieren ihre Munterkeit. Trockene, kalte Luft hat den entgegengesetzten Einfluß. Die Hautausdünstung ist vermindert, die Lebensthätigkeit erhöht, die Thiere fressen mehr und nehmen schnell zu. Bei warmer trockener Witterung kommen daher Krankheiten häufiger vor, die auf Schwäche und Erschlaffung des Körpers beruhen, bei kalter, trockener Witterung aber mehr entzündliche Krankheiten. Hufkrankheiten sind ebenfalls bei trockener Witterung häufig, weil das Horn austrocknet, zusammenschrumpft und dann leicht Entzündungen hervorruft. Winde und Stürme sind den Pferden, wenn sie im Freien arbeiten, nachtheilig; bei trockenem kalten Wind entstehen leicht Krankheiten, besonders wenn die Pferde genöthigt sind, längere Zeit gegen den Wind zu gehen.

Bei trockener, kalter Witterung verwahre man die Thiere wohl gegen Zugluft; im Freien darf man sie nicht stehen lassen, wenn sie erhitzt sind und geschwitzt haben, was überhaupt bei jeder Witterung zu beobachten ist. Bei staubigem Wetter reinige man sie gleich von Staub und Schweiß, sobald sie nach Hause kommen.

Eine große Zahl Krankheiten der Pferde rüht von Erkältungen her, d. h. von einer schnellen Abkühlung, nachdem es den Pferden warm gewesen ist. Die Erkältungen können zu jeder Zeit vorkommen und hängen nicht von der herrschenden Witterung ab. Im Sommer sind sie sogar noch häufiger als im Winter, weil die Pferde häufiger schwitzen und weil ein in Schweiß gerathenes Pferd, wenn es nur ruhig steht, oder von einer Zugluft getroffen wird, sich erkälten kann. Wenn ein Pferd, das sich auf diese Weise erkältet hat, unmittelbar darauf wieder auf's neue zu arbeiten beginnt und auf's neue in Schweiß geräth, so hat die Erkältung nichts zu sagen.

Ungleiche Ernährung ist ebenfalls eine Quelle vieler Krankheiten, sei es, daß die Ernährung in Bezug auf die Güte oder die Menge des Futters ungleich sei. Ein Pferd, dem man nach langer, magerer Fütterung auf einmal eine große Ration Futter vorlegt, überladet sich den Magen, es entstehen Blähungen, Unverdaulichkeiten, Koliken u. dgl. die unter Umständen gefährlich werden können. Schlechtes Futter legt den Grund zu manchen Krankheiten, deren Ursache man vergebens anderwärts sucht. Staubigtes, schimmlichtes Heu, oder Heu aus nassen sauern Wiesen soll man mit den Pferden nicht füttern, oder überhaupt mit keinem Vieh. Das schlechte verdorbene Heu lasse man durch Schütteln, Dreschen und Ausklopfen vom Staube reinigen; wo man eine Dreschmaschine hat, kann man staubiges Futter darauf sehr gut vom Staube befreien; sauere Wiesen soll man durch zweckmäßigen Umbau, durch gehörige Bewässerungsanlagen oder Düngen

verbessern. Eben so nachtheilig als staubiges Heu und Grummet ist den Pferden dumpfiger, verdorbener Hafer. Verbessert kann solcher Hafer werden, wenn man ihn recht austrocknen läßt, alsdann durch Treten, Durcharbeiten und Putzen auf einer guten Putzmühle vom Staub befreit.

Es gibt Wiesen auf denen die Herbstzeitlose (colchicum autumnale), eine bekannte Giftpflanze, in großer Menge wächst. Heu aus solchen Wiesen mit den Pferden gefüttert, kann eine förmliche Vergiftung veranlassen und einen schnellen Tod herbeiführen, wenn nicht gleich ein guter Thierarzt bei der Hand ist, und zweckentsprechende Gegenmittel anwendet. Solche Vergiftungsfälle sind sehr gefährlich, weil sie Anfangs gerne als Kolik angesehen und als solche behandelt werden.

Das beste Mittel die Herbstzeitlose aus den Wiesen wegzubringen besteht darin, sie im Frühjahre, wo die Blätter und Samenkapseln erscheinen, nach einem erweichenden Regen ausraufen zu lassen. Wenn auch nicht alle Wurzelknollen mit ausgezogen werden, so gehen doch manche heraus und viele werden zerstört. Läßt man diese Operation mehrere Jahre nacheinander vornehmen, so wird die Pflanze nach und nach verschwinden. Nicht in allen Bodenarten geht vielleicht das Ausziehen mit solchem Erfolge vor sich wie hier vorausgesetzt wird; wo solches nicht der Fall ist, kann man die Wurzelknollen mit einem langen Messer herausbohren.

Sehr leicht entstehen Krankheiten bei dem Futterwechsel, d. h. beim Uebergang vom trockenen Futter zum grünen und umgekehrt. Der Klee, wenn er noch jung und weich ist, veranlaßt ein heftiges Abweichen und schwächt die Verdauungswerkzeuge; auch fressen ihn Anfangs die Pferde mit großer Gier, und wenn man ihnen gibt so viel sie fressen wollen, so fressen sie mehr als sie verdauen können; es entstehen Verstopfungen, Entzündungen und andere gefährliche Zufälle. Man soll deßhalb nie den Uebergang von der trockenen Fütterung zur grünen plötzlich geschehen lassen, sondern im Anfange immer etwas Heu zu Klee füttern, dadurch daß man abwechselnd Heu und Klee reicht, oder beides miteinander vermengt. Sehr gefährlich ist es, Klee zu füttern, der durch Aufeinanderliegen warm geworden ist und anfängt zu gähren; deßhalb bringe man nie große Vorräthe davon auf einmal nach Hause.

Daß die mangelhafte Pflege und Behandlung der Thiere Krankheitsursachen werden können, hat leider die Erfahrung schon gar oft bestätigt. Dumpfe, feuchte Stallungen sind den Pferden geradezu gefährlich, sie erzeugen Lungenkrankheiten, Dampf u. s. w.; ebenso nachtheilig sind Stallungen, die nicht genug geschlossen werden können, in denen es im Winter zu kalt wird, und in denen eine fortwährende Zugluft herrscht. Man soll keine Kosten scheuen solche Uebelstände an den Stallungen wegzubringen.

Die Unachtsamkeit auf Reisen, unregelmäßiges Fahren, unregelmäßige Fütterung, Mangel an Aufmerksamkeit auf die Stallungen beim Einkehren, allzurasches Fahren und Stehenlassen der Pferde auf offener Straße, wenn die Pferde warm gewesen u. dgl. alles dieses sind häufig Krankheitsursachen.

Nicht minder zählen übermäßige Anstrengungen zu den Krankheitsursachen; das beste, kräftigste Pferd kann in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet werden, wenn man von ihm immer das äußerste Maaß seiner Arbeitsleistungen verlangt. Besonders gilt dieß von jungen feurigen Pferden, die im Gefühle der Kraft vor keiner Anstrengung zurückweichen. Pferde, edler Abstammung, die einem rohen, brutalen Fuhrmann in die Hände fallen, wie oft sind sie nicht das traurige Abbild einer durch rücksichtslose Behandlung gebrochenen Kraft und Energie, die ein besseres Loos verdient hätten!

Eine andere eigene Art von Krankheitsursachen ist die Ansteckung. Es gibt bekanntlich Krankheiten, die sich von einem Thiere auf das andere fortpflanzen. Man erklärt diese Fortpflanzung der Krankheit durch einen eigenen Krankheitsstoff (Miasma), der unendlich fein ist und durch die Luft weiter getragen wird. Diese Krankheitsstoffe erzeugen sich in dem kranken Thierkörper und sind im Stande in einem andern Thierkörper dieselbe Krankheit hervorzubringen, wenn sie mit ihm in Berührung kommen.

Die Seuchen sind meistentheils ansteckend; jedoch kommt dieser Name nicht blos den ansteckenden Krankheiten zu, sondern jeder Krankheit, die sich über eine größere Gegend verbreitet. Sie kann aus allgemeinen Zuständen der Atmosphäre, der Witterung entstehen, aber auch aus örtlichen Veranlassungen, wie Ueberschwemmungen u. dgl. In der Regel werden schlecht genährte, leidende Thiere am ersten davon hinweggerafft; zuweilen sind aber auch die kräftigsten und sonst gesundesten Thiere am meisten davon befallen; ausgemacht bleibt aber, daß unter allen Umständen gute zweckmäßige Wartung und Pflege das beste Heil- und Vorbeugungsmittel dagegen ist.

Endlich gibt es auch Krankheiten die ererbt sind, und die sich wieder, wenigstens der Anlage nach, auf die Nachkommen vererben. Zu diesen gehören außer den Anlagen zu Fehlern in dem Baue der Gliedmaßen und der Beschaffenheit der Augen, auch schlechte Lungen, welche die Pferde zu Dämpfigkeit geneigt machen.

Man spricht häufig von chronischen und von hitzigen Krankheiten. Die hitzigen, auch fieberhafte und entzündliche Krankheiten genannt, sind mit Fieber verbunden, in der Regel heftig und haben einen raschen und schnellen Verlauf, mag dieser zur Genesung oder zum Tode führen.

Die chronischen, fieberlosen Krankheiten sind zum Theil von langer Dauer, schleichend, und wenn man von chronischen Uebeln spricht, versteht man

solche darunter, welche dem Thiere längere Zeit anhaften, von Zeit zu Zeit vergehen, allein bei jeder Veranlassung dazu wieder erscheinen. Hitzige Krankheiten, die nicht vollständig curirt werden, gehen gerne in chronische Leiden über.

Dem chronischen Leiden entgegengesetzt ist die Entzündung. Ihrem Wesen nach besteht sie in einer verstärkten Zuströmung von Blut nach dem entzündeten Theile; dieser erhält dadurch eine röthere Farbe, er schwillt an, wird wärmer, empfindlich und schmerzhaft, und seine Thätigkeit wird gestört oder ganz unterdrückt. Die Entzündung nimmt immer eine entschiedene Wendung, entweder zum Guten oder zum Schlimmen; entweder verliert sie sich, Hitze und Geschwulst lassen nach oder es entsteht Eiterung, der kranke Theil verhärtet sich oder wird zerstört.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Pferdekrankheiten glauben wir nicht überflüssig zu wiederholen, daß es viel besser und leichter ist, Krankheiten vorzubeugen als zu heilen; daß der Pferdezüchter, sei er Landwirth oder nicht, seinen ganzen Fleiß darin setzen soll, die Pferde den Einflüssen soviel als möglich zu entziehen, welche Krankheiten hervorrufen können. Der Landwirth kann nicht Pferdearzt sein und soll es nicht sein, dazu gehört ein eigenes tiefes Studium, lange Erfahrung und Beobachtung an kranken Thieren, wie sie dem Landwirthe nicht zu Gebote stehen; gehörige verständige Sorgfalt über die Thiere, gute Fütterung und Wartung sind beim Landwirthe allem medicinischen Wissen vorzuziehen, wenn letzteres von Unordnung, Nachlässigkeit, Unbesorgtheit und grober Behandlung begleitet ist, wie solches häufig vorkommt. Daß übrigens Kenntnisse in der Thierheilkunde dem Landwirthe nichts schaden, daß sie ihm bis zu einem gewissen Grade nothwendig sind, versteht sich wohl von selbst.

Wir können nicht genug empfehlen mit sogenannten „Heilmitteln“ bei Behandlung von Thieren, deren Organismus etwas außer Ordnung gerathen ist, zu geizen. Oft schreiben wir uns das Verdienst zu, eine Krankheit geheilt zu haben, während die Natur das Thier trotz der Arzneimittel curirt hat. In einem Thiere, dessen Organe kräftig sind, hat die Natur mehr Macht, als wir ihr gewöhnlich zutrauen.

Sobald ein Thier krank geworden ist, muß man ihm als erste Vorsichtsmaßregel das Futter wenigstens so lang entziehen, bis man über die Natur der Krankheit im Reinen ist. Wir sprechen nur von dem Entziehen des Futters, denn wir halten dafür, daß das Wasser, wenn es nicht zu kalt gereicht wird, niemals schädlich, wohl aber oft sehr nützlich sein kann. Eine zu empfehlende Vorsicht bleibt es immer, das kranke Thier von den andern zu sondern. Man vermeidet so die Gefahr der Ansteckung und das leidende Thier ist auch leichter zu behandeln, zu beobachten und wird von den übrigen nicht beunruhigt.

Die Hausapotheke des Viehzüchters soll eine Fliete zum Aderlassen, ein Bistouri (feines Messer), eine krumme Scheere, eine Nadel zum Fontanellziehen, eine Klystierspritze, sodann für das Rindvieh einen Trokar und eine elastische Schlundröhre enthalten; ferner sollen an Arzneimittel vorräthig sein: Glaubersalz, Salpetersalz, Terpentin-Oel, flüchtiges Alkali, Enzianwurzel und Kamillen. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet, ist man im Stande, die einfachen und gewöhnlich vorkommenden Krankheiten zu heilen. Bei schwereren Krankheitsfällen hat man nichts besseres zu thun, als einen geschickten Thierarzt rufen zu lassen, wenn man so glücklich ist, einen solchen in der Nachbarschaft zu haben.

Wir gehen nun zur Behandlung der einfachsten Krankheiten über, welche jeder Viehzüchter zu heilen oder wenigstens zu erkennen im Stande sein soll.

1.

Die Druse.

Die allgemeinste Krankheit, besonders bei jungen Pferden ist die Druse (nicht zu verwechseln mit Strengel siehe 2). Wenige junge Pferde sind davon befreit, allein es wäre doch ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, es wäre eine unvermeidliche Krankheit, die alle jungen Pferde wenigstens einmal im Leben zu ertragen hätten. In warmen Ländern ist sie selten, man sagt sogar, daß man in Arabien diese Krankheit gar nicht kenne. Auch bei uns tritt sie in der Regel nur nach einer Erkältung, nach einem plötzlichen Witterungswechsel und nach einer Veränderung in der Fütterung ein.

Man unterscheidet eine gutartige und eine bösartige Druse. Die erste scheint blos ein Katarrh zu sein, dessen Heilung nichts weiter als eine gute Pflege erfordert, wie sie jeder Viehzüchter seinen Thieren angedeihen lassen kann. Die zweite erfordert die Zuziehung eines Thierarztes, und wird bald mehr, bald weniger bedeutend.

Die Drusenkrankheit zeigt sich gewöhnlich durch einen Nasenfluß gleich dem Schnupfen bei dem Menschen an. Das Thier ist dabei traurig, die Schleimhaut im Innern der Nasenhöhle roth, das Innere des Maules brennend heiß, die Augen sind aufgedunsen und triefend. Ein wässeriger Ausfluß aus der Nase stellt sich ein, die Drüsen in dem Kehlgange, manchmal auch die Ohrendrüsen, schwellen an, und dazu gesellt sich endlich ein Husten. Man muß das Thier, sobald diese Symptome, oder auch nur einige derselben hervortreten, warm halten, mit einem wollenen Teppich bedecken, und ihm alles erhitzende Futter entziehen, blos mit wenigem, guten Heu füttern, und ihm nach Belieben Wasser reichen, in das man

Gerstenmehl oder Kleie gerührt hat. Wir sagen Gerstenmehl, weil dieses am besten ist, nicht immer hat man aber solches zur Hand. Es versteht sich von selbst, daß man alsdann anderes Mehl nimmt. Wenn das Pferd hustet und der Husten stark und trocken ist, thut man wohl, Honig zu reichen, dem man noch folgende Medicamente zusetzt, und daraus eine Latwerge bildet.

Süßholzwurzel, gepulvert	4 Loth	(60 Gramm.)
Eibischwurzel „	4 „	60 „
Fenchelsamen „	4 „	60 „
Salpeter	2 „	30 „

oder, wenn der Husten sehr stark und trocken ist, statt Salpeter, 2 Loth (30 Gr.) Salmiak. Diese Substanzen werden gehörig gemengt, mit warmem Wasser aufgelöst und durch Zusatz von 1/4 bis 1/2 Pfund Honig zu einer flüssigen Latwerge bereitet. Man gibt dem kranken Pferde davon täglich dreimal ohngefähr drei starke Eßlöffel, jedesmal eine Stunde vor dem Füttern ein.

Das Eingeben von Arzneien ist manchmal etwas schwierig, viele Bauersleute wissen sich in solchen Fällen nicht zu helfen, und nehmen häufig zu barbarischen Mitteln ihre Zuflucht, die wie das Eingießen flüssiger Arzneien durch die Nasenlöcher von nachtheiligen Folgen begleitet sein können.

Wir bemerken deßwegen ein für allemal hier, daß man die Mittel stets auf dem gelindesten Wege beizubringen suchen muß, und nur dann zu Zwang schreiten soll, wenn es absolut nothwendig ist, was in der Regel nur bei äußern chirurgischen Operationen der Fall sein wird. Die Aufregung, welche durch Anwenden gewaltsamer Mittel hervorgebracht wird, ist dem Zustande des kranken Thieres weit nachtheiliger, als die einzugebenden Mittel wieder gut machen können. Wie sehr sind nicht die Pferde zu bedauern, denen man mit tyrannischer Grausamkeit ganz ungeeignete Mittel eingießt, und auf alle erdenkliche Weise peinigt, Arzneien einzuschlucken, die weder der Constitution des Thieres im Allgemeinen, noch weniger dem Krankheitszustande angemessen sind!

Derjenige, der das Pferd gewöhnlich füttert und pflegt, taugt am besten dazu, die Mittel einzugeben oder anzuwenden, die man verordnet, und mit Ziehung eines Gehülfen, wird ihm solches in der Regel bei einigem Geschick dazu, gelingen. Sobald viele Personen, namentlich fremde und unbekannte, um das Pferd herumgehen, wird dieses unruhig und schüchtern.

Um die oben verschriebene Latwerge einzugeben, stellt sich der Gehülfe auf die linke Seite des Pferdes und hält dasselbe an der Halfter fest. Derjenige, welcher die Arznei eingeben soll, begibt sich auf die rechte Seite des Kopfes, öffnet ihm mit der Hand das Maul weit genug, um mit einer hölzernen Spatel die Latwerge auf die Zunge zu streichen. Es ist wesentlich, daß die Latwerge

hinten auf die Zunge gestrichen wird. Bringt man sie nur auf die Spitze, so verschluckt sie das Pferd selten, sondern streift sie am Gaumen und an den Zähnen ab. Deßwegen ist es zuweilen gut, wenn man das Maul des Pferdes durch den Gehülfen öffnen läßt, sodann mit der linken Hand die Zunge faßt und sie gelinde anzieht, während man mit der rechten Hand die Latwerge aufstreicht.

Sobald man bemerkt, daß die Drüsen des Kehlsgangs anschwellen, muß man das Kinn mit einem Schafpelze zubinden. Der Pelz muß so groß sein, daß er den ganzen Kehlgang bis an die Gurgel bedeckt; zwei Lappen, die man an dem obern Ende läßt, werden aufwärts hinter den Ohren auf dem Kopfe zusammengebunden, damit sie die Ohrendrüsen bedecken. Man kann den Pelz unter die Halfter stecken und überdies mit einigen Schnüren befestigen.

Zugleich wendet man Gerstendämpfe an. Die Gerste wird zu diesem Behufe so lange gekocht, bis sie aufspringt, in einen kleinen leinenen Sack, Mundsack genannt, gebracht, und dem Pferde so angebunden, daß es Nase und Maul in dem Sack hat. Die Gerste darf aber nicht mehr heiß, sondern soll ein wenig abgekühlt und nur noch lauwarm sein, weil durch das Einathmen heißer Dämpfe leicht andere bösartige Zufälle, Lungenkrankheit u. dgl. entstehen können. Man begnügt sich deßhalb auch oft damit, die Gerste in die Krippe zu stellen oder zu schütten, und dem Pferde den Kopf darüber zu halten. Der Dampf der Gerste steigt den Pferden in die Nasenhöhlen und die Athmungswerkzeuge, löst den Schleim auf und erleichtert das Thier augenblicklich, weßwegen es auch von einem wohlthuenden Gefühle von selbst getrieben wird, die Nase über die dampfende Gerste zu bringen und sich nur dann zu entfernen, wenn ein allzuheißer starker Dampf seinem Zustande nachtheilig werden könnte. Die Gerste, welche ein sehr gutes Nahrungsmittel ist, kann man, sobald sie abgekühlt ist, den Pferden zu fressen geben. In dem Mundsack fressen sie dieselbe schon ohnehin. — Bei einem guten Verlaufe der Krankheit wird der Ausfluß aus der Nase dicker und stärker.

Die Geschwulst in dem Kehlgange wird entweder in wenigen Tagen verschwinden, oder sie wird sich zu einem Geschwüre ausbilden. Im letzten Falle muß man die Eiterung des Geschwüres zu befördern suchen, was am leichtesten durch mehrmaliges, tägliches Einreiben von Schweinefett geschieht. Erweichende Aufschläge wären zwar zweckmäßiger, allein sie sind nicht so leicht zu befestigen. Das Geschwür öffnet sich in der Regel von selbst, man kann es auch aufschneiden, wenn es gehörig geeitert hat. Vor der gehörigen Eiterung ist es gefährlich ein Geschwür zu öffnen. Man erkennt die vollendete Eiterung, wenn sich in der Mitte eine Erhöhung gebildet hat, die sich weich anfühlt. Um die Eiterung nach der Oeffnung zu unterhalten, kann man eine Salbe, von einem Eidotter und 2 Loth Terpentin-Oel bereitet, auf Leinwand streichen und darauf legen.

Die Pferde sollen bei dieser Behandlung täglich gestriegelt und abgerieben werden; wenn es die Witterung erlaubt, soll man sie in's Freie spazieren führen, jedoch Erkältungen sorgfältig vermeiden.

Die gutartige Druse ist bei sorgfältiger Pflege nicht gefährlich; sie kann aber bei Vernachlässigung, oder durch Anwendung unzweckmäßiger Mittel, wie es häufig geschieht, böse Folgen haben. Viele Pferde werden dämpfig, oder behalten Lungenleiden, die später in Dampf übergehen, oder das Leben der Pferde verkürzen. Reisende behaupten, daß man in Arabien und Syrien, wo man die Drusenkrankheit nicht kenne, auch keine dämpfigen Pferde antreffe.

2.

Der Strengel.

Der Strengel, von den Landleuten häufig mit der Druse verwechselt, ist weiter nichts als eine Art Schnupfen, ein Katarrh, der durch Erkältung veranlaßt wird. Er verlangt die nämliche Behandlungsart, als die Druse. An und für sich nicht gefährlich, kann er durch Vernachlässigung Anlaß zu Lungenkrankheiten geben, oder in den chronischen Katarrh übergehen, der manchmal in Rotz ausartet.

Sowohl alte als junge Pferde sind dem Strengel unterworfen. Wenn behauptet wird, daß die Pferde den Strengel nur einmal bekommen, so ist dieses ein Vorurtheil, das sich leicht widerlegt.

3.

Die Erkältung.

Von den Landleuten wird die Erkältung gewöhnlich „Verhitzung" genannt. Dieser Name wäre eben so gut als jener, weil bei dem Uebel, das wir meinen, sowohl dieses als jenes stattfindet. Es ist keineswegs ein großer Grad von Kälte, der die Erkältung hervorruft, denn es können Thiere eine sehr strenge Kälte aushalten, ohne darum krank zu werden; es ist vielmehr ein plötzlicher Wechsel der Temperatur des Körpers, ein schnelles Abkühlen, nachdem die Thiere zuvor warm geworden, vorzüglich aber wenn sie in Schweiß gerathen waren. Eine Erkältung kann daher eben so gut bei warmer als bei kalter Witterung stattfinden; ja sie kommt sogar im Sommer eben so häufig vor als wie im Winter, weil im Sommer die Pferde häufiger schwitzen und die Fuhrleute weniger Sorgfalt gebrauchen als im Winter.

Die meisten Krankheiten entstehen aus Erkältungen, oder werden durch dieselben veranlaßt, und man soll deßwegen alle mögliche Vorsicht gebrauchen, um sie zu verhüten. Bei aller Aufmerksamkeit gelingt es aber nicht immer; man ist manchmal genöthigt anzuhalten, ohne daß man die Thiere gegen Kälte, Wind und Regen schützen kann. Sobald man bemerkt, daß ein Thier sich erkältet hat und unwohl ist, muß man keinen Augenblick säumen, es, wenn möglich, in den Stall zu bringen und hier mit einem Strohwisch über den ganzen Körper zu reiben und warm zu bedecken. Die Landleute unserer Gegend pflegen ihm dann einen Trank, bereitet aus 1 Liter (½ Maß) warmer Milch und ¼ Liter (½ Schoppen) Branntwein einzuschütten, was in der Regel hinreicht, das Pferd zum Schwitzen zu bringen. Dieß Mittel ist da, wo der Branntwein wohlfeil ist und jedermann Milch im Hause hat, das leichteste und billigste. In Weinländern kann man mit Erfolg den Pferden ½ bis 1 Liter warmen Wein einschütten, der durch Hinzusetzung von ½ Loth Kampfer mit einem Eidotter geschlagen, noch wirksamer gemacht wird. Den Kampfer muß man vorher in Branntwein auflösen. Dieses Heilmittel ist besonders schweißtreibend.

4.

Indigestion.

Die Indigestion, Unverdaulichkeit, ist eigentlich nur der Anfang einer Verstopfungskolik, und kann durch Erkältung, oder auch durch übermäßig gieriges Fressen, oder durch ungeeignetes schwer verdauliches Futter hervorgerufen werden. Die Landleute unserer Gegend haben für dieses Uebel ein Mittel, das wir selbst schon mehreremale mit Erfolg angewendet haben. Sie schütten nämlich dem kranken Thiere einen Schoppen Oel, das mit einem halben Schoppen Branntwein gemengt wird, ein. Dieses Mittel wird auch bei dem Rindvieh angewendet, für welches es uns besser zu sein scheint, als für die Pferde. Für letztere sind die Salze mit bittern magenstärkenden Substanzen gemischt, vorzuziehen.

Glaubersalz . . 10 Loth und
Gepulverte Enzianwurzel 2 Loth

in einem Absud von Kamillen, den Pferden eingeschüttet, und mit erweichenden Klystieren verbunden, thun in der Regel gute Wirkung.

5.

Die Kolik.

Die Symptome der Kolik im Allgemeinen sind: Mangel an Freßlust, Angst und Unruhe, Hin- und Hertrippeln, Hauen, Kratzen und Scharren mit den

Vorderfüßen, Niederwerfen, Wälzen u. s. w. überhaupt solche Anzeichen, welche auf einen heftigen Schmerz in den Gedärmen hindeuten. Die Kolik tritt in der Regel plötzlich auf und ist um so gefährlicher, als vor allen Dingen schnelle Hülfe nothwendig ist, die in mehreren Arten von Kolik nur von einem Thierarzt gegeben werden kann. Es gibt Leute, welche Mittel gegen Kolik besitzen und die in vielen Fällen helfen; allein gegen alle Koliken können sie nicht wirksam sein.

Die Unverdaulichkeit ist häufig die Ursache der Koliken; man unterscheidet hauptsächlich: Windkolik, Krampf- oder nervöse Kolik, Entzündungs-Kolik und Wurmkolik.

Bei der Windkolik ist der Leib besonders stark aufgetrieben. Die Behandlung ist die nämliche, wie bei der Indigestion. Man reibt den Bauch, so weit er aufgetrieben ist, stark mit Strohwischen und macht, wenn die Schmerzen sehr heftig sind, daselbst Einreibungen mit einer Mischung von

(80 Gr.) 5 Loth Terpentin-Essenz und
(20 Gr.) 5/4 Loth flüchtigem Alkali.

Dieses Mittel bringt einen starken Hautreiz hervor und erleichtert die Entweichung der in den Gedärmen befindlichen Gase. Diese Einreibungen können auch bei der Verstopfungskolik mit Nutzen angewendet werden. Nachdem die Einreibungen gemacht sind, wird das Pferd gut zugedeckt, und wenn die Witterung es erlaubt, im Freien geführt.

In seltenen Fällen, wo die Blähungen sehr stark sind, kann man seine Zuflucht auch zum Wanststich nehmen. Jedoch kann eine solche Operation nur durch einen geschickten Thierarzt vorgenommen werden.

Die nervöse oder Krampfkolik wird besonders an heftigen Symptomen erkannt. Sie entsteht in der Regel plötzlich, ohne vorhergehende Anzeichen. Sie ist gewöhnlich von krampfhaften Zusammenziehungen des Unterleibes, von Kollern oder Gurren in den Gedärmen, von Schweiß, häufig auch von Verstopfung und Harnverhalten begleitet. Die Pferde von heftiger, hitziger und reizbarer Natur sind dieser Art von Kolik am meisten unterworfen.

Wie bei der Windkolik ist vorerst das Reiben mit Strohwischen, das Einreiben der oben angegebenen Essenz vorzunehmen, sodann das Pferd gleichfalls gut zu bedecken und zu führen. Man verordnet zu gleicher Zeit erweichende Klystiere und gibt innerlich von Stunde zu Stunde

(10 Gr.) 2/3 Loth Schwefeläther in einem Schoppen

Kamillenthee oder Aufguß von Baldrianwurzel. Herr Kaug gibt innerlich folgendes Mittel, das in vielen Fällen sehr gut gewirkt hat.

(160 Gr.) 10 Loth Glaubersalz aufgelöst in Kamillenthee mit (20 Gr.) 1 1/3 Loth Assa foetida (Teufelsdreck), den man vorher mit einem Eidotter

verdünnt hat. Dieser Trank soll warm gereicht werden. Auch den Klystieren kann man ein wenig Assa foetida zusetzen.

Wenn die heftigen Symptome nach Verlauf von zwei bis drei Stunden nicht nachlassen, muß zur Ader gelassen und ½ bis 2 Liter (3 bis 4 Schoppen) Blut abgezogen werden, um einer Entzündung der Gedärme oder des Magens vorzubeugen. Im Falle noch keine Besserung eintritt, muß nach zwei bis drei Stunden der Aderlaß wiederholt werden.

Wenn das Pferd fortwährend eine starke Aufregung zeigt, verordnet man schleimige, kühlende Getränke: Absud von Leinsamen oder von Malven- (Käsepappeln) Wurzel, in dem man auf je einen Liter 5 Loth (75 Gr.) Glaubersalz auflöst.

Durch das Tränken der Pferde mit kaltem Wasser, wann sie erhitzt sind, wird häufig die Krampfkolik veranlaßt. Sie geht gerne in die Entzündungs-Kolik über.

Die **Entzündungs-Kolik** auch **rothe** und **Blut-Kolik** genannt, ist selten von Anfang entzündlicher Natur, sondern meistens eine Folge oder der Ausgang einer andern vernachlässigten oder unzweckmäßig behandelten Kolik. Sie ist beinahe von den nämlichen Symptomen begleitet wie die Krampfkolik: beständige und starke Bewegung, Aufregung, Reizbarkeit, Schmerz beim Berühren des Bauches oder der Flanken. Das Pferd zerarbeitet sich weniger als bei der Krampfkolik, stampft mit den Vorderfüßen, sieht sich oft nach den Flanken um; der Athem ist kurz und beschleunigt, der Puls schlägt 60, 70 bis 80mal in der Minute. Die Ausleerungen sind anfangs dünn, später werden sie trocken und sind mit einem zähen gelblichten Schleim überzogen.

Sobald man von dem Charakter der Krankheit überzeugt ist, darf man nicht säumen, einen starken Aderlaß, von 1½ bis 3 Liter Blut, je nach dem Zustande des Thieres und dem Grade der Krankheit an der Halsader vorzunehmen. Unmittelbar darauf reicht man innerlich Kamillenthee, in dem man auf je 1½ Liter 7 bis 8 Loth (100 bis 120 Gr.) Glaubersalz aufgelöst hat. Man kann auch zwei bis drei Löffel voll Oel zugießen. Dieser Trank wird alle Stunde wiederholt, und dazwischen erweichende Klystiere gegeben. Zugleich wendet man die bei der Krampfkolik angegebenen Einreibungen auf die untere Seite des Bauches an; man reibt wieder den ganzen Körper mit Strohwischen, namentlich den Bauch, bedeckt das Thier gut und führt es, wenn die Witterung es erlaubt, im Freien hin und her. Wenn nach 5 bis 6 Stunden keine Besserung eintritt, muß der Aderlaß wiederholt werden; zuweilen ist sogar ein dritter Aderlaß nothwendig.

Wenn eine hartnäckige Verstopfung mit der Krankheit verbunden ist, nimmt man seine Zuflucht zu dem kühlenden und auflösenden Tranke, der bei der Krampfkolik angegeben wurde, leert den Mastdarm mit der Hand und reicht häufig Klystiere.

Derjenige, welcher den Mastdarm leert, schneidet zuvor sorgfältig die Nägel an den Fingern ab und bestreicht die Hand mit Oel. Beim Einbringen der Hand in den After werden die Finger an den Spitzen zusammengehalten, so daß die Hand die Form eines ovalen Löffels erhält. Mit großer Vorsicht wird nun die Hand, so weit in den Mastdarm hineingeschoben, bis man die Excremente erreichen kann, die sich zuweilen in den Falten des Mastdarms anhäufen.

Die **Wurmkolik** oder auch schlechtweg die „**Würmer**" genannt, wird mit Salzen und bittern, magenstärkenden Mitteln so lange behandelt, bis die Symptome der Krankheit verschwunden sind, was manchmal 2 bis 3 Tage dauert. Später, wann das Thier wieder hergestellt ist, gibt man ihm wurmtreibende Mittel.

Das Füttern mit Möhren (gelben Rüben) eine Zeit lang fortgesetzt, wird als ein gutes wurmtreibendes Mittel empfohlen.

Verstopfungskolik oder die **Kolik aus Unverdaulichkeit**. Diese Art von Kolik ist bei den Pferden der Bauersleute am häufigsten und mitunter die gefährlichste. Um sie zu heilen leert man den Mastdarm, wie oben angegeben wurde, mit der Hand und reicht tüchtig erweichende Klystiere, und Tränke aus einem Absud von Kleien oder Leinsamen und Glaubersalz bereitet. Wenn die Symptome der Krankheit sehr heftig sind, läßt man zur Ader, um eine Entzündung zu verhüten, die das Uebel unfehlbar tödtlich machen würde.

Es bildet sich manchmal ein Theil des Futters zu einer Kugel im Innern der Gedärme, verstopft dieselben endlich und verursacht eine Entzündung. Durch starke Abführmittel muß man diese abzutreiben suchen. Wenn sie im Mastdarme selbst sind, sucht man sie mit der Hand zu erreichen und zu zerdrücken.

6.

Der Durchfall.

Die Diarrhoe oder der Durchfall kommt als Symptom bei verschiedenen Krankheiten, aber auch als eigene Krankheit des Darmkanals vor. Wir reden hier nur von der letztern Art. Sie kommt hauptsächlich im Frühjahr vor, wenn die Thiere plötzlich vom Dürrfutter zur grünen Fütterung übergehen, besonders wenn sie auf die Weide gehen. Ohne Zweifel trägt der Einfluß der Luft, häufig auch plötzliche eintretende kalte Tage, bei Thieren, die aus warmen Ställen kommen, dazu bei; die Pferde sind im Frühjahr überhaupt empfindlich gegen

kalte Luft, weil sie in dieser Zeit auch das Haar fallen lassen. In solchen Fällen ist ein leichter Durchfall nicht nur nicht schädlich, sondern der Gesundheit sogar zuträglich. Wenn er aber sehr stark wird und lange anhält, muß man sogleich dem Thiere das Grünfutter entziehen, es im Stalle behalten, mit Strohwischen abreiben, bedecken und innerlich Schleim-Tränke, denen man einen Aufguß von Kamillen und Hollunderblüthen zusetzt, reichen. Jeder Gabe kann man drei bis vier Löffel voll Stärke beimengen. Wenn sich Anzeichen von Kolik einstellen, sind Einreibungen von Terpentinessenz zu empfehlen.

Nach Erkältung entsteht leicht Durchfall. Die Behandlung ist in diesem Falle die nämliche. Es ist wesentlich, daß auf Erregung der Hautausdünstung gewirkt wird.

7.

Verstopfung.

Die Verstopfung ist, wie der Durchfall, häufig nur das Symptom einer andern Krankheit. Kühlende und schleimige Getränke, mit erweichenden Klystieren sind die Mittel, welche man dagegen anzuwenden pflegt. Wenn die Verstopfung selbstständig für sich vorkommt, muß man vor Allem das Futter der Pferde wechseln.

Zu Gerhardsbrunn haben wir die Krankheit immer am häufigsten im Winter bemerkt, wann die Pferde nicht arbeiten und beinahe nur Haferstroh zum Futter erhalten. Durch öfteres Verabreichen von Salz sucht man diesem Uebel vorzubeugen.

Es gibt Pferde, die immer trocken misten. Für solche Pferde sind besonders die Möhren sehr zu empfehlen, die nicht nur erfrischend, sondern auch harntreibend sind. Auch Kleien sind solchen Pferden sehr zuträglich.

8.

Die Harnverhaltung.

Es gibt ein Mittel gegen die Harnverhaltung, das leicht anwendbar und vielen Landwirthen zugänglich ist. Man stellt nämlich, wenn man einen Schafstall hat, das kranke Thier auf den Schafmist, und rührt den Mist unter ihm auf. Die aufsteigenden Gase, welche Ammoniak enthalten, veranlassen in gelinden Fällen das Urinlassen. In schwerern Fällen reicht jedoch dieses Mittel nicht aus und man muß zur Anwendung der Mittel schreiten, welche für die Krampfkolik angegeben worden sind: erweichende Klystiere, alsdann reizende

Mittel, aus Kamillenthee und Aufguß von Baldrianwurzel bereitet. Dampfende Kräuterbäder sind auch nützlich, endlich, wenn das Uebel nicht weichen will, muß man zur Ader lassen.

Man kann auch versuchen die Urinblase dadurch zu leeren, daß man sie zusammendrückt, indem man die Hand vorsichtig in den Mastdarm bringt. Dieses Mittel verlangt jedoch Kenntnisse und Uebung, die ein Landwirth selten hat, und soll daher nur von einem guten Thierarzte vorgenommen werden.

9.

Blutharnen.

Das Blutharnen ist meistentheils nur ein Symptom von Krankheiten der Harnwerkzeuge, und ist in der Regel mit andern Anzeichen verbunden, je nach der Natur der Krankheit, welche übrigens durch einen Thierarzt behandelt werden soll.

Das Blutharnen kann auch von dem Genusse giftiger oder saurer Pflanzen herrühren, besonders wenn die Pferde auf die Weide gehen. Man hat in diesem Falle vor allen Dingen die Ursache der Krankheit zu entfernen, d. h. das Pferd im Stalle zu halten. Man gibt ihnen mit Mehl verschlagenes Saufwasser, dann alle zwei bis drei Stunden einen Schleimtrank aus einem Absud von Leinsamen oder Käsepappeln (Malvenkraut, malvae min.) bereitet, erweichende Klystiere und läßt, wenn eine innerliche Reizbarkeit bemerkt wird, zur Ader. Im letzten Falle sind Aufschläge von kaltem Wasser auf die Nierengegend von Nutzen.

10.

Die Rehe oder der Rheumatismus.

Diese Krankheit, auch Verschlagen und Verfangen genannt, ist eine Entzündung der weichen Theile des Hufs, gewöhnlich verbunden mit einem allgemeinen Entzündungsfieber. Sie befällt die Vorderfüße oder die Hinterfüße, selten alle vier Füße auf einmal.

Den Eintritt der Krankheit kann man daran erkennen, daß das Pferd die Füße, welche leiden, auf alle mögliche Art zu schonen sucht. Leicht kann man sich dabei über den Sitz der Krankheit täuschen, und sie in den Hüften, den Schultern oder den Lenden suchen. Bei näherer Untersuchung der Füße wird man jedoch bemerken, daß die Hüfe, namentlich an der Krone und den Ballen heiß, und gegen den Druck empfindlich sind. Zugleich kann man ein heftiges Schlagen der Schienbein-Arterien wahrnehmen; zuweilen sind die Beine bis zum Knie oder dem Sprunggelenke angelaufen. Außer diesen örtlichen Anzeichen stellt sich nach und nach Mangel an Freßlust heftiges Flankenschlagen und Durst ein, und das Thier zeigt in seinem ganzen Aeußern, daß es von heftigen Schmerzen geplagt wird.

Der Verlauf dieser Krankheit ist in der Regel schnell und schmerzhaft. Sie endigt gewöhnlich vor dem neunten Tage mit der Heilung, oder auch mit einer Eiterung des Hufes, wodurch manchmal ein Abfallen des Hufes oder der Tod des Pferdes herbeigeführt wird.

Zu den Ursachen dieser Krankheit rechnet man das Zusammendrücken der Hornwände, Quetschungen der weichen innern Theile des Hufes durch schlechten Hufbeschlag, oder durch Fahren und Reiten auf rauhem unebenem Boden. Auch Erkältungen mannigfacher Art sind oft daran Schuld, z. B. anhaltend schnelle Bewegung und dann plötzliches Stillestehen, wenn die Pferde erhitzt sind, besonders wenn gerade ein kalter Wind den Thieren entgegen weht; Schwemmen erhitzter Pferde in kaltem Wasser, selbst wenn dabei auch nur die Füße erkältet werden. Manchmal bringt auch schon eine allzureichliche Nahrung bei Mangel an Leibesbewegung, besonders das Füttern von Weizen, Korn, Spelz, Gerste, einer allzu starken Quantität Hafer auf einmal, die Rehe hervor.

Die erste Sorge bei der Behandlung besteht darin, daß man das Pferd in einen mäßig warmen Stall auf hohe weiche Streu stellt, ihm die Hufeisen abreißt und um die Füße einen Umschlag von Kuhmist und trockenem, mit Essig zu einem Brei angerührten Lehm macht. Der Umschlag wird in einen Leinwandlappen gethan, der Fuß mitten darauf gestellt und dann die Leinwand um den Fuß geschlagen und mit einer Schnur gebunden. Man erneuert den Umschlag zweimal jeden Tag und feuchtet ihn in der Zwischenzeit mit Wasser und Essig fleißig an. Man kann auch von Zeit zu Zeit den Fuß in kaltes Wasser stellen oder auch nur mit kaltem Wasser waschen. Sobald das Pferd Symptome von Fieber zeigt, muß man einen starken Aderlaß machen, im Nothfalle sogar wiederholen. Innerlich reicht man alle zwei Stunden drei Eßlöffel einer Latwerge, bereitet aus einem Pfund Glaubersalz, 2 Loth Salpetersalz und so viel Mehl als nothwendig ist, den im Wasser zuvor aufgelösten Salzen die gehörige Dichtigkeit zu geben. Außerdem gibt man erweichende Klystiere, denen man ein wenig Salz zusetzt, oder sie blos aus Seifenwasser bestehen läßt. Das Pferd darf dabei nur mit leichten Futterstoffen genährt werden; als mit gutem, wenigem Heu, Kleie in's Saufwasser gerührt, Gras, wenn man dessen haben kann. Zum Saufen soll man den Pferden mit Mehl verschlagenes Wasser, dem etwas Salpetersalz zugesetzt ist, oder Schleimwasser nach Belieben geben.

Es gibt noch eine andere Art der Rehe, oder hitzigen Rheumatismus, welche mehr in den Sehnen und Muskeln der Gliedmaßen ihren Sitz hat. Sie ist immer Folge einer starken Erkältung und tritt fast immer plötzlich auf. Der Sitz des Schmerzes und dieser selbst verändern sich manchmal. Sie muß durch einen Thierarzt behandelt werden.

11.

Sonnenstich.

Mit diesem Namen bezeichnet man eine Krankheit, welche eigentlich eine Gehirnentzündung oder ein Schlagfluß ist, und bei Pferden entsteht, die in großer Sonnenhitze zu anstrengendem Laufen angehalten werden, wie solches manchmal bei Postpferden der Fall ist. Das Pferd bleibt plötzlich mit ausgespreitzten Beinen stehen, schnaubt heftig, trieft von Schweiß, kann nicht mehr vorwärts und fällt endlich vom Schlagfluß getroffen, todt nieder. Ein starker Aderlaß im Anfange der Krankheit kann manchmal derselben Einhalt thun.

12.

Wunden, Quetschungen, Verrenkungen.

Die meisten Verwundungen bei Pferden kommen durch das Ausschlagen der Pferde selbst vor. Durch Vorsicht können daher manche Unfälle dieser Art vermieden werden. Es gibt Pferde, die gegen Menschen nie schlagen oder beißen, die aber kein anderes Pferd neben sich leiden wollen. Für solche Pferde muß man entweder Kastenstände haben, oder sie wenigstens durch eine aufgehängte Latierwand trennen.

Das erste und beste Mittel für Wunden und Quetschungen ist das frische Wasser, mit welchem man die Wunden gleich und zu wiederholtenmalen waschen soll. Ueberhaupt kann frisches Wasser für Wunden nicht genug empfohlen werden. Manchen Pferden ist an Wunden nicht gut beizukommen, für diese ist es sehr bequem, wenn man eine Klystierspitze hat, mit der man das Wasser auf die Wunde und Umgebung spritzt. Durch das frische Wasser wird einer Entzündung vorgebeugt und die vorhandene gemildert. Bei vorhandenen Entzündungen, bei Geschwulst und Hitze wende man erweichende Umschläge an. Pflaster und Salben soll man bei allen Wunden möglichst vermeiden, sie können der schnellen Heilung nur hinderlich sein. Sofern die Wunden nur gehörig rein gehalten werden, heilen sie bei Pferden in der Regel schnell.

Gegen alle Zufälle, welche bei Pferden an den Gliedmaßen vorkommen, schreibt man die Ruhe vor; wir kennen aber Posthalter, welche versichern, daß die Wunden weniger anschwellen und schneller heilen, wenn die Pferde ihren Dienst fortverrichten.

Im Sommer, wenn die Pferde mager sind und hart arbeiten, werden sie häufig vom Geschirr gedrückt und verwundet. Sobald man eine Quetschung bemerkt, muß man sie gleich und öfter mit kaltem Wasser abwaschen. Wenn das Pferd vom Kummet gedrückt ist, muß man an der Stelle des Kummets oder des

Unterkummets, welche auf der Wunde liegt, Haare herausnehmen, um eine Vertiefung zu bilden, wodurch die gedrückte Stelle geschützt wird. Falsch ist es, wenn manche Leute auf die gedrückten Stellen noch Leinwand u. dgl. binden, sie dadurch erhöhen und dem Drucke noch mehr aussetzen.

Bei regnerischem Wetter erleiden die Pferde sehr leicht Quetschungen durch das Geschirr, welches durch den Regen verkürzt ist und heftigere Reibungen veranlaßt, als wenn es trocken ist. Dr. Franque, in seiner „Lehre von dem Körperbau, den Krankheiten und der Heilung der Hausthiere“ empfiehlt die Beulen, welche durch den Druck des Geschirres entstanden sind, dadurch zu vertheilen, daß man gleich frisches Wasser aufschlägt, dem etwas Essig und Salz beigemengt wird. Im Winter kann man auch Schnee und Eis aufschlagen. Noch besser soll es sein, Wasser und Essig zu gleichen Theilen zu mischen, Kochsalz darin aufzulösen und mit Lehm zu einem dicken Brei zu machen, welchen man auf den gequetschten Theil aufschlägt und, so oft er trocknet, wieder anfeuchtet.

Wenn die Brust vom Geschirr gedrückt und eine Anschwellung entstanden ist, kann man dem Pferd im Stalle auch ein leichtes Geschirr anlegen und auf die Stelle, wo der Druck statt hatte, einen Wergbauschen anbringen, den man durch Anfeuchten mit Wasser und Essig immer naß erhält, bis sich die Geschwulst verzogen hat.

Einfache Wunden, welche eitern, kann man zweckmäßig mit der Salbe bestreichen, welche wir weiter oben bei dem Artikel Druse angegeben haben, aus Terpentin und Eierdotter zusammengesetzt.

13.

Flechten und Läuse.

Man sieht häufig Pferde, welche sich die Haare am Schweife abreiben, indem sie sich gegen die Mauer oder die Wände des Standes, selbst gegen die Krippe stellen und mit dem obern Theile des Schweifes scheuern. Es kommt solches von einem Jucken in diesem Theile des Schweifes her, das man durch sorgfältiges Putzen manchmal entfernen kann. Wenn es damit nicht gelingt, wasche und bürste man den leidenden Theil abwechselnd einen Tag mit Seifenwasser, den andern mit Kleienwasser. Nach der Anwendung von Seifenwasser muß jedesmal die Stelle mit Wasser rein abgewaschen werden, damit keine Seife auf der Haut sitzen bleibt. Im Winter werden die Waschungen mit lauem Wasser gemacht. Nach dem Waschen sind die Stellen jedesmal mit einem Strohwisch gut abzureiben und abzutrocknen.

Das Jucken kann auch von Flechten herrühren, deren Behandlung man, wie jene des Grindes, einem Thierarzt anvertrauen muß.

Es gibt Pferde, die jedes Frühjahr zu beiden Seiten des Kopfes einen Ausschlag bekommen, ablösbar, schuppigt und Flechten ähnlich; wir glauben, daß diese Krankheit erblich ist. Mit Waschungen von Seifenwasser und Kleienwasser pflegt man derselben entgegen zu wirken.

Das Jucken kann auch durch Läuse verursacht werden, namentlich bei jungen Thieren, obgleich die Pferde, wenn sie gehörig gepflegt und geputzt werden, selten Läuse haben. Die Landleute wenden gegen diese Ungeziefer die sogenannte Reitersalbe an; dieselbe enthält aber Quecksilber und kann der Gesundheit der Thiere nachtheilig werden. Weit besser ist es Seifenwasser zu gebrauchen und mit diesem die Stellen, wo sich Läuse vorfinden, zu waschen. Dieses einfache Mittel reicht immer aus, nur muß man es öfter wiederholen, indem es blos die lebenden Insekten, nicht aber deren Eier, die sogenannten Nissen, zerstört. Auch Oel vertreibt die Läuse, obgleich dasselbe im Uebermaße angewendet, die Gesundheit der Thiere beeinträchtigen kann.

Die Läuse zeigen sich zuerst auf dem Halse und verbreiten sich alsdann über die Schultern und den Rücken.

14.

Schrunden an der Krone.

Pferde, die in kothigen Wegen gehen und nicht gehörig geputzt werden, oder in Ställen auf feuchtem Mist stehen, sind diesem Uebel manchmal unterworfen und das erste Mittel dagegen ist Reinlichkeit. Alsdann werden die Schrunden, wenn sie vorhanden sind, durch Waschungen aus einem Absud von Eibisch oder Malvenkraut (Käsepappel, malvae min.) geheilt. Bringen diese Waschungen die gewünschte Wirkung nicht hervor, so wendet man, sobald der Zustand der Entzündung vorüber ist, Bleiessig an. Derselbe wird mit Wasser verdünnt und die angegriffenen Stellen werden täglich so lange damit gewaschen, bis die Schrunden getrocknet sind.

15.

Wässerige Geschwülste, Gallen.

Die Gallen rühren bei den Füllen meistentheils von äußern Ursachen her, und vergehen manchmal wieder, sobald diese entfernt werden. Wenn sie ganz neu entstanden sind, behandelt man sie so lange mit kaltem Wasser bis die Entzündung vorüber ist. Aeltere Gallen vertraue man der Sorge eines Thierarztes an.

Die Piephacken sind ein Uebel, das dem Pferde wenig schadet, allein sie haben das Nachtheilige, daß sie sehr in die Augen fallend sind, und auch von dem Nichtkenner leicht bemerkt werden.

Die Engländer wenden die Canthariden auch für die wässerigten Geschwülste; Gallen', Piephacken, Fersengallen an. Sie bilden nämlich aus Cantharidenpulver und schwarzem Pech ein Pflaster, das sie beim Auflegen erwärmen, damit es hängen bleibt und dann liegen lassen, bis es von selbst abfällt. Seine Wirkung ist langsamer, der Reiz schwächer, allein es wirkt länger und anhaltender als die Salben. Manchmal muß man es jedoch wiederholen um die Heilung vollständig zu bewirken. Dieses Pflaster, auch englisches Pflaster genannt, wirkt sehr energisch, soll aber nur von einer geübten Hand angewendet werden.

Gegen die Köthen=Gallen, wenn sie noch frisch sind, gibt es kein besseres und einfacheres Mittel als das frische Wasser. Wenn man in der Nähe einen Fluß oder Bach hat, läßt man das Pferd im Sommer täglich ein Fußbad nehmen, indem man es bis an die Kniee in's Wasser führt. Dieses Mittel ist manchmal allein hinreichend, die Gliedmaßen ruinirter Pferde herzustellen.

16.

Ueberbeine.

Die jungen Füllen bekommen manchmal Ueberbeine auf der innern Seite der vordern Beine, nahe am Knie. Diese vergehen in der Regel von selbst wieder. Wenn ein junges Pferd ein Ueberbein bekommt, das von einem Schlage herrührt, so kann man es durch Anwendung von Queckfilbersalbe vertreiben. Man nimmt dazu

4 Theile Queckfilbersalbe und
1 Theil Terpentin=Essenz.

Man streicht die Salbe täglich zweimal auf das Ueberbein und reibt dann dasselbe jedesmal tüchtig mit einem glatten Knochen oder einem glatten Stück Holz, in das man eine Rinne dergestalt einschneidet, daß beim Reiben das Holz alle Seiten des Ueberbeins berührt.

Nach 14 Tagen schreitet man zur Anwendung folgender Salbe

4 Theil Queckfilbersalbe,
1 Theil Ammoniakgeist,
½ Theil Olivenöl.

Es sind uns durch Anwendung dieser Mittel vollständige Heilungen gelungen.

17.

Spath.

Wir haben schon früher gesagt, daß der Spath unheilbar ist. Bei den Füllen zeigen sich manchmal Erhöhungen auf den Sprunggelenken, die aber wieder vergehen und die man fälschlich für Spath gehalten hat.

18.

Warzen.

Die Warzen sind zwar dem Gebrauche des Pferdes nicht nachtheilig, aber sie sind eine häßliche Verunstaltung. Wenn sie unten, wo sie angewachsen, dünn sind, kann man sie mit einem starken Bindfaden abbinden, worauf sie gewöhnlich abfallen. Man kann das Abbinden wiederholen, wenn die Warze nicht abfallen sollte. Breite Warzen, die man nicht abbinden kann, schneiden die Thierärzte weg und brennen hernach die wunde Stelle mit dem Glüheisen. Ehe man zu diesem Mittel seine Zuflucht nimmt, versuche man es damit die Warze jeden Tag mit Speck einzureiben. Dieses Mittel haben wir immer mit Erfolg gegen Warzen bei Rindvieh angewendet.

19.

Augenfluß.

Dieser Fluß ist nicht immer die periodische Augenentzündung. Sobald er sich einstellt, muß man Malvenwasser als Waschung anwenden, dann aber, wenn nach zwei oder dreitägiger Anwendung die Entzündung nicht vorüber sein sollte, unverzüglich einen Thierarzt beiziehen. Selbst im Fall der periodische Fluß eingetreten sein sollte, können bei zeitiger Hülfe die Augen oder vielleicht eines derselben noch gerettet werden.

20.

Entzündung der Augen durch Schlag, Stoß.

Wenn ein Pferd einen Schlag auf das Auge bekommen hat und dieß davon trüb, angeschwollen, entzündet und triefend wird, wascht man es zuvorderst behutsam, aber fleißig mit Malvenwasser aus; sobald die Entzündung vorüber ist, nimmt man zum Waschen folgende Mischung

8 Theile Bleiessig
16 Theile Branntwein
400 Theile Wasser.

Es gibt Leute, welche verschiedene Compositionen von Augenwasser machen, die recht gut sein können, die man aber gehörig und zu rechter Zeit anzuwenden verstehen muß. Man soll sich aber in allen Fällen vor den Pulvern in Acht nehmen, welche den Pferden in die Augen geblasen werden, vor den Pomaden u. dgl., es seie denn, daß sie von einem Thierarzt verordnet wären.

21.

Hufkrankheiten.

Es ist für die Heilung der Thiere ein mißlicher Umstand, daß sie uns den Sitz des Schmerzes und der Uebel nicht andeuten können. Es werden dadurch manchmal große und lächerliche Mißgriffe gemacht, man darf es sich schon als Glück anrechnen, wenn das Thier nicht noch kränker gemacht, oder ein anderes Uebel hervorgerufen wird, gefährlicher als dasjenige, welches man heilen wollte. Wenn ein Pferd hinkt, ohne daß man die Ursache kennt, muß man dieselbe zuvörderst in dem Hufe suchen; so sagt Lafosse, ein bewährter französischer Hippologe. Es ereignet sich manchmal, daß ein Pferd an einem Hinterfuße lahm geht, ohne daß man die Ursache finden kann. Dieses Hinken kann von einem neu entstehenden Spath herrühren, der noch wenig oder gar nicht bemerkbar ist. Es gehört in solchen Fällen große Erfahrung und viele Uebung dazu, den Sitz des Uebels zu entdecken.

Die Pferde der Landwirthe haben überhaupt weniger an Hufkrankheiten zu leiden, als diejenigen, welche beständig auf gepflasterten und gekiesten Straßen laufen. In England rührt die Dienstunfähigkeit der Pferde meistentheils von schlechten Füßen her; doch mag dieß auch theilweise von dem in England nicht sehr guten Hufbeschlag herrühren.

Sobald ein Pferd hinkt, ohne daß man die Veranlassung dazu kennt, muß man die Eisen abreißen und den Fuß genau untersuchen. Kann man äußerlich nichts bemerken, so kneipt man mit der Zange rings um den Huf herum; wenn der Schmerz seinen Sitz in dem Hufe hat, so wird das Pferd, sobald man mit der Zange diese Stelle kneipt, eine Bewegung machen und den Sitz des Uebels andeuten. Sollte man auf diese Weise nichts entdecken, so lasse man den Huf auswirken, und wenn das Hinken von einem Vernageln, von einem eingetretenen Nagel oder von dem Drucke des Hufeisens herkommt, wird man es dann leicht entdecken.

a. Das Vernageln.

Wenn ein Pferd vernagelt wird, so kann sowohl der Schmiede, als derjenige, welcher das Pferd hält, bei einiger Aufmerksamkeit dasselbe sehr leicht bemerken. Wenn es indessen nicht der Fall war, so können sie das Uebel finden, wenn sie das Eisen abreißen und den Huf auswirken. Man kann auf die nämliche Weise den Sitz des Uebels entdecken, wenn es von einem eingetretenen Nagel oder einem andern fremden Körper herrührt. Wenn die Wunde einfach und frisch ist, auch nicht sehr tief in das Fleisch eindringt, ist das Herausziehen des Nagels oder des fremden Körpers gewöhnlich ausreichend, um die Heilung zu bewirken. Wenn

die Wunde aufgerissen ist, muß man sie erweitern, indem man rund herum etwas von dem Hufe wegschneidet; in der Regel heilt sie alsdann von selbst. Wenn der Zufall bedeutender, die Wunde bereits in Eiterung übergegangen ist, thut man am besten einen Thierarzt zu Rathe zu ziehen.

b. Steingallen.

Die Steingalle ist eine Quetschung des Fleisches unter der Sohle des Hufes oder an den Ballen. Sie kann von einem Druck des Eisens herrühren oder auch von einem Stein, der sich zwischen das Eisen geklemmt hatte. Sobald man eine Steingalle vermuthet, läßt man die Sohle behutsam auswirken, ohne indeß bis auf das Fleisch zu schneiden. Die Steingalle wird sich alsdann in Gestalt eines blauen oder rothen Mahles, von ausgetretenem Blute herrührend, zeigen; oder, wenn das Uebel schon älter und stärker ist, durch einen schwärzlichen stinkenden Eiter, der entleert werden muß. Man beschlägt alsdann den Huf mit einem leichten Eisen, reibt den äußern Theil des Hufes mit Fett ein, und wendet auf der Sohle erweichende Umschläge an. So lange die Steingalle noch frisch ist, kann sie durch Ruhe und Waschungen mit Althee- oder Malvenwasser leicht geheilt werden. Ist das Uebel alt und vernachlässigt, so können oft schlimme Zufälle eintreffen und die Hülfe eines Thierarztes nothwendig machen.

c. Fesselgeschwür.

Eine andere schwere Hufkrankheit des Pferdes ist das Fesselgeschwür; sie ist daran erkennbar, daß das Pferd außerordentlich empfindlich ist, wenn man die Stelle berührt, an der die Krankheit ihren Sitz hat. Sie kann von einem Schlag, Stoß, einer Verletzung überhaupt; aber auch von Unreinlichkeit, Schmutz herrühren. Sie kommt in verschiedenen Arten vor: als Hautkrankheit, wenn sie ihren Sitz blos in dem Zellengewebe unter der Haut hat; als Sehnenkrankheit, wenn sie die Sehnen angegriffen; als Hufkrankheit, wenn sie ihren Sitz unter dem Horne hat; als Knorpelkrankheit greift sie endlich die Knorpeln der Füße an. Da die Krankheit unter jeder Form sehr ernste Folgen haben kann, so ist es gerathen, gleich einen tüchtigen Thierarzt herbei zu holen.

d. Hornspalte.

Die Hornspalte ist eine von oben nach unten gehende Spalte in dem Hufe des Pferdes. Sie wird veranlaßt durch natürliche Sprödigkeit des Hufes und durch Laufen auf einem harten Boden, während sehr heißer und trockener Witterung. Die Anlage zur Hornspalte wird vermehrt durch längern Aufenthalt der Pferde im Stall, Stehen auf heißem Miste, sowie durch die üble Gewohnheit mancher Hufschmiede, beim Beschlagen die ganze äußere Fläche des Hufes zu

raspeln. Sie kommt in der Regel nur an der innern Seite des Hufes der Vorderfüße vor. Wenn die Spalte nur oberflächlich ist, kann man sie heilen, indem man den Huf mit einer Speckschwarte einschmiert, und wenn das Pferd im Stalle steht, die Spalte mit Kuhkoth zuschmiert. Sobald sie aber tief ist und das Horn ganz durchdrungen hat, ist eine chirurgische Operation nothwendig.

e. Der Zwanghuf.

Der Zwanghuf besteht in einem Zusammendrücken der hintern Hornwände, wodurch zugleich die lebenden fleischigen Theile einen Druck erleiden, woraus nach und nach Schmerzen hervorgerufen werden, welche mit Hinken, endlich gar mit völliger Unbrauchbarkeit des Pferdes endigen. Die orientalischen Pferde sind mehr zu diesem Uebel geneigt als die übrigen, weil sie in der Regel einen trockenen, dabei schmalen Huf mit kleinem Strahl haben. Der Zwanghuf wird meistens durch unzweckmäßigen Hufbeschlag veranlaßt; wenn beim Beschlagen der Strahl zu sehr ausgewirkt, die Eckstreben zu sehr ausgehöhlt und ein schmales Hufeisen aufgeschlagen wird, wie es bei manchen Schmieden zu sehen ist, welche die Arme des Hufeisens zusammenbiegen, daß sich die Ende fast berühren, wird der Huf nach und nach enger bis das Pferd anfängt lahm zu gehen. Durch ein entgegengesetztes Verfahren beim Beschlagen, indem man den Strahl nicht auswirkt; die Eckstreben nicht aushöhlt und ein breites Eisen aufschlägt, kann, wenn das Uebel noch nicht zu sehr überhand genommen hat, demselben Einhalt gethan werden. Noch besser ist es, das Pferd gar nicht zu beschlagen und es baarfuß eine Zeitlang im Acker oder auf der Weide gehen zu lassen.

f. Der ringförmige Huf.

Unter Ring an dem Hufe versteht man einen rings um den Huf gehenden Wulst, der zuerst an der Krone hervortritt und dann nach und nach hinabrückt. Er ist immer die Folge einer Hufkrankheit, namentlich der Rehe, und ist schwer zu heilen. Das Beste bleibt, dem Hufe diejenige Pflege zu geben, welche wir bereits angedeutet haben; nämlich von Zeit zu Zeit einzuschmieren und einen passenden Beschlag zu wählen.

g. Fauler Strahl.

Junge Pferde, die den Winter über auf feuchtem Miste im Stalle zugebracht haben, und denen die Hufeisen diese ganze Zeit über nicht abgerissen und erneuert worden sind, haben manchmal im Frühjahr sehr verdorbene Hüfe. Man muß in diesem Falle die Hufeisen abreißen, den Huf gut auswirken, öfter mit Fett einreiben, und, wenn es sein kann, das Pferd auf einige Zeit ohne Hufeisen gehen lassen. Wenn der Strahl erhitzt oder faul ist, muß man ihn alle Tage

mit einer Mischung von 1 Theil Creosot und 4 Theil Weingeist befeuchten. Es gibt Pferde, bei denen der faule Strahl durch andere Ursachen veranlaßt ist, und bei denen er selbst dem Dienste des Pferdes nicht nachtheilig wird. So lange das Uebel nur in geringem Grade vorhanden ist, kann es durch Einstreuen von Kohlenpulver auf den faulen Strahl geheilt werden.

Um die Gliedmaßen ruinirter Pferde wieder einigermaßen herzustellen, haben wir oben das Baden der Füße in fließendem Wasser empfohlen; ein anderes eben so einfaches als wirksames Mittel ist, die Pferde auf einige Zeit ohne Eisen, entweder im Acker auf nicht steinigtem Boden, oder auf der Weide gehen zu lassen.

22.

Das Fieber.

Die Thierärzte unterscheiden vielerlei Arten von Fiebern: das Fieber von dem hier die Rede ist, begleitet als hauptsächliches Symptom viele Krankheiten und es ist darum von Wichtigkeit, daß man dasselbe zu erkennen und seinen höhern oder geringern Grad zu beurtheilen versteht.

Im gesunden Zustande zählt man bei dem Pferde 38 bis 42 Pulsschläge in der Minute. Bei Krankheiten, die von Fieber begleitet sind, zählt man 50 bis 80, und in einigen Krankheiten, z. B. dem Nervenfieber erhöht sich diese Zahl bis auf 100.

Der Puls kann, wie bereits in der Einleitung zu diesem Kapitel bemerkt wurde, außer den Veränderungen in der Geschwindigkeit, ungleich, unregelmäßig, stark, schwach u. s. w. sein, allein es gehört viele Uebung dazu, um diese Unterschiede bemerken zu können, und gründliche Kenntnisse, um daraus die nothwendigen Folgerungen zu ziehen. Für den Landwirth ist es hinreichend, die Geschwindigkeit des Pulses so weit beurtheilen zu können, als nothwendig ist das Dasein des Fiebers zu erkennen.

23.

Der Dampf.

Der Dampf ist eine Lungenkrankheit. Er kommt in der Regel von Tuberkeln, Knoten in der Lunge, oder von verwachsenen Lungen her. Manchmal auch läßt sich bei der Section gar nichts entdecken, dem man die Veranlassung des Dampfes zuschreiben könnte. Die Anlage zum Dampf ist erblich, die krankhaften Veränderungen der Lungen sind häufig die Folgen von vernachlässigten oder falsch behandelten Drusenkrankheiten.

Den Dampf erkennt man an den schnellern und stärkern Flankenbewegungen, welche das Pferd beim Athmen macht. Man sagt alsdann, daß das Pferd „aufziehe", und bezeichnet dadurch einen geringen Grad des Dampfes. Bei

ausgebildeter Krankheit ist das Einathmen regelmäßig, dagegen erfolgt das Ausathmen in einem starken Stoß, der sich in zwei, mehr oder weniger deutliche Tempo theilt; es ist zugleich von einem eigenthümlichen, trockenen Husten begleitet. Um die Flankenbewegungen in Bezug auf den Zustand der Lungen eines Pferdes zu beurtheilen, muß man das Pferd bei ruhiger Haltung beobachten, und sich hinter das Pferd ein wenig zur rechten oder linken Seite stellen. Es ist nicht immer leicht, den Dampf zu erkennen, und, da er ein Mangel ist, der beim Kaufe zurückfällt, sind schon viele Prozesse darüber entstanden, indem es nicht selten ist, daß Pferde als mit dem Dampfe behaftet betrachtet werden, die es wirklich nicht sind. Wenn man ein Pferd besitzt, das einen Anfang von Dampf hat, thut man wohl, es einem guten Thierarzte zur Behandlung zu übergeben. Selbst wenn das Pferd wirklich dämpfig ist, wird es nicht immer dienstuntauglich; es kann häufig noch lange und gute Dienste leisten, wenn man keine allzu schweren Arbeiten verlangt, oder solche, die eine sehr schnelle Bewegung nöthig machen. Nothwendig wird es aber alsdann, ihm sehr kräftige, substantielle Nahrung zu reichen, indem ein stark, mit groben Futtermassen angefüllter Magen, der freien Bewegung der Lungen hinderlich ist und die Beschwerlichkeit des Athmens vermehrt.

Man sagt, daß geschnittenes und angebrühtes Futter bei dämpfigen Pferden eine heilsame Wirkung hervorgebracht habe.

24.

Schnauben, Keuchen.

Man bezeichnet mit diesen Ausdrücken ein Geräusch, das manche Pferde beim Athmen hören lassen. Es kann von Krankheiten der Athmungswerkzeuge herrühren und mit denselben wieder vergehen, es kann auch durch Verletzungen dieser Organe oder durch eine fehlerhafte Bildung derselben bedingt sein. Dieses, durch fehlerhafte Bildung der Athmungsorgane verursachte Schnauben, läßt sich nur nach heftigen starken Anstrengungen der Pferde hören. Dieses Uebel war in Frankreich in der Normandie früher sehr häufig; man schrieb es dem Einbringen dänischer Beschäler zu. Mit der Verbesserung der Pferderacen verschwand auch dieses Uebel wieder nach und nach. Die Pferde, welche mit dem Keuchen behaftet sind, haben gewöhnlich schmale Köpfe und gebogene Nasen, sogenannte Rammsnasen, den Kehlgang sehr eng, alles Zeichen, welche einen Mangel an gehöriger Weite der Athmungsorgane andeuten.

25.

Der hitzige Koller.

In manchen Gegenden kommt der Koller häufig unter den Pferden der Landwirthe vor, besonders in trockenen, heißen Jahrgängen, wo die Arbeiten

beschwerlich und anstrengend sind, und die Thiere aus Mangel an Nahrung und zuweilen sogar an Wasser, schlecht genährt, dabei unbarmherzig angetrieben werden. Der Koller hat seinen Sitz im Gehirne, wo das kranke Thier von furchtbaren Schmerzen gequält zu werden scheint, so daß es sich manchmal das Gehirn an der Wand einrennt. Gefährlich bleibt diese Krankheit immer, sie kann nichtsdestoweniger geheilt werden.

26.

Der Dumm-Koller.

Der Dummkoller ist eine Nervenkrankheit und kündigt sich durch völligen Stumpfsinn, Steifigkeit in den Gliedmaßen an, so daß z. B. zwei Beine, die man übereinander schlägt, gekreuzt bleiben. Die Krankheit kann zwar durch gehörig angewendete Mittel beseitigt werden, kommt aber in der Regel wieder bis das Pferd endlich unterliegt.

27.

Der Rotz.

Der Rotz ist eine eben so eckelhafte, als schreckliche, verheerende Krankheit, zum Glück sucht sie ihre Opfer weniger unter den Pferden der Landwirthe als bei den Armeen, was darauf hindeutet, daß das häufige Vorkommen dieser Krankheit auf Ursachen beruht, die zu entfernen sind. Die französische Cavallerie war besonders oft von dieser Krankheit heimgesucht, und es sind dort schon gewiß so viele Pferde daran zu Grunde gegangen, als in allen andern Ländern zusammen.

Doch auch bei Landwirthen haben wir schon diese Krankheit ihre Opfer fordern sehen, und zwar nicht an magern, schlecht genährten Pferden, sondern bei wohlgefütterten Thieren, die aber durch unvernünftiges Treiben und Jagen, häufige Abwechslung zwischen Schweiß und Abkühlung ohne gehörige Vorsicht, zu Grunde gerichtet worden sind.

Man hat schon viele Heilmittel gegen diese Krankheit angepriesen, aber noch keines hat sich bewährt, und obgleich einzelne Pferde geheilt werden konnten, so dürfen wir die Krankheit doch nicht anders als unheilbar nennen. Auch die Ansteckung des Rotzes wird von manchen Thierärzten, namentlich französischen bestritten. Es mag wahr sein, daß ein alter Rotz, der den Charakter einer chronischen Krankheit angenommen hat, nicht leicht ansteckend ist, aber im Anfange der Krankheit ist er gewiß ansteckend, auch selbst, wenn er bereits vorhanden ist, ohne daß man ihn erkennt. Wenn man bedenkt, daß diese fürchterliche Krankheit sich sogar auf Menschen vererbt hat, wird man selbst in zweifelhaften Fällen alle Maßregeln

ergreifen, welche einer Ansteckung vorbeugen: Absonderung des verdächtigen Thieres von den andern Pferden, und Tödtung desselben, sobald die Krankheit als vorhanden erkannt wird.

28.

Der Wurm.

Der Wurm ist eine Krankheit, welche häufig zu gleicher Zeit mit dem Rotz vorkommt und immer gefährlich ist. Unter den Ackerpferden ist sie selten, dagegen kommt sie bei den Militärpferden häufiger vor.

Der Wurm kündigt sich äußerlich durch eine Menge kleiner Geschwüre an, die oft so nahe bei einander stehen, daß sie wie eine Art Rosenkranz erscheinen; oft sind diese Geschwüre auch vereinzelter, größer, brechen nach einiger Zeit auf und lassen einen zähen, gelben Eiter ausfließen. Diese Krankheit kann nur von einem Thierarzte geheilt werden, und, obgleich die Ansteckung der Krankheit bestritten wird, ist es doch gut, Vorsichtsmaßregeln dagegen zu treffen.

29.

Die Influenza.

Die Influenza oder Brustseuche ist eine Krankheit, welche bei wohlgenährten Pferden gerne im Frühjahr bei strenger kalter Luft auftritt und auf die wir um so mehr aufmerksam machen zu müssen glauben, als die Krankheit sehr gefährlich und im Anfange sehr schwer zu erkennen ist. Sie ist immer Folge einer heftigen Erkältung; im Anfange zeigen die Pferde keine auffallenden Symptome von Krankheit; sie sind blos niedergeschlagen, fressen dabei noch und täuschen dadurch leicht über die Gefahr. Duttenhofer*) sagt über dieselbe Folgendes:

„Die Influenza ist ein nervöses Catarrfieber der Pferde, das im höchsten „Grade ansteckend ist, leicht in Lähmung übergeht und die Thiere schnell dahin„rafft. Diese Krankheit bindet sich weder an Witterung noch an Jahreszeit; sie „befällt keineswegs blos Pferde, welche schlecht verpflegt werden, sondern reißt „oft plötzlich in Marställen und Cavallerieställen ein, kommt jedoch häufiger im „Frühjahr und Herbst, als Sommers und Winters vor.

„Noch ehe das Fieber auftritt, zeigen sich die Thiere verdrießlich bei der „Arbeit, sie stolpern, sind träge und ermüden leicht, schwanken zuweilen im

*) Gemeinfaßliches Handbuch der gesammten Thierheilkunde in alphabetischer Ordnung von Baumeister und Duttenhofer. Stuttgart, 1844.

„Gehen, sind wie halb kollerig; unaufmerksam, wenn man sie anspricht; un-„empfindlich, wenn man sie peitscht; sie ziehen Heu oder grünes Futter dem „Hafer vor, saufen mehr als gewöhnlich, husten zuweilen und zeigen wohl auch „leichte Erscheinungen von Kolik durch Schlagen gegen den Bauch. Der Mist „ist klein, fest geballt und mit Schleim überzogen; die Maul- und Nasenschleim-„haut hat zuweilen eine gelbliche Färbung, was auf ein Leiden der Leber deutet. „Nun tritt das Fieber (meistens Abends) ein, die Thiere zittern und frieren, der „Puls ist schneller, zuweilen voll, wo er jedoch, sobald die erste Erregtheit mit „Mattigkeit abwechselt, bald zusammensinkt. Der Athem ist beschwerlich und „flankenschlägig, die ausgeathmete Luft heiß . . . .

„Oft dauert diese Krankheit nur drei Tage, dann sterben die Thiere „unrettbar; oft kommt der Tod erst am neunten oder zwölften Tage. Die „Genesung ist immer langwierig. Oft bleiben Steifheit, Herzbeutel-Wasser-„sucht u. dgl. zurück.“

Die Krankheit muß immer durch einen Thierarzt behandelt werden, und es ist nothwendig denselben gleich im Beginn der Krankheit zu haben, indem die Krankheit alsdann noch geheilt werden kann.

30.

Verschiedene üble Gewohnheiten der Pferde.

Zu den üblen Gewohnheiten der Pferde rechnen wir in erster Linie, das auch bei den Bauernpferden häufig vorkommende Koppen. Es besteht darin, daß das Pferd mit den Vorderzähnen den Rand der Krippe faßt, sich bäumt, die Halsmuskeln zusammenzieht, als wenn es etwas verschlucken wollte und dabei einen eigenthümlichen Laut in der Gurgel hören läßt. Es gibt mehrere Arten von Koppen; die Krippenbeißer fassen, wie gesagt, den Rand der Krippe mit den Zähnen, die andern, sogenannten Auffetzer, Krippensetzer, setzen die Zähne bloß auf den Rand der Krippe oder in dieselbe auf. Auch die sogenannten Windschnapper gehören hierher. Sie setzen den Kopf nicht auf, sondern heben ihn die Höhe, als wenn sie Luft einschlucken wollten, die Zusammenziehung der Halsmuskeln, sowie der eigenthümliche Ton aus der Gurgel findet statt, wie bei den Krippenbeißern.

Diese Gewohnheiten sind keine wirklichen Krankheiten, allein sie sind oft von Fehlern der Verdauungsorgane begleitet. Es gibt Füllen von sechs Wochen, welche das Koppen antreiben, andere, welche es erst später aus Nachahmungssucht lernen. Die Gesundheit eines Pferdes leidet immer bei dem Koppen, indem es zu gefährlichen Koliken geneigt wird. Obgleich man unter den Koppern gute

Pferde antrifft, vermißt man doch immer die Ausdauer an ihnen, weil sie sich in der Regel schlecht füttern. Das Koppen pflanzt sich äußerst gerne durch Nachahmung fort; die Pferde, welche mit einem Kopper in einem Stalle stehen, sind immer geneigt, demselben nachzuahmen. Bei langem müßigem Stehen im Stalle, bei den Ackerpferden namentlich im Winter, treibt die Langweile die Pferde manchmal dazu, diese üble Gewohnheit anzunehmen. Es ist daher für junge Pferde rathsam, wenn sie längere Zeit im Stalle stehen müssen, ohne daß sie arbeiten, die Raufe beständig mit Stroh zu versehen, damit sie sich die Zeit vertreiben können. Auch soll man die Pferde jeden Tag eine Stunde spazieren reiten oder führen. Die Landleute glauben zwar, das Spazierenreiten seie nur für Luxus- oder Militärpferde, allein gerade die Pferde der Landwirthe, welche nach harten angestrengten Arbeiten plötzlich zur Ruhe kommen, bedürfen der Bewegung am meisten. In Gerhardsbrunn haben die jungen Leute den Gebrauch, im Winter so lange das Dreschen dauert und die Pferde im Stalle stehen, jeden Abend sämmtliche Pferde, jung und alt zu reiten oder zu führen. Die ganze Jugend ist dann beritten und gibt außer der heilsamen Bewegung für die Pferde selbst, den jungen Leuten Gelegenheit sich im Reiten zu üben und erweckt zugleich eine Art Wetteifer in der Behandlung und Pflege der Pferde, welche denselben nur wohlthätig sein kann.

Es ist schwer, einem Pferde das Koppen abzugewöhnen, und wir glauben, daß überhaupt wenig Fälle anzuführen sind, in denen dieß wirklich gelungen ist. Das Anbringen von steinernen oder eisernen Krippen statt der hölzernen ist ohne Erfolg, weil sie so gut auf Holz wie auf Steine auffetzen. Sogar auf die Kette, mit der sie angebunden sind, auf Riemen, Stangen, wenn sie angespannt sind, auf die Deichsel, setzen die Krippenbeißer auf. Ein enges Halsband ist zwar in manchen Fällen ein wirksames Mittel das Koppen zu verhindern, allein dazu muß es beständig stark zugeschnallt werden, wodurch nicht selten andere üble Zufälle wie z. B. das Keuchen und Schnauben entstehen.

Man rathet an, junge Pferde, welche das Koppen antreiben, auf die Weide zu thun; allein auch da finden sie immer noch Gegenstände, an denen sie ihre Gewohnheit ausüben können, und selten wird man seinen Zweck dabei erreichen. Auch Maulkörbe empfiehlt man, die inwendig mit Stacheln besetzt, deren Stangen jedoch so weit von einander entfernt sind, daß die Pferde dadurch fressen können. Ein anderes Mittel, das Koppen zu verhindern, besteht darin, daß man weder Raufe noch Krippe in dem Stande des Pferdes anbringt, und es mit zwei Ketten auf beiden Seiten der Halfter so anbindet, daß es weder die Mauer, noch die Wände des Stalles erreichen kann. Zum Füttern bringt man gewöhnlich eine tragbare Krippe in den Stand. Die Ketten müssen jedoch so befestigt sein, daß das Pferd am Liegen nicht verhindert ist.

Durch das Krippenbeißen und das Aufsetzen werden die Vorderzähne der Pferde abgerieben; beim aufmerksamen Betrachten der Zähne kann man daher sehen, ob ein Pferd diese Gewohnheit hat oder nicht; deßwegen ist das Krippenbeißen auch nach unsern Gesetzen kein Fehler, der den Kauf aufhebt, es sei denn, daß es ausdrücklich bedungen wäre, wie z. B. in Bayern beim Ankauf der Remontepferde. Die sogenannten Windschnapper gehören natürlich nicht in diese Kategorie, indem das Vorhandensein des Fehlers nicht beobachtet werden kann.

Eine andere böse Gewohnheit, namentlich junger feuriger Pferde, welche lange müßig im Stalle stehen, ist das sogenannte Krippengeigen oder Weben. Die Pferde sind beständig in Bewegung, stellen und wiegen sich abwechselnd bald auf dem rechten, bald auf dem linken Vorderfuß, wodurch die Glieder unnütz ermüdet werden; sie üben sich in fehlerhaften Bewegungen und Stellungen, die nach und nach bleibend werden, und bei denen sich auch die Hüfe ungleich abnützen. Durch Beschäftigung der Pferde, Bewegung und Anstrengung im Freien, kann diesem Fehler abgeholfen werden, wenn er noch nicht zu sehr und zu lange angewöhnt ist.

Die Pferde gewöhnen sich auch manchmal üble Spielereien mit der Zunge an; einige hängen dieselbe, wenn sie aufgezäumt sind aus dem Maule heraus, wodurch nicht nur eine Menge Speichel, der zur Verdauung nothwendig wäre, verloren geht, sondern sich auch Staub und Schmutz an die Zunge anklebt, abgesehen davon, daß eine solche Gewohnheit immer häßlich ist; andere recken die Zunge lang heraus und schlagen sie nach allen Seiten um, als wenn sie etwas damit erreichen wollten. Man hat verschiedene Mittel ersonnen, diese Gewohnheiten zu verhindern; so z. B. hat man an die Querstange des Gebisses, welche durch das Maul geht, eine metallene Feder angebracht, welche vorne etwas gebogen ist und auf der Spitze der Zunge aufliegt. Ein anderes einfacheres Mittel besteht darin, daß man die Querstange des Gebisses mit Leinwand umwickelt. Beide Mittel sind jedoch nur gegen die erste dieser Gewohnheiten, die sogenannte hängende Zunge gerichtet; die andere Art, die schlangenförmige Zunge ist schwerer zu entfernen, und man weiß dagegen keinen anderen Rath zu ertheilen als unter den vielen Arten von Zäumen, dasjenige Gebiß auszuwählen, welches dem gesuchten Zweck am besten zu entsprechen scheint.

Es gibt auch Pferde, welche an allen hölzernen Gegenständen nagen, die in ihren Bereich kommen. Es ist manchmal der Anfang zum Koppen und kann kaum anders verhindert werden, als daß man statt hölzerner Krippen und Raufen eiserne anwendet, oder das in ihrem Bereiche befindliche Holz mit Eisen beschlagen läßt.

Auch das Zähneklappen, bei dem die Pferde, wenn sie aufgezäumt sind, beständig die untere Kinnlade bewegen, gehört hierher; ein Mittel dagegen ist uns nicht bekannt, auch hat dasselbe keine weiteren nachtheiligen Folgen.

Das Schleifen der Zähne auf dem Boden der Krippe hat den Nachtheil, daß es die Zähne abnützt und den Verdacht des Koppens erweckt. Reizbare Pferde treiben dieß manchmal an, wenn sie gestriegelt werden; in diesem Falle kann man es leicht dadurch hindern, daß man das Pferd beim Striegeln in seinem Stande umkehrt.

Die Pferde, welche nach angestrengter Arbeit längere Zeit müßig im Stalle stehen, gewöhnen sich häufig auch andere minder bedeutende Unarten an, wie das Reiben mit den Knieen, das Stehen auf drei Beinen, manche fressen ihre Decken. Das beste Gegenmittel ist, wie wir bereits angegeben haben, den Pferden Bewegung im Freien zu verschaffen, oder sie frei in einem Stalle laufen zu lassen, ohne sie anzubinden. Gegen das Fressen oder Beißen an den Decken hilft ein Stock, den man mit einem Ende an die Halfter und mit dem andern an die Gurte, mit welcher die Decke fest gemacht ist, anbindet.

31.

Vom Aderlassen.

Es gehört zu den Eigenschaften eines guten Viehzüchters, wenigstens Rindvieh und Pferden zur Ader lassen zu können. Man hat nicht überall einen guten Hufschmied zur Hand der dasselbe versteht, und manchmal sind die Fälle so dringend, daß eine Verschiebung des Aderlasses bis zur Ankunft des Thierarztes von den nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit des Thieres sein würde.

Gewöhnlich wird der Aderlaß an der Halsader vorgenommen. Um die Operation zu erleichtern, legt man eine Binde um den untern Theil des Halses und zieht sie so viel zusammen, daß das Zurückfließen des Blutes in der Ader gehemmt wird und dieselbe dadurch anschwillt, leicht zu erkennen ist und das Aderlassen dadurch erleichtert. Man kann auf beiden Seiten des Halses zur Ader lassen, und dazu entweder das Bistouri, die Lanzette oder die Fliete nehmen. Die Fliete ist das leichteste, bequemste und darum für den Landwirth am meisten zu empfehlende Instrument. Beim Gebrauche hält man die Fliete der Länge nach parallell über die angeschwollene Ader, die Spitze etwa eine Linie von der Oberfläche der Haut entfernt und schlägt dann mit der andern Hand mit einem hölzernen Hammer oder einem kurzen Stück Holz so stark darauf als nothwendig ist die Fliete durch die Haut und Ader durchdringen zu lassen. Manche lassen auf der entgegengesetzten Seite des Halses, dem Punkte gegenüber, wo zur Ader gelassen wird, einen Gehülfen mit der Hand den Hals stützen und ein wenig gegen den Ope-

rateur drücken, wodurch auf seiner Seite eine Erhabenheit entsteht, auf der man die Ader alsdann deutlicher sieht. Eine wesentliche Erleichterung wird jedoch dadurch nicht bewirkt, und es ist deßwegen auch überflüssig.

Hat man sich einmal einige Uebung im Aderlassen erworben, so wird auch das Unterbinden der Ader nicht immer nothwendig. Man hält mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Fliete fest, während man mit dem Mittelfinger die Ader zuhält, bis sie dick genug geworden ist, um sie gehörig zu unterscheiden. Man fängt damit unten an und rückt nach und nach hinauf bis zu dem Punkte an dem man zur Ader lassen will, und schlägt alsdann mit einem Stück Holz, oder auch mit dem Rande der freigelassenen Hand darauf. Nothwendig ist es aber alsdann die Ader so lang zuzuhalten, als das Blut laufen soll.

Es gibt Pferde mit dicker Haut, oder bei welchen die Adern tief liegen; bei solchen ist das Unterbinden der Ader immer nothwendig. Wenn die Haare des Pferdes lang sind, ist es gut, sie mit einem nassen Schwamme glatt zu streichen, weil dadurch die Ader deutlicher hervortritt.

Das Blut soll man beim Aderlassen immer auffangen, theils um die Quantität zu messen, theils um die Beschaffenheit des Blutes beurtheilen zu können. Hat man kein geaichtes Gefäß zur Hand, so kann man es vorher zum Zwecke des Aderlasses aichen, indem man soviel Wasser hineinschüttet als man Blut ablassen will, und sich den Punkt merkt, bis wohin das Wasser gereicht hat.

Der Aderlaß muß, wenn er von Wirkung sein soll, hinlänglich stark sein, und das Blut muß aus der Oeffnung in einem Strahl herausfließen. Die Quantität Blut, die man laufen läßt, hängt natürlich von dem Alter, der Größe, dem magern oder fetten Zustande des Thieres, der Natur und dem Grade der Krankheit, welche den Aderlaß fordert, ab. Man kann von 1 bis zu 10 Pfund Blut auf einmal laufen lassen. Ein Schoppen Blut wiegt ohngefähr ein Pfund (der Liter 2 Pfund.)

Sobald die nothwendige Quantität Blut abgezogen ist, entfernt man die Binde, worauf das Blut in der Regel zu fließen aufhört. Um das Bluten vollständig zu hindern, durchsticht man die beiden Wundränder mit einer starken Stecknadel und umwickelt sie mit einem Bindfaden, oder mit einigen Haaren, welche man aus der Mähne ausreißt.

Das Blut muß, wenn der Aderlaß als nothwendig und heilsam erkannt werden soll, schnell zu einer einförmigen Masse gerinnen, wenig Blutmasse ausscheiden und auf der Oberfläche einen rothen starken Schaum absetzen.

Wenn sich auf der Oberfläche eine starke, gelbe, speckigte Haut, ohne Schaum bildet, so kann man annehmen, daß der Aderlaß, wenn nicht gerade schädlich, so doch überflüssig und unzweckmäßig war.

Bei Entzündungen bildet sich übrigens auch eine speckigte Haut, sie ist aber dicht und fest, der Rest des Blutes dunkelroth und zu einer festen Masse geronnen. In diesem Falle nennt man die Haut des Blutes eine Entzündungshaut.

So lange bei einer hitzigen Krankheit das abgezogene Blut, dunkel und dick ist, und sich nach einiger Zeit auf der Oberfläche röthet, ist Hoffnung vorhanden die Entzündung zu bewältigen und das Thier zu retten. Sobald sich aber auf der Blutmasse eine weiße, in's Bläuliche spielende Haut bildet, ist jede Hoffnung verloren.

Bei schweren Krankheiten zeigt sich die gewünschte Wirkung des Aderlasses durch den deutlich hergestellten, fühlbaren Herzschlag, der Puls ist weniger hart als zuvor, das Thier fühlt sich im Allgemeinen erleichtert, trägt den Kopf höher, der Blick wird freier und lebhafter.

Gut genährte Pferde sind, besonders wenn sie nicht hinlänglich Bewegung haben, wie solches manchmal bei Pferden der Fall ist, welche zum Verkaufe hergerichtet werden, zu entzündlichen Krankheiten geneigt und bei ihnen ist ein Aderlaß in den meisten Fällen heilsam. Man macht jedoch auch dabei häufig Mißbrauch. Es gibt noch Landleute, welche ihren Pferden an bestimmten Tagen des Jahres, gleichviel ob sie gesund oder krank sind, zur Ader lassen. Dieser Mißbrauch des Aderlassens an bestimmten Tagen, oder unter gewissen Zeichen des Mondes war früher auch in Bezug auf die Menschen üblich; man ist jetzt allgemein davon zurückgekommen; hoffen wir, daß man auch bei den Thieren diesen Aberglauben nicht länger mehr forttreibt, und daß man beim Aderlassen den Gesundheitszustand der Thiere und nicht die Zeichen des Kalenders zu Rathe zieht.

Bei der Drusenkrankheit der Füllen kann ein Aderlaß oft sehr nachtheilig werden, und man muß dabei mit Vorsicht verfahren. Nur dann, wenn sich eine starke Empfindlichkeit kund gibt, wenn die Nasenhäute bis tief in die Nasenhöhle stark geröthet sind, wenn das Pferd aufgeregt ist, die Flanken schlägt und mit Mühe athmet, kann ein Aderlaß zweckmäßig sein, sowie auch das Setzen eines Fontanells auf die Brust.

Ueberhaupt ist das Aderlassen in entzündlichen, hitzigen Krankheiten, beim ersten Auftreten derselben ein willkommenes und anzuempfehlendes Mittel der Krankheit Einhalt zu thun, wie namentlich bei entzündlichen Brustkrankheiten, Lungensucht und Lungenentzündung, bei Leberentzündung, Entzündungskolik oder Darmgicht, bei den verschiedenen Arten des Brandes, besonders wenn die Thiere gut genährt sind.

Wir haben nur von dem Aderlaß an der Halsader gesprochen; es ist aber bekannt, daß viele großes Gewicht auf den Ort und die Ader legen aus der das Blut gelassen wird. Kautz sagt hierüber Folgendes:

„In allen hitzigen und entzündlichen Krankheiten, bei denen der Aderlaß die Entzündung, durch eine Verminderung der Blutmasse verhüten oder mindern soll, gebe ich der Blutentzündung an der Halsader den Vorzug, weil bei derselben das Blut in einem Strahl herausspritzt und in einer gegebenen Zeit die größte Menge Blut auf die leichteste Weise entzogen werden kann. Dieß ist auch in manchen andern Krankheitsfällen zu berücksichtigen. Ich lasse deßwegen in der Regel nur an der Halsader Blut ab. Nur bei der Hirnwuth (Vertige) habe ich bemerkt, daß ein Aderlaß am Schweife wirksamer ist. Ich schneide alsdann einige Gelenke der Schweifrübe ab, und es fließt nicht nur Blut aus den Blutadern, sondern auch aus den Pulsadern mit ab. Manchmal auch bei Steifigkeit der Glieder, bei der Rehe, schlage ich die Drosselader und die Schrankader. Selten wähle ich die Sporader."

32.

Der Trombus oder die Aderlaßgeschwulst.

Nach dem Aderlassen bildet sich manchmal an der Stelle, wo die Oeffnung war, eine Geschwulst, welche man Aderlaßgeschwulst nennt. Sie entsteht dann, wenn der Schnitt in der Haut nicht genau auf die Oeffnung in der Ader geht, oder wenn beim Anbringen der Stecknadel in die Wundränder, das Pferd eine Bewegung macht und der Operateur die Haut loszieht. Diese Geschwülste sind nicht gefährlich und vergehen bald, wenn man sie nur fleißig mit kaltem Wasser abwascht, und dann ein Leinwandbäuschchen fest darauf bindet, das man von Zeit zu Zeit gleichfalls mit kaltem Wasser anfeuchtet.

Manchmal entstehen diese Geschwülste erst später, veranlaßt durch Anstrengungen, welche das Pferd beim Arbeiten macht, oder indem es sich an der Stelle des Aderlasses stark reibt. In diesem Falle werden sie gefährlicher, es kann eine Eiterung der Ader eintreten und man thut daher wohl einen Thierarzt zu holen.

33.

Von dem Ziehen der Haarseile und dem Setzen der Fontanelle.

Die Haarseile und Fontanelle werden von vielen Leuten als Vorbeugungsmittel gegen Krankheiten angewendet, und von ihnen behauptet, daß sie, wenn auch nicht immer nützen, so doch niemals schaden können. Allein man soll sie, so gut wie den Aderlaß, nur als Heilmittel anwenden, denn auch das Gute kann, zur Unzeit angewendet, verderblich werden. Sie werden selbst als Heilmittel manchmal noch zu oft in Anwendung gebracht.

Die Haarseile werden vorn auf die Brust, auf die Hinterbacken, manchmal auch in die Seiten und, bei Augenkrankheiten auf die Wangen oder auf den obern Theil des Halses gesetzt. Man läßt sie 14 Tage bis 4 Wochen sitzen. Sie müssen dabei jeden Tag gereinigt, mit lauem Wasser abgewaschen, ein wenig herumgezogen und der Gang des Haarseils ausgedrückt werden, damit der Eiter sauber abfließe. Dieß ist besonders dann genau zu beachten, wenn das Haarseil ganz entfernt wird, denn bleibt alsdann noch Materie oder Eiter in dem Gange des Haarseils zurück, so bildet sich eine bandartige Erhöhung, welche verbunden mit den Narben, die das Haarseil ohnehin zurückläßt, das Pferd verunstaltet.

Man nimmt zu dem Haarseil gewöhnlich Haare aus dem Schweif oder der Mähne des Pferdes, welche man zusammen flechtet, und daraus ein Band von ½ Zoll Breite bildet. Man kann aber auch ebenso gut ein leinenes Band oder ein Saalband von dem Rande eines Stück wollenen Tuches nehmen. Ehe das Seil mit der Nadel eingezogen wird, tränkt man es mit Terpentin-Essenz, welche die Eiterung veranlassen und befördern soll. Auch nachdem das Haarseil gezogen ist, muß es von Zeit zu Zeit mit Terpentin-Essenz angefeuchtet werden, um seine Wirksamkeit zu erhöhen.

Die Haarseile hinterlassen immer Narben, man mag sie auch noch so sorgfältig behandeln, welche an dem Pferde schon an und für sich eine Verunstaltung sind, noch mehr aber dadurch den Werth des Pferdes herabsetzen, daß sie auf eine frühere ausgestandene Krankheit schließen lassen. Man hat deßwegen die Fontanelle erdacht. Sie bestehen darin, daß man ein in der Regel rund geschnittenes Stück Leder, Tuch oder Filz dem Pferde unter die Haut steckt, und mit Terpentin-Essenz tränkt, wodurch es dann eine ähnliche Wirkung wie das Haarseil hervorbringt. Man kann es überall hinsetzen, weil es weniger Raum bedarf als das Haarseil, man kann es daher so tief unter die Brust setzen, daß die zurückbleibende Narbe nicht in die Augen fällt. Beim Einsetzen wird die Haut mit den Fingern zusammengekneipt und ein Einschnitt gemacht, so groß als nothwendig ist, um das Fontanell, das 2–3 Zoll im Durchmesser hat, hinein zu bringen. Die Haut wird vorläufig mit den Fingern etwas gelöst und dann das Fontanell hineingeschoben, wie man einen Knopf in's Knopfloch bringt. In der Mitte hat das Leder, Tuch oder Filz eine Oeffnung zum Ausfließen des Eiters. Alle Tage muß das Fontanell umgedreht und, so oft es nothwendig scheint, mit Terpentin-Essenz getränkt werden.

34.

Von den Klystieren.

In vielen Krankheiten sind die Klystiere nützlich, in manchen unentbehrlich. Die gewöhnlichen Klystiere werden aus Kleien bereitet, indem man kochendes Wasser darüber schüttet, und die Flüssigkeit alsdann seihet. Man setzt derselben einige Löffel voll guten Oeles zu, das nicht ranzig sein darf. Die Flüssigkeit darf nicht heiß, sondern nur lauwarm sein. Die Spritze muß beim Geben des Klystiers vollständig angefüllt sein; sie wird behutsam in den Mastdarm eingeführt, indem man den Zeigefinger der linken Hand an die Spitze der Röhre legt und genau der Richtung des Rückgrates folgt. Ist die Spritze weit genug eingeführt, so setzt man die linke Hand an den Hintertheil des Thieres, damit sie nicht tiefer in den Mastdarm eindringen kann und drückt mit der rechten Hand den Stempel stark in die Spritze. Sobald die Flüssigkeit ausgespritzt ist, zieht man die Spritze behutsam wieder heraus.

Wenn ein Klystier keine Ausleerungen verursacht, muß es von Stunde zu Stunde wiederholt werden. Bei harten Verstopfungen kann es manchmal heilsam sein, den Mastdarm mit der Hand zu leeren, wie wir oben bei dem Artikel Kolik gezeigt haben.

35.

Vom Brennen.

Das Brennen wird mit einem eigends dazu gefertigten, oder auch mit jedem, durch seine Form dazu geeigneten Eisen das bei der Operation je nach der Wirkung, die man hervorbringen will, bald roth- bald weiß-glühend sein muß, vorgenommen, und wird bald in Punkten, bald in Strichen angewendet. Letztere Art ist die gewöhnlichste. Man wendet das Brennen gegen mancherlei Uebel hauptsächlich an den Gliedmaßen an, namentlich an Beinen, die durch Anstrengungen ruinirt sind, gegen weiche und harte Geschwülste, Gallen, Verrenkungen u. dgl., und es bringt manchmal ganz auffallende Wirkungen hervor. Es soll aber von einer geübten Hand und mit Vorsicht angewendet werden. Häufig wird Mißbrauch damit getrieben; man hat es sogar schon als Vorbeugungsmittel bei sonst ganz gesunden jungen Pferden gebrauchen sehen. Bei den Arabern gilt es als eine Art Universal-Heilmittel, und die meisten ihrer Pferde tragen Brandmale an sich.

36.

Von dem Eingeben flüssiger Arzneien.

Wir haben oben bei dem Artikel Druse angegeben, wie man beim Eingeben von Latwergen zu verfahren hat; es bleibt uns hier nun noch von dem Eingeben flüssiger Arzneien, oder vom Einschütten der Tränke zu reden übrig.

Vor Allem gehe man sanft zu Werke, ehe man gewaltsame Maßregeln anwendet. Man vermeide alle besondern Vorbereitungen und Anstalten, weil die Thiere dadurch häufig erschreckt und scheu gemacht werden. Wenn das Pferd nicht besonders wild und unbändig ist, sind zwei Personen hinreichend den Trank einzugeben. Das Pferd bleibt im Stalle an seinem gewöhnlichen Standorte stehen, der Gehülfe stellt sich auf die linke Seite und hält den Kopf des Pferdes an der Halfter in die Höhe, während der andere die Mündung der Flasche auf der rechten Seite in das Maul gegen den Schlund hinbringt und so den Trank ausgießt. Kleinen Bewegungen, die das Pferd dabei macht, kann man dann folgen. Man gießt natürlich den ganzen Trank nicht auf einmal ein, sondern in mehreren Absätzen, und läßt dem Pferde Zeit zum Schlucken. Sobald das Pferd zu husten anfängt, muß man ebenfalls aufhören und den Kopf sinken lassen; es ist dies ein Zeichen, daß von dem Trank in die Luftröhre gekommen ist, was zuweilen nachtheilige Folgen haben kann.

Bei sehr großen Pferden, oder auch bei solchen, die sich besonders dagegen sträuben, kann man den Kopf dadurch in die Höhe bringen, daß man einen dünnen Strick durch das Maul zieht und über der Nase zusammen bindet, und zwar so, daß man mit dem Zinken einer Gabel hineingreifen und vermittelst derselben den Kopf des Pferdes in die Höhe heben kann.

37.

Mehltrank.

Um einen Mehltrank zu bereiten, schüttet man die bestimmte Quantität Mehl in einen Zuber oder Eimer mit etwas Wasser, und schlägt mit einem kleinen reinlichen Besen oder einem zusammengebundenen Büschel starken Strohes so lange bis das Mehl sich vollständig mit dem Wasser vermengt hat. Alsdann gießt man die erforderliche Quantität Wasser unter beständigem Umrühren nach. Im Winter ist es gut, durch Zugießen von warmem Wasser, die Temperatur des Mehltrankes zu erhöhen.

Einen Trank aus Kleien bereitet man am besten, indem man kochendes Wasser über die Kleien gießt, das Gefäß, in dem sie enthalten sind, einige Augenblicke zudeckt, und dann das nothwendige kalte Wasser zuschüttet. Ist der Trank

für ein krankes Pferd bestimmt, das fasten soll, so werden die Kleien herausgeballt und dem Pferde blos das Wasser gereicht.

Wir nehmen hier Gelegenheit eine Bemerkung einzuschalten, welche sich auf mehr als eine Stelle dieses Buches bezieht, nämlich, daß es in allen Dingen Verfahren und Behandlungsarten gibt, welche in besondern Umständen ihren Grund haben, und nicht überall anwendbar sein können. So ist in den Gegenden, in denen das Brennmaterial wohlfeil ist, warmes Wasser in beliebiger Menge ein geringfügiger Gegenstand: man kocht die meisten Wurzelwerke und brüht Kaff und geschnittenes Stroh, Heu u. dgl. an, wo eine Brennerei mit der Wirthschaft verbunden ist, geht das alles noch leichter. Dagegen werden diese Dinge kostspielig in Gegenden, wo Holzmangel herrscht, und, wie das in reichen Getreideländern häufig der Fall ist, auch Brennereien selten sind. Bei einem kleinen Viehstande kann man sich schon durch die Küche aushelfen lassen; dagegen sollte man in größeren Wirthschaften in der Nähe der Ställe immer einen Ort mit einem eingemauerten Kessel haben, in dem man warmes Wasser nach Belieben bereiten kann.

38.

Von den Purgirmitteln.

Die Engländer wenden die Purgir- oder Abführmittel häufig an. Man macht ihnen den Vorwurf, daß sie Mißbrauch damit treiben, und daß die Rennpferde, die beim Vorbereiten zum Wettlauf stark purgirt werden, später zu Leberkrankheiten geneigt sind.

Ein gewöhnliches Purgirmittel ist zusammengesetzt aus

Aloe succotrina 30 Gr. à 40 Gr. (2—2½ Loth)
Seife 20 Gr. (½ Loth.)

Man mischt beide Substanzen gut untereinander und setzt, wenn die Masse zu steif sein sollte, einige Tropfen Weingeist zu, und bildet daraus eine längliche Kugel oder Pille.

Die Thiere, die man purgiren will, müssen durch Diät und auflösende, kühlende Mittel einige Tage darauf vorbereitet werden, man füttert sie mit wenigem gutem Heu, und äußerst wenig Körnerfrucht und angefeuchteten Kleien. Man gibt ihnen die Pille Morgens nüchtern ein und läßt sie dann zwei Stunden stehen, ehe man sie füttert; nach dem Füttern läßt man sie führen. Die Wirkung der Arznei läßt sich erst 16 bis 24 Stunden nach dem Eingeben verspüren. Das Pferd soll dabei fleißig im Schritt geführt und mäßig genährt werden, das Wasser zum Saufen soll überschlagen oder lauwarm sein.

Zum Eingeben der Pille steckt man sie auf ein kleines Stäbchen, mit welchem man sie so weit in den Schlund bringt, daß sie das Pferd nicht mehr herausbringen kann; ein Gehülfe muß die Zunge ein wenig halten.

Die Engländer haben ein eigenes Instrument um die Pillen einzugeben; allein die Landwirthe werden so wenig Gebrauch davon machen, daß wir es für überflüssig halten, hier eine Abbildung davon zu geben. Ueberhaupt soll man nie ein Purgirmittel geben, wenn es nicht vom Thierarzte verschrieben ist.

39.

Magenstärkende Mittel.

Gegen schlechte Verdauung, die sich Pferde manchmal durch Erkältung, durch Saufen von allzu kaltem Wasser zuziehen, kann man täglich 10 Gr. (2/3 Loth) Assa foetida reichen. Mit Mehl wird dieselbe zu einer Latwerge bereitet. Gut ist es auch noch Wachholderbeeren beizufügen. Ein anderes Mittel kann zusammengesetzt werden aus

Assa foetida	2/3 Loth (10 Gr.)
Enzian-Wurzel	1 1/3 Loth (20 Gr.)
Kampher	1/3 Loth (5 Gr.)
Salz	8 Loth. (120 Gr.)

Man versucht es von dieser Mischung täglich einen Eßlöffel voll mit dem Pferde in Kleie gemengt zu füttern. Sollte das Pferd es nicht fressen wollen, so muß man es zu Latwerge machen und dem Pferde dann mit einer hölzernen Spatel eingeben.

Dies Mittel ist auch zugleich wurmtreibend. Mit solchen Arzneien muß man übrigens geizen und sie nur dann anwenden, wenn man sich fest überzeugt hat, daß dem Mangel an Freßlust keine andern Ursachen zu Grunde liegen, wie: der Anfang einer andern Krankheit, schlechtes, unregelmäßiges Füttern, Mangel an Sorgfalt, schlechtes Futter u. dgl.

Ein einfacheres und leichteres Mittel als das angegebene, ist der rohe Meerrettig. Derselbe wird gerieben, etwas Salz beigemengt und so viel Wasser und Mehl zugesetzt, bis sich das Ganze zu einem dicken Brei anrühren läßt, aus dem man Kugeln von der Größe eines Taubeneies macht und dem Pferde jedesmal vor dem Futter zwei eingibt.

40.

Von dem Haarwechsel.

Der gute Schöpfer hat auf mancherlei Weise für das Wohlbefinden der Thiere gesorgt, und ihre Bedeckung mit weiser Vorsorge für Klima und Jahres-

zeit eingerichtet. In dem heißen Klima Arabiens bleibt das Haar des Pferdes immer kurz und glänzend; das kleine Pferd auf den shetländischen Inseln ist dagegen das ganze Jahr durch mit einem dichten Pelze bekleidet, das fast demjenigen eines Bären ähnlich ist. Bei uns verändern sich die Haare des Pferdes jährlich zweimal, im Herbste und im Frühjahre: im Sommer ist das Haar kurz, glatt und glänzend, im Winter wird es lang, dicht und dunkler; es wird sogar um so länger und rauher, je mehr die Pferde im Freien arbeiten und Luft und Witterung auf sie einwirken.

Die Zeit des Haarwechsels ist für die Pferde eine Zeit der Crisis; sie schwitzen in dieser Zeit leicht, sie scheinen weniger Kraft zu haben und müssen mehr geschont werden. Anstatt, wie es manchmal geschieht, die Pferde in dieser Zeit durch reizende Mittel aufzuregen, ihren empfindlichen, reizbaren Zustand zu vermehren, soll man sie schonen und sie mit kühlendem Futter, namentlich mit Kleienfutter nähren und weniger Hafer füttern.

Im Frühjahr, wenn die Pferde die Winterdecke verlieren, ist die Haut empfindlich und das scharfe Striegeln wird ihnen unangenehm. Deßwegen bleibt es angemessen in dieser Zeit entweder den Striegel gar nicht oder nur sehr wenig zu gebrauchen.

Die Luxuspferde werden, um ihnen ihr kurzes glänzendes Haar zu erhalten, in warmen Ställen mit dicken Teppichen zugedeckt. Diese Behandlung erreicht zwar den vorgesetzten Zweck, aber sie ist der Gesundheit der Pferde nachtheilig, macht sie reizbar und geneigt zu hitzigen und entzündlichen Krankheiten. Die Pferde der Landwirthe müssen an die Abwechselungen des Wetters, an Hitze und Kälte gewöhnt, darin gleichsam verhärtet werden; sie sollen daher im Stalle auch nur in Krankheitsfällen zugedeckt werden. Ihr Haar ist darum zwar weniger schön, dagegen ist ihre Gesundheit um so kräftiger, und ihre Lebensdauer überhaupt um so länger.

41.

Die Castration.

Wir haben schon in der II. Abtheilung des Buches (S. 260.) der Castration erwähnt; es ist dieses eine so wichtige und zugleich bedeutende Operation, daß sie nur von einem Manne, der sich dieselbe zum Gegenstand des Studiums gemacht hat, oder von einem geschickten Thierarzte, vorgenommen werden sollte.

42.

Von der Amputation des Schweifes.

Der Schweif ist dem Pferde nicht blos zur Zierde, sondern auch als Waffe gegen das lästige Geschlecht der Fliegen gegeben worden; es ist daher eine Grau-

samkeit ihm diese Waffe abzunehmen. Auch fängt man wirklich an, von dem Gebrauche der Amputation zurückzukommen und das sogenannte „Englisiren" kommt nach und nach außer Mode. Nichtsdestoweniger glauben viele Landwirthe und Pferdezüchter, daß ein kurzes Einstutzen der Schweifrübe das Ansehen der Pferde erhöhe und die Unbequemlichkeit, welche ein langer Schweif allerdings mit sich bringt, entferne, ohne dem Pferde den Vortheil zu rauben, den ihm die Natur in dem Schweife gegen das Stechen der Fliegen zugetheilt habe.

Dieses Einstutzen des Schweifes wird an den jährigen Füllen, oder auch noch früher vorgenommen. In diesem Alter geht die Operation leicht, ohne Unfall vorüber. Das Abschneiden oder Abschlagen der Rübe muß in einem Gelenke gemacht werden; man setzt ein starkes Messer darauf, nachdem man den Schweif auf einen durch einen Gehülfen dargehaltenen hölzernen Block gelegt hat, und versetzt mit einem hölzernen Hammer einen hinlänglich starken Schlag auf das Messer, um das Gelenk zu trennen. Es wird alsdann schnell ein ringförmiges, glühendes Eisen genommen und die Schweifrübe so damit in Berührung gebracht, daß das Eisen rings um das Fleisch seine blutstillende Wirkung äußert, ohne den Knochen zu brennen.

43.

Aberglauben und Vorurtheile.

1. Eingießen flüssiger Arzneimittel durch die Nase.

Im glücklichen Falle gelangt die Arznei auf diese Art in den Magen, gerade so, als wie wenn man sie durch das Maul eingeschüttet hätte. Es kann aber auch sehr leicht vorkommen, daß ein Theil davon in die Luftröhre dringt, einen heftigen Husten, manchmal aber auch Lungenübel veranlaßt, welche mit dem Dämpfigwerden des Pferdes enden. Man hat sogar Beispiele, daß Pferde auf diese Art erstickt wurden.

2. Eingießen von Arzneien in die Ohren.

Aus diesem Verfahren kann leicht eine Taubheit, nie aber eine heilsame Wirkung auf die Organisation des Thieres entstehen.

Das Eingießen von Oel um von außen eingedrungene Insekten zu tödten oder zu entfernen, sowie das Auswaschen der Ohren in gewissen Fällen mit lauwarmer Milch werden natürlich nicht darunter verstanden.

3. Das Nagelschneiden.

Von dieser Operation war schon bei dem Kapitel über die Augen (S. 87.) die Rede. Sie kann nicht nur die vorgebliche Krankheit nicht heilen, sondern hat häufig sehr nachtheilige Folgen für die Augen der also operirten Pferde.

4. Abschneiden des Frosches zur Beförderung der Freßlust.

Der Mangel an Freßlust hat nur in äußerst wenigen Fällen seine Ursache in dem Maule; das Abschneiden des Frosches, einer Anschwellung des harten Gaumens und des obern, hintern Zahnfleisches, bleibt daher jedenfalls eine grausame und unwirksame Operation.

5. Das Abschneiden der Feifel.

Man kneipt mit einer Zange die Ohrendrüse oder Feifel, zieht sie etwas hervor und zerquetscht sie dann mit einem Hammer! Und zwar — um eine Kolik zu heilen! Was für Vorwände hat der Mensch nicht erdacht, um die armen Thiere zu peinigen!

6. Das Einblasen von Pulvern in die Augen.

Die Augen sind so feine und zartgebaute Organe, daß der kleinste fremde Körper, der durch Zufall auf den Augapfel gelangt, heftige Schmerzen oder gar Entzündung veranlaßt, wenn er nicht gleich wieder weggeschafft wird. Deßwegen ist das Einblasen von Pulvern in die Augen ein Mittel, durch das Augenübel hervorgerufen, allein selten geheilt werden können.

7. Das Gaumenstechen.

Man trifft diese Operation noch in manchen Gegenden an, als ein Mittel, die Freßlust herzustellen; sie besteht in einem Aderlaß an der Gaumenwölbung des Pferdes. In äußerst seltenen Fällen kann ein Aderlaß am Gaumen nothwendig sein; allein selten wird man dadurch dem Pferde die Freßlust wieder verschaffen können.

Es sind noch eine Menge solcher verschiedenen Operationen, sodann Tränke, Strengelpulver, Salben u. dgl., in einzelnen Gegenden üblich und werden von Landleuten in gutem Glauben angewendet; wir hoffen aber, daß jeder einsichtsvolle Landwirth sie auf ihren wahren Werth zu reduciren weiß, und wir verweilen deßwegen nicht länger dabei.

8. Sympathetische Mittel.

Man sagt von ihnen, daß sie nicht schaden können. Sie können aber doch manchmal dadurch schaden, daß sie zur Versäumniß anderer wirksamer Heilmittel

Veranlassung geben. Glücklicherweise kommen sie mehr und mehr in Abnahme. Aufklärung, Belehrung, Verbreitung richtiger Ansichten über den Bau und die Einrichtung des Thierkörpers, sind die einzigen Mittel, diese unsinnigen Heilkünste zu verdrängen. Derjenige, welcher die schöne, zweckmäßige, wundervolle Organisation des Thierleibes kennt, wird einsehen, daß es das höchste Unverständniß ist, zu erwarten, daß auf eine geheimnißvolle Besprechungsformel hin, die Natur ihren Gang ändere und daß die erhabenen, unabänderlichen Gesetze der Welt einer unbedeutenden Verletzung oder Krankheit wegen, aufgehoben und eine Ausnahme von dem Verlaufe der natürlichen Entwickelung und Fortbildung gemacht werden sollte!

Vierte Abtheilung.

Benützung.

Zehntes Kapitel.

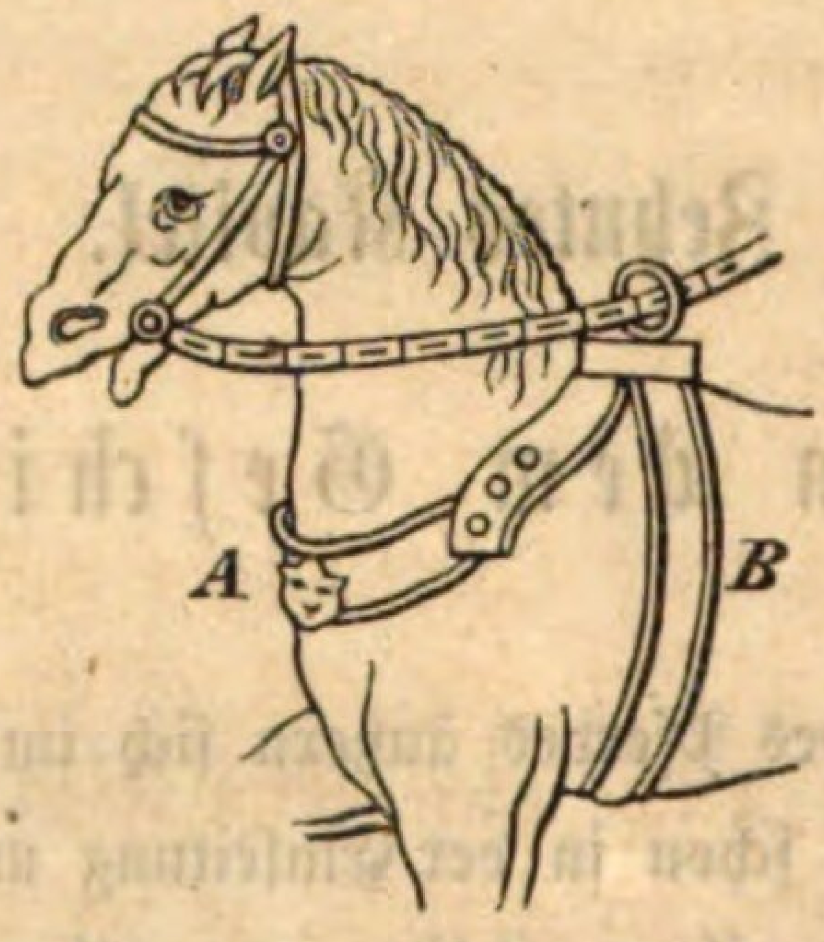
Von dem Geschirr.

Die Dienstleistungen des Pferdes äußern sich im Allgemeinen durch Ziehen und Tragen, und wie wir schon in der Einleitung unseres Buches gesagt haben, theilen sich die Pferde diesen ihren Leistungen entsprechend, ab, in Zug- und Reitpferde. Das Saumpferd ist zwar von dem Reitpferde verschieden, ohne in die Klasse der Zugpferde gerechnet werden zu können; es ist bestimmt, Lasten zu tragen, in Gegenden, wo die Wege dem Fuhrwerk nicht zugänglich sind, während beim Reitpferd vorausgesetzt wird, daß es nur zum Tragen des Reiters bestimmt ist. Allein theils werden die Verhältnisse, in denen große Lasten auf dem Rücken der Thiere transportirt werden müssen, immer seltener, und theils läßt man diese Arbeit, wo solches noch wirklich der Fall ist, durch Maulthiere und Esel verrichten, die von der Natur zu diesem Dienst besser ausgestattet wurden, als das Pferd.

Die Hauptstärke des Zugpferdes liegt in den Schultern und es vereinigt sich, so zu sagen, in den Schultern die ganze Kraft des Pferdes, sobald es sich um Vorwärtsbewegen von Lasten handelt. Deßhalb hat man von jeher die Schultern mit dem Geschirre bekleidet, mit dem das Pferd an Wagen oder andere Geräthe gespannt wurde, die fortbewegt werden sollten. Theilweise hat man zugleich auch die Tragkraft des Zugpferdes in Anspruch genommen, indem man dadurch einen erhöhten Nutzeffekt erwartete. Bei den zweirädrigen Karren trägt nämlich das Sattelpferd einen Theil der Last auf dem Rücken, und da es zu gleicher Zeit mit den Schultern an der Last vorwärts schiebt und durch das Tragen eines Theiles der Last, die Räder über vorkommende Hindernisse leichter weggehen, so muß zugegeben werden, daß das Pferd auf diese Art mehr leistet, als wenn es blos zieht. Jedoch hat diese Art des Anspannens große Nachtheile für die Pferde. Sie werden durch die doppelte Anstrengung mehr ermüdet, sie werden, da sie eine beständige Last auf dem Rücken tragen, in ihrer freien Bewegung gehindert; bei großen Lasten leiden die Gliedmaßen unausbleiblich bald Noth und außerdem

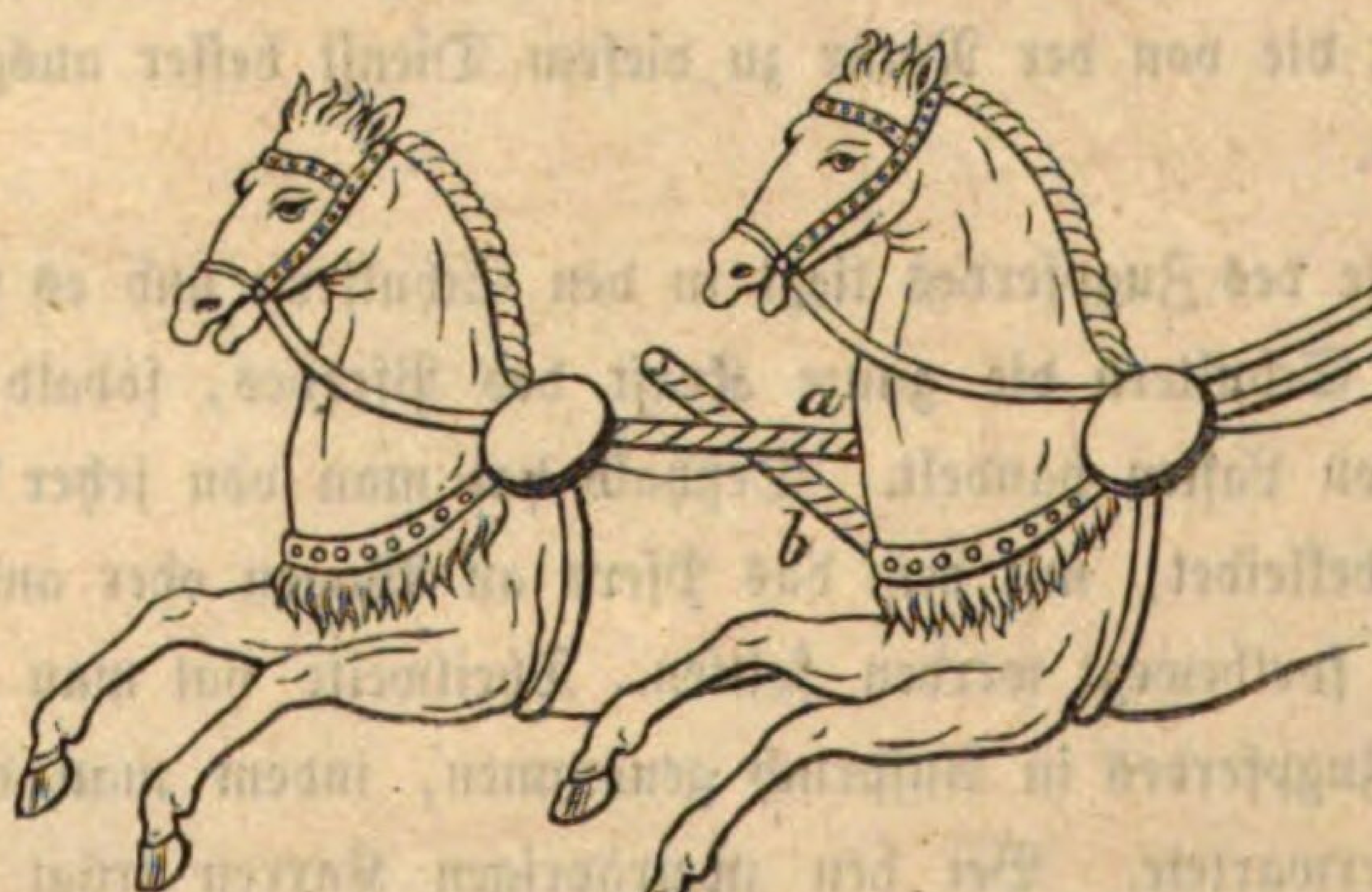
werden die Thiere durch die Gabeldeichsel in schlechten unebnen Wegen auf die unbarmherzigste Weise gequält und geplagt.

Der griechische Dichter Homer gibt uns in seiner Iliade eine Beschreibung von der Art der Anschirrung der Pferde zur Zeit des trojanischen Krieges; sie war, wie die hier stehende Figur zeigt, von unserer Anspannungsweise nicht sehr



verschieden. Ein mehrfach gedoppelter Brustriemen A ersetzte unser heutiges Kummet und ein zweiter Riemen B trug dazu bei, dem erstern eine feste Lage zu geben. Auf dem Widerriste war das Joch angebracht, das die Zugkraft empfing und das mit der zu bewegenden Last in Verbindung gebracht wurde.

Zwei Pferde wurden auf die in nachstehender Figur versinnlichte Weise nebeneinander gespannt. Eine Querstange (a) wurde auf dem Widerriste der beiden Pferde befestigt und trug die Deichsel (b).



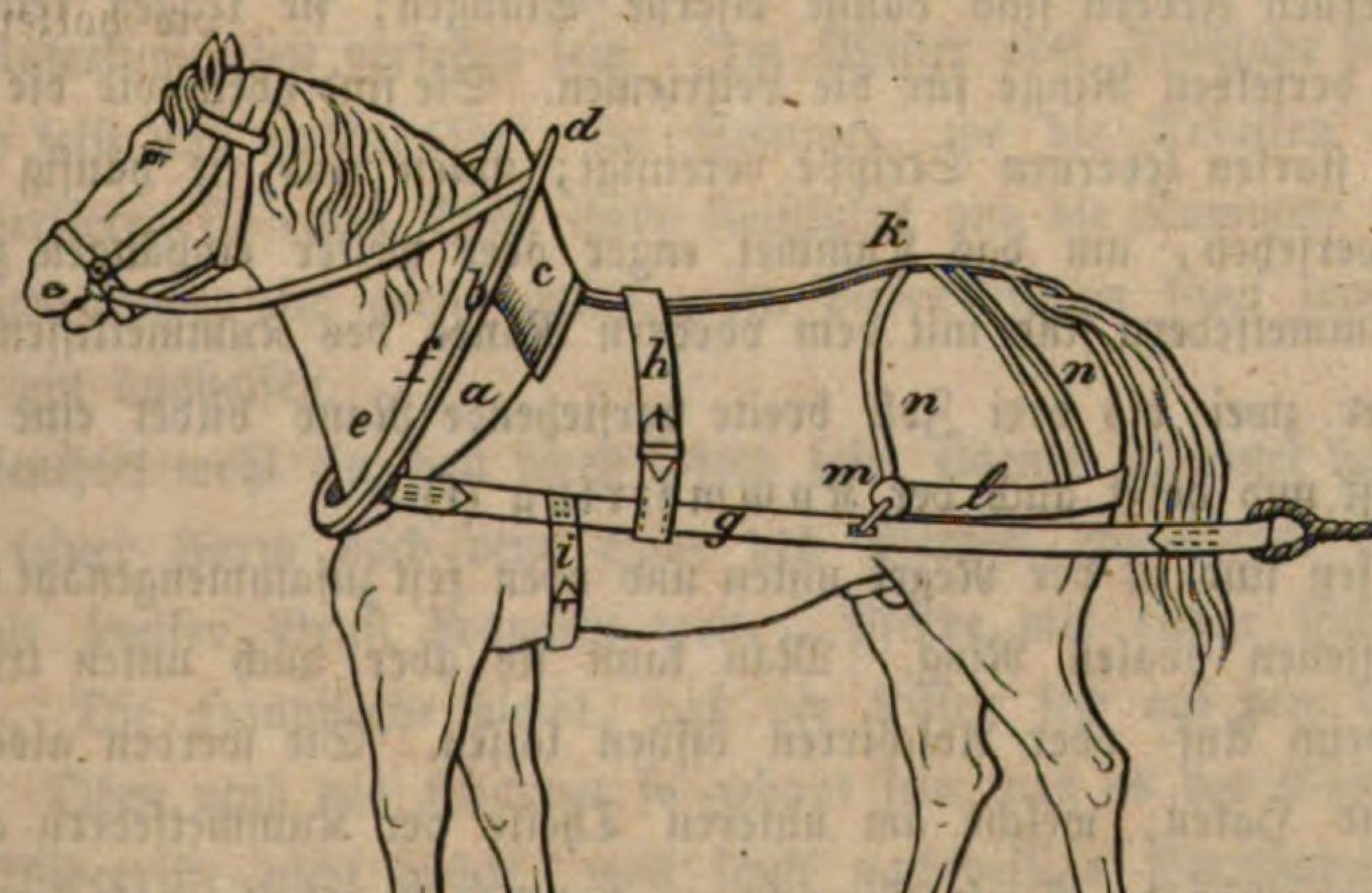
So zweckmäßig das eigentliche Kummet oder der Halsriemen an den altgriechischen Geschirren gewesen sein mag, so war doch die Anbringung des Zugs auf dem Widerrist höchst fehlerhaft und konnte diese Art der Anspannung nur an leichte Fuhrwerke rechtfertigen und erlauben.

Die heutigen Anspann-Geschirre unterscheiden sich daher von denjenigen des Alterthums wesentlich dadurch, daß die Zugvorrichtung an der Mitte der Schulter und zu beiden Seiten angebracht ist, wo sie mit der Zuglinie zusammentrifft.

Durch das Zusammentreffen mit der Zuglinie wird nicht nur die Kraft des Pferdes auf die zweckmäßigste Weise benützt, sondern das Geschirr legt sich auch fester an und das Pferd arbeitet mit größerer Bequemlichkeit. Man unterscheidet für das Zugpferd zweierlei Geschirre; das Kummet und die Siele oder den Brustriemen.

1. Das Kummet.

Das Kummet ist bekanntlich ein Geschirr, das sich um den Hals des Pferdes anlegt und auf den Schultern des Pferdes ruht. Es muß, um sich auf die Schultern gut anzupassen und das Pferd beim Arbeiten nicht in seinen Bewegungen zu hindern, und um keine Quetschungen auf der Brust hervorzurufen, weich und biegsam sein. Zu gleicher Zeit muß es eine gewisse Festigkeit besitzen, um die Kraft der Schultern, welche diese beim Fortschreiten entwickeln, zu empfangen und sie in einem Punkte, der Zuglinie, zu vereinigen, von wo sie durch die Zugstränge oder Taue auf den zu bewegenden Gegenstand fortgepflanzt wird. Um diesen beiden Zwecken zu entsprechen ist das Kummet aus zwei Stücken zusammengesetzt: aus dem Kummetkissen (a) und den Kummetfedern (b).



Das Kummetkissen ist inwendig, wo es mit dem Körper des Pferdes in Berührung kommt, mit zartem, weichem Leder, sogenanntem Schweißleder überzogen; auswendig ist es von anderm Leder oder auch von starker Leinwand. Zum Schutze des Kissens ist das Deckleder (c) angebracht, welches auf der Spitze des Kummets liegt und zu beiden Seiten weit genug herabreicht um die Seitentheile des Kummets zu schützen. Zuweilen macht man diese Decke mit Dachs- oder Schaffellen, welche mit den Haaren gegerbt sind. Diese Decke ist zur Erhaltung des Kummets, zum Schutze gegen Regen und Trockene nicht unwichtig.

Wenn sie groß genug ist, schützt sie nicht blos das Kummet selbst, sondern sie verhindert auch, daß bei Regenwetter das Regenwasser unter das Kummet auf die Haut des Pferdes gerathe, was sehr leicht ein Störrigwerden des Schweißleders und eine Verwundung des Pferdes nach sich zieht.

Das Kissen ist mit Stroh gestopft; nur auf der innern Seite unter dem Schweißleder, wo es auf den Schultern des Pferdes ruht, ist es mit einer Lage Wolle, Kälber- oder Pferdehaaren versehen.

Die Kummetfedern können von Holz oder von Eisen sein. Sie müssen, da sie dem Kissen die Form geben, sich dem Baue der Schultern des Pferdes genau anschließen. Die hölzernen, wie in obenstehender Figur haben an ihrem obern Ende auf jeder Seite ein Ohr (d), welches je nach der Sitte der einzelnen Länder und Gegenden bald größer und bald kleiner ist. Meistentheils sind Ringe an den Ohren angebracht, durch welche die Leitseile gehen. Oben sind die Kummetfedern über dem Kummetkissen, jedoch unter der Decke durch einen starken Haftriemen mit einander verbunden. Ebenso an dem untern Ende. Außerdem sind sie auf das Kissen durch mehrere Strippen festgenäht. Etwas unterhalb der Mitte sind durch starke Strippen (e) die Zugstränge befestigt.

Die eisernen Federn sind dünne eiserne Stangen; sie tragen keine Ohren, sondern statt derselben Ringe für die Leitriemen. Sie sind oben wie die hölzernen mittelst einer starken ledernen Strippe vereinigt; unten sind sie häufig mit Kette und Haken versehen, um das Kummet enger oder weiter einhängen zu können.

Die Kummetfedern sind mit dem vordern Rande des Kummetkissens parallel eingenäht; der zwei bis drei Zoll breite vorstehende Rand bildet eine cylinderförmige Wulst und heißt auch der Kummetring (f).

Die Kissen sind in der Regel unten und oben fest zusammengenäht und bilden einen geschlossenen ovalen Ring. Man kann sie aber auch unten trennen, so daß sie sich beim Auf- oder Abschirren öffnen lassen. Sie werden alsdann mittelst Kette und Haken, welche am unteren Theile der Kummetfedern angebracht sind, zusammengehängt. Diese Einrichtung hat den Vortheil, daß das Geschirr leichter anzulegen ist; bei Pferden mit übermäßig schweren Köpfen müßte ein geschlossenes Kummet so weit sein, daß es auf den Schultern nicht gehörig anläge; deßwegen läßt sich ein auf diese Art eingerichtetes Kummet besser anpassen. Allein anderseits haben solche Kummete den Nachtheil, daß sie nicht so fest und solid gebaut sind, wie die andern, daß sie nach längerm Gebrauche lose werden, sich beim Ziehen hin und herbewegen und die Schultern des Pferdes leicht verwunden.

Von der Seite betrachtet, bilden die Kissen an dem vordern Rande eine gerade Linie; hinten sind sie in der Mitte breiter und verjüngen sich nach unten und oben, und zwar so, daß sie unten am schmalsten sind. Auf diese Art schließen sie sich den Schultern am besten an; der breitere Theil legt sich auf das Schulterblatt

und es ist deßhalb dem Pferde eine größere Kraftentwickelung möglich, als wenn das Kummet schmal ist und nur auf einer schmalen Stelle mit der Schulter in Berührung ist. So zweckentsprechend eine mäßige Breite der Kissen sein mag, so kann doch ein Uebermaß darin schädlich werden. Es wird nämlich durch eine große Breite nicht nur nichts für die bequeme Lage des Kummets gewonnen, sondern das Gewicht des Kummets wird auf beträchtliche und unnöthige Weise vermehrt.

Das Kummet ist vorne enger als hinten, und erweitert sich auf den Schulterblättern, damit es gut und fest anliegt. Es darf weder zu groß noch zu eng sein. Ein enges Kummet zieht sich in die Höhe und liegt nur auf dem vordern Rande des Schulterblattes auf; dadurch zieht das Pferd unbequem und verletzt sich leicht. Wenn es zu groß ist, bewegt sich das Kummet bei jedem Schritte, den das Pferd macht, bald links und bald rechts, es entsteht eine Reibung, welche das Pferd ebenfalls leicht verwundet.

Den Fehler großer Kummete kann man dadurch verbessern, daß man Unterkummete darunter anlegt. Ein solches Unterkummet bestehet in einem Ringkissen, genau von derselben Form wie die Kummetkissen, und ist ebenfalls wie diese mit Stroh und Haaren ausgestopft. Die Pferde des Landwirths sollten alle mit Unterkummeten versehen sein. Im Winter oder Frühjahr sind die Pferde gewöhnlich feist und wohlgenährt, im Sommer, wo die Arbeiten anstrengender werden, verlieren sie einen Theil ihrer Feistigkeit und die Kummete werden ihnen zu groß und reiben sie gerne wund. In diesen Fällen kann man mit Unterkummeten gut aushelfen.

Es leuchtet wohl ein, daß jedes Pferd sein eigenes Kummet haben und daß dieses in seiner Form nach dem Baue des Pferdes eingerichtet werden muß. Pferde mit breiter Brust brauchen weite, Pferde mit engen Schultern, enge Kummete. Die Hauptsache bleibt, daß die Kissen fest auf dem Schulterblatte aufliegen. Oben muß das Kummet so gebaut sein, daß es den Theil des Halses vor dem Widerriste nicht drückt, weil sonst nachtheilige Verwundungen daselbst entstehen. Unten darf das Kummet nicht bis auf das Gelenk des Schulterblattes mit dem Oberarm herabgehen; es muß etwas oberhalb der Bugspitze liegen, und dabei so an Breite abnehmen, daß die Kehle nicht davon gedrückt wird. Während des Zuges soll zwischen der Gurgel und dem Kummet so viel Raum bleiben, daß man die flache Hand dazwischen legen kann.

Wenn das Kummet auf die bezeichnete Art sich gut an die Schultern anschließt, so hat es eine feste Lage und ist dem Pferde in seinen Bewegungen wenig hinderlich. Von einiger Wichtigkeit ist der Punkt, an dem die Zugstränge angebracht sind. Ständen die Schultern des Pferdes und mithin das Kummet senkrecht und liefen die Stränge in ganz horizontaler Richtung, so müßte dieser Punkt

genau in der Mitte der Fläche liegen, auf welcher das Kummet aufliegt. Bei der mehr oder weniger schiefen Lage des Kummets, so wie bei dem Umstande, daß in dem untern Theile der Schultern eine größere Kraft liegt, als in dem obern Theile, muß dieser Punkt etwas tiefer gesucht werden. Die Pferde der Artillerie haben gewöhnlich Vorrichtungen, durch welche die Zugstränge an dem Kummet nach Belieben tiefer oder höher eingehängt werden können.

Als Zubehörden des Kummets sind zu betrachten: die Stränge oder Taue und das Hinterzeug. Je nachdem das Pferd an die Deichsel oder vor dieselbe gespannt wird, ist letzteres verschieden eingerichtet. Außerdem gehört noch der Sattel dazu für Pferde, die in einer Gabeldeichsel gehen.

Die Stränge oder Taue (g) sind entweder blos stark gedrehte Stricke, oder sind aus Leder verfertigt, oder bestehen auch aus dünnen Ketten. Zuweilen besteht der vordere Theil aus Leder und blos der hintere aus einem Stricke oder aus einer Kette. Die ledernen Stränge sind die besten, sie vereinigen Dauerhaftigkeit mit geringem Gewichte; da sie aber kostspieliger als die beiden andern Arten sind, so läßt man das Leder gewöhnlich nur bis über die Schenkel des Pferdes hinausgehen und versieht das Ende mit einem Strange oder einer Kette. Die eisernen Stränge sind schwer, sie belasten das Pferd mit unnöthigem Gewichte und sind deßhalb nicht zu empfehlen, obgleich sie den Vortheil unbegrenzter Dauer für sich haben.

Die Stränge sind an der Kummetfeder entweder mit ledernen Strippen oder auch mit eisernen Haken befestigt. Letztere sind zwar bequemer zum Ein- und Aushängen, auch dauerhafter als die ledernen, allein sie tragen zur Vermehrung des Gewichts bei und sind deßwegen zu vermeiden, wo nicht, wie bei den Artilleriepferden das schnelle Abhängen der Stränge zuweilen nothwendig wird.

Die ledernen Stränge bestehen aus zwei, von starkem Leder geschnittenen aufeinander genähten Blattriemen; vorne und hinten bilden sie zwei Oesen, in denen die Zugstränge und Zughaften angebracht sind. Auf das Kummet wird auf jeder Seite ein Scheuerleder aufgenäht, welches das Scheuern der Blattenden an dem Kissen des Kummets verhindern soll.

Um die Stränge oder Blattriemen in der Richtung zu erhalten, die sie haben sollen, ist der Bauchriemen und der Rückriemen angebracht. Letzterer, der Rückriemen (h) ist ein breiter Riemen, welcher quer über den Rücken des Pferdes gelegt wird, auf einer Seite auf das Blatt festgenäht ist und auf der andern mit einer Schnalle an dasselbe befestigt wird. Wenn statt der Lederblätter Stränge oder Ketten benützt werden, trägt der Rückriemen auf jeder Seite eine Scheide, durch welche der Strang oder die Kette gezogen wird. Außer der Befestigung der Zugstränge hat die Scheide die Bestimmung, die Seiten des Pferdes gegen das Reiben der Stränge zu schützen.

Der Bauchriemen (i) ist ein schmaler, etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll breiter Riemen, welcher hinter den Vordergliedmaßen unter dem Leibe des Pferdes angebracht, und auf beiden Seiten an die Zugblätter oder Stränge befestigt ist. Er hat eine Schnalle, durch die er enger und weiter geschnallt und beim An- und Aufschirren ganz geöffnet werden kann.

Der Schweifriemen (k) reicht vom Kummet bis an den Schweif, den er an der Wurzel umfaßt. Er dient dazu, das Kummet in der richtigen Lage zu erhalten. Er trägt an seinem hintern Ende zwei Schweberiemen (nn), die mit Oesen versehen sind, durch welche die Stränge gezogen werden. An dem Kummet ist er in einen Ring festgeschnallt, welcher unter der Decke desselben angebracht ist.

Der Schweifriemen mit den Schweberiemen bildet das Hinterzeug für Pferde, welche vor die Deichsel gespannt sind; für die Deichselpferde sind noch Vorrichtungen nothwendig, welche dem Pferde erlauben den Wagen anzuhalten und ihn zu lenken.

Das Hinterzeug, Hintergeschirr oder der Umgang, besteht in einem breiten Blatt (l), welches um die Hinterbacken des Pferdes geht und durch mehrere Riemen festgehalten wird. Auf beiden Seiten trägt er Ringe (m), an welchen er vermittelst Strippen an die Seitenblätter festgemacht wird, oder er verlängert sich bis an das Kummet und wird an die Kummetfeder angeschnallt. An manchen Hintergeschirren fällt der Schweifriemen weg und das Hinterzeug ist durch die sogenannten Langriemen an das Kummet befestigt. Diese Riemen sind auf dem Kreuze des Pferdes an das Hinterzeug festgenäht, werden durch einen Ring gezogen, welcher oben unter dem Kummetdeckel angebracht ist, und mit dem andern Ende an dem Ringe des Blattes vom Hinterzeug mittelst einer Schlaufe oder Schnalle festgemacht.

Außer diesem Hinterzeug ist der Brustriemen oder die Brustkette, je nachdem die Vorrichtung von Leder oder Eisen ist, nothwendig. Sie wird vorne an dem Kummet angebracht, und entweder mittelst Strippen mit dem Seitenblatt der Taue sogleich befestigt oder an einen Haken der Kummetfeder eingehängt. An diese Vorrichtung wird die an dem Ende der Deichsel angebrachte Steuerkette entweder mittelst eines Hakens oder eines Knebels befestigt. Die Steuerkette dient dazu, den Wagen zu lenken, indem die Pferde solche bald links bald rechts ziehen; zugleich dient sie aber auch als Hemmungsapparat, und die Pferde können durch dieselbe mittelst des Brustriemens und des Hinterzeugs den Wagen beim Bergabfahren anhalten und seine Bewegung etwas mäßigen. Zuweilen ist die Steuerkette statt an die Brustkette an ein Halsband befestigt, das die Pferde tragen. Diese Art der Anspannung ist jedoch verwerflich und erfüllt den Zweck nur höchst mangelhaft.

Für Pferde, die in einer Gabeldeichsel gehen, kommt außer dem beschriebenen Geschirr noch der Sattel hinzu. Je nachdem nun die Gabeldeichsel an einem vierrädrigen Wagen oder an einem zweirädrigen Karren ist, muß der Sattel verschieden sein.

An einem vierrädrigen Wagen zieht das Pferd wie gewöhnlich mit dem Kummet. Der Sattel ist nur da um zu verhindern, daß der Rückriemen das Pferd drücke und verwunde. Der Rückriemen geht nämlich quer über den Rücken des Pferdes und trägt in den beiden Oesen die Stangen der Gabeldeichsel, um sie in der gehörigen Höhe zu erhalten. Das Pferd hat in einer solchen Gabeldeichsel wenig zu tragen, es ruht nur das Gewicht der ohnehin leichten Stangen der Deichsel auf seinem Rücken. Der Sattel ist deßwegen auch nur ein Polster oder Kissen, das nicht einmal immer mit einem hölzernen Jochgestelle versehen ist. Hinten wird der Sattel durch den Schwanzriemen gehalten und vorne ist er an dem Kummet festgemacht; außerdem ist er durch eine Gurte gehalten, welche unter dem Bauche des Pferdes durchgeht, und auf einer Seite mittelst Schnallen und Strippen befestigt wird.

Anders verhält es sich bei dem Geschirr für ein Pferd, das in der Gabeldeichsel eines zweirädrigen Karrens geht. Hier liegt ein Theil der Last des Wagens auf dem Rücken des Pferdes, das manchmal bergab eine enorme Last auf diese Weise zu tragen hat. Für solche Pferde muß der Sattel mit mehr Sorgfalt gemacht werden, als für das Pferd in der Gabeldeichsel eines vierrädrigen Wagens.

Das Gestell des Sattels ist aus Holz verfertigt und heißt der Sattelbogen. Hinten und vorne trägt er einen großen Rand, damit der Rückriemen nicht drüber hinausgleiten kann. Er ist mit einem Polster und einem Lederdeckel, der auf beiden Seiten noch über den Sattel auf die Rippen des Pferdes hinabreicht, bedeckt. Unter dem Bogen liegt ein mit Haaren oder Wolle ausgestopftes Kissen, um eine Verwundung des Rückgrats zu verhindern. Eine breite Gurte, die mit Schnallen angezogen wird, dient dazu, den Sattel in seiner Lage zu erhalten.

Die Zweckmäßigkeit des Sattels hängt nicht so sehr von der Größe derselben, von der Dicke der Kissen und der Polster ab, sondern vielmehr von der zweckmäßigen Anfertigung derselben. Ein schwerer Sattel ist eine überflüssige Last; die Hauptrücksicht bleibt der entsprechende Schutz für die Theile, auf denen derselbe ruht, und dieser kann erreicht werden, ohne daß der Sattel groß und unförmlich ist, wie man deren sehr häufig sieht. Da der Sattel des Pferdes auf dem Rücken desselben liegt, der Rückgrat aber leicht verletzt wird, so muß der Sattel in der Mitte auf der untern Seite eine Rinne haben, damit er nicht zu

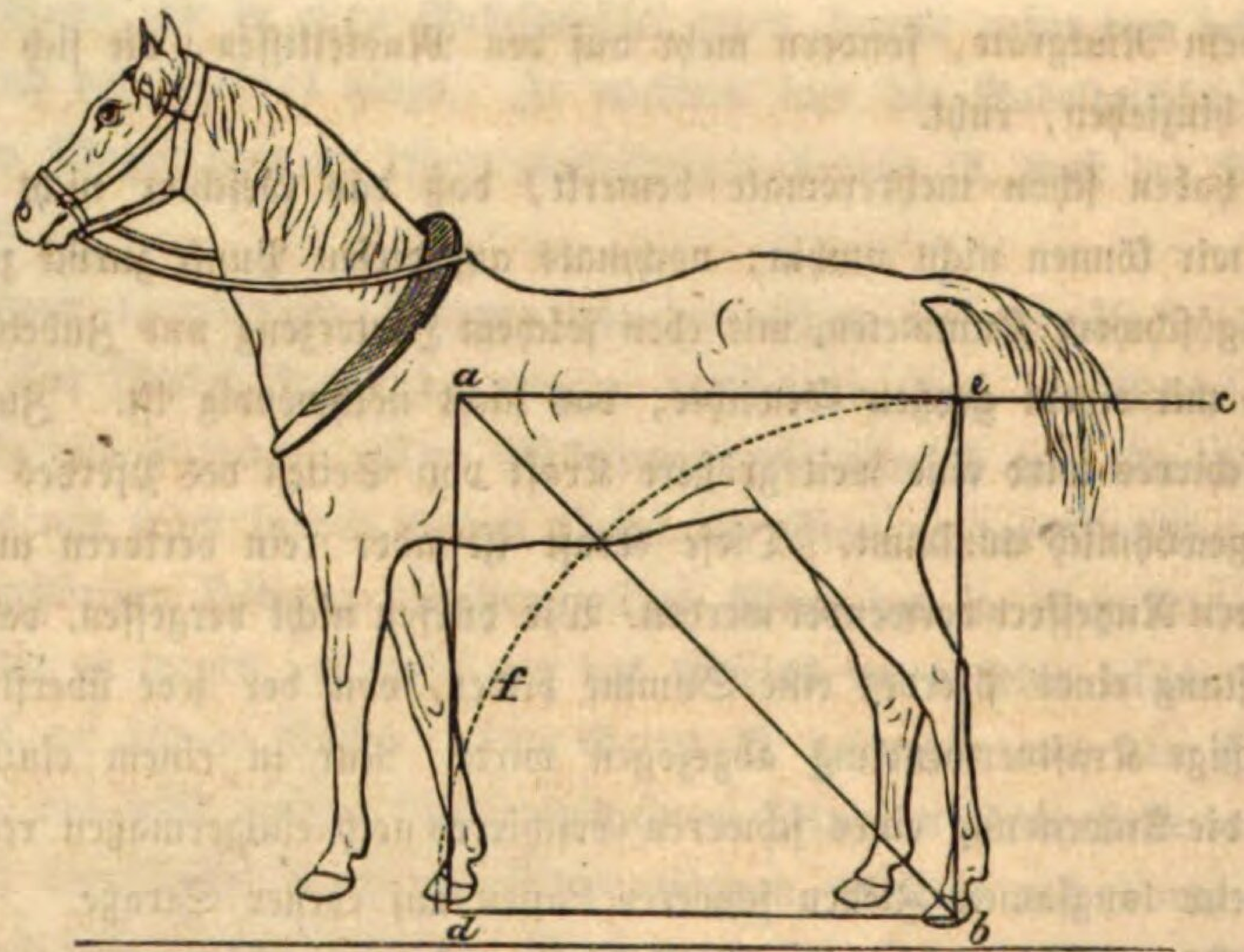
sehr auf dem Rückgrate, sondern mehr auf den Muskelkissen, die sich neben dem Rückgrate hinziehen, ruht.

Wir haben schon mehreremale bemerkt, daß das Geschirr nicht zu schwer sein soll; wir können nicht umhin, nochmals auf diesen Punkt zurück zu kommen. Uebermäßig schwere Kummeten, mit eben solchem Hinterzeug und Zubehör belasten das Pferd mit einem großen Gewichte, das nicht nothwendig ist. Zum Tragen dieses Geschirres wird eine weit größere Kraft von Seiten des Pferdes verwendet, als man gewöhnlich annimmt. Diese Kraft ist aber rein verloren und kann zu einem bessern Nutzeffect verwendet werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß die ganze Arbeitsleistung eines Pferdes eine Summe bildet, von der jede überflüssige oder unzweckmäßige Kraftverwendung abgezogen wird. Nur in einem einzigen Falle ließe sich die Anwendung eines schweren Geschirres noch einigermaßen rechtfertigen; nämlich beim langsamen Ziehen schwerer Lasten auf ebener Straße.

Das Pferd zieht durch seine Muskelkraft, außerdem aber auch mittelbar durch das Gewicht seines Körpers. Die Anstrengungen, die das Pferd macht, während es sich mit den Füßen gegen den Boden stemmt, sind durch die Kraft seiner Muskeln hervorgebracht. Dabei wird es durch die eigene Schwere des Körpers unterstützt. Das Gehen des Pferdes kann überhaupt als ein fortwährendes Fallen betrachtet werden. Der Körper wird nämlich durch die Anstrengungen der Muskelkraft vorwärts geschoben, bis er über die Schwerpunktlinie hinausragt; er zeigt alsdann das Bestreben zur Erde zu fallen, wird aber durch ein Fortsetzen der Füße, die den Schwerpunkt unterstützen, daran verhindert. Das Gewicht des Körpers wirkt dabei gleichsam wie eine Kraft an einem Seile, das über eine Rolle geht. Die Wirkung dieser Kraft ist größer, als sie auf den ersten Anblick scheint. So ist z. B. ein Kind, das noch nicht gehen kann, im Stande einen Rollstuhl in Bewegung zu setzen und mit demselben auf einer ebenen Fläche hin und her zu gehen. Die Muskelkraft des Kindes ist noch unentwickelt und kann nicht in Anschlag gebracht werden; die ganze Kraft, welche die Bewegung hervorbringt, beruht in dem Gewichte des Körpers.

Es sei in der nachstehenden Figur a der Schwerpunkt des Pferdes, d. h. der Punkt, in dem das Gewicht des Körpers des Pferdes gleichsam concentrirt ist, der Mittelpunkt der Schwere des Pferdekörpers, durch dessen Unterstützung das Pferd gehalten wird. In b sei der Mittelpunkt der Anstrengungen des Pferdes, oder der Muskelkraft, welche das Pferd entwickelt um die Last vorwärts zu schieben. Die Richtung des Widerstandes der Last, die Zugstränge, sind durch a c angedeutet.

Denken wir uns statt des Pferdes einen Augenblick einen Hebel ca, der auf einem zweiten Hebel be stünde und in a mit einem Gewichte von der Schwere des Pferdes beschwert wäre. Das Gewicht in a würde den Hebel ca niederziehen, der Hebel



c e würde einen Kreis e f beschreiben, und die Last in c vorwärts bewegen, soferne deren Widerstand nicht größer wäre, als der Druck des Gewichts in a.

Ganz dasselbe ist bei dem Zuge des Pferdes der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß die Muskelkraft des Pferdes die Bildung der Kreislinie e f verhindert, indem sie die Kraft in a horizontal fortbewegt. Wir haben zwei Kräfte, welche an der Fortbewegung der Last Theil haben: die Kraft der Schwere in a, welche senkrecht gegen die Erde wirkt, und die Muskelkraft, welche in horizontaler Richtung vorwärts schiebt. Nach den Lehren der Mechanik von dem sogenannten Parallelogramm der Kräfte ist der Effekt dieser vereinten Kräfte durch die Diagonale b a dargestellt. Es ist einleuchtend, daß die Fortbewegungskraft um so größer ist, je größer die Linien a d und d b sind. Die Linie a d repräsentirt die Schwere des Pferdes und die Linie d b die Muskelkraft desselben. Würden beide Kräfte in einer Richtung wirken, so würde der Nutzungseffekt der Summe der beiden Linien gleich sein, oder durch eine Linie dargestellt werden, die so lang wäre, als beide Linien zusammen genommen. Da sie aber verschieden wirken, die eine nach unten, die andere horizontal, so ist ihre Wirkung auch nur der Diagonale des Dreiecks gleich, das die beiden Linien einschließen. Wollte man die Linien in Ziffern ausdrücken, so könnte man sagen, daß wenn das Gewicht des Pferdes 9 Zentner betrüge und die Muskelkraft 8 Zentner, beide Kräfte vereint eine Wirkung von 12 Zentner hervorbringen würden.

Vermehrt man die eine oder die andere Kraft, oder verlängert man eine der beiden Linien, welche die Kraft und das Gewicht des Pferdes repräsentiren, so verlängert sich die Diagonale, oder die aus beiden Kräften resultirende Kraft, und die Zugkraft vermehrt sich. Aus diesen Gründen vermag eine Belastung des Pferdes eine Mehrung seiner Kraft hervorzubringen, und die schweren Kum=

mete der Frachtfuhrleute bringen in der That auf diese Art einen Nutzeffekt hervor. Es ist ein, manchem Fuhrmann bekanntes Mittel, wenn die Pferde den Wagen nicht mehr von der Stelle bringen, sich auf das Handpferd zu setzen, und sehr häufig gelingt es alsdann, die Last wieder in Gang zu bringen. Durch die Last des Reiters wird das Gewicht des Pferdes vermehrt, und in vielen Fällen ist eine geringe Vermehrung der Zugkraft hinreichend, um den Widerstand des Wagens zu überwinden. Außer der Vermehrung der Schwere des Pferdes mag jedoch auch in diesem Falle eine größere Entwickelung der Muskelkraft desselben durch den Reiter veranlaßt werden und zu der Wirkung der Operation beitragen.

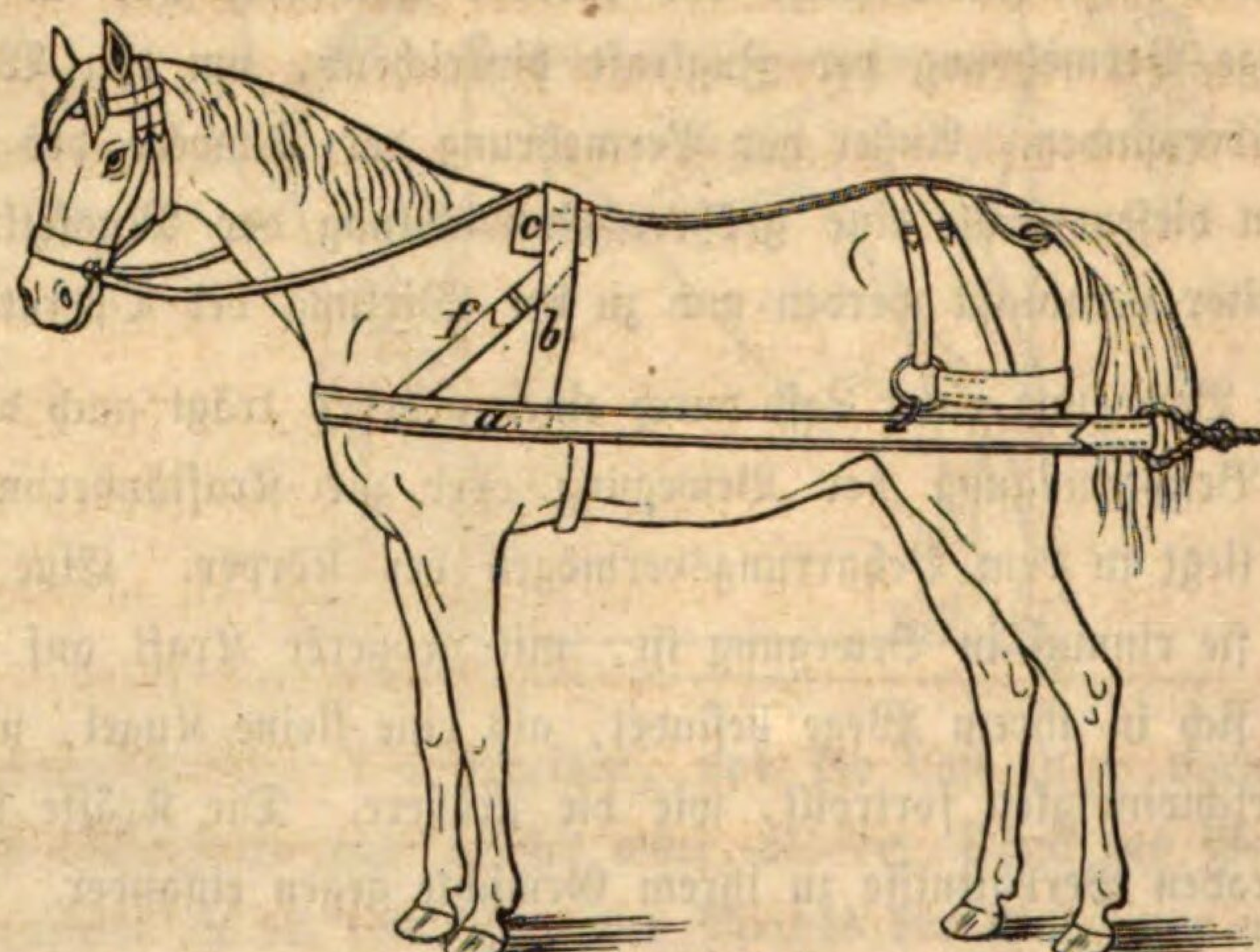
Bei der Bewegung einer Last durch einen Körper trägt auch die Masse des letztern zur Beschleunigung der Bewegung oder zur Kraftäußerung bei. Der Grund dazu liegt in dem Beharrungsvermögen der Körper. Eine große Kugel wirkt, wenn sie einmal in Bewegung ist, mit größerer Kraft auf einen andern Körper, der sich in ihrem Wege befindet, als eine kleine Kugel, welche mit der nämlichen Geschwindigkeit fortrollt, wie die größere. Die Kräfte beider Kugeln stehen im geraden Verhältnisse zu ihrem Gewichte gegen einander.

Etwas Aehnliches dürfen wir bei dem Pferde voraussetzen, das bestimmt ist, eine Last wegzuziehen. Der Pferdekörper, obgleich mit eigener Bewegung und mit Muskelkraft versehen, ist diesem Gesetze so gut wie jeder andere Körper unterworfen, und es ist ganz dasselbe, ob die Kraft von außen kommt, oder in ihm selbst wohnt: die in Bewegung gesetzte Masse wird zufolge ihres Beharrungsvermögens eine um so größere Kraft entwickeln, als sie selbst größer ist. Deßhalb wird ein großes, schweres Pferd eine verhältnißmäßig größere Last wegziehen können, als ein leichtes, und deßhalb wird ein mit schwerem Geschirr oder einer andern Last beladenes Pferd schwerere Lasten ziehen, als ein unbeladenes oder ein solches mit leichtem Geschirr.

Wenn in diesem Falle, d. h. beim langsamen Ziehen schwerer Lasten auf ebener Straße, also bei dem eigentlichen Straßenfuhrwerk das Belasten der Pferde mit schweren Kummeten Gründe für sich hat, so sind dieselben doch nicht der Art, daß sie eine Empfehlung des schweren Geschirres bilden könnten, sondern vielmehr auf eine Verwendung schwererer Pferde hindeuten. Dieses ist auch in der Wirklichkeit der Fall, da zu dem schweren, langsamen Frachtfuhrwerk nur die größeren Pferdeschläge verwendet werden. Das Geschirr muß so sein, daß die Pferde bequem darin arbeiten und daß sie ihre Kräfte auf die vortheilhafteste Weise benützen. Bei allen Arbeiten, welche eine schnelle Bewegung verlangen, kann das Geschirr nicht zu leicht sein; ja die eigene Schwere des Pferdekörpers wird lästig und man verwendet deßhalb leichte Pferde zu diesen schnellern Bewegungen, und sucht das Geschirr, selbst mit Ausschluß der größern Zweckmä-

ßigkeit, so einfach und leicht als möglich zu machen. Diesen Zweck erfüllet das sogenannte Sielengeschirr.

3. Das Sielengeschirr.



Der Hauptheil des Sielengeschirrs ist der Brustriemen, und es wird deswegen auch häufig blos Brustriemen, in einigen Gegenden Halsriemen, und bei dem Militärfuhrwesen Hülfsgeschirr genannt.

Der Brustriemen (a) ist ein mehrfach gedoppelter und zusammengenähter Riemen, der, wie der Name andeutet, über die Brust geht und an seinen beiden Enden Ringe oder lederne Schlaufen trägt, um die Zugstränge daran zu befestigen. Die Lage des Brustriemens oder des Brustblattes ist gleich dem unteren Theile des Kummets, über dem Buggelenke; er darf nicht so hoch geschnallt werden, daß er das Athmen erschwert wenn die Stränge angezogen sind. Die Ringe oder Schlaufen reichen bei der einfachsten Art der Sielengeschirre bis hinter das Schulterblatt. In seiner Lage wird der Brustriemen durch den Halsriemen (b) erhalten. Bei dem gewöhnlichen Sielengeschirr ist der Halsriemen an den Schlaufen des Brustblattes angenäht und ruht oben auf dem hintern Theile des Widderrists. Damit er denselben nicht verwundet, ist ein Polster oder Kissen (c) angebracht, das eigentlich aus zwei Kissen besteht, von denen auf jeder Seitenfläche des Widerristes eines liegt. In der Mitte lassen die Kissen eine tiefe Rinne zwischen sich, in welcher die Spitze des Widerristes Platz findet. Je nach der Beschaffenheit des Widerristes müssen diese Kissen dünner oder dicker sein. Ein magerer, hoher Widerrist verlangt dicke Kissen, die eine starke Höhlung zwischen sich bilden; ein runder, niederer Widerrist kann durch dünnere Polster geschützt werden.

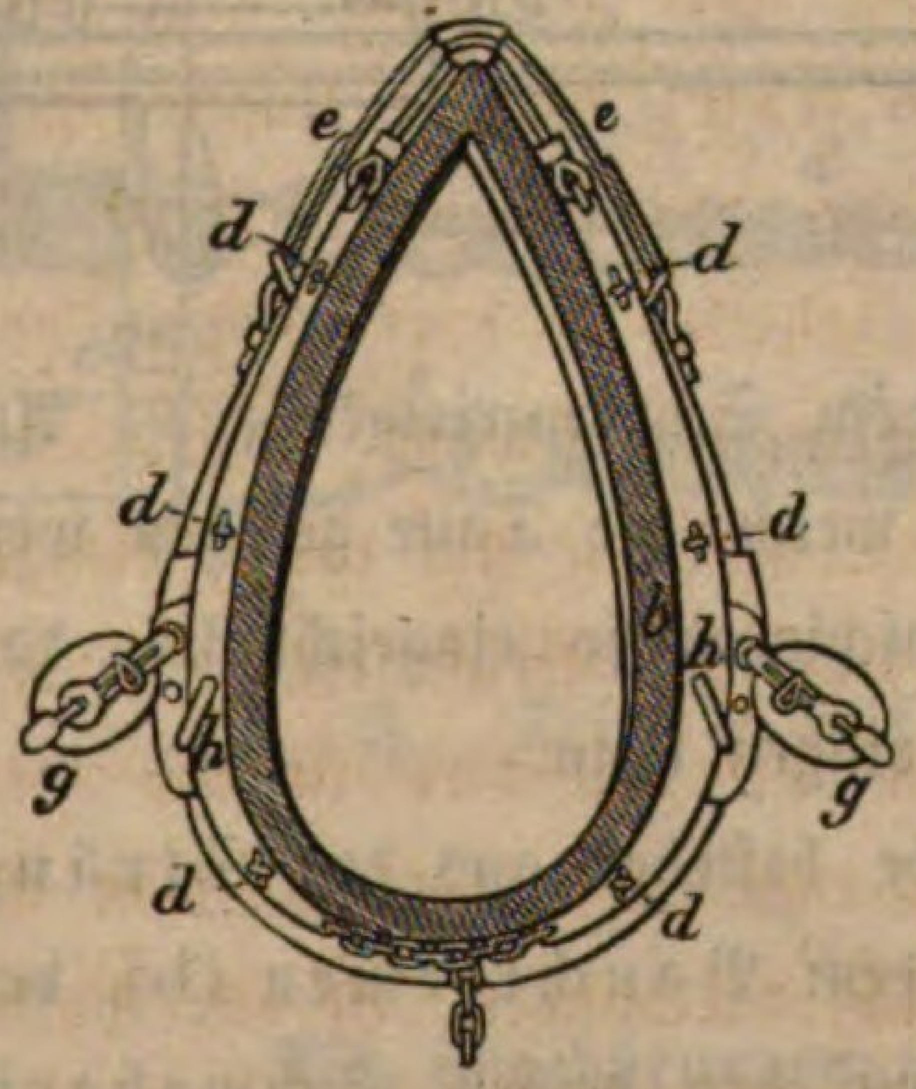
Von dem Halsriemen geht ein schiefes und breites Blatt, mit Schnallstößel und Strippe versehen (f), an das vordere Ende des Brustblattes. Durch dieses Blatt kann die Lage des Brustblattes genau geregelt werden.

Man kann an dem Sielengeschirr ebenso wie an dem Kummet ein Hinterzeug und eine Vorrichtung zum Lenken des Wagens mittelst der Steuerkette anbringen. Letztere Vorrichtung besteht einfach in einem Ringe, welcher vorne auf der Mitte des Brustblatts eingenäht ist, und in welche die Steuerkette eingehängt wird.

Das Hinterzeug kann ganz dasselbe sein, wie an dem Kummet, und es können statt der leinenen Zugstränge die Seiten des Brustriemens bis über die Schenkel des Pferdes hinaus verlängert werden, wie in der obenstehenden Abbildung.

Das Sielengeschirr ist für leichte Arbeiten, die mit schneller Bewegung verbunden sein sollen, dem Kummet vorzuziehen, weil es das Pferd wenig belastet, einfach ist und wenig Unterhaltung kostet. Deßhalb wird es vorzugsweise zu leichten Ackerarbeiten, sowie beim Gebrauche leichter Wagen, Tilbury u. dgl. angewendet. Zum schweren Zuge taugt es nicht, weil das Pferd nicht auf die vortheilhafteste Weise zieht und weil überhaupt, wie wir bereits erörtert haben, beim schweren Zuge ein etwas schwereres Gewicht des Geschirres nicht schadet.

Wir geben hier eine Abbildung der Geschirre, wie sie für die preußischen Artilleriepferde seit 1842 vorgeschrieben sind*), und welche sich durch Zweckmäßigkeit und Eleganz auszeichnen.



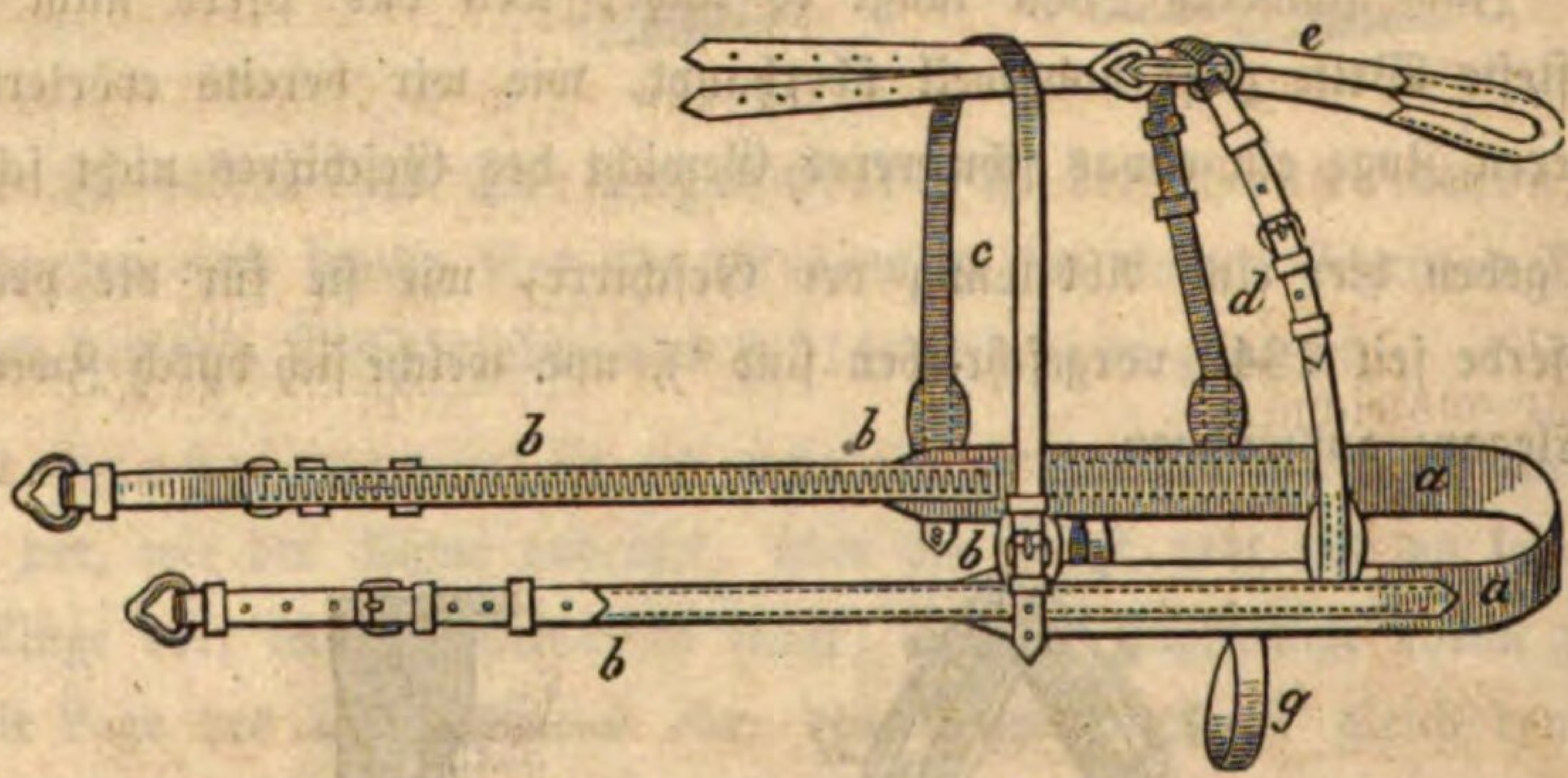


Die Kummetfedern sind von Eisen, oben werden sie durch einen starken Riemen vereinigt, unten durch eine Kette und einen Haken zusammengehängt.

*) Nach Carl Gräfe's, Premier-Lieutenant im 3. Artillerieregiment „das Reitzeug und die Geschirre der Batterien und Colonnen der preußischen Artillerie" ꝛc. Berlin 1855.

Das Kummetkissen besteht aus dem Untertheil (a) und der Wulst (b); auf jeder Seite trägt das Kissen ein Scheuerleder (c). Die Federn sind auf jeder Seite mit drei Haftriemen (d) verbunden. Der Kummetdeckel (f) ist mittelst einer Schnalle auf jeder Seite festgemacht. Der Blatthaken (g) ist die Vorrichtung zum Einhängen der Taue; an der Kummetfeder sind zwei Oesen zu diesem Zwecke auf jeder Seite, so daß die Taue nach Belieben und nach Erforderniß höher oder tiefer angebracht werden können. Bei h wird an den Stangen- oder Deichselkummeten der Brustriemen angehängt, an welchen die Steuerkette vermittelst der Koppel befestigt wird. Die Koppel ist ein mehrfach übereinander gelegter und durchnähter Riemen, der mit Schnalle und Strippe versehen ist, an einem Ende den Brustriemen aufnimmt und am andern Ende einen dreieckigten Ring trägt, in welchen der Haken der Steuerkette eingehängt wird.

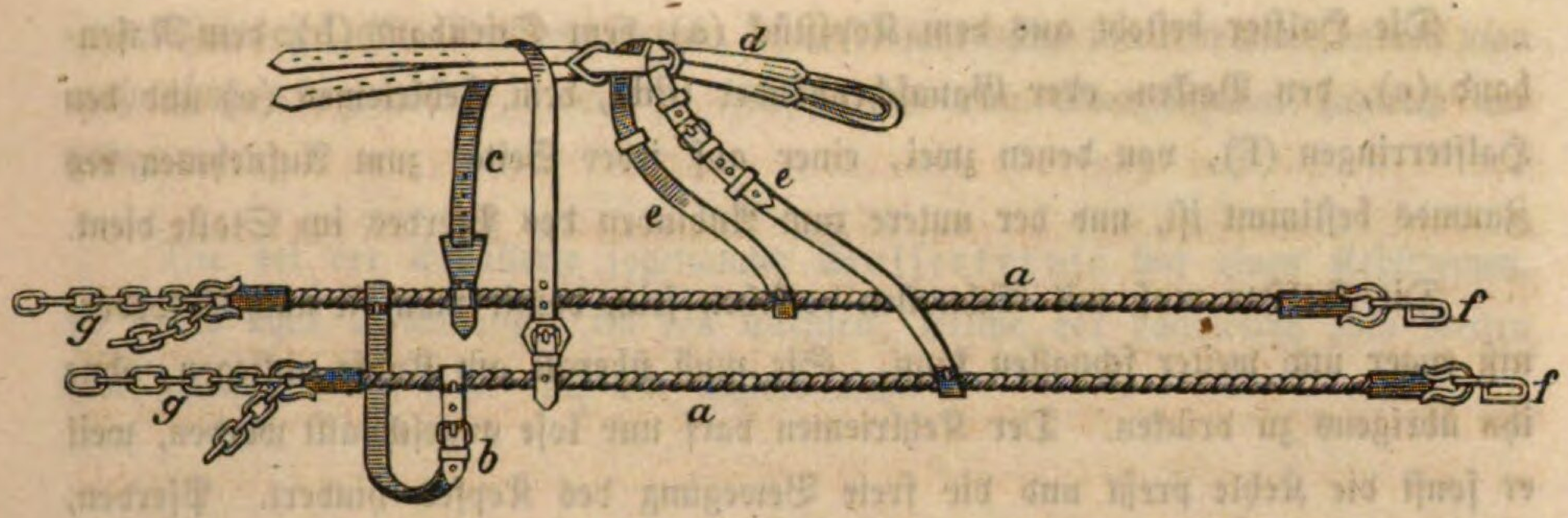
Der Umgang oder das Hinterzeug der Stangen- oder Deichselpferde besteht aus dem Blatt (a), den zwei Schnellstücken (b), dem Rückriemen (c),



den zwei Schweberiemen (d) und dem Schwanzriemen (e). Auf jeder Seite ist eine Schlaufe (g) vorhanden, durch welche die Taue gezogen werden.

Das Hinterzeug wird beim Anschirren so eingeschnallt, daß man noch die flache Hand bequem unter dasselbe bringen kann.

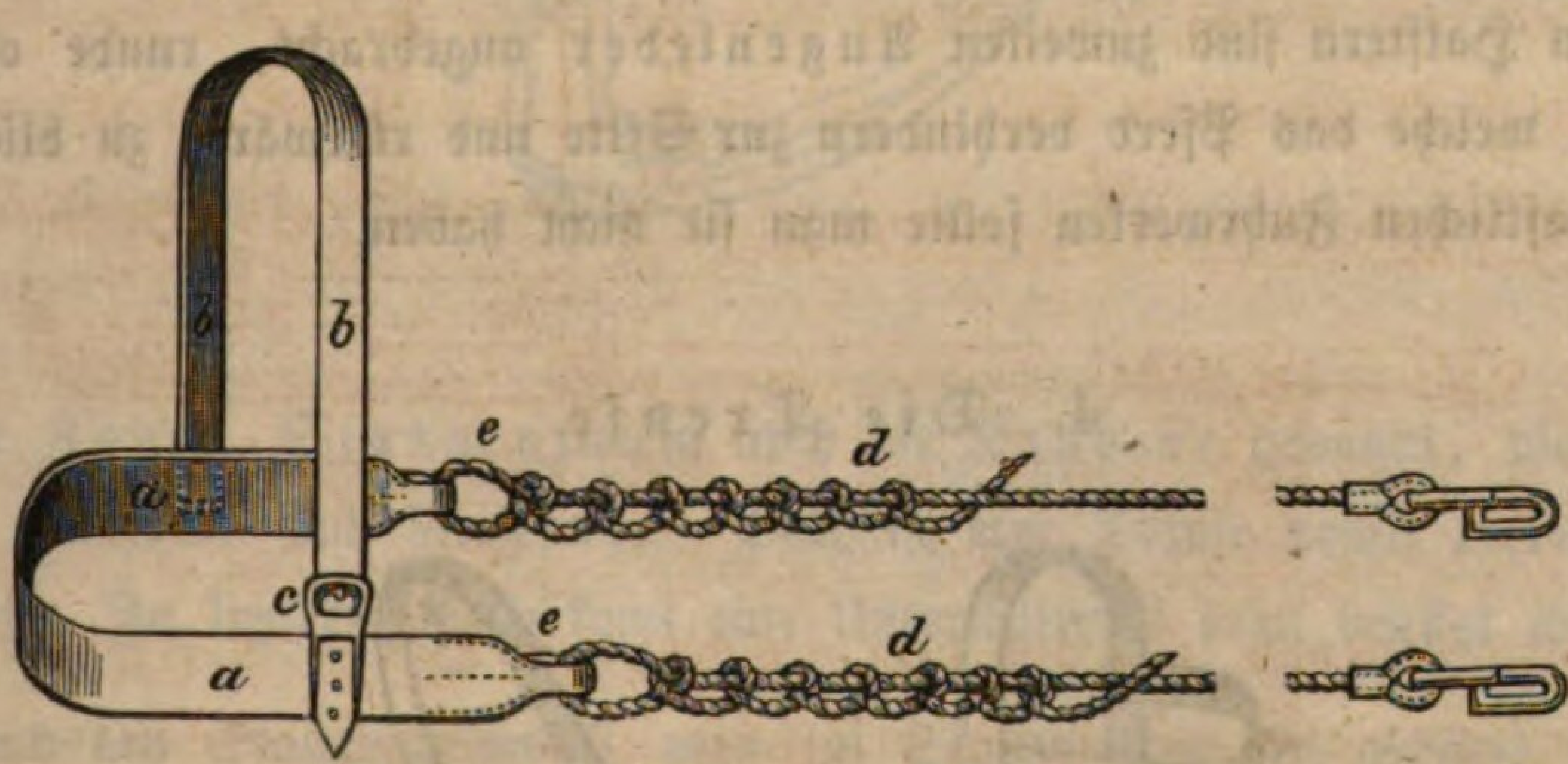
Die Taue für die Vorderpferde bestehen aus den Strängen oder Taustrippen (a) 8 Fuß 6 Zoll lang, dem Bauchriemen (b), dem Rückriemen (c), dem Schwanzriemen (d) und den beiden Schweberiemen (ee). An dem hintern Ende tragen die Taue die Tauhaken (ff) und an dem vordern auf jeder Seite zwei Tauketten (gg). Die obere und längere dieser Ketten, aus 8 Schacken bestehend, ist zum Einhängen in den Blatthaken bestimmt; die untere, kürzere, aus sechs Schacken bestehend, zum Einhängen der Tauhaken für etwa vorzuspannende Hilfspferde bestimmt.



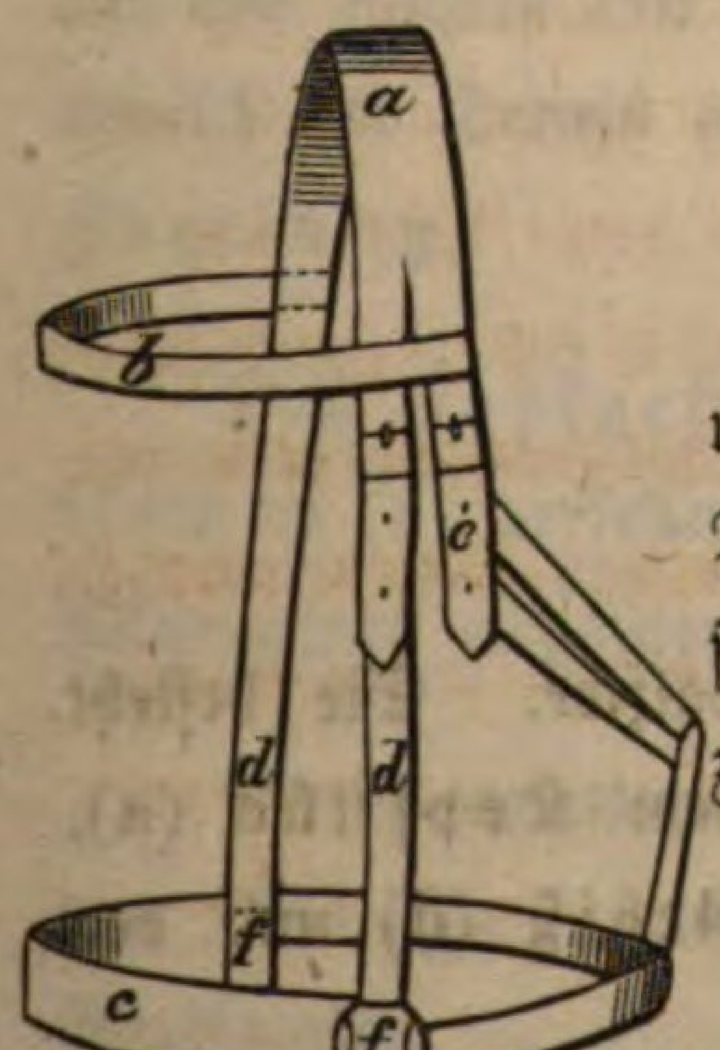
Die Schnallen der Schweberiemen sind mit Verdeckstrippen versehen, um zu verhindern, daß sich die Pferde an den Schnallen die Schweifhaare ausreißen.

Die Mitteltaue, sowie die Stangentaue für die Pferde an der Deichsel sind den Vordertauen ähnlich, nur etwas kürzer; sie haben nämlich nur 6 Fuß 3 bis 10 Zoll.

Das Hülfsgeschirr ist einfach und besteht nur aus dem Brustblatt (a), dem Halsriemen (b) und den zwei Zugsträngen (d). Letztere werden in die Oese des Brustblatts eingeschlungen, so daß sie nach Erforderniß verlängert oder verkürzt werden können.



3. Die Halfter.



Als Zugehörungen zum Geschirr der Pferde kann man noch betrachten: die Halfter, den Zaum und die Zügel. Diese Geschirrstücke dienen nicht zum Zuge, sondern sind bestimmt das Pferd zu leiten. Die Halfter dient außerdem zum Anbinden der Pferde im Stalle.

Die Halfter besteht aus dem Kopfstück (a), dem Stirnband (b), dem Nasenband (c), den Backen- oder Ganaschenbänder (dd), dem Kehlriemen (e) und den Halfterringen (f), von denen zwei, einer auf jeder Seite, zum Aufnehmen des Zaumes bestimmt ist, und der untere zum Anbinden des Pferdes im Stalle dient.

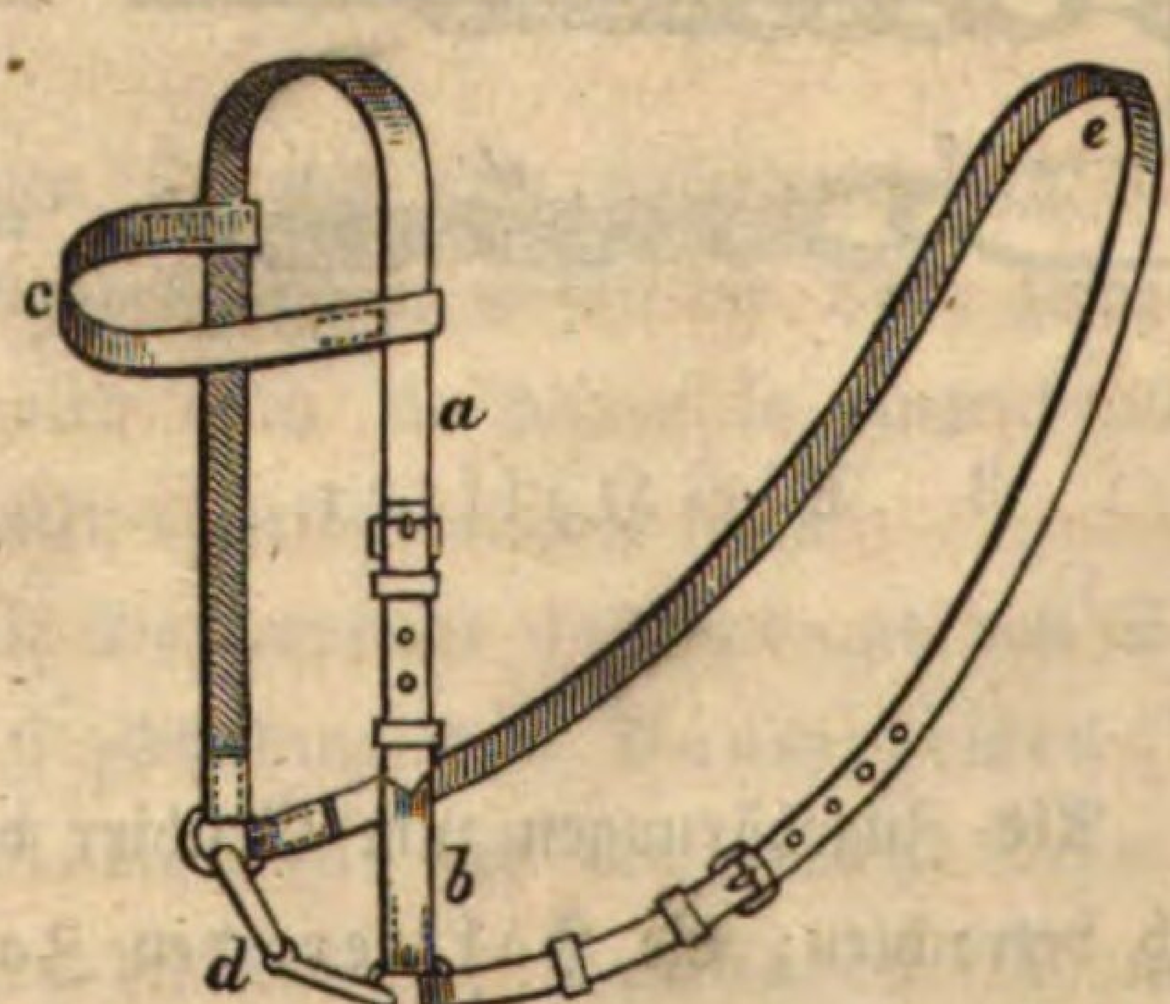
Die Halfter muß mit Schnallen versehen sein, damit man sie nach Erforderniß enger und weiter schnallen kann. Sie muß überall am Kopfe anliegen, ohne ihn übrigens zu drücken. Der Kehlriemen darf nur lose angeschnallt werden, weil er sonst die Kehle preßt und die freie Bewegung des Kopfes hindert. Pferden, die einen mangelhaften Ansatz des Kopfes haben, läßt man den Kehlriemen ziemlich weit, wodurch sich der Mangel etwas verdeckt.

Zweckmäßig ist es sich zum Anbinden der Pferde leinener Halftern zu bedienen; sie sind leichter als die ledernen und wohlfeiler.

Bei dem gewöhnlichen Fuhrwerk und bei dem landwirthschaftlichen Fuhrwerk überhaupt, sind die Halftern mit Ringen zur Aufnahme des Zaums versehen. Letzterer, der Zaum, ist ganz einfach. Er besteht aus dem Gebiß, welches quer im Maule des Pferdes liegt, und auf jeder Seite einen Knebel trägt, durch welchen es in den Ring der Halfter befestigt wird; und aus den Zügeln, welche oben vereinigt und auf dem Kummet des Pferdes befestigt sind.

An den Halftern sind zuweilen Augenleder angebracht, runde oder viereckige Leder, welche das Pferd verhindern zur Seite und rückwärts zu blicken. An landwirthschaftlichen Fuhrwerken sollte man sie nicht haben.

4. Die Trense.

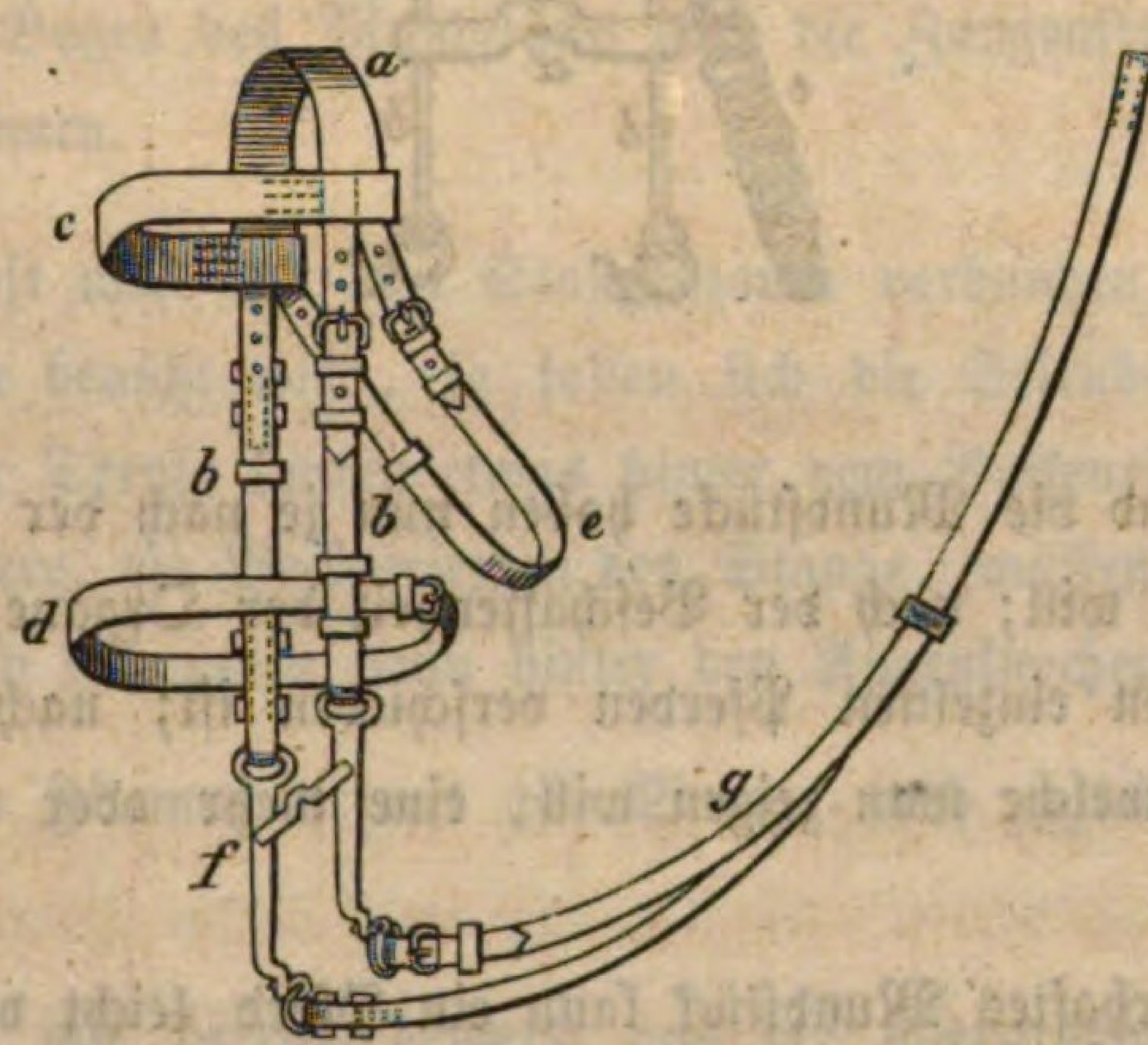


Die Trense ist eine Verbindung der Zügel und der Halfter. Sie besteht fast aus denselben Stücken, wie die Halfter, nämlich aus dem Kopfstück (a), dem Ganaschenband (b), dem Stirnband (c), dem Gebiß (d) und den Zügeln e.

Diese einfachste Art der Trense, ohne Nasenriemen und Kehlband, nennt man auch Unterlegtrense, weil sie häufig mit dem Stangenzaum zugleich angelegt wird.

Die bei der Kavallerie sogenannte Wassertrense hat einen Kehlriemen, ist jedoch ohne Nasenband. An den Trensen, welche der Landwirth zum Reiten gewöhnlich braucht, fehlt auch das letztere nicht.

5. Der Zaum.



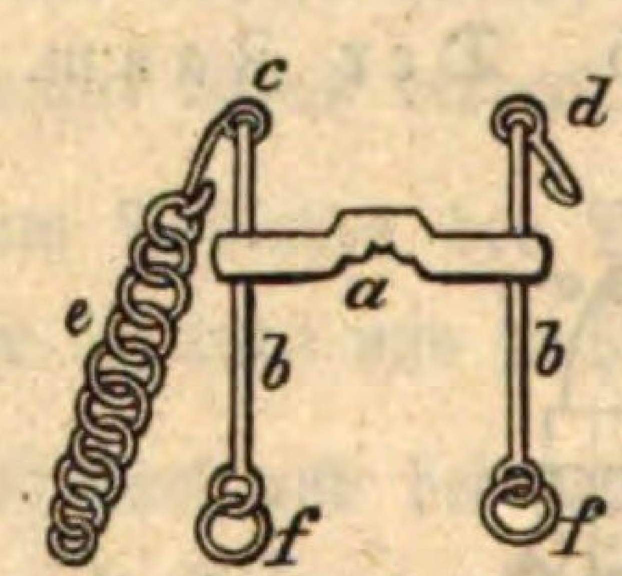
Der Zaum, Stangenzaum auch die Kandare genannt, dient zur Leitung der Kutschen- und Reitpferde. Bald ist eine Trense damit verbunden, bald auch nicht. In letzterm Falle kann eine Unterlegtrense dazu benützt werden.

Durch den Stangenzaum ist man im Stande eine viel größere Gewalt auf das Pferd auszuüben, als durch die Trense; deßhalb ist derselbe auch beim Reiten und Fahren mit wohlgenährten, kräftigen Pferden unentbehrlich. Es besteht ähnlich der Trense aus dem Kopfgestell (a—e), dem Gebiß (f) und den Zügeln (g).

Das Kopfgestell ist mit Stirnband (c), Nasenband (d) und Kehlriemen (e) versehen, und unterscheidet sich von der Halfter nur durch eine im Allgemeinen elegantere Anfertigung, schmaleres Lederzeug u. dgl.

Die Hauptabweichung des Stangenzaums von der Trense liegt in der Form des Gebisses, und es ist dieses Gebiß zugleich der Sitz seiner Kraft und Wirksamkeit.

Derselbe besteht wie nachstehende Figur versinnlicht aus den Bäumen (bb), dem Mundstück (a) und der Kinnkette (ec). In der Mitte hat das Mundstück eine Ausschweifung, die sogenannte Zungenfreiheit (a). Die Bäume sind mit dem Mundstück zusammen geschmiedet. An dem untern Theile der Bäume, dem sogenannten Unterarm oder Anzug (ff), werden die Zügel befestigt, an dem entgegengesetzten Ende, dem Oberarm, der Backenriemen angeschnallt und die Kinnkette eingehängt.



Die Bäume und die Mundstücke haben nun je nach der Kraft, die man dem Stangenzaume geben will; nach der Beschaffenheit der Organe, auf die er wirken soll, und die bei den einzelnen Pferden verschieden ist; nach der größern oder geringern Eleganz, welche man zeigen will, eine mehr oder minder abweichende Form.

Durch ein fehlerhaftes Mundstück kann ein Pferd leicht verdorben und hartmäulig gemacht werden. Je dünner das Mundstück und je größer dessen Zungenfreiheit ist, desto schärfer, wirksamer wird das Gebiß. Um seine Wirksamkeit noch zu vermehren, macht man die Mundstücke, welche gewöhnlich abgerundet sind, auch eckigt und gibt dem Bogen der Zungenfreiheit eine verschiedene Gestalt. Je größer und höher der Bogen ist, desto schärfer wirkt das Gebiß. Pferde mit niedern runden Laden, mit dicken Zungen, dicken Lippen sind im Maule unempfindlicher als solche, mit scharfen, hohen Laden, und vertragen ein schärferes Gebiß. Weichmäuligen Pferden gibt man dicke abgerundete Mundstücke, die wohl auch noch in der Mitte ein Gelenke oder einen Ring haben, gleich dem Trensengebiß.

Außer dem Mundstück trägt die Form und die Länge der Bäume zur Verstärkung der Wirkung des Zaumes bei. Diese können nämlich gerade, gebogen, halbmondförmig, winkelförmig oder geschweift sein; je länger der Untertheil der Bäume ist, desto größer ist der Druck, den man damit auf die Kinnlade des Pferdes ausüben kann.

Die Kinnkette geht unter dem Kinn durch und drückt beim Anziehen der Zügel auf die Kinngräte. Sie wird beim Anlegen des Zaumes so eingehängt,

daß man noch zwei Finger zwischen die Kette und die hintere Kinnlade bringen kann; sie muß in der Kinnkettengrube liegen.

Das Kopfgestell des Zaumes soll, wie die Halfter, sich genau den Formen des Kopfes anschmiegen, ohne ihn zu drücken. Die Stange soll genau der Maul-Breite des Pferdes entsprechen, darf weder die Lippen drücken, noch seitlich weit vorragen. Das Mundstück soll beiläufig einen Zoll über dem untern Hackenzahn und bei Stuten so weit über der Stelle, wo dieser Zahn sitzen würde, liegen. Sollte es in dieser Lage den obern Hackenzahn berühren, so muß es noch höher gelegt werden, weil die Berührung der Hackenzähne schmerzhaft ist und bei empfindlichen Pferden der Reiter in Gefahr gerathen kann, daß das Pferd unbändig wird. Der Bogen des Mundstücks oder die Zungenfreiheit muß über die Zunge zu liegen kommen.

Wenn die Trense nicht mit dem Stangenzaum verbunden ist und eine sogenannte Unterlegtrense benützt wird, so sollen sich die Stirnbänder genau decken; die Backenriemen der Trense laufen etwas hinter dem Backenriemen des Stangenzaumes herab. Letztere, die Backenriemen der Stange, müssen gerade zur Maulspalte herabgehen und bekommen dann hinter den Augenknochen ihre Lage.

Bei den meisten Zäumen ist mit der Stange auch zugleich eine Trense verbunden.

Der Zaum ist, wie bereits bemerkt von der allergrößesten Verschiedenheit. Der Tartar und der arme Beduine bedienen sich dazu eines Strickes, den sie dem Pferde durch das Maul ziehen, der reiche Emir schmückt den Zaum seiner Pferde mit Muscheln und verziert ihn mit Gold und Silber. Die Formen des Zaumes, seine mehr oder minder wesentlichen Abweichungen von dem von uns angegebenen Zaume würden, selbst bei flüchtiger Abhandlung, einen großen Raum in Anspruch nehmen, und wir beschränken uns auf diese kurze Betrachtung derselben.

Eine besondere Art des Zaumes dürfen wir jedoch nicht mit Stillschweigen übergehen, da er wesentlich von dem gewöhnlichen Zaume abweicht, nämlich den sogenannten Kappzaum; er unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Zaume hauptsächlich durch eine Kappe, welche quer über dem Nasenbein liegt, und durch die Abwesenheit des Gebisses. Die Kappe ist entweder von Leder, einem runden ausgestopften Lederwulste oder auch von Eisen. Die eiserne Kappe ist ein nach der Form der Nase gebogenes Stück Eisen, das je nachdem man eine größere oder geringere Wirkung verlangt, entweder platt, oder hohl, oder halb zusammengebogen ist mit gezahnten Rändern. Die platten Kappzäume oder die ledernen sind die Besten; die eisernen Kappen mit gezahnten Rändern sind nicht zu empfehlen und können höchstens bei ganz rohen Thieren gebraucht werden, weil sie die Haut auf-

reißen. Die Kappe hat an den beiden Enden und in der Mitte Ringe an welchen man die Longe (Laufband) befestigt.

Der Kappzaum ist, wenn er zweckmäßig gebraucht wird, ein treffliches Mittel, junge wilde und unbändige Pferde zu dressiren. Da die Nase weniger empfindlich ist als die Laden, so gehorcht ein Pferd, das mit dem Kappzaum dressirt wird, dem Zaum, der auf die Laden wirkt, nachher um so williger. Für junge angehende Reiter ist der Gebrauch des Kappzaumes aber nicht zu empfehlen, weil sie sich gern eine schwere Hand dabei angewöhnen.

Der Kappzaum wird gewöhnlich bei Beschälhengsten zum Bedecken oder bei jungen unbändigen Hengstfüllen zum Vorführen angewendet. Leider wird damit von rohen, ungeschickten Führern gern Mißbrauch getrieben und die Pferde durch starkes übelangebrachtes Schnellen mißhandelt.

Die Zügel zum Leiten der Wagenpferde sind dem Zaume ähnlich, die Stange ist dieselbe wie beim Reitpferde und wird nach der Natur des Pferdes, der Beschaffenheit des Maules bald stärker bald schwächer gemacht. Die Zügelriemen sind natürlich so lang, als die Entfernung des auf dem Bocke der Kutsche sitzenden Fuhrmannes es erfordert.

So einfach die Zügel auch an und für sich sind, so dauerte es doch lange bis sie die Einrichtung hatten, die jetzt allgemein üblich ist und die als Kreuzzügel bezeichnet wird. In Italien sollen diese zuerst in Gebrauch gekommen sein. Im Anfange hatte nur eines der beiden Pferde Zügelriemen, und zwar das linke oder sogenannte Sattelpferd. Das rechts gehende oder Beipferd war mit dem Zaume an das Kummet oder den Brustriemen des Sattelpferdes beigehängt. Man sieht diese ursprüngliche Einrichtung des Leitapparats noch häufig bei dem landwirthschaftlichen Fuhrwerk. Nach links leiten sich die Pferde durch diese Vorrichtung zwar sehr gut, weil das rechts gehende Pferd angehängt ist und dem Leitpferde folgen muß. Dagegen geht es nach rechts viel schwieriger, weil das rechts gehende Pferd gleichsam weggeschoben wird, dabei das Leitpferd auch noch die Deichsel nach rechts drücken muß, was dessen Leistung vermehrt und die Lenkung überhaupt schwerfällig, unsicher und für das Leitpferd äußerst mühsam macht. Wie oft hat man nicht Gelegenheit zu sehen, wie die Leitpferde landwirthschaftlicher Fuhrwerke von rohen Führern mißhandelt werden, wenn sie den mit dem einfachen Leitapparat an sie gestellten Anforderungen nicht auf der Stelle entsprechen!

Um den Unbequemlichkeiten und Mängeln des einfachen Leitapparates zu entgehen, gab man jedem Pferde ein Paar Zügel, so daß man nun die beiden Pferde, jedes durch einen besonderen Zügelriemen leiten konnte. Der Führer

bekam aber dabei vier Zügel zu fassen, wodurch die pünktliche und leichte Führung erschwert wurde.

Ein glücklicher und nahe liegender Gedanke war es, die rechts und links ziehenden Zügel mit einander zu verbinden, wodurch der Kutscher nur zwei Zügelriemen in die Hand bekam, und mit einem Riemen beide Pferde zu gleicher Zeit links, mit dem andern rechts ziehen konnte: so war der Kreuzzügel gefunden. Allein auch hier kam man nicht gleich auf die zweckmäßigste Einrichtung; zuerst begnügte man sich, den rechten Zügel des linken Pferdes an das Kummet des rechten Pferdes und den linken Zügel des rechten Pferdes an das Kummet des linksgehenden Pferdes anzuhängen, so daß beim Wenden nach links das links gehende Pferd das andere nachziehen konnte, und umgekehrt beim Wenden rechts das rechte Pferd das linke nach sich zog. Erst nach und nach kam man auf den Gedanken die Zügel zu vereinigen und ihnen die heutige Gestalt zu geben. So theilen sich nun die Zügel auf dem Rücken der Pferde; die äußeren Zügel gehen gerade aus an die Stange, während die innere durch einen Ring an dem Kummet laufen und von da erst an die Stange des andern Pferdes gehen. Die innern sind um etwa 6 Zoll kürzer als die äußern. An dem Kopfstück des Zaumes der Wagenpferde sind Blendleder (Augenleder) angebracht.

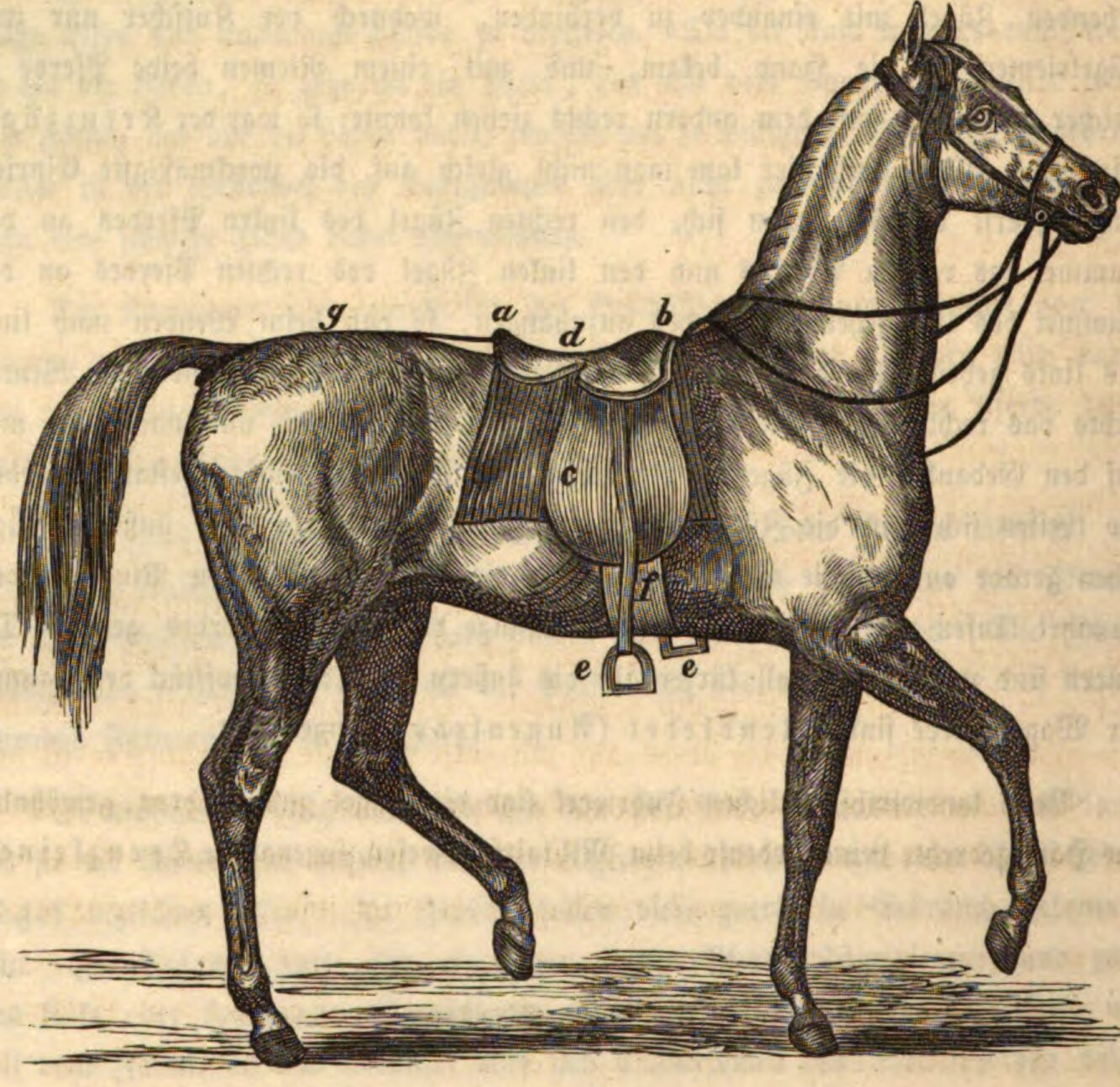
Beim landwirthschaftlichen Fuhrwerk sind die Zügel zum Fahren gewöhnlich aus Hanf gedrehte Leinen, ebenso beim Militairfuhrwesen, sogenannte Kreuzleinen.

6. Der Sattel.

Nachdem wir das Geschirr des Fuhrpferdes betrachtet haben, glauben wir auch das Reitzeug oder den Sattel berühren zu sollen.

Der heutige Reitsattel ist zusammengesetzt aus einem hölzernen Gerippe und der Bekleidung, die aus Leder und Leinwand besteht; ersteres gibt ihm Festigkeit, letztere die gehörige Biegsamkeit und Zartheit, damit er den Rücken des Pferdes nicht verletzt und dem Reiter einen bequemen Sitz darbietet.

Das hölzerne Gestell des Sattels besteht aus zwei Bogen, welche Sattelbäume heißen, und zwar hat man an jedem Sattel deren zwei, einen vordern und einen hintern. Von der Form dieser Bogen oder Bäume hängt die Gestalt des Sattels ab. Sie sind durch die Stege, zuweilen auch Schaufeln genannt, mit einander verbunden.



Ueber dieses Gerippe ist ein Polster gespannt, welches bestimmt ist, dem Reiter einen bequemen Sitz und dem Sattel eine weiche Lage auf dem Rücken des Pferdes zu verschaffen. Der hintere Rand des Sattels heißt der After (a), der vordere der Sattelknopf (b). Auf beiden Seiten sind die Satteltaschen oder Sattelblätter (c) angebracht, welche bestimmt sind, die Schnallen der Steigbügel und der Untergurte zu bedecken und dem Knie des Reiters einen bequemen Anlehnungspunkt zu verschaffen.

Die Wölbung des Sattels ist inwendig mit dem Sattelkissen, einem dünnen aus Leinwand oder Baumwollenzeug angefertigten Polster bekleidet, und schützt den Rücken des Pferdes gegen Verletzungen. Die obere Fläche des Sattels oder der Sitz des Reiters (d) wird gleichfalls gepolstert und mit Leder überzogen.

Zu beiden Seiten sind die Steigbügel (ee) angebracht und vermittelst der sogenannten Kloben, eiserne Klammern an den Stegen befestigt. Sie lassen sich vermittelst des Steigbügelriemens verlängern und verkürzen.

Der Steigbügel ist aus Eisen oder anderem Metall verfertigt und besteht aus dem Bügel und dem Steg. Dieser dient dem Fuße zur Stütze, während jener den Fuß umgibt und den Steg zu beiden Seiten hält. Die Mode hat die Form des Steigbügels auf mancherlei Weise verändert; die Hauptsache bleibt indeß die, daß der Steg nicht zu schmal und nicht zu glatt sei, damit sich der Fuß mit Leichtigkeit darin erhält.

Die Türken und Araber, wie überhaupt alle Orientalen, tragen keine Sporen, die Steigbügel müssen dieselben ersetzen. Deßhalb sind diese im Stege nach Art eines Pantoffels geformt, die hintere Kante reicht noch über die Ferse des Reiters hinaus und ist scharf. Diese Kante dient ihnen statt des Sporns; viele orientalische Pferde tragen Schnitt-Spuren an sich, welche von dem Gebrauche des Steigbügels als Sporn herrühren.

Zur Befestigung des Sattels auf dem Rücken der Pferde dienen die Gurten. Der Untergurt (f) ist an dem Gerippe des Sattels angemacht und wird mit mehreren Schnallen und Strippen zugemacht. Der Obergurt wird blos über den Sattel gelegt und in der Regel nur mit einer Schnalle angezogen; er ist nicht von wesentlicher Bedeutung, kann allenfalls entbehrt werden, trägt aber doch zur größeren Sicherheit des Reiters bei. Die Gurten werden aus Leinen, Wolle oder Seide gewirkt, und sind da, wo die Schnallen befestigt sind, zu größerer Haltbarkeit mit Leder überzogen.

Als Zubehörden des Sattels sind das Hinterzeug oder der Schweifriemen (g) und das Vorderzeug (h) anzuführen. Sie dienen dazu den Sattel in seiner Lage zu erhalten, sind aber bei einem gutgebauten Pferde nicht gerade nothwendig. Das Vorderzeug besteht in einem Riemen, der über die Brust der Pferde läuft und zu beiden Seiten des Sattels angeschnallt wird; ein zweiter Riemen wird am Untergurt befestigt, geht zwischen den Vorderbeinen durch, und vereinigt sich hier mit dem Brustriemen.

Man unterscheidet mehrere Arten von Sätteln, namentlich den deutschen, den französischen, den englischen und den ungarischen Sattel. Die beiden ersten sind schwerer gebaut als die letztern und mit erhöhtem After und Sattelknopf. Der englische Sattel ist leicht und flach; der ungarische ist dem letztern ähnlich, jedoch etwas schwerer und der Sitz durch Bauschen, welche hinten und vorn den Sattel erhöhen, bequemer.

Der Sattelknopf war in früheren Zeiten hoch und mit mancherlei Zierrathen versehen; man kam jedoch davon zurück, weil beim Stürzen des Pferdes ein hoher Sattelknopf für den Reiter gefährlich werden kann.

Den alten Völkern war der eigentliche Sattel unbekannt; sie bedeckten die Pferde mit Polstern, Decken und Thierhäuten. Erst im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung finden sich die Spuren des heutigen Sattels.

Im Mittelalter reichte der Sattel hinten und vorne in die Höhe und schloß den Reiter bis an die Lenden ein. Ein Ritter mit seiner vollständigen Rüstung auf diese Art in einem Sattel sitzend, war schwer aus demselben heraus zu heben und es war die Hauptabsicht beim Kampfe, sowohl beim Turnier, als in der Schlacht, den Gegner durch einen heftigen Stoß aus dem Sattel auf die Erde zu werfen.

Eine besondere Art des Sattels ist der Damensattel, dessen sich die Frauen zum Reiten bedienen. Er ist so eingerichtet, daß man nicht mit gespreizten Beinen, sondern quer auf dem Pferde sitzt, mit dem Gesichte nach der linken Seite gewendet. Der linke Fuß ruht in einem gewöhnlichen Steigbügel; der rechte Fuß wird in einem pantoffelartigen, kurz geschnallten Bügel gesetzt und das rechte Knie ruht in einer, vorne auf der linken Seite des Sattels angebrachten Gabel. Der Sattel ist breiter als ein gewöhnlicher Sattel, eben, und häufig auf der rechten Seite mit einem Rand umgeben, wodurch der Sitz bequemer und zugleich sicherer wird.

An dem hintern Ende des Sattels befinden sich Schnürriemen, welche auf Reisen zum Aufschnallen des Gepäcks dienen, das gewöhnlich in einem Sack von Tuch oder Leder, dem Mantelsack, mitgeführt wird. Derselbe soll allezeit auf einem Kissen oder wenigstens auf einer Decke ruhen, um das Pferd nicht zu drücken; er hat eine Längsöffnung, die jederzeit oben auf zu liegen kommt. Beim Militär ist es genau vorgeschrieben, was der Mantelsack enthalten soll; ein Reisender nehme immerhin so wenig Gepäck als möglich mit auf den Weg. Von Wichtigkeit ist es, daß das Gewicht des Mantelsacks mit seinem Inhalte gleichmäßig vertheilt sei und besonders den Rückgrat des Pferdes nicht drücke.

Die Satteldecke dient dazu den Reiter gegen den Schweiß des Pferdes zu beschützen, wohl aber auch häufig nur zur Zierde. Sie wird entweder beim Satteln unter den Sattel auf den Körper des Pferdes gelegt, oder auch über den Sattel geworfen und mit dem Obergurt festgeschnallt. Sie kann von Pelzwerk, von Tuch, Casimir und ähnlichen Stoffen, auch von Sammt oder Seide sein. Bei der Cavallerie haben die Satteldecken gewöhnlich die Regimentsfarben.

Bei Militärpferden werden die Pistolenholftern über den Sattelknopf gehängt; bei Fuhrmannspferden trifft man häufig an dem Sattel einen Haken, der zum Einhängen der Zügelriemen dient und Entenhaken genannt wird.

Der Sattel, welcher gegenwärtig am meisten von Civilreitern gebraucht wird, ist der nach der Art des englischen Sattels gebaute, welcher am leichtesten ist, das Pferd am wenigsten belästigt und zugleich sehr elegant aussieht. Die allzu

große Leichtigkeit hat den Nachtheil, daß der Sattel hart und der Sitz des Reiters nicht sehr bequem ist. Man sucht diesen Nachtheil natürlich durch entsprechende Abänderungen in dem Baue des Sattels zu entfernen.

Elftes Kapitel.

Von den Geräthen.

Ueber die Entstehung und allmählige Ausbildung der Transportwerkzeuge belehrt uns die Geschichte der Menschheit, wie wir sie bis jetzt besitzen, nicht, und wir müssen uns mit bloßen Vermuthungen begnügen. Der Erste, der die Last, die er nicht tragen konnte, auf dem Boden hin schleifte, darf als der erste Erfinder oder Anreger zur Erfindung der Transportmittel angesehen werden. Der menschliche Geist steht nie stille; ein Gedanke, der einmal angeregt ist, bildet sich weiter, vervollkommnet sich und aus einer im Anfang geringfügigen Idee entsteht nach und nach eine Reihe wichtiger und großartiger Erfindungen. So auch mit den Transportwerkzeugen.

In waldigen Gebirgsgegenden dient heute noch ein mit seinen Zweigen versehener Baumast zum Abwärtsbringen mancherlei Gegenstände, statt des Schlittens. Im Norden, ja selbst in Ländern der gemäßigten Zone in schneereichen Wintern, vertritt der Schlitten die Stelle unserer Wagen; und zwar häufig mit Vortheil. Denn auf dem Schnee, wo die Räder eines Wagens einsinken würden, läßt der Schlitten kaum eine Spur zurück, und auf dem Eise ist ein Schlitten leichter zu bewegen als ein Wagen. Mit ausschließlicher Anwendung der Schlitten verrichten die Bewohner der kalten Zone ihre Arbeiten, und bespannen sie, je nach der ihnen zu Gebote stehenden Hausthiere: die Grönländer und Eskimos mit Hunden, die Lappen mit Rennthieren, die nördlich wohnenden Russen mit Pferden.

Bei uns ist die Anwendung des Schlittens beschränkt und nur für einige wenige Arbeiten gebräuchlich.

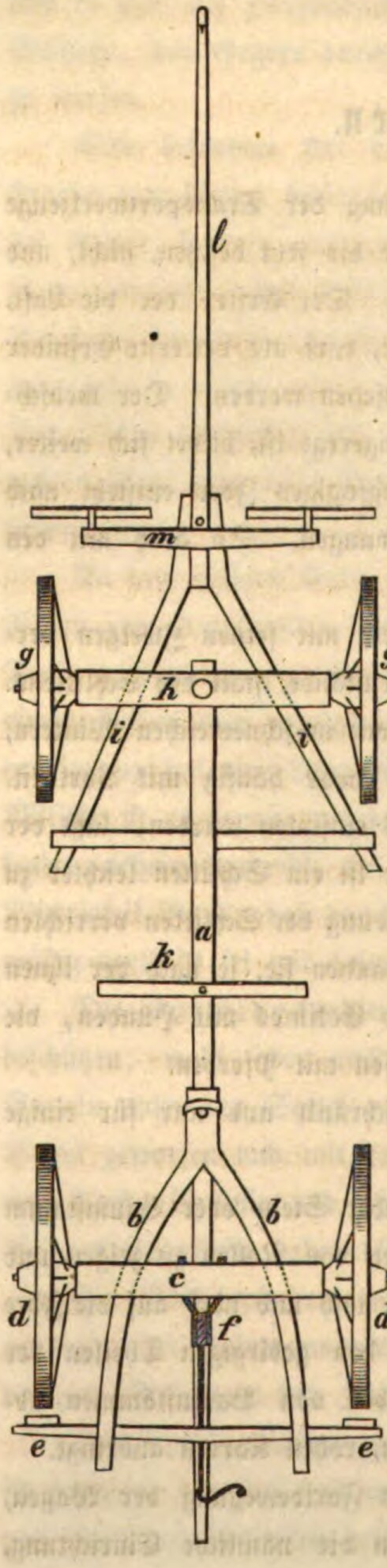
Ein zufällig unter den Schlitten gerathener runder Stein oder Baumstamm war geeignet dem aufmerksamen Beobachter den Nutzen von Rollen zu zeigen und deren Anwendung herbeizuführen. Die Rollen mögen nach und nach auf die Idee der Räder gebracht haben. Man hat heute noch in den gebirgigen Theilen der europäischen Türkei Gegenden, wo man runde Scheiben von Baumstämmen abschneidet und sie statt der Räder an den ungestaltenen, rohen Karren anbringt.

Uebrigens kennt man die Räder, zur leichteren Fortbewegung der Wagen, schon seit dreitausend Jahren, sie hatten damals schon die nämliche Einrichtung,

wie unsere heutigen Räder; nur die Herstellung und die Art der Anfertigung hat sich vervollkommnet.

Die Fuhrwerke, die der Landwirth gebraucht, sind: der zweirädrige und der vierrädrige Wagen; der erstere wird auch Karren genannt.

An einem vierrädrigen Wagen sind folgende Theile:



a. der Langbaum, welcher den Vorder- und Hinterwagen mit einander verbindet;

bb. die hintern Bracken; sie sind durch einen Ring und einen eisernen Nagel auf dem Langbaum befestigt, jedoch so, daß man sie auf demselben hin und hergleiten lassen und dadurch den Wagen länger oder kürzer machen kann.

c. Die hintere Achse; sie ist mit dem Achsenstock bekleidet; auf demselben liegt das Bett, das an beiden Enden Löcher zur Aufnahme der Arme oder Rungen hat, und deßwegen auch Rungenstock genannt wird. Zwischen dem Bett und dem Achsenstocke ist eine Oeffnung, durch welche der Langbaum geht.

dd. Die hintern Räder.

ee. Der Hemmapparat oder die Bremse, zum Hemmen der Räder. Die Bremse ist durch eine eiserne Stange, welche sich bei f in einer Schraubenmutter bewegt, mit dem Achsenstock verbunden und kann durch Umdrehen der Kurbel von den Rädern entfernt oder denselben genähert werden.

gg. Die Vorderräder.

h. Die Achse des Vorderwagens; sie ist wie die Hinterachse mit dem Achsenstocke und dem Bette, versehen. Letzteres enthält jedoch keine Löcher für die Arme, sondern diese befinden sich auf dem Lenkschemel, welcher beweglich ist und auf dem Bett liegt. Der Vornagel (Schemelnagel) geht durch den Schemel, das Bett und den Achsenstock und hält zugleich den Langbaum. Die Oeffnung

zwischen Bett und Achsenstock muß so weit sein, daß sich der Langbaum nach links und rechts drehen läßt. Der Schemel ist ebenfalls in horizontaler Richtung drehbar.

ii. Die Vorderbracken oder -Arme; vorne laufen sie schmal zusammen und nehmen die Deichsel auf; an ihrem hintern Ende tragen sie das Lenkscheit, ein schmales Stück Holz, das unter dem Langbaum liegt und beim Drehen des Vorderwagens unter demselben hin- und hergleitet; es gibt der Deichsel die gehörige Stellung.

k. Die Unterbrücke; sie dient dazu den Brettern eine weitere Unterstützung zu geben. An beiden Enden trägt sie kleine Arme; sie wird mit einem verstellbaren Nagel auf dem Langbaume festgehalten.

l. Die Deichsel. Die einfache Deichsel ist zum Anspannen zweier Pferde eingerichtet. Wenn nur ein Pferd eingespannt wird, muß sie durch eine Gabeldeichsel ersetzt werden. In ebenen Gegenden sieht man jedoch auch häufig ein Pferd an einer einfachen Deichsel den Wagen ziehen.

m. Die Wage mit den Siel- (Ort-) scheiten. Die Wage wird durch den Zugnagel gehalten und ist beweglich. An dem vordern Ende der Deichsel ist die Steuerkette angebracht, und wann mehr als zwei Pferde angespannt werden, so wird vorne an der Deichsel die Gliederwage (S. 269) für die vordern Pferde angehängt.

Die Hemmgabel ist eine Stütze, welche an der Achse des Hinterwagens beweglich angebracht ist und mit einem Ende, an welchem sie mit zwei starken kurzen eisernen Zinken versehen ist, auf dem Boden schleift. Sie dient dazu den Wagen beim Bergauffahren aufzuhalten, wenn man die Pferde ruhen lassen will, oder wenn etwas an den Pferden zerreißt und der Wagen rückwärts zu gehen droht. Man hat die Hemmgabel an Reisewagen, Kutschen und leichtem Fuhrwerk; jedoch auch zur Sicherheit bei dem großen Frachtwagen. Bei dem landwirthschaftlichen Fuhrwerk ist sie wenig in Gebrauch. Man wirft ihr vor sie verwöhne die Pferde, indem diese leicht die Gewohnheit annehmen bei jeder Schwierigkeit rückwärts zu gehen.

Dieser Wagen, der mit unwesentlichen Modificationen fast überall in Deutschland gebräuchlich ist, kann leicht zu den verschiedenen Bedürfnissen des landwirthschaftlichen Transportes eingerichtet werden.

Zum Transport von Heu, Getreide, Stroh und dergl. leichten Materialien hat man Leitern, die 15 bis 20 Fuß lang und $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch sind. An den Enden werden sie durch leichte Querstangen, die mit eisernen Ringen versehen sind, auseinander gehalten. Die Arme oder Stangen werden dabei durch die Leisten- oder Lünsenstöcke unterstützt, welche auf dem äußersten Ende der Achse ruhen und oben an die Leiter oder den Rungen befestigt sind. Die Länge

und Höhe der Leitern hängt von der Stärke der Ladung ab. Je nach der Länge der Leitern wird der Wagen länger oder kürzer gemacht.

Zum Transport von Frucht in Säcken hat man kurze und niedere Leitern, die jedoch besser durch Bretter ersetzt werden.

Die Bretter haben nach der Beschaffenheit der Gegenstände, die man zu verfahren hat, verschiedene Dimensionen. Zu schweren Dingen, wie Mist, Erde, Rasen, genügt eine Breite von 1½ Fuß bei 12 bis 14 Fuß Länge. Man hat sie in Kiefern-, Tannen- und Pappelholz. Die Bretter von Pappelholz sind ausnehmend leicht und zäh, sie saugen jedoch gern viel Wasser ein, und müssen deßwegen vor allzu großer Nässe bewahrt bleiben. An den Enden sollen sie mit Eisen beschlagen sein, damit sie nicht aufreißen.

Zum Nachhausebringen der Kartoffeln bedient man sich am besten des Kastens. Dieser besteht aus einem Gestell von leichtem Holz verfertigt, der inwendig mit ganz dünnen Brettern beschlagen, an den Enden ebenfalls verschlossen ist und statt der Leitern oder Bretter auf den Wagen gesetzt wird. In der Mitte des Kastens ist seitlich eine Oeffnung angebracht, die mit einem Schieber versehen ist, durch die das Abladen sehr bequem geschehen kann.

Ein einziger Mann ist im Stande einen solchen Kasten auf den Wagen zu bringen oder ihn herunter zu nehmen. Die Säcke, welche viele Landwirthe noch zur Erndte der Kartoffeln gebrauchen, sind viel kostspieliger und zu gleicher Zeit viel unbequemer; sie verlangen zum Laden starke und kräftige Männer, während Kinder und Frauen die Kartoffeln in einen solchen Kastenwagen schütten. Zwar hat man durch Säcke ein ziemlich genaues Maaß seiner Erndte; man kann dasselbe aber auch ziemlich genau durch die Kasten erreichen, wenn man nur die Vorsicht gebraucht, sie im Anfange genau zu messen.

Diese Kasten sind auch sehr bequem zum Ausfahren von Kalk, Gyps, Asche, sowie zum Transport von Steinkohlen und Torf.

Hat man Fässer zu transportiren, wie solches bei Brennereibesitzern häufig vorkommt, so legt man statt der Bretter oder Leitern zwei runde, starke und gerade Stangen von entsprechender Länge und gleicher Dicke auf den Wagen. Diese Stangen, Rundbäume, können von Birken-, Tannen- oder Lärchenholz sein.

Um Bauholz oder andere lange Baumstämme zu fahren, trennt man den Hinter- von dem Vorderwagen und rückt sie auseinander. Auf diese Art ist es möglich Stämme von 60 und mehr Fuß Länge zu transportiren.

Der Hemmapparat kann auch vor den Hinterrädern angebracht werden. Die Schraube, durch welche derselbe den Rädern genährt wird, befindet sich in diesem Falle ebenfalls hinter dem Wagen über dem Langbaum. Diese Art die Schraube anzubringen hat die Unbequemlichkeit, daß der Fuhrmann, wenn er hemmen will, die Pferde verlassen und sich hinter den Wagen begeben muß. Deß-

halb hat man sie an vielen Fuhrmannswagen zur Seite, oder auch am Vorderwagen angebracht, so daß der Fuhrmann während des Fahrens und nach Belieben die Bremse wirken lassen kann.

An Postwagen, Omnibus und dergleichen Wagen befindet sich die Kurbel zum Regieren der Bremse zur Seite des Kutscherbockes.

Die Bremse ist eine Erfindung der Neuzeit, sie gehört in Bezug auf die Landwirthschaft zu den nützlichsten Verbesserungen der Transportwerkzeuge. Sie konnte aber erst entstehen, nachdem das Eisen billiger, seine Anwendung allgemeiner, und die Kunst es zu verarbeiten, verbreiteter geworden war. Eine Schraube in Eisen zu schneiden, war vordem mühsam und nur in großen Werkstätten ausführbar; heute werden sie von jedem kleinen Mechaniker, ja selbst von intelligenten Dorfschmieden hergestellt.

Durch das Bremsen mittelst dieser vervollkommneten Hemmapparate werden die Pferde wesentlich geschont; zumal da durch dasselbe ein stärkeres oder schwächeres Hemmen erreicht werden kann, und man also selbst bei geringer Neigung der Straße ein entsprechendes Hemmen anwenden kann. Die Pferde verderben sich mehr beim Aufhalten der Wagen bergabwärts, als beim Ziehen bergan.

Die früheren Hemmapparate waren bekanntlich die, immer noch in vielen Gegenden üblichen und unter manchen Verhältnissen sich bewährenden Radschuhe, welche von Holz oder von Eisen sein können. Sie sind auf Kunststraßen zum Hemmen überall geboten. Bei den hölzernen wird der beabsichtigte Zweck der Schonung der Chausseen zwar erreicht, bei den eisernen jedoch weniger.

Das Sperren leichter Ladungen auf abschüssigen Feldern wird durch eine Kette erreicht, die man an den Langbaum befestigt und mit der man ein Rad des Hinterwagens vollständig sperrt. Je länger die Kette ist, desto stärker wirkt die Hemmung. An steilen Abhängen werden zwei Hinterräder auf diese Art gehemmt, in einzelnen Fällen wohl auch noch eins der vordern, wenn nicht gar alle zwei. Da die Last beim Bergabwärtsfahren hauptsächlich auf den Vorderwagen drückt, so wirkt ein Hemmen der Vorderräder viel stärker als das Hemmen der Hinterräder.

Der einfachste, ursprüngliche und noch ausnahmsweise vorkommende Hemmapparat ist wohl der sogenannte Klappersteckem; ein starker, dabei biegsamer Stock, welcher durch die Speichen der Hinterräder gesteckt wird. Beim Fortfahren gibt der Stock nach und springt auf die nächste Speiche über, was ein Geklapper verursacht, das man auf große Entfernungen hören kann.

Zu den wichtigsten und einflußreichsten Theilen des Wagens in Bezug auf die leichtere oder schwerere Fortbewegung desselben gehören die Räder. Das Hauptbestreben in dem Bau der Räder muß dahin gehen, die Reibung auf der Achse möglichst zu verringern.

Die Reibung zweier polirten Flächen auf einander steht in geradem Verhältniß zu dem Druck, den die Last auf sie ausübt. Dieses Verhältniß beträgt $1/_9$—$1/_3$ des Druckes der Last in Gewicht ausgedrückt und verändert sich nach der Beschaffenheit und der Natur der sich reibenden Flächen. Die Reibung von Holz auf Holz beträgt $1/_4$ bis $1/_3$ des Druckes der Last, während die Reibung zwischen Eisen und Kupfer bei gehöriger Einschmierung nicht mehr als $1/_{30}$ beträgt. Deßwegen sind eiserne Achsen, welche sich in kupfernen Büchsen bewegen, für Räder am vortheilhaftesten. Die eisernen Büchsen, wenn sie glatt sind und genau zu den Achsen passen, sind wenig von diesen verschieden.

Die Reibung ist auch desto geringer, je kleiner die Flächen sind, die sich aufeinander reiben. Da die eisernen Achsen dünner sind als die hölzernen, sind sie letztern auch noch aus diesem Grunde vorzuziehen.

Die Reibung der Achsen in den Büchsen der Räder ist von geringerer Bedeutung als der Widerstand, den die Räder auf dem Boden der Straßen zu überwinden haben. Dieser Widerstand ist natürlich von der Beschaffenheit der Straße bedingt, auf welcher sich das Rad bewegt. Ein Versuch, den man mit einem vierrädrigen Wagen, welcher mit der Ladung neun Zentner wog auf verschiedenen Straßen anstellte, gab folgende Resultate:

Art der Straße.	Angewendete Zugkraft. ℔
1. Auf einer guten, festen Chaussee, bei trocknem Wetter . .	13,8
2. Auf derselben Chaussee bei Regenwetter	44,9
3. Auf einem festen, trocknen Thonboden	24,0
4. Auf einem gewöhnlichen Feldwege	48,1
5. Auf einer neu überkiesten Chaussee*)	64,9
6. Auf einem sandigen Wege	92,5

Diese Tabelle stellt die Vortheile dar, welche eine gute Straße dem Fuhrwerk darbietet. Die Versuche wurden mit gewöhnlichen Rädern gemacht. Durch Vergrößerung der Räder wurde keine merkliche Ersparung an Zugkraft hervorgebracht.

Die Form der Räder hat nicht blos Einfluß auf die Reibung und die leichtere Fortbewegung der Wagen, sondern auch auf die Unterhaltung der Straßen.

Das gut gebaute Rad muß einen vollkommen regelmäßigen Kreis ausmachen. Der Kranz wird durch die Felgen gebildet; in dem Mittelpunkte des Kreises liegt die Nabe, und diese ist mit den Felgen des Kranzes durch die Speichen verbunden. Die Zahl der Felgen beträgt gewöhnlich sechs, und jede derselben

*) In Bezug auf die frischüberkiesten Straßen, wäre zu wünschen, daß man allenthalben den Gebrauch der Straßenwalze einführte. Eine solche Walze ist von Gußeisen, hat einen Durchmesser von 5 Fuß und wiegt gegen 50 Zentner. Die frisch überkiesten Straßen, welche man damit befährt, werden eben und fest, es bilden sich keine Geleise, die Straße unterhält sich besser und das Fuhrwerk findet darin eine große Erleichterung.

trägt zwei Speichen, welche nicht immer in gleichweiter Entfernung von einander abstehen, sondern zuweilen je zwei und zwei ein wenig genähert sind, was man mit dem Ausdruck Paarung der Speichen bezeichnet.

Die Speichen machen mit dem Kranz keine horizontale Ebene aus, sondern sie sind etwas schief eingesetzt und bilden einen Kegel, dessen Spitze nach innen gegen den Wagen liegt. Man nennt diese Einrichtung die Stürzung der Räder.

Das Stürzen der Räder ist nothwendig um sie gegen seitliche Stöße widerstandsfähig zu machen; wären die Speichen ganz senkrecht eingesetzt, so würden sie bei heftigem Schütteln des Wagens brechen oder wenigstens in der Nabe lose werden. Außer den Stößen, welchen die Räder in horizontaler Richtung ausgesetzt sind, haben sie den Druck der Last von oben nach unten zu tragen. In dieser Beziehung verlieren sie durch das Stürzen, weil die Last nun nicht senkrecht, sondern schief auf die Speichen drückt. Um diesem Uebelstande zu begegnen, biegt man die Achsschenkel, so weit sie in den Rädern liegen, ein wenig abwärts nach der Erde. Durch diese Biegung des Achsschenkels bekommen die Speichen des Rades, im Augenblicke, wo sie die Last zu tragen haben, eine senkrechte Stellung.

Aus dieser Stellung des Rades geht jedoch der Uebelstand hervor, daß die Felgen nun nicht mehr platt auf dem Boden gehen, sondern denselben bei sehr breiten Radfelgen nur noch mit der innern Kante berühren. Man wollte diesem Uebelstande in England, wo man gewöhnt ist, jedem Hinderniß des Transports zu steuern, dadurch abhelfen, daß man die Räder konisch machte, d. h. daß man die Felgen auf der innern Seite höher ließ als an den äußern. Anstatt dem Uebel abzuhelfen, vergrößerte man es. Ein konisches Rad bewegt sich auf dem Boden nicht in gerader Linie fort, sondern strebt dahin einen Kreis zu beschreiben, dessen Mittelpunkt jenseits des kleinern Radumfanges liegt. Dieses Streben des Rades nach der Kreislinie mußte durch die Zugkraft überwunden werden, und außerdem daß diese dadurch weit mehr angestrengt wurde, litt die Straße unter der halb rollenden, halb schleifenden Bewegung des Rades noch mehr Noth als zuvor.

Aus allem dem geht hervor, daß die Räder vollkommen cilinderförmig gebaut sein sollen, und daß auf einer guten Straße die Stürzung nur unbedeutend sein darf.

Was die Höhe der Räder betrifft, so steht wohl fest, daß die Zugkraft desto geringer zu sein braucht, je höher die Räder sind. Die Speichen der Räder sind als Hebel zu betrachten; und wenn sich ein Stein oder ein anderes Hinderniß der Bewegung des Rades entgegenstellt, so wird dieses um so leichter überwunden, je länger diese Hebel, diese Speichen sind, d. h. je höher das Rad ist. Allein die Höhe der Räder wird beschränkt, durch die gleichzeitig gebotene Berücksichtigung der Größe der Pferde und der Gefahr des Umwerfens, welche mit der Höhe der Ladung zunimmt.

Die Vorderräder sollen etwas niederer sein als die hintern,*) weil die Wagen mit hohen Vorderrädern schwer zu wenden sind. Da ferner über der Achse des Vorderwagens, außer dem Bett auch noch der Lenkschemel liegt, so müssen die Vorderräder auch schon aus diesem Grunde niederer sein, wenn man den Leitern und Brettern eine horizontale Lage geben will.

Man hat viel über die Vortheile der Karren und der Wagen gestritten. An einem zweirädrigen Karren können die Räder höher sein als an einem vierrädrigen Wagen; die Zugkraft wirkt unmittelbar auf die Räder und es geht deßhalb gar keine Kraft verloren: aus diesen zwei Gründen ist die Fortbewegung eines Karrens leichter, als die eines vierrädrigen Fuhrwerks. Außerdem ist das Wenden mit einem Karren leichter und man bedarf dazu eines sehr kleinen Raumes. Dieß sind die Vortheile. Die Nachtheile sind, daß, wenn die Pferde schwere Lasten zu ziehen im Stande sind, sie sich auch viel leichter ruiniren, und daß man kleine, mittelmäßige und geringe Pferde viel vortheilhafter in einem vierrädrigen Wagen als in einem Karren verwenden kann. Ein Karren fällt viel leichter um, als ein Wagen und ist schwer zu laden; in gebirgigten Gegenden sind Karren mit Vortheil gar nicht zu gebrauchen. Wenn mehrere Pferde in einer Reihe an einen Karren gespannt werden, sind die Nachtheilige noch größer: die Vorderpferde verschwenden einen Theil ihrer Kraft nutzlos und das Deichselpferd hat den schwersten Dienst zu leisten, den es geben kann; es wird bald von dem Gewicht der Last erdrückt, bald von demselben in die Höhe gehoben; das beste Pferd kann einen solchen Dienst nicht lange Zeit ertragen.

Die vierrädrigen Wagen, die mit einem Pferde in einer Gabeldeichsel bespannt sind, haben diese Nachtheile der Karren nicht. Allein, wenn ein Pferd allein arbeitet, so sind seine Kräfte unausgesetzt in Anspruch genommen und es arbeitet sich schneller ab, als wenn man zwei Pferde zusammen spannt, welche abwechselnd sich einige Augenblicke Rast und Erleichterung gewähren können. Fortwährende, gleichmäßige Anstrengungen ermüden ungeheuer, selbst wann die Anstrengungen nur gering sind. Die Posthalter wissen es recht gut, daß ein vollkommen ebener Weg viel mühsamer für die Pferde ist, als ein wellenförmiger Weg von der nämlichen Länge. Wenn die Pferde Bergan noch stärker ziehen müssen, so ist ihnen das Abwärtsgehen eine Erholung.

Zwei landwirthschaftliche Autoritäten, Arthur Young in England und Dombasle in Frankreich haben das landwirthschaftliche Fuhrwerk sorgfältigen Betrachtungen unterworfen und haben, der erste den einspännigen Karren, und der letztere den einspännigen, vierrädrigen Wagen mit Vorderrädern von gleicher Höhe

*) An den chariots comtois, Wagen der Franche-Comté, welche Dombasle empfiehlt, sind die vier Räder von gleicher Höhe.

mit den Hinterrädern empfohlen. Wir haben die letztern versucht, haben aber gefunden, daß ein Pferd in diesen Wagen mehr leistet, sich aber auch viel schneller abnützt. Der hohen Vorderräder wegen ist das Wenden, besonders in bergigten Gegenden, wo es häufig an dem nothwendigen Raum fehlt, mühsam; endlich braucht man zu jedem Pferd einen eigenen Führer. Da wir die Pferde paarweise an den Pflug spannen, haben wir es für zweckmäßig erachtet auch zwei Pferde zusammen an einen Wagen zu spannen; wir haben die Gabeldeichsel gegen die gewöhnliche Deichsel vertauscht und die Vorderräder niederer gemacht. Mit leichten Wagen für zwei Pferde oder zwei Ochsen hat man den Vortheil, daß jeder Führer dieselben Pferde oder Ochsen am Wagen, wie am Pfluge behält; die Thiere sind weniger angestrengt, als wenn sie einzeln angespannt sind, und man kann kleinere und leichtere Thiere dazu verwenden; endlich geht die Arbeit leichter und regelmäßiger von statten, als wenn man große schwere Wagen hat. Die gewöhnliche Ladung eines Wagens mit zwei Pferden ist bei uns in den Feldern und Feldwegen 15 Zentner. Will man mehr laden oder sind die Wege schlecht, so spannt man zwei weitere Pferde vor und man bleibt nirgends halten.

Das Gewicht des Fuhrwerks selbst muß ebenfalls in Betracht gezogen werden: zwei Pferde, die jedes einzeln an einen Wagen gespannt sind, haben diese zwei Wagen zu ziehen, während jedes nur das halbe Gewicht eines Wagens zu ziehen hat, wenn sie zusammen angespannt sind.

Wir glauben, daß für die landwirthschaftlichen Arbeiten, die großen schweren Karren für mehrere Pferde, wie sie in einzelnen Gegenden noch üblich sind, überall durch vierrädrige Wagen ersetzt werden sollten, und daß die großen schweren Fuhrwerke, wie man sie bei Hofbesitzern und Pächtern zuweilen noch sieht, ein reiner Mißbrauch sind. Nicht durch große Wagenladungen wird auf den Feldwegen, die nicht immer im besten Zustande sind, die Arbeit gefördert, sondern durch beschleunigten und leichten Dienst. Je gebirgigter die Gegend ist, desto leichter soll das Fuhrwerk sein.

In schlechten Wegen, wie man sie in gebirgigten Gegenden fast als Regel hat, wo die Löcher und Geleise mit Steinen ausgefüllt sind, welche der Zufall hingeworfen, hat ein einzelnes Pferd in einer Gabeldeichsel, oder auch zwei Pferde an einer einfachen Deichsel durch die Schläge, welche das Stoßen des Wagens hervorbringt, viel auszuhalten. Für diesen Fall ist es zweckmäßig ein Pferd oder auch zwei vorzuspannen, welche die Deichsel in gerader Richtung halten.

Will man die einspännigen Wagen für den landwirthschaftlichen Transport beibehalten, so ist es gut den Stangen der Gabel eine gewölbte Form zu geben. Die Gabeldeichsel soll zum Fahren auf unebenen Wegen nicht unbeweglich an die Achse des Wagens angebracht werden, wie es für das Straßenfuhrwerk üblich und vortheilhaft ist, weil bei dieser Einrichtung die Zugkraft am vortheilhaftesten wirkt;

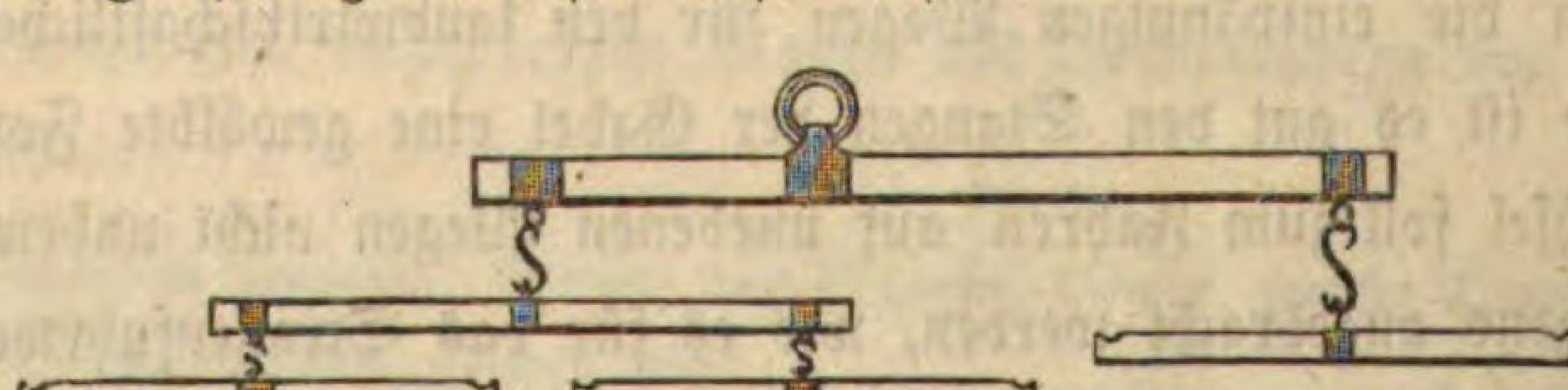
sondern die Deichsel soll sich in den Bracken wie in einem Scharnier auf und niederbewegen lassen. Eine feststehende Gabeldeichsel verstärkt und verschlimmert die Stöße des Wagens; wenn die zwei Vorderräder in eine Vertiefung gerathen, so liegt das Gewicht des Wagens mit großer Kraft auf der Deichsel und das Pferd wird fast davon erdrückt.

Aehnlich ist der Fall, wenn ein großes Pferd in der Gabeldeichsel eines Karrens geht und ein kleineres davorgespannt ist. Die Zugkraft des andern Pferdes drückt fortwährend auf den Rücken des hintern; deßwegen soll man, wenn mehrere Pferde von ungleicher Größe in einer Linie voreinander gespannt sind, die größern vorne und das kleinste hinten hin spannen.

Die vierrädrigen Wagen haben noch einen andern Vortheil vor den Karren voraus; nämlich den, daß die Pferde an einer beweglichen Wage ziehen, während sie am Karren unmittelbar an das Fuhrwerk gespannt sind. Durch das Ziehen an beweglichen Wagen oder Sielscheiten werden die Pferde weit weniger vom Geschirr verwundet, als wenn sie an einem festen Punkte ziehen. Wenn auch das Kummet sich noch so gut dem Körper anschließt, so findet doch während der Fortbewegung immer eine kleine Verschiebung statt. Sind die Zugstränge nun an einem festen Punkt angebracht, so kann das Kummet den Bewegungen des Körpers nicht mehr folgen und es findet eine Reibung statt, welche nothwendigerweise das Pferd verwundet. Durch die bewegliche Wage geht zwar ein Theil der Kraft wegen Zerlegung derselben verloren, allein wir halten dafür, daß die andern Vortheile doch überwiegend sind und für den Gebrauch derselben sprechen.

Man kann übrigens die Wirkungen der beweglichen Wage auch an den Karren erreichen, wenn man die Zugstränge an ihren hintern Enden durch eine Kette mit einander verbindet, welche auf jeder Seite über eine kleine Rolle läuft.

An vierrädrigen Wagen pflegt man jetzt gewöhnlich den Apparat zum Bremsen anzubringen. Abgesehen davon, daß die Pferde dadurch wesentlich geschont werden, hat das Bremsen auch noch den Vortheil, daß man ein kleines oder junges Pferd neben ein großes an die Deichsel spannen kann, ohne zu fürchten, daß der Wagen bergabwärts zu schnell vorwärts geht und Unfälle veranlaßt. Dazu ist aber die Anwendung der beweglichen Wage geboten, durch die man dem jungen Pferde nur eine seinen Kräften entsprechende Anstrengung zumuthet. Man hat in Flandern eine besondere Wage für drei Pferde, die neben einander gespannt sind. Folgende Zeichnung kann sie versinnlichen.



Das Laden der zweirädrigen Karren erfordert Uebung und Genauigkeit, um das gehörige Gleichgewicht in der Ladung herzustellen, damit sie weder zu schwer auf das Pferd in der Gabeldeichsel drückt, noch es in die Höhe zu heben strebt: bei den vierrädrigen Wagen ist diese Rücksicht beim Laden gar nicht vorhanden.

Die Beschaffenheit der zu transportirenden Gegenstände ist nicht ohne Einfluß auf das Maaß der Kraft, das zur Fortbewegung nothwendig ist. Zwanzig Zentner Heu sind z. B. leichter zu fahren, als ein Baustamm oder als Eisenstangen von demselben Gewicht. Die Elasticität ist nachtheilig, wenn sie in der horizontalen Richtung des Zugs, sie ist von Vortheil, wenn sie auf und niedergehend wirkt: eine große, elastische Masse, wie Heu, drückt nicht so schwer auf die Achsen wie eine Masse Eisen, von dem nämlichen Gewicht.

Als man die Federn an den Postwagen änderte, und die horizontalen Federn statt der frühern gebogenen anwendete, konnte man in Folge dieser Veränderung den Wagen verkürzen und glaubte anfangs die Erleichterung des Zugs dieser Verkürzung zuschreiben zu müssen. Man hat seitdem erkannt, daß die Erleichterung hauptsächlich von der veränderten Form der Federn herrührte. Der an den frühern Federn an Riemen hängende Wagen war in beständiger Schwankung vor- und rückwärts; die rückwärts gehenden Stöße wirkten der Zugkraft entgegen und mußten das Fortbewegen erschweren. Bei Anwendung der horizotal liegenden Federn gehen die Stöße auf- und niederwärts; die aufwärtsgehenden streben den Wagen in die Höhe zu heben und erleichtern das Fortbewegen, indem sie vorkommende Hindernisse überwinden helfen.

Der W a g n e r und der S c h m i e d e sind zwei Ausgabsposten in der Rechnung eines Landwirths, welche aus vielen kleinen Artikeln zusammengesetzt sind, und des Jahres durch eine große Summe ausmachen. Es sollte deßwegen jeder Landwirth, wenn auch nicht eine vollkommene Wagnerwerkstätte, so doch die nothwendigsten Werkzeuge besitzen, um wenigstens die am häufigsten vorkommenden kleinen Reparaturen selbst machen zu können.

In den Wintertagen, wenn die Witterung die Beschäftigung im Freien unterbricht, ist es eine angenehme Unterhaltung kleine Geräthe, die man täglich braucht, selbst zu verfertigen. Ein guter Landwirth soll im Nothfall Wagner, Schreiner und Schmied sein.

Das Holz das man am meisten zu Wagnerarbeiten verwendet, ist Holz von Eichen und Buchen. Die Felgen der Räder werden am besten von Buchen-, die Speichen und Naben von Eichenholz gemacht. Die übrigen Theile des Wagens sind in der Regel von Eichenholz. Die Langbäume kann man indessen recht gut auch von jungen buchenen Stangen machen. Das Ulmenholz (Rüster) ist ausgezeichnet für Felgen und für Naben; allein es gibt Gegenden, in denen es gar nicht zu bekommen ist. Die Akazie liefert gleichfalls ein ausgezeichnet gutes

Wagnerholz, welches das eichene sehr gut ersetzt, wenn nicht noch übertrifft; es ist hart, dabei zäh und dauerhaft. Das Eschenholz ist das beste für Deichseln, wie überhaupt für alle Stücke, welche Biegsamkeit verlangen; leider! ist dieses Holz theuer und nicht überall zu bekommen. Wo man junge Birken hat, kann man die Deichseln aus Birkenholz machen, jedoch sind sie nicht so dauerhaft, als die eichenen.

Außer der Wahl des Holzes nach der Gattung der Bäume ist auch die Trockenheit desselben von großem Belange. Man soll immer einen kleinen Vorrath von Wagnerholz haben, damit es recht trocken ist, wenn man es benützt, und soll auch immer Räder voraus gemacht haben. Die Naben allein sollen nicht aus dürrem Holze verfertigt werden. Die Wagner machen sie am liebsten aus frischgefällten Stämmen; wenn man sie vorräthig macht, soll man sie im Wasser aufbewahren. Soll nun ein Rad verfertigt werden, so stemmt man die Löcher für die Speichen in die noch feuchte Nabe ein; die Speichen, welche von möglichst trocknem Holze sind, werden fest hineingeschlagen. Durch das Trocknen der Nabe verengen sich die Löcher, und das Rad erlangt dadurch eine Festigkeit, als wenn es aus einem Stücke gearbeitet wäre.

In einer größern Wirthschaft ist es von Wichtigkeit, daß alle Theile der verschiedenen Wagen, oder anderen Geräthe nach gleichem Muster und von gleicher Größe gemacht werden. Zerbricht irgend ein Theil, so kann er alsdann leicht durch denselben Theil eines andern Stückes ersetzt werden.

Zwölftes Kapitel.

Von den Dienstboten.

Nachdem wir von dem Geschirr und den Geräthen gehandelt haben, mit denen die Pferde arbeiten, erlauben wir uns noch einige Worte von den Personen zu sagen, denen die Behandlung der Pferde anvertraut ist: von den Dienstboten.

Ein schönes Bild stiller Glückseligkeit bietet der Betrieb einer Landwirthschaft dar, wo der Vater mit seinen eigenen Kindern das Feld besorgt, wo eigene Hände die Kühe melken, den Stier leiten und den Pflug regieren; wo man, glücklich in seinem Berufe, mit der Welt und mit sich selber in Frieden lebt; wo jeder Feierabend des Tages Last und Mühe mit stiller Freude lohnt; wo keine Leidenschaft und keine bange Sorge den Himmel des Daseins trübt! Dieses Bild häuslicher

und ländlicher Glückseligkeit ist jedoch leider fast nur in den Gesängen der Dichter vorhanden und kommt im wirklichen Leben nur ausnahmsweise vor. „Der Mensch ist nicht zum stillen Genuß, er ist zum Kampf geboren“, er strebt vorwärts, er will wagen, erringen und erwerben; der schöpferische Drang, der in seiner Brust wohnt, kann durch behagliche Ruhe nur kurze Zeit befriedigt werden; im Schaffen und Wirken blüht ihr die eigentliche Befriedigung und das so sehr gesuchte Glück ist keineswegs an einzelne Lebensverhältnisse gebunden, noch weniger dem Stande der kleinen Landwirthe zugetheilt, von denen die Dichter so gerne sprechen.

Je größer die Wirthschaft ist, je besser und vollkommener der Betrieb derselben, desto mehr muß der Landwirth mit fremden Kräften arbeiten und desto schwieriger wird die Leitung derselben; ja wir stehen nicht an, zu behaupten, daß die Behandlung des Dienstpersonals die schwierigste Seite der Landwirthschaft und die Klippe ist, an der manche landwirthschaftliche Unternehmungen gescheitert sind.

Man hört häufig Klagen über die Dienstboten. Die Klagen sind allgemein, sie waren von jeher vorhanden und es ist Thorheit anzunehmen, daß das Gesinde früher besser gewesen sei, als jetzt. Die Wurzel der Klagen und des Uebels liegt in der Dienstbarkeit selbst, und deßhalb werden diese so lang dauern, als es überhaupt Herren und Diener gibt. Der Dienstbote arbeitet um des Lohnes, nicht um der Arbeit willen; er sucht sein eigenes Wohl, nicht das seines Dienstherrn; letzteres nur in dem Fall, als man es ihm mit seinem eigenen zu identificiren weiß.

Nichtsdestoweniger kann ein abwechselndes Besser- und Schlechterwerden der Dienstboten eintreten und wird sich in allen Ländern von Zeit zu Zeit fühlbar machen. Die Arbeit ist in Beziehung auf den Preis, der dafür bezahlt wird, einer Waare zu vergleichen; die Nachfrage steigert den Preis derselben, durch Angebot wird sie herabgedrückt. Sind die Dienstboten im Verhältniß zur Nachfrage gering an Zahl, so steigt der Preis der Arbeit oder der Lohn, die Arbeiter werden zugleich anmaßender, unfügsamer und unwilliger; wird ein Dienstbote unter solchen Umständen weggeschickt, so findet er gleich wieder Verwendung. Umgekehrt verhält es sich, wenn die Arbeiter häufiger sind als die Arbeit; in diesem Falle drückt sich der Arbeitslohn herab, die Dienstboten lassen sich im Dienste viel gefallen, sie sind williger und folgsamer, weil sie durch Wegschicken aus dem Dienste in Verlegenheit gebracht würden und Mühe hätten einen neuen Dienst zu finden. Die Crisen des steigenden Preises der Arbeit werden durch neue, industrielle Unternehmungen hervorgerufen, durch große öffentliche Arbeiten, Eisenbahn- und Kanalbauten, überhaupt durch rasches Emporkommen der Industrie, welche vielfältige Arbeitsgelegenheit verschafft und gewöhnlich auch höhern Lohn gewährt, als der Ackerbau bezahlen kann. Die niedern Löhne sind ein Zeichen der mangelnden oder mit geringem Erfolg betriebenen Industrie eines Landes. Oft sind diese Schwankungen des Preises der Arbeit eine Folge der Veränderungen

in den Preisen der Lebensbedürfnisse; bei wohlfeilen Lebensmittelpreisen sind die Arbeiter gewöhnlich minder häufig als bei herrschender Theuerung. Bei schnell eintretender Theuerung sinken die Löhne immer unter den Normalpreis herab und erst nach und nach stellt sich das Gleichgewicht zwischen Lohn und Arbeit wieder her. Daß diese Umstände übrigens in gleichem Maaße, aber umgekehrt auf die Dienstherrschaften wirken, liegt in der Natur der Sache.

Einen großen Theil an der Schuld der Mangelhaftigkeit der Dienstboten trägt mitunter auch die Herrschaft selbst; Befehlen ist eine Kunst, zu der nicht jeder geboren ist. Dombasle macht mit Recht die Bemerkung, daß, wenn man die Dienstboten belohnt, welche Jahre lang bei einer und derselben Herrschaft gedient haben, die Herrschaft nicht weniger den Preis verdient habe, als der Dienstbote selbst.

Der Landwirth muß sich durch sein Betragen die Achtung und Zuneigung seiner Dienstboten erwerben. Wenn er mit dem Beispiel eines tadelfreien Wandels vorangeht, wenn er sein Gesinde ohne Härte und Stolz behandelt, sie als Gefährten und Theilhaber seiner Arbeiten betrachtet, so hat er auch das Recht zuweilen streng zu sein, und wenn er es alsdann ist, wird er dennoch eifrige und redliche Dienstboten finden.

Der Landwirth, der seinen eigenen Pflichten nicht nachkommt, der selbst einen unregelmäßigen Lebenswandel führt, wie kann der wohl verlangen, daß sich seine Dienstboten für ihn abmühen und quälen, daß sie überhaupt besser seien, als er selbst?

Auf großen Wirthschaften braucht man außer den gewöhnlichen Ackerknechten, für jeden speziellen Zweig des Betriebs, V o r a r b e i t e r oder O b e r k n e c h t e. Die gewöhnlichen Knechte sind junge Leute, für welche sich bei den Landwirthen keine Aussicht auf Versorgung bietet, und bei denen deßwegen auch keine besondere Anhänglichkeit an die Dienstherrschaft entstehen kann. Sie wechseln aus diesem Grunde öfter den Dienst und bleiben in der Regel nicht länger als bis zu ihrer Verheirathung. Wenn man die Bessern unter ihnen erhalten kann, und durch einige Geldopfer ihre Anhänglichkeit zu gewinnen weiß, soll man nicht anstehen es zu thun. Allein die Oberknechte kann man aus ihnen selten wählen; diese müssen Leute sein, auf die man sich in allen Fällen verlassen kann. Man muß sie so stellen, daß sie mit ihrer Lage zufrieden sein können, sie müssen durch ihr eigenes Ehrgefühl, durch Belohnungen angespornt werden und an dem Erfolge des Betriebs und dem Gedeihen der Thiere, die ihnen anvertraut sind, ein eigenes Interesse haben. Das Ehrgefühl ist ein starkes Hülfsmittel, wenn man sich dessen mit Geschick zu bedienen weiß; die Landleute, selbst die anscheinend rohesten, haben zuweilen ein sehr feines Ehrgefühl, und sind sehr leicht zu verletzen; man muß es zu schonen und zu benützen verstehen.

Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß die Dienstboten viel lieber in einer Wirthschaft dienen, die mit Energie betrieben wird und die gedeiht, als in einer lässigen, selbst wenn sie in ersterer strenge gehalten werden.

Die Löhne sollen sich nach den Gebräuchen der Gegend richten; man soll nicht zu sehr damit geizen; denn ein eifriger Arbeiter kann bald so viel einbringen, als man ihm über den Lohn eines trägen und lässigen bezahlt. Wer gut bedient sein will, muß auch gut bezahlen. Uebrigens muß man sich hüten, hierin weit über die Gewohnheit der Gegend hinauszugehen; durch allzu große Freigebigkeit wird das Gesinde noch schneller verdorben, als durch zu große Kargheit. Es wäre zu wünschen, daß man allen denjenigen, die in einer Landwirthschaft als ständige Arbeiter stehen, einen Antheil an dem Ertrage geben könnte, einen Antheil der im Verhältniß zu dem Eifer stünde, mit dem sie den Landwirth unterstützen. Dieses Mittel wäre gewiß das sicherste, um die Anhänglichkeit der Dienstboten an die Familie des Landwirths und an das Gut zu befördern, ihren Eifer zu spornen und ihre Treue zu bewahren. Allein dieses Mittel ist in der Landwirthschaft äußerst schwer anzuwenden. Es ist uns kein Beispiel bekannt, daß es gelungen wäre, dasselbe durchzuführen; obgleich es schon häufig versucht wurde und wir es schon selbst versucht haben. In der Landwirthschaft hängt das Gedeihen der Culturen nicht immer von der darauf verwendeten Arbeit ab, sondern die Witterung ist ein eben so großer Factor als die Arbeit: deßwegen ist es nicht immer leicht zu entscheiden worin die Ursache des Gedeihens oder des Mißrathens liegt; sehr oft käme man in den Fall, wollte man dieses Prinzip anwenden, selbst die emsigste und unverdrossenste Arbeit nicht lohnen zu können. In Ermangelung eines andern und leichtern Mittels trachte man dahin, sein Gesinde so zu behandeln, daß es mit seiner Lage zufrieden sein kann, und daß es von der guten Absicht der Herrschaft ihm zu seinem Fortkommen behülflich zu sein, durchdrungen ist. Der Dienstbote, der von dem Wohlwollen seines Herrn überzeugt ist, wird sich ihm auch anhänglich beweisen, und das von der Herrschaft empfundene wohlwollende Gefühl selbst auf die ihm untergebenen Thiere übertragen. Umgekehrt läßt sich der Unmuth der Dienstboten gerne an dem Viehe aus, das ihnen anvertraut ist, und häufig müssen die armen Pferde oder Ochsen für eine verletzende Behandlung, die der Dienstbote von Seiten der Herrschaft erfahren hat, büßen.

Es werden oft von Gutsbesitzern, die durch ihre Bildung und ihr Vermögen über dem gewöhnlichen Bauersmanne stehen, Dienstboten gesucht, welche in allen landwirthschaftlichen Arbeiten erfahren, auch im Stande sein sollen, die Arbeiten zu leiten, zu überwachen, welche so viel Bildung besitzen, als dazu gehört, die nothwendigsten schriftlichen Aufzeichnungen zu machen, dabei Leute von erprobter Redlichkeit, denen man Geld und andere Dinge anvertrauen kann. Der Lohn für solche hohe Forderungen ist aber gewöhnlich sehr gering und wenig höher als

der Lohn eines Dienstboten, der nichts thut als unter den unmittelbaren Befehlen seines Herrn arbeiten. Solche Dienstboten sind nicht leicht zu bekommen, man kann sie nicht von anderwärts beziehen, sondern man muß sie sich selbst bilden. Die Kenntnisse eines Dienstboten sind nur local; bringt man ihn in andere Verhältnisse, so weiß er sich nicht mehr zu helfen und wird alles verkehrt machen, oder alles so, wie er es früher zu thun gewohnt war, obgleich es in die neuen Verhältnisse nicht paßt. Hat man daher einen irgend intelligenten jungen Dienstboten, so suche man ihn durch entsprechende zweckmäßige Behandlung für sich heranzubilden und ihn so zu stellen, daß er mit seinem Lohne zufrieden ist. Die Beschränkung seiner Kenntnisse auf locale Verhältnisse ist ein Umstand, der ihn auf seinem einmal gewöhnten Platze erhalten hilft, denn er wird sich gerade deßwegen an einem andern Orte nicht in seinem Elemente finden, und immer wieder gerne in seinen frühern Dienst zurückkehren.

Leute, die eine allgemeinere Bildung besitzen, können nicht mehr als Dienstboten betrachtet werden, und verlangen deßhalb auch eine andere Behandlung.

Man vertraut den Dienstboten vieles an, indem man ihnen die Thiere überläßt; deßwegen soll man darauf halten, keinen rohen, jähzornigen und ungeschickten Menschen, noch weniger einen Trunkenbold in seine Dienste zu nehmen. Unter allen Verrichtungen des Landwirths ist die Behandlung des Viehes die schwierigste; es gehört Ruhe, Geduld, Sanftmuth und Geschick dazu. Ein ungeschickter Fuhrmann ist immer auch grob und zu Mißhandlungen seines Viehes geneigt. Wer nicht von Jugend auf mit dem Vieh umgeht, wird es schwerlich später gut zu behandeln wissen; besonders gilt dies von der Behandlung der Pferde. Die Leute, die von Jugend auf Pferde pflegen und warten, lernen sie verstehen und sich ihnen verständlich zu machen, ein Vorzug, der unendlich wichtig ist, und der sich nur durch langen Umgang oder durch eine ganz besondere angeborene Neigung dazu erwerben läßt. Leuten, welche die Thiere nur als leblose Werkzeuge betrachen, mit denen man verfahren kann, als wären sie jeder Empfindung baar, soll man nie Pferde anvertrauen.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin nochmals darauf aufmerksam zu machen, von welchem Vortheil es sein müßte, wenn man bereits in den Volksschulen den künftigen Dienstboten und Landwirthen Mitgefühl für die Thiere einflößen würde!

Ein guter Pferdeknecht ist ein schätzbarer Mann in einer Landwirthschaft; ausgezeichnete Pferdeknechte sind aber äußerst schwer zu finden. Wir haben bereits in einem frühern Kapitel (S. 291) das Porträt eines Muster-Fuhrmanns entworfen, und dabei angedeutet, was wir von einem solchen Dienstboten verlangen.

In einer großen Wirthschaft, wo mehrere Pferdegespanne sind, soll jedes Gespann seinen Knecht haben, der es besorgt und leitet; nichts ist nachtheiliger für

die Pferde und deren Dienst, als ein Gespann bald diesem bald jenem Knechte anzuvertrauen. Jeder Knecht soll immer die nämlichen Pferde haben, und sein eigenes Geschirr und Stallgeräthe besitzen. Der erste Pferdeknecht hat die Leitung und Ueberwachung des ganzen Dienstes; er nimmt das Futter in Empfang und vertheilt es an die übrigen, er erhält die Befehle von dem Herrn und theilt sie den übrigen mit; er sorgt für die Regelmäßigkeit des Dienstes und für die Ausführung der erhaltenen Vorschriften und anbefohlenen Arbeiten. Es ist immer gut einem der Arbeiter die Verantwortlichkeit zu übertragen, wenn mehrere Leute zusammen arbeiten und der Herr nicht selber an der Spitze steht. Wo jeder verantwortlich ist, trägt eigentlich niemand die Verantwortlichkeit; kommt ein Fehler vor, so schiebt einer dem andern die Veranlassung des Fehlers zu und es ist dem Herrn immer sehr schwer den wahren Sachverhalt zu entdecken. Wer nun einigermaßen aufmerksamer Beobachter ist, wird leicht denjenigen herausfinden, der sich am besten zu dieser Function des Vorarbeiters eignet. Der vorzüglichste und beste Arbeiter ist nicht immer der Tauglichste zu dieser Stelle. Häufig ist diese Verwendung geeignet träge und langsame Arbeiter anzuspornen, sie eifrig, aufmerksam und arbeitsam zu machen; mancher entwickelt Energie und Umsicht, wenn man ihn an die Spitze der Arbeiter stellt, während er im Range nur eine höchst mittelmäßige Stelle eingenommen haben würde.

Die Führung eines ländlichen Hauswesens bildet eine Klippe, an der viele junge Leute gescheitert sind, die nicht in dem Stande der Landwirthe geboren waren. Solche Landwirthe finden selten eine Lebensgefährtin die ihrem Stande und ihrer Bildung entspricht und zugleich hinlängliche Erfahrung besitzt, ein landwirthschaftliches Hauswesen zu leiten oder die nöthigen Eigenschaften hat, sich dieser harten und schwierigen Arbeit zu unterziehen und sich die erforderliche Erfahrung und Umsicht anzueignen. Man hat Schulen um Landwirthe in ihrem Fache auszubilden, warum hat man nicht eben solche Schulen zur Heranbildung tüchtiger Wirthschafterinnen? Der Frau ist ein so wesentlicher Theil der Landwirthschaft anvertraut, daß es sich wohl der Mühe lohnte, auch auf ihre Erziehung zu diesem Berufe zu denken. Eine gute Hausfrau ist für einen Landwirth ein unschätzbares Kleinod, und viele Kinder sind wohl ihren Müttern eben so viel Dank für das erhaltene Vermögen schuldig als den Vätern. Der Mann erwirbt, die Frau muß erhalten.

Meistens fehlt es den Frauen gebildeter Stände, welche ihr Schicksal an die Spitze eines ländlichen Hauswesens stellt, an den festen Willen; mit einem festen Willen kann man die schwersten Hindernisse besiegen und Wunderdinge verrichten. Wir kennen junge Frauen, welche Landwirthe geheirathet haben, aber auf dem Lande die Vergnügen der Stadt suchen, statt sich als Haushälterinnen den Arbeiten

des häuslichen Lebens zu unterziehen. Sie haben sich nur reuevolle Stunden für die Zukunft bereitet.

Der Mangel an Geschmack und festem Willen rührt von der Unbekanntschaft her, in der sie in Rücksicht auf die Landwirthschaft erzogen wurden; sie kennen die Landwirthschaft nicht, sie können sie auch nicht lieben. Die Frau eines Landwirths hat als Hausfrau viele schwere und mühsame Pflichten zu erfüllen, ja ihr Beruf ist, besonders wenn sie dabei noch viele Kinder zu erziehen hat, der mühsamste, den es geben kann, und verlangt eine Emsigkeit, Rührigkeit und Unverdrossenheit, die uns Männer manchmal beschämt macht. Sie hat aber dabei auch eine so wichtige, einflußreiche Stellung und eine so umfangreiche mannichfaltige Wirksamkeit, daß sie dadurch für die Schattenseite ihres Berufes entschädigt wird und von mancher Frau in andern Lebensphären beneidet werden dürfte.

In unserer Gegend (Rheinbayern) ist es bei den größern Gutsbesitzern Sitte, verheirathete Dienstboten zu haben; diese bekommen die Kost, schlafen und wohnen aber zu Haus bei ihrer Familie. Dieses System hat manche große Nachtheile. Man hat außer den Schwierigkeiten, welche die Kost ohnehin mit sich führt, auch noch eine arme Familie zu ernähren; abgesehen davon, daß der Mann dadurch in schwere Versuchung kommt, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen.

F. Villeroy hat auf seinem Gute Rittershof, eine Art Dienstbotenhaltung eingeführt, welche der von Sinclair beschriebenen, in Schottland üblichen nachgebildet ist. Er hat nämlich in der Nähe der Hofgebäude Wohnungen hergerichtet und läßt seine Oberknechte darin wohnen: den ersten Pferdeknecht, den ersten Ochsenknecht, den Küher, den Brenner, den Wiesenwässerer, den Schäfer und den Feld- und Waldschützen. Diese Leute beköstigen sich selbst, sie wohnen bei ihren Familien und können, da sie in der Nähe der Hofgebäude einzeln, nicht in einem Dorfe wohnen, leichter überwacht werden; der Lohn, den sie erhalten, besteht meistens in Bodenprodukten. Jeder hat einen kleinen Garten, Futter für eine Kuh, ein Hanfstück, etwas Brodfrucht, Kartoffeln, Brennmaterial und eine kleine Summe baaren Geldes. Das Ganze wurde nach dem Lohne eines Taglöhners berechnet, 300 Arbeitstage als Basis angenommen und die Naturalleistungen nach den Preisen der Produkte in der Gegend angeschlagen.

Der Mann ist dafür verbunden das ganze Jahr durch auf dem Hofe zu arbeiten; Frau und Kinder arbeiten nur, wenn man sie braucht und werden dann nach dem in der Gegend üblichen Tagelohn bezahlt. In den umliegenden Orten fand F. Villeroy, bis zur neuesten Zeit Arbeiter, welche in ihrer Kost auf dem Hofe arbeiteten, und er befand sich dadurch in der Lage eines Fabrikherren, der keinem seiner Arbeiter die Kost reicht.

Durch diese Einrichtung hat F. Villeroy in seinem auf dem Hofe wohnenden Dienstboten, Leute, auf die er sich verlassen kann, und die ihm eine gewisse An-

hänglichkeit bewahren; mehrere sind schon über zwanzig Jahre bei ihm. Sie gewöhnen sich an Ordnung und gute Sitten, sie leben in ihren Familien, und zugleich ist das eigene Hauswesen von einer großen Last erleichtert, und mancher Mißbrauch verhütet, der nicht zu verhindern ist, wenn man die Dienstleute beköstigt.

Neben diesen Vortheilen hat dieses System jedoch auch seine Schattenseiten. Es gehört strenge Aufsicht dazu um in einer solchen Colonie mit Weibern und Kindern die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Wahl der Dienstboten wird schwieriger, weil neben dem Manne auch die Frau berücksichtigt werden muß und mancher fleißige Dienstbote aus dieser Rücksicht nicht aufgenommen werden kann. Will man einen Dienstboten verabschieden, so muß man das Ende des Jahres abwarten, weil sich die Naturalleistungen nicht auf jede Periode berechnen lassen. Auch sieht man sich immer genöthigt, den Leuten zu ihrer ersten Einrichtung Vorschüsse zu machen, so namentlich ihnen eine Kuh zu kaufen. Endlich kommt eine Zeit heran, wo die Leute alt werden und nicht mehr arbeiten können; man sie also erhalten muß. Ueberdieß kommt man gar häufig in den Fall, bei Krankheiten oder bei andern Vorkommnissen außerordentliche Unterstützungen zu geben, die nicht veranschlagt werden, und die doch die Ausgaben beträchtlich vermehren können. Jedoch überwiegen die Vortheile diese Nachtheile und wir glauben dieses System da empfehlen zu können, wo sich die natürlichen Verhältnisse zur Durchführung desselben vorfinden.

Für die kleinern Landwirthe, welche nur einige Dienstboten haben, mag es vortheilhafter sein, diesen die Kost zu reichen. Es bildet sich ein patriarchalisches Verhältniß aus: man ißt an demselben Tische, man arbeitet zusammen, man theilt Freud und Leid. Die Dienstboten gehören zur Familie, sie reden die Herrschaft mit „Vater", „Mutter", mit „Vetter oder Base" an; ein Landwirth, der mit seinen Leuten arbeitet, der stets an ihrer Spitze ist, wird immer gutes Gesinde haben und auch den schlechtesten Dienstboten durch Beispiel und Aufsicht brauchbar machen.

Anders ist es freilich bei dem Manne, den seine Bildung, seine Erziehung, seine gesellschaftliche Stellung über den gewöhnlichen Bauersmann erheben; oder bei demjenigen, der einer größern Landwirthschaft vorsteht und eine große Zahl von Dienstboten und Arbeitern nothwendig hat. Weder der eine noch der andere sind im Falle beständig an der Spitze ihrer Leute zu arbeiten und müssen ihnen gegenüber deßwegen ein anderes Betragen annehmen, als der kleine Landwirth. Jederzeit gerecht, liebevoll und theilnehmend, müssen sie sich Achtung erwerben, dabei unbedingten Gehorsam verlangen. Wer sein Geschäft gut versteht und es mit Umsicht betreibt, dabei eine gute Erziehung genossen hat und tüchtige Bildung besitzt, hat den Vortheil, daß er sich bei seinen Untergebenen Ehrfurcht erweckt.

Durch Strenge und Härte, durch mürrisches Wesen und stete Unzufriedenheit mit den Leistungen wird auch der eifrigste Dienstbote nach und nach mißmuthig und widerspenstig; allein eben so oft und noch häufiger werden die Dienstboten durch nachlässige Aufsicht, durch allzugroße Nachsicht und durch Vertraulichkeit verdorben. Man hüte sich vor beiden Extremen. Es gibt kein besseres Mittel seinen Dienstboten Achtung einzuflößen, als sich unabhängig von ihnen zu zeigen und sie fühlen zu lassen, daß man sie entbehren kann. Strenge Aufsicht, weit entfernt den Dienstboten zu hindern, ist dem guten Arbeiter willkommen, weil sie eine Anerkennung seiner Leistungen in sich schließt; den Trägen und Nachlässigen muntert sie auf. Unverdiente Belohnungen sind schädlich; verdiente dürfen nicht vorenthalten werden, weil nichts den Arbeiter mehr und tiefer verletzt, als eine offenbare Ungerechtigkeit.

Es ist in einer Landwirthschaft äußerst schwer Ordnung zu erhalten; meint man doch fast, der Bauersmann sei ein natürlicher Feind der Ordnung und Reinlichkeit! Die fortwährende Veränderlichkeit und die Unregelmäßigkeit der landwirthschaftlichen Verrichtungen lassen eine Theilung der Arbeit nicht in der Art zu, daß jeder Dienstbote sein eigenes Geräthe und sein eigenes bestimmtes Geschäft hat. In einer wohlorganisirten Fabrik gehen alle Arbeiten und Vorrichtungen mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks vor sich und alles geht, einmal im Gange, mit dieser Regelmäßigkeit fort. Nicht so in einer Landwirthschaft: es fordert eine beständige Aufmerksamkeit und es gehört ein unerschütterlicher fester Wille dazu, Ordnung und Regelmäßigkeit zu erhalten.

Auf großen Gütern hat man einen sogenannten Schirrmeister, einen Beamten, dem, wie sein Name andeutet, die Sorge für die Geräthe obliegt. Allein wenn Einer beauftragt ist, dafür zu sorgen, daß jedes Geräthe an seinen Ort kommt, so ist zu fürchten, daß die Uebrigen um so nachlässiger werden. Auf einem großen Gute läßt sich übrigens die Nützlichkeit eines solchen Beamten nicht bestreiten. Man muß ihm aber so viel Gewalt einräumen, daß er in Bezug auf die Gegenstände, die seiner Absicht anvertraut sind, befehlen kann und er muß von der Wagnerei und der Schmiede genug verstehen, um kleine Reparaturen selbst vornehmen zu können.

Die Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der Knechte ist eine Untugend, die schwer zu beseitigen ist. Man hat unter andern Mittel sie zu verhindern, vorgeschlagen, jede Nachlässigkeit durch eine Geldbuße zu rügen. Allein diese Strafen sind nicht ohne Gefahr: wir haben Knechte gesehen, die sich an den ihnen anvertrauten Thieren für einen Verweis rächten, der ihnen gegeben wurde. In einer Fabrik ist es leicht den Urheber eines Schadens an einer Maschine oder an einem Werkzeuge zu entdecken und ihn zu bestrafen; allein an den lebenden Maschinen, den Ochsen, Pferden, Schafen ist es manchmal unmöglich zu unterscheiden, von wo der Schaden

stamme. Die sicherste Garantie für eine gute Behandlung des Viehes liegt in dem Gemüthe desjenigen, dem sie anvertraut sind; nur wenn die Dienstboten das ihnen anvertraute Vieh lieben, ist man sicher, daß es mit Sorgfalt gepflegt und behandelt wird. Wir kannten einen Landwirth, der drei Pferde besaß, von denen jedes das linke Auge ausgeschlagen hatte. Er hatte die Ueberzeugung, daß diese feige Grausamkeit von einem seiner Knechte verübt worden war; allein um ihn zur verdienten Strafe vor den Richter zu bringen, mangelte ihm der gehörige Beweis. Der in Rede stehende Landwirth war ein Wiedertäufer und ein äußerst ruhiger und gutmüthiger Mann.

Der arme Bauersmann ist manchmal noch magerer als sein Vieh und es läßt sich wenigstens einigermaßen entschuldigen, daß er sein Vieh in keinem bessern Zustand hält. Wer im Wohlstand lebt und die Mittel hat, soll aber immer dafür sorgen, daß sein Vieh in gutem Stande bleibt, daß seine Knechte auf ihr Vieh stolz und sie selbst mit ihrer Lage zufrieden sein können. Nicht nur moralische Gründe, sondern sein eigenes wohlverstandenes Interesse empfehlen dem Landwirth gegen alle lebenden Wesen gütig und wohlwollend zu sein.

Es ist begreiflich, daß derjenige, welcher oft betrogen, für seine Wohlthaten mit Undank belohnt wurde, der mit falschen, heimtückischen, schadenfrohen Menschen zu thun hatte, nach und nach hartherzig werden kann. Man muß indessen die Menschen so zu nehmen suchen, wie sie sind, und wenn man Ursache hat mißtrauisch zu sein und genöthigt ist streng zu werden, möge man es sein, ohne den Vorschriften einer strengen Gerechtigkeit und einer angemessenen Güte und Milde zu entsagen.

Hinsichtlich der Kost glauben wir blos bemerken zu sollen, daß man sich darin den angenommenen Sitten einer Gegend fügen muß. Es ist nachtheilig, die Dienstboten mit besserer Kost zu behandeln, als diejenige, an die sie gewöhnt sind; allein es ist jederzeit eine wohlangebrachte Sparsamkeit, sein Gesinde gut zu nähren.

Reinhart theilt in der Beschreibung des Berkheimer Hofes sehr interessante und wichtige Rathschläge in Bezug auf die Haltung des Gesindes mit. Er empfiehlt, so ferne es möglich ist, als Dienstboten nur Leute aus ordentlichen, braven Familien zu nehmen. Die häusliche Erziehung wirkt außerordentlich nachhaltig auf die Menschen; es ist anerkannt, daß die ärmsten Dienstboten, die häufig das tägliche Brod nicht im Hause hatten und an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden mußten, am schwersten mit der Kost zu befriedigen sind, und bei denen man am wenigsten Sparsamkeit und Ordnung findet.

Reinhardt sagt weiter, daß er sich immer wohl dabei befunden habe, wenn er beim Dingen eines neuen Knechtes seine übrigen Dienstboten um Rath gefragt hätte; diejenigen, welche ihm auf diese Weise empfohlen worden, seien immer gut gewesen. Es zeigt diese Thatsache von einem Zusammenhalt der Dienstboten, den man

überall einzuführen suchen soll und welcher der Landwirthschaft wo er existirt, alle Ehre macht. Um einen Knecht für einen großen Fehler zu bestrafen, pflegt Reinhart ihm zu sagen: was würdest Du mit mir anfangen, wenn Du der Herr wärest und ich hätte als Dein Knecht einen solchen Fehler begangen? Er behauptet von dieser Art des Verweises stets den besten Erfolg gehabt zu haben.

Um unsere Leser zur Nachsicht gegen die Dienstboten zu ermahnen und sie zu veranlassen die Menschen zu nehmen, wie sie einmal geworden sind, erlauben wir uns Figaro's Worte herzusetzen: Nach den Eigenschaften, die man von einem Diener verlangt, gäbe es wenig Herren, die würdig wären Knecht zu sein.

Dreizehntes Kapitel.

Vom Reiten.

Ein guter Pferdezüchter soll seine Pferde selbst zum Reiten und zum Fahren dressiren können; man wird erst ein eigentlicher Pferdekenner, wenn man reiten und fahren kann. Auch kann man ein Pferd erst dann gehörig beurtheilen, wenn man es in Bezug auf seine Leistungen als Reit- oder Zugpferd geprüft hat. Es ist ein großer Nachtheil, daß die meisten Landwirthe weder reiten, noch fahren gelernt haben, oder es nur höchst mangelhaft verstehen. Ein Pferd gewinnt einen ungleich größern Verkaufswerth, wenn es zugeritten oder eingefahren ist. So lange es nicht dressirt ist, weiß man nicht, was aus ihm zu machen ist, und der Käufer kann nur einen geringern als den wirklichen Werth bezahlen, weil er über den Gebrauchswerth nicht urtheilen kann. Es ist um so wichtiger, daß ein Pferdezüchter mit Pferden umzugehen weiß, weil die Dressur der Pferde frühe beginnen soll und weil der Einfluß der ersten Behandlung sich auf das ganze Leben eines Pferdes erstreckt. Manches junge Pferd ist durch den Fehler des ersten, der es zugeritten oder angespannt hat, für sein ganzes Leben verdorben worden. „Wenn „ein Pferd nicht gehen will und sich vertheidigt, so ist der Fehler auf Seite des „Reiters; es wird widerspenstig weil die rechten Mittel nicht angewendet wurden, „es zum Gehorsam zu bringen; ja es werden häufig Mittel angewendet, welche „gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen müssen.“ (Baucher.)

Der Capitän Morris sagt: „Ein guter Bereiter muß eben so sehr die moralischen als die physischen Eigenschaften eines Pferdes auszubilden verstehen.“

Und in dem "Reitunterricht der Schule von Saumur heißt es: "der Einfluß des Reiters auf das Pferd ist so mächtig, daß er ein schlechtes Pferd erträglich, und ein mittelmäßiges gut machen kann."

Alle diejenigen, welche Pferde zu behandeln haben, können sich diese Wahrheiten nicht tief genug einprägen. Wir sind weit entfernt zu verlangen, daß jeder Pferdezüchter ein geschickter Bereiter sei; noch weniger maßen wir uns an, einen ausreichenden Reitunterricht hier geben zu wollen. Allein wir rathen den jungen Landwirthen, welche alle Tage Gelegenheit haben zu reiten und zu fahren, sich in dieser Kunst so weit auszubilden, daß sie mit Anstand und Sicherheit zu Pferde sitzen und ein Pferdegespann wohl zu leiten verstehen.

Im Anfange, wenn man junge Pferde zu gewöhnen hat, muß man besonders vorsichtig zu Werke gehen, man muß sie mit Geduld, mit Schonung und Ruhe behandeln. Ein Pferd, daß zweckmäßig behandelt wird, läßt sich gewöhnlich ohne Schwierigkeit zum Zug oder zum Reiten gewöhnen. Will man aber gleich Gewalt und Zwangsmittel anwenden, behandelt man es mit Schlägen und dergl. so wird es widerspenstig und kann leicht für sein ganzes Leben tückisch und unbändig werden.

Man sieht häufig böse Pferde, welche ganz fromm waren, so lange sie sich in den Händen des Landwirths befanden, der sie gezüchtet hat. Sie wurden erst boshaft, als sie in andere Verhältnisse gebracht wurden, als man sie mit Zaum, Kappzaum, mit Reitpeitsche und Sporen behandelte, lauter Werkzeuge, mit denen ungeschickte Reiter gar zu leicht Mißbrauch treiben.

Der französische Veterinär Damoiseau, welcher im Jahr 1824, Herrn Deporte, den Inspector der französischen Gestüte nach Arabien begleitete, erzählt, daß er in der Wüste einen Hengst, Namens Abou-Arcoub gekauft habe. Dieses Thier war so fromm und geduldig, daß der arme Araber, dem es gehörte, statt des Sattels eine alte Decke hatte und anstatt des Zaumes einen Strick gebrauchte.

Das Pferd wurde nach Damaskus gebracht, wo Deporte die Pferde aus der Wüste erwartete. Deporte wollte dasselbe nach europäischer Art im Kreise an der Leine treiben lassen. Allein der Renner der Wüste wurde durch den ungewohnten Zwang der Leine und des Kappzaumes so aufgebracht, daß er sich wie wüthend auf Deporte stürzte und ihn umgebracht haben würde, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre.

Es wäre leicht eine Menge ähnlicher Fälle anzuführen, welche alle beweisen, daß Sanftmuth, Geduld und verständige, ruhige Behandlung die sichersten Mittel sind, Pferde zu bezwingen; daß Zwangsmittel zwar zuweilen, aber immer nur mit Vorsicht und mit Sachkenntniß angewendet werden dürfen.

Ueber die Zeit der ersten Benutzung des Pferdes zum Reiten vermag uns die Geschichte keine Auskunft zu geben.

Die Fabel der griechischen Mythologie von den Centauren, — Geschöpfe, die halb Pferd und halb Mensch sein sollten — welche wohl nur aus der Betrachtung geschickter Reiter entstanden ist, beweist, daß man bereits im grauen Alterthume die Pferde zum Reiten gebrauchte. Die ältesten, bekannten Schriftsteller reden vom Pferde, als einem Hausthiere, bestimmt und gewöhnt im Kriege die Gefahren, im Frieden die Arbeiten und Vergnügen seines Herrn zu theilen und zu unterstützen.

Die alte Geschichte führt die Meder, die Perser und Parthen als geschickte Reiter an, von den Parthen zeugen besonders die Kriege mit den Römern; die Ueberlegenheit ihrer Reiterei, machte es ihnen allein möglich, den römischen Heeren zu widerstehen.

Bei den griechischen Völkern war die Reitkunst weniger im Schwunge; nur die Thessalier waren berühmte Reiter und sie mögen wohl Veranlassung zu der Fabel von den Centauren gegeben haben. Die andern griechischen Stämme trieben mehr die Kunst des Wagenlenkens.

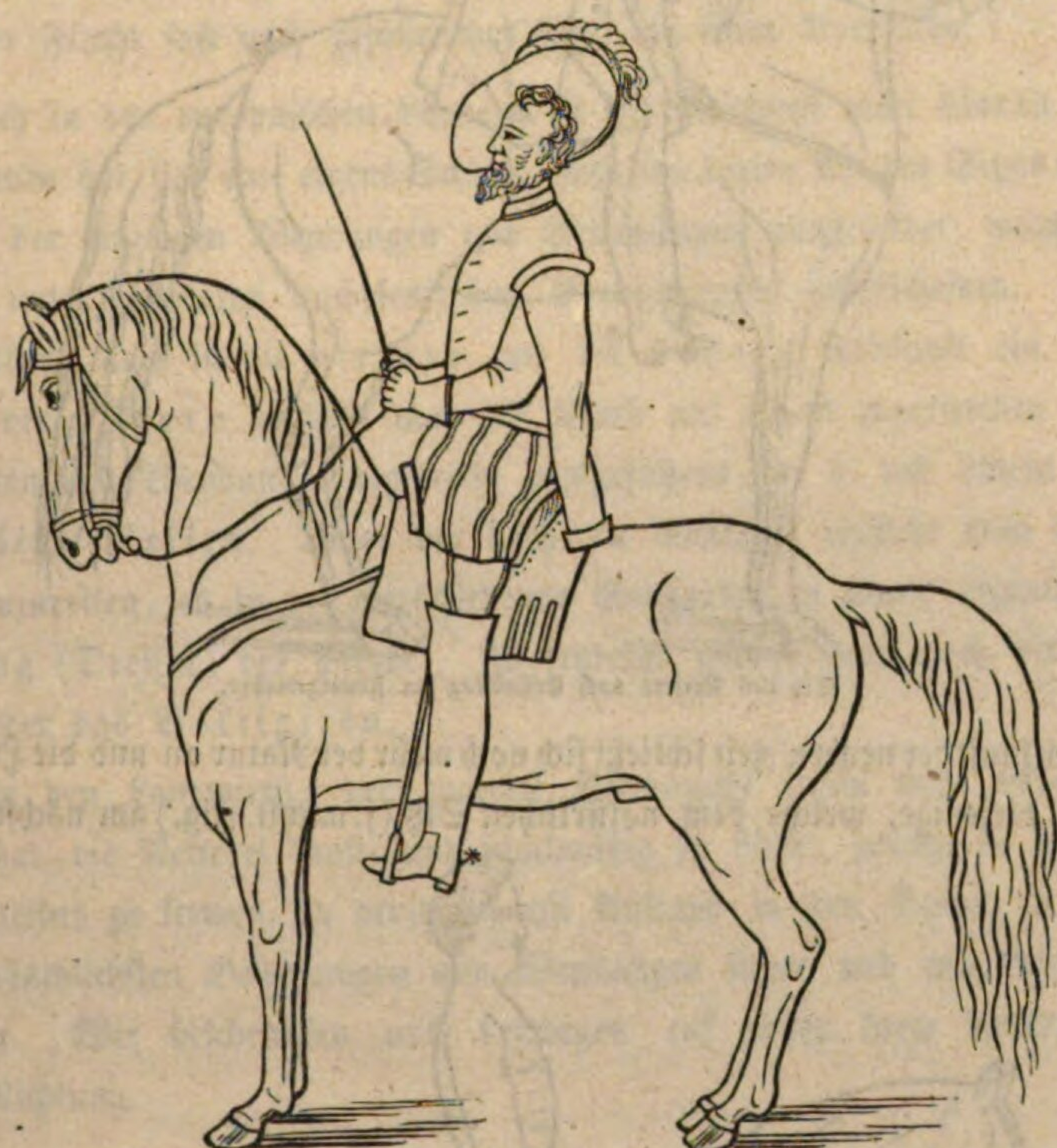
Zu einer hohen Stufe der Vollendung brachten es die Römer in der Kunst des Reitens; den Rittern, welche in den öffentlichen Spielen sich zu Pferde schlugen, waren Ehren und Belohnungen gewidmet.

Ueber die Reitkunst des Mittelalters besitzen wir keine genauern Nachrichten, obgleich man weiß daß dieselbe vorzüglich in jener Zeit in Ehren stand, daß die Stärke der Armeen bis zum Gebrauche des Schießpulvers in der Cavallerie beruhte und daß der Kriegsdienst zu Fuß ganz in Mißachtung kam und den Unfreien und Leibeigenen überlassen wurde. Die öffentlichen Kampfspiele, die Turniere und Waffenthaten der Ritter beweisen, daß die Regeln der Reitkunst sehr ausgebildet sein mußten; speziellere Nachrichten darüber sind uns aber erst aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts hinterlassen worden.

Ohne in das nähere Detail der Reitkunst einzugehen, kann man drei Perioden in der Ausbildung derselben, seit dem Mittelalter gerechnet, annehmen.

In den Zeiten des Mittelalters, der Zeit des Ritterthums und der persönlichen Tapferkeit, bestanden die Waffen des Ritters in Lanze und Schwert und im Kriege war es nicht ein Zusammenwirken von Massen, sondern mehr ein Kampf Einzelner gegen Einzelne. Man suchte sich gegen Lanze und Schwert zu schützen und es entstanden die Harnische, die schweren, obgleich manchmal sehr schön und künstlich gearbeiteten Rüstungen, welche wohl zuweilen doppelt so schwer waren als der Mann und ihn von Kopf bis zu Fuß mit Stahlschuppen oder Drathgeflechte bekleideten. Auch der Sitz des Reiters zu Pferde war mit Rücksicht auf die Art des Kampfes gewählt. Der Reiter saß nicht, sondern stand vielmehr zu Pferde in den Steigbügeln und neigte beim Angriff oder der Vertheidigung den Körper vorwärts um den Stoß der Lanze des Gegners aushalten zu

können, ohne aus dem Sattel gehoben zu werden. Letzterer, der Sattel mußte ebenfalls dazu beitragen den Reiter solid auf dem Pferde zu halten und ragte hinten und vorne in die Höhe, so daß es für einen Reiter, der fest in den Bügeln stand unmöglich war herabzufallen.



Sitz des Reiters im Mittelalter.

So zweckmäßig dieser Sitz für die Bewaffnung der damaligen Zeit war, indem sie dem Körper möglichst freie Bewegung nach allen Seiten erlaubte, so unbequem war sie für Reiter und Pferd. Letzteres hatte eine enorme Last zu tragen und mußte deßhalb groß, stark und von kräftigem Baue sein.

Sobald die Einführung der Feuergewehre die Art des Kampfes zu Pferd umgestaltete, war es auch möglich dem Reiter eine bequemere Haltung zu geben und ihn auf dem Pferd s i t z e n zu lassen, ohne den Hauptstützpunkt in den Bügeln zu suchen; Schenkel und Waden bildeten nicht mehr eine gerade Linie mit dem Oberkörper, sondern wurden mehr nach vorwärts gerichtet und im Knie gebogen.



Sitz des Reiters nach Erfindung der Feuergewehre.

Die Reitkunst der neuern Zeit schließt sich noch mehr der Natur an und die Haltung des Reiters ist diejenige, welche dem natürlichen Sitz (s. nächst. Fig.) am nächsten kommt.



Natürlicher Sitz des Reiters.

Die Orientalen haben nie die schweren Waffenrüstungen der Europäer gehabt; vor der Erfindung des Feuergewehrs bedienten sie sich des Bogens; in der Handhabung des Säbels und der Lanze sind sie heute noch sehr geschickt. Sie sitzen deßwegen auch anders zu Pferde. Die Steigbügel sind kurz geschnallt, die Kniee sind erhoben und der Reiter sitzt in seinem Sattel, wie auf einem Schemel. Diese Position erlaubt ihnen sich zu bücken, sich links oder rechts zu neigen, sich umzudrehen und rückwärts ihre Lanze zu werfen oder ihr Gewehr abzuschießen; so daß sie in der Flucht fast noch gefährlicher sind, als beim Vorrücken.

Auch in den europäischen Ländern ist die Reitkunst nicht überall dieselbe; in jedem Lande hat sich eine eigene Schule, oder eine eigene Art des Sitzes und der Ausführung der einzelnen Wendungen und Bewegungen ausgebildet, welche sich jedoch nur in untergeordneten unwesentlichen Abweichungen unterscheiden. Man theilt die Reitkunst auch in die niedere und die höhere Reitkunst ein. Unter der erstern, der niedern versteht man die Kunst auf einem zugerittenen Pferde, alle Gangarten und Wendungen regelrecht auszuführen, d. h. mit einem Worte das eigentliche Reiten. Unter der höhern Reitkunst versteht man die Kunst ein Pferd zuzureiten, es in den verschiedenen Gangarten zu üben, eigentlich die Abrichtung (Dressur) der Pferde. Zu letzterer gehört auch noch die Kunstreiterei oder das Voltigiren.

Für den Landwirth, der zugleich Pferdezucht treibt und weder Zeit noch Muße hat, die Reiterei kunst- und schulmäßig zu üben, genügt es die Handgriffe des Sattelns zu kennen, zu verstehen mit Anstand in den Sattel zu steigen und die gebräuchlichsten Bewegungen und Wendungen sicher und mit Leichtigkeit auszuführen. Wir beschränken uns deßwegen auf einige kurze Unterweisungen in dieser Richtung.

Beim Satteln eines Pferdes, selbst wenn es das geduldigste und frömmste wäre, mache man es sich zur Regel, sich ihm nicht zu nähern, ohne es vorher angeredet zu haben, besonders wenn man Sattel und Decke in Händen hat, bei deren Anblick die Pferde leicht erschrecken können. Man tritt auf die linke Seite des Pferdes hin und legt zuerst die Unterlegdecke so auf, daß ihr vorderster Rand den Widerrist erreicht oder ihn noch etwas überdeckt. Die Decke, welche man vor dem Auflegen von allenfalls anhängendem Stroh, Heu und dergl. reinigt, wird dann gleichseitig vertheilt und ausgestrichen. Alsdann wird der Sattel, von welchem der rechte Steigbügel und der Bauchgurt über seine obere Fläche geschlagen ist, sanft darauf gelegt. Durch jählinges Aufwerfen des Sattels kann ein Pferd leicht scheu und unruhig gemacht werden.

Liegt der Sattel auf seiner Stelle, so zieht man die darunter liegende Decke nochmals an, damit sie keine Falten wirft und gurtet ihn fest.

Der Sattel soll an einem gut und regelmäßig gebauten Pferde eine Handbreit hinter den Schultern liegen, damit diese ihre vollständig freie Bewegung behalten. Liegt der Sattel zu weit vor, so sind nicht nur die Schultern in ihrer Bewegung gehemmt, sondern auch das Gewicht des Reiters ruht zu sehr auf den vordern Gliedmaßen, wodurch die Gangarten für das Pferd ermüdender, für den Reiter härter und unbequemer werden und sich die Gefahr des Stürzens vermehrt. Zu weit zurück wird der Sattel dadurch hindernd, daß die Gurte hinter das Brustbein des Pferdes auf die falschen Rippen zu liegen kommt und dadurch das Athmen des Pferdes erschwert.

Beim Gurten ergreift man die Gurtenstrippen mit der rechten Hand und stemmt den rechten Ellenbogen in die Hüfte, um mit mehr Gewalt anziehen zu können. Die Gurten dürfen weder zu straff noch zu lose angezogen sein. Im ersten Falle wird das Thier in seiner freien Bewegung, besonders beim Springen über Gräben, wo die Bauchmuskeln angestrengt werden müssen, gehindert; junge kitzliche Pferde können durch allzu festes Gurten verdorben werden. Im zweiten Falle dreht sich der Sattel leicht und die Unterdecke legt sich in Falten, wodurch eine Verwundung des Pferdes veranlaßt werden kann.

Als Regel für das Gurten nimmt man an, daß man ohne besondere Anstrengung zwei bis drei Finger zwischen den Gurt und den Bauch des Pferdes bringen kann.

Es ist wohl kaum nothwendig zu bemerken, daß der Obergurt genau über dem Untergurt liegen soll; auch darf er nicht stärker angezogen sein, als der untere, weil dieser sonst eine Wulst macht, welche das Pferd drückt.

Pferde, die sich aufblasen, gurte man nur nach und nach fest; es gibt welche, die sich nur außer dem Stalle gehörig festgurten lassen. Ungeduldige Pferdeknechte pflegen solchen Pferden mit dem Knie an die untere Bauchgegend zu stoßen; ein Gebrauch, der sehr nachtheilige Folgen haben kann, ohne den Fehler zu verbessern.

Reitet man mit Vorder- und Hinterzeug, so muß beides gut gepaßt, d. h. so geschnallt sein, daß man mit der flachen Hand ohne besondere Mühe unter dem einen wie unter dem andern durchfahren kann. Dieses Anschnallen geschieht nachdem der Sattel aufgelegt ist und ehe die Gurten angezogen werden.

Das Aufzäumen ist eine sehr einfache Verrichtung, verlangt jedoch mit Umsicht und Vorsicht ausgeführt zu werden, weil man sonst die Pferde leicht verdirbt. Nachdem die Halfter abgeschnallt ist, mit der das Pferd angebunden war, ergreift man mit der rechten Hand die Trense oder den Zaum oben am Kopfstück, fährt mit der linken durch die Zügel und faßt mit dieser das Mundstück. Alsdann nähert man sich unter freundlichem Zurufe dem Pferde von der linken Seite, öffnet mit den Fingern der linken Hand, in welcher man das Gebiß hält, dem Pferde das Maul und schiebt das Mundstück zwischen den Zähnen durch, ohne

mit demselben an diese anzustoßen; zugleich bemüht man sich mit der rechten Hand den Obertheil der Trense über die Ohren des Pferdes und den Haarschopf zu bringen. Bei dieser ganzen Verrichtung bleibt man auf der linken Seite des Pferdes stehen, damit man durch etwaiges Hauen des Pferdes nicht beschädigt werden kann.

Bei jungen ungewöhnten, oder bei unruhigen Pferden nimmt man die Trense oder den Zaum gleich in die Hand und sucht das Abnehmen der Halfter und das Anlegen des Zaumes so miteinander zu verbinden, daß das Pferd möglichst wenig davon merkt und nicht weiß, daß es auf einen Augenblick los und ledig ist. Während der Operation suche man das Pferd durch freundliche Worte zu beruhigen und nach Beendigung derselben durch schmeichelnden Zuruf zu belohnen.

Ehe der Reiter zu Pferde steigt, unterlasse er nie zu untersuchen, ob das Pferd gehörig gesattelt ist, die Gurten gehörig angezogen sind und der Zaum in Ordnung ist. Die Unterlassung dieser Vorsicht kann die schlimmsten Folgen haben, besonders wenn der Reiter nicht selbst gesattelt hat, sondern es einem andern überlassen muß.

Zum Aufsitzen stellt er sich alsdann vor die linke Schulter des Pferdes, nimmt den Trensenzügel in die volle linke Hand, legt die Zügel des Stangenzaums zwischen die Finger dieser Hand und zwar so, daß der linke Zügel zwischen dem 4. und 5. und der rechte zwischen dem 3. und 4. Finger zu liegen kommt; der Daumen aber auf der Außenseite des linken Stangenzügels unter dem Schieber fest angedrückt wird um das Durchgleiten der Zügel zu verhindern. Die Enden der Zügel läßt man auf der rechten Seite des Halses hinabfallen.

Die größte Aufmerksamkeit ist darauf zu richten, daß die Zügel gleich lang gegriffen werden und daß sie weder zu fest noch zu lose angezogen sind. Die Faust des Reiters muß eine gelinde Anlehnung des Pferdes auf das Mundstück fühlen. Sind sie straffer angezogen, so ist zu fürchten, daß das Pferd beim Aufsitzen rückwärts tritt, oder wenn es empfindlich im Maule ist, steigt; sind im Gegentheil die Zügel zu lang und das Pferd wird nicht durch Jemand gehalten, so geht das Pferd während des Aufsteigens fort.

Nachdem die Zügel gehörig gefaßt sind, setzt der Reiter die linke Hand auf den Kamm des Halses, so daß der kleine Finger auf dem Kamm ruht, und der Daumen in die Höhe gerichtet ist, gibt sich mit der rechten Hand einen Büschel Mähnenhaare in die volle Linke und zieht die Haare straff an, damit die Hand fest auf dem Kamme aufliegt. Das Ende des Haarbüschels kann man um den Daumen oder Zeigefinger der linken Hand wickeln, um ihnen mehr Halt zu geben.

Der Reiter stellt sich alsdann so nahe als möglich an die linke Schulter des Pferdes heran, greift mit der rechten Hand den linken Bügel und hält ihn, wäh-

rend er mit dem linken Fuß bis an den Ballen hineintritt, das Knie dabei fest an das Pferd und an die Satteltasche andrückt.

Nun verläßt der rechte Fuß seinen Standpunkt und berührt mit der Spitze den Boden der Mitte des Sattels gegenüber, so daß nun der Reiter vor dem Sattel mit einem Fuß im Bügel und mit dem andern auf dem Boden steht. In demselben Augenblick wo der Reiter diese Stellung annimmt, verläßt die rechte Hand den Bügel und greift den hintern Rand des Sattels. Zugleich schnellt der auf dem Boden ruhende Fuß den Körper an dem Pferde senkrecht in die Höhe und wird dabei von den beiden Händen, die ihre Stützpunkte auf dem Kamme des Halses und dem hintern Ende des Sattels haben, unterstützt. Die Hauptstütze dabei ist die linke Hand auf dem Kamme des Halses; die rechte Hand darf sich nur leise auf den After des Sattels auflegen.

Sobald der Körper auf diese Art in die Höhe gehoben ist, muß der Reiter in senkrechter Stellung und gerader Haltung des Körpers in dem Bügel stehen, und es sollen sich die zwei Absätze der Stiefel berühren.

Nun geht der rechte Schenkel, ganz gerade ausgestreckt über das Kreuz des Pferdes hinweg, die rechte Hand verläßt den hintern Rand des Sattels und stützt sich auf den vordern Theil desselben, den Sattelknopf, wodurch der Reiter in den Stand gesetzt wird, sich sanft in den Sattel niederzulassen. Es ist wesentlich, daß bei dieser Bewegung das rechte Bein gerade ausgestreckt werde um nicht mit dem Fuße das Kreuz des Pferdes zu berühren, weil dieses dadurch erschreckt werden könnte. Der Körper dreht sich dabei in aufrechter Haltung auf dem linken Fuße, wie auf seiner Achse.

Sitzt der Reiter im Sattel, so verläßt er mit der linken Hand sogleich die Mähnen und bringt mit der Rechten, die nun ihren Stützpunkt ebenfalls verläßt, die Zügel in Ordnung. Nachdem dieses geschehen, sucht er mit dem rechten Fuß den rechten Bügel und stellt ihn wie den andern bis an den Ballen hinein. Die Bügel sollen so geschnallt sein, daß die Zehen des Fußes etwas höher stehen als die Ferse.

Beim Absitzen befolgt man genau dieselben Vorschriften wie beim Aufsitzen, nur in umgekehrter Ordnung. Man muß sich daran gewöhnen diese Vorschriften mit Leichtigkeit, Behendigkeit, dabei ohne Uebereilung auszuführen, eine Fertigkeit, die sich natürlich nur durch Uebung erlangen läßt. Diese Uebung möchten wir jedem jungen Landwirthe, der Pferde züchtet, anrathen, denn es sieht nichts übler aus, als wenn man einen Reiter mit weitläufigen Geberden mühsam am Pferde in die Höhe klettern und sich schwerfällig in den Sattel werfen sieht. Während es eine angenehme Erscheinung ist, einen jungen Reiter mit Anstand, Sicherheit und Leichtigkeit zu Pferde steigen zu sehen.

Die Haltung des Reiters zu Pferde soll ebenfalls Leichtigkeit und Ungezwungenheit verrathen, und auch diese Eigenschaft kann nur durch Uebung erlangt werden. Zu einem festen Sitz zu Pferde gehört vor allem eine richtige Position des Körpers. Diese besteht ihrem Wesen nach in Beobachtung folgender Punkte.

Der Kopf muß gerade gehalten werden ohne steif zu sein, der Hals natürlich gestreckt, so daß der Kopf nicht zwischen die Schultern herabsinkt; die Schultern sollen etwas rückwärts und abwärts gesenkt werden, die Brust soll hervortreten; die Oberarme hängen natürlich herab, die Unterarme biegen sich rechtwinklig und legen sich sanft an den Körper an, so daß die Hände nahe zusammen kommen. Die Schenkel werden etwas einwärts gedreht, und schließen sich an das Pferd an, während die Beine zwanglos herabhängen und sich im Knie sanft biegen. Die Absätze der Füße müssen ein wenig niederer als die Zehen gehalten werden.

Die Hände befinden sich mit dem Ellenbogen in ziemlich gleicher Höhe und nehmen ihren Standpunkt etwa eine Handhoch über dem Sattelknopf ein; durch diese Haltung wird zugleich die Länge der Zügel bestimmt. Die Grundlage des Sitzes auf dem Sattel machen die beiden Erhabenheiten der Gefäßknochen und der Spalt aus. Damit der Körper auf dieser Grundlage ruhe, ist erforderlich, daß der Oberkörper ruhig und gerade gehalten werde, fast ebenso wie die Regeln eines gefälligen Anstandes die Tragung des Körpers zu Fuß anempfehlen. Anfänger reiten gewöhnlich zu sehr auf dem Spalt, d. h. mit vorwärts gebogenem Oberkörper, was sowohl der Festigkeit des Sitzes als der schönen Haltung Eintrag thut.

Bei einem gehörigen, regelrechten Sitz — der jedoch auf den verschiedenen Reitschulen etwas verändert gelehrt wird — hat der Reiter nicht nothwendig sich mit den Schenkeln fortwährend anzuklammern, sondern er wird sich bald durch Uebung die Fertigkeit erwerben sich unwillkührlich im Gleichgewicht zu erhalten.

Nicht unbemerkt können wir lassen, daß nicht jedermann zum Reiten geboren ist, zu einem guten Reiter gehört, außer den moralischen Eigenschaften: Muth, Kaltblütigkeit und Entschlossenheit, auch ein entsprechender Körperbau und natürliche Gewandtheit. Am vortheilhaftesten ist ein etwas kurzer Oberkörper mit langen, etwas gebogenen, nicht zu fleischigen Schenkeln.

Zur L e i t u n g oder F ü h r u n g des Pferdes dient dem Reiter hauptsächlich die H a n d, in der Reitkunst wohl auch F a u s t genannt, oder der Zaum, welcher dabei durch die sogenannten H ü l f e n unterstützt wird. *)

Die Bewegungen der Hand dürfen nicht zuckend oder prallend sein, sondern sollen langsam beginnen und gleichsam windend oder schraubenartig wirken. Wenn der Reiter das Pferd stets im Zügel hat, d. h. wenn letzteres sich sanft an das Gebiß des Zügels anlegt und die Hand ruhig in der verlangten Position bleibt,

*) Die Hand oder Faust pflegt man ebenfalls eine Hülfe zu nennen.

wird das Pferd die geringste Bewegung derselben merken können. Durch eine leichte Verkürzung des linken oder rechten Zügelriemens, was durch eine Drehung der Hand bewirkt wird, kann das Pferd links oder rechts gewendet werden. Durch ein gleichmäßiges Verkürzen beider Zügelriemen wird das Pferd angehalten und durch ein Nachlassen angetrieben. Alle diese Bewegungen werden blos mit der Hand ausgeführt, ohne Mitwirkung der Arme, welche ruhig in ihrer Position bleiben.

Die Hülfen bestehen außer der Faust, in dem Gebrauche der Schenkel, der Waden, der Sporen oder der Reitgerte; sie sind bestimmt die Bewegungen der Hand zu unterstützen.

Durch das Zusammendrücken der beiden Schenkel treibt man das Pferd vorwärts. Diese Hülfe fordert, wenn sie wirksam sein soll, ein wohl dressirtes Pferd von feinem Gefühl. In höherm Grade wirksam ist schon das Zusammendrücken der Kniee, oder der Waden und endlich das wirksamste Mittel, mit dem man jedoch sparsam umgehen soll, das Berühren mit dem Sporn. Junge, feurige, wohlgenährte, nicht ermüdete Pferde gehen vorwärts, oder gehen aus einer langsamern in eine schnellere Gangart über, wenn man ihnen die Zügel nachläßt. Bei weniger lebhaften Pferden wendet man zu gleicher Zeit mit dem Nachlassen des Zügels eine dieser genannten Hülfen an, wenn man das Pferd antreiben will.

Es dienen diese Hülfen auch dazu, das Pferd während der Bewegung zu sammeln, d. h. es aufzumuntern, es mehr in die Zügel zu treiben, sei es in der Absicht den Gang des Pferdes rascher und sicherer zu machen, sei es, um das Pferd zu einem Sprung über ein Hinderniß, zu einer schwierigen Passage vorzubereiten, oder es aus der Ferne auf Gegenstände aufmerksam zu machen, vor denen es erschrecken würde, wenn es sie plötzlich in der unmittelbaren Nähe zu sehen bekäme. Ohne die Hülfen mit den Schenkeln und Waden reicht oft das Schnalzen mit der Zunge oder das Wipsen mit der Reitgerte hin, diesen Zweck zu erreichen.

Reicht der Druck der Schenkel und Waden nicht hin, das Pferd aufzumuntern und anzutreiben, so muß man die Hülfen verstärken, indem man die Knie oder Waden leicht gegen die Seiten des Pferdes fallen läßt.

Das gleichmäßige, stärkere Auftreten in die Bügel ist ebenfalls eine Hülfe, welche ein dressirtes Pferd vorwärts treibt.

Die Hülfen dienen jedoch nicht allein dazu das Pferd anzutreiben und zu sammeln, sondern sie unterstützen auch die Bewegungen der Hand bei den Wendungen. Ein stärkerer Tritt auf den einen Bügel treibt das Pferd seitwärts. Dasselbe wird erreicht durch den einseitigen Druck der Schenkel oder der Waden, oder durch das Herabsenken der Gerte auf der Seite des Kopfes welche derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher das Pferd gehen soll. Diese Hülfen sind daher anzuwenden um das Pferd

von seinem geraden Wege abzulenken. Um eine wirkliche Wendung nach rechts oder links zu machen, müssen die Hülfen etwas verschieden angewendet werden.

Zu einer Wendung nach links wird der linke Zügel durch Drehung der Hand verkürzt; das linke Bein legt sich in der Gegend der Gurte an und das rechte Bein wird hinter die Gurte an den Leib des Pferdes gedrückt. Das Anlegen des Beines hinter der Gurte wirkt auf das Hintertheil des Pferdes und treibt diesen an. Während auf diese Weise der eine Schenkel das Pferd auf der linken Seite unterstützt, wird durch den Druck des rechten Schenkels das Hintertheil des Pferdes vorwärts getrieben und durch die gleichzeitige Verkürzung des linken Zügels die Wendung vollendet. Bei dieser Wendung dreht sich das Pferd gleichsam auf den Hinterfüßen, oder vielmehr um einen Punkt, der zwischen den Hinterfüßen liegt; letztere bleiben auf derselben Stelle und die Vorderfüße beschreiben einen Kreis.

Bei einer Wendung nach rechts werden dieselben Handgriffe jedoch natürlich in entgegengesetzter Ordnung angewendet.

Man kann auch die Wendung so machen, daß sich das Pferd gewissermaßen um sich selbst dreht, das heißt um einen Punkt der zwischen den Vorder- und Hinterfüßen desselben liegt. Bei einer halben Wendung kommen dabei die Hinterfüße auf die Stelle wo die vordern waren und umgekehrt nehmen die vordern die Stelle ein, welche die hintern am Anfange der Bewegung inne hatten. Bei dieser Art der Wendung, welche der französischen Schule eigen ist, wird der Schenkel auf der Seite, wohin die Wendung gehen soll nicht in die Gegend der Gurte, sondern hinter dieselbe in die Flanke gestützt, und drückt das Hintertheil des Pferdes rechts, während die Hand das Vordertheil links bewegt.

Ziemliche Uebung von Seiten des Reiters erfordert der Galopp und es ist von Wichtigkeit die dabei zu gebenden Hülfen genau zu beachten.

Wenn beim Galopp die rechten Füße weiter vorgreifen als die linken, so sagt man das Pferd galoppire rechts, und wenn die linken weiter vorgreifen als die rechten, so sagt man es galoppire links.

Will man das Pferd in Galopp rechts ansprengen, so verkürzt man die Zügel durch Ründung der Hand in der Richtung des linken Hinterfußes, zugleich legt man die Schenkel auf beiden Seiten hinter der Gurte in die Flanken. So wie die Zügel allmählich straffer angezogen werden, drückt die linke Wade stärker in die Flanke. Durch die Wirkung der Zügel wird das Vordertheil des Pferdes zurückgehalten und durch den Druck der Waden das Hintertheil angetrieben, so daß sich das Pferd nur durch einen Sprung aus seiner Stellung reißen kann. Im Augenblick wo es sich vorne erhebt um diesen Sprung zu machen, muß man dem Pferde durch Nachlassen der Zügel soviel Freiheit lassen, als die Geschwindigkeit des Galopps, den man verlangt, nothwendig macht.

Durch die Richtung der Zügel nach dem linken Hinterfuß wird die linke Schulter zurückgehalten, durch den Druck der Waden das Hintertheil genöthigt, sich auf den linken Hinterfuß zu stützen, und dadurch das Pferd veranlaßt, rechts zu galoppiren. Auf ähnliche Weise und in umgekehrter Ordnung geschieht das Ansprengen im Galopp links.

So lange der Galopp dauert, muß der Reiter möglich ruhig sitzen, keine Bewegungen mit dem Oberkörper machen, jedoch das Pferd immer in einer gesammelten Stellung erhalten. Die Hand muß zwar ruhig bleiben, jedoch von Zeit zu Zeit das Vordertheil des Pferdes durch sanftes Anziehen der Zügel emporheben, dabei soll sie durch die Hülfe der Waden unterstützt werden.

Alle Bewegungen der Hand und der Schenkel müssen mit Ruhe, allmählich und nicht stoßweise ausgeführt werden; die Haupteigenschaft einer guten Hand ist, daß sie stet, leicht und weich sei, daß sie ein richtiges und feines Gefühl habe und die leisesten Bewegungen des Pferdes merke.

Die Hülfen der Schenkel und Waden dürfen ihre Wirkungen ebenfalls nur allmählig äußern, nicht durch Stöße, sondern durch Druck. Die vollkommene Harmonie der Hülfen durch die Schenkel und Waden mit den Bewegungen der Hand veranlaßt das Pferd denselben willig zu gehorchen.

Zu allen Bewegungen, welche ein Anhalten, Sammeln oder Zurücktreten des Pferdes beabsichtigen, lehnt der Reiter den Oberkörper ein wenig rückwärts; bei Wendungen neigt er sich leicht auf die Seite, wohin die Wendung gehen soll. Alle diese Bewegungen sollen jedoch dem Pferde nur fühlbar werden durch den Druck, den der Sitz des Reiters ausübt und sollen für den bloßen Zuschauer nicht bemerkbar sein.

Anfänger im Reiten thun gut den Zügel mit beiden Händen zu führen; geübte Reiter brauchen nur die linke Hand dazu, welche deßwegen auch die Zügelhand genannt wird.

Während des Reitens sehe der Reiter immer zwischen den Ohren des Pferdes durch auf den Weg; das Pferd deutet jede Bewegung, die es machen will, durch eine Bewegung der Ohren an, und der Reiter kann sich dann gegen ungewöhnliche Seitensprünge sichern.

Der Reiter beobachte sein Pferd unausgesetzt und seine Gedanken seien stets auf dasselbe gerichtet; nachlässige Haltung und Unaufmerksamkeit sind gewöhnlich die Ursache von Unfällen, die beim Reiten vorkommen. Reitet man auf einen Gegenstand zu, vor dem sich das Pferd scheut, so sammle man das Pferd wohl und suche es durch einen raschen, kräftigen Schritt zu beschäftigen.

Man suche immer auf dem besten und sichersten Weg zu reiten; auf schwierige Stellen lasse man dem Pferde die Zügel frei, damit es vor sich sehen und seinen Weg selbst aussuchen kann. Schlüpfrige Wege soll man möglichst ver-

meiden, lieber einen kleinen Umweg machen oder durch den Koth reiten, als das Pferd einer allzugroßen Gefahr des Stürzens aussetzen.

Allzu steile Abhänge soll man ohne dringende Noth nicht auf- oder abreiten, sondern absteigen und das Pferd am Zaume führen. Ist man gezwungen steil bergauf zu reiten, so lasse man dem Pferd den Zügel frei, neige den Oberkörper vorwärts um das Hintertheil zu erleichtern und schließe die Schenkel fest an. Bergabwärts halte man das Pferd fest im Zügel, damit es den Weg langsam und nur mit kleinen Schritten zurücklegen kann. Die Schenkel legen sich fest an und der Oberkörper muß sich rückwärts neigen.

Um über einen Graben, eine Hecke oder ein sonstiges Hinderniß hinweg zu setzen, sammle man das Pferd einige Zeit, bevor es an der Stelle ankommt und nehme es kräftig in den Zaum. Im Augenblick, wo das Pferd den Sprung machen soll, treibe man es durch Zusammendrücken der Schenkel und Waden an, und ertheile ihm zugleich vollkommene Zügelfreiheit. Den Augenblick, in welchem die Zügelfreiheit ertheilt werden soll, muß das Auge und das Gefühl des Reiters nach den Kräften und der Stärke des Pferdes ermessen; während des Uebersetzens müssen die Beine des Reiters fest anschließen, damit er nicht aus dem Sattel geworfen wird.

Eine gefährliche Untugend die sich manche Pferde angewöhnt haben, ist das Bäumen, weil der Reiter leicht überschlagen und sich gefährlich verletzen kann. Sehr oft ist das Bäumen die Folge einer unzweckmäßigen Führung der Zügel; wenn ein feuriges Pferd durch Sporn oder Reitgerte angetrieben und dabei die Zügel straff gehalten werden, so ist es eine natürliche Folge daß das Pferd vorne in die Höhe steigt oder sich bäumt

Wenn sich die Pferde aus übler Gewohnheit bäumen, so lasse man sie, nachdem sie mit dem Vordertheil wieder auf die Erde kommen, zurücktreten; sobald sie das Rückwärtsgehen wieder durch Bäumen unterbrechen wollen, versetze man ihnen einige tüchtige Hiebe mit der Reitgerte in die Flanken. Der Reiter biege den Oberleib, sobald das Pferd in die Höhe steigt stark nach vorn und führe den Zügel so, daß er niederwärts wirkt; durch unvorsichtiges Zurückbiegen von Seiten des Reiters würde die Gefahr des Ueberstürzens vermehrt.

Eine noch gefährlichere Unart als das Bäumen, ist das sogenannte Bocken. Das Pferd nimmt dabei den Kopf zwischen die Füße, krümmt den Rücken und führt dann die regellosesten Sprünge aus, um sich seines Reiters zu entledigen. Es gehört ein guter Reiter dazu, um sich im Sattel zu halten. Die Hauptsache bei bockenden Pferden besteht darin, es nicht zum Bocken kommen zu lassen, sondern sobald sich das Pferd zum Bocken anschickt, ihm so viel als möglich den Kopf in die Höhe zu halten und ihm einige recht herzafte Hiebe in die Flanken zu versetzen.

Man hat auch schon mit Erfolg gegen das Bocken einen kurzen Stock mit einem Ende unter dem Kinn und dem andern auf der Brust, an das Vorderzeug des Sattels befestigt, so daß das Pferd den Kopf nicht zwischen die Beine nehmen konnte.

Wenn die Hülfen bei einem Pferde nicht ausreichen, so bleiben die Strafen noch als Hülfsmittel übrig. Diese bestehen in dem Gebrauche der Sporen und der Reitgerte. Die Anwendung der Strafen erfordert eine richtige Beurtheilung der Stärke und der Zeit, in der sie gegeben werden. Es sollen ihnen jederzeit die kräftigern Hülfen vorausgehen, um das Pferd gleichsam zu warnen; die Waden sollen sich mit wachsendem Druck den Bauch nähern, und dann sollen erst die Sporen kurz und nachdrücklich einige Finger breit hinter dem Gurt eingesetzt werden.

Die Reitgerte läßt man als Strafe mit Nachdruck entweder vorne über die Brust oder in die rechte Flanke fallen.

Der Reiter darf sein Pferd nie aus Laune, oder im Zorn strafen, noch weniger, wenn ein Pferd vor einem Gegenstande erschrickt oder sich scheut. Eine Strafe in einem solchen Augenblick wäre ein großer Fehler; der Reiter muß immer unbefangen und kaltblütig beurtheilen, ob das Pferd aus wirklicher Widersetzlichkeit, oder aus andern Gründen ungehorsam ist, und nur bei wirklicher Widersetzlichkeit strafen. In diesem Falle muß sie auf der Stelle kurz, und mit Nachdruck erfolgen und augenblicklich aufhören, wenn das Pferd sich gehorsam zeigt.

Beim Ertheilen der Strafe muß der Reiter seinen Sitz fest zu behaupten verstehen und von dem Erfolg der Strafe, d. h. von dem Zurückbringen des Pferdes zum Gehorsam, überzeugt sein. Gelingt das letztere nicht, so ist es viel besser die Strafe gar nicht anzufangen, denn durch eine unwirksame Strafe werden die Pferde nicht gebessert, sondern widerspenstiger gemacht.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Fahren.

Wie in so vielen andern Dingen, welche Bezug haben auf Pferde und Pferdezucht, müssen wir auch hier wieder, wo wir von dem Lenken der Fuhrpferde oder vom Fahren reden wollen, auf das Beispiel der Engländer hinweisen. Die Engländer sind geborene Reiter und Kutscher, oder lernen wenigstens von Jugend

auf Pferde lenken und reiten. Von einem vollendeten Gutsbesitzer, Pferdezüchter oder Pferdeliebhaber verlangt man in England nicht nur, daß er ausgezeichnet zu Pferde sitze, über Hecken und Gräben wegzusprengen wisse, sondern daß er auch ein Viergespann vom Kutscherbocke herab mit Umsicht und Geschick zu leiten verstehe. Wie weit sind wir auf dem Continente noch von diesen ritterlichen Fertigkeiten entfernt! Das Reiten ist ganz außer Mode gekommen, und das Ausfahren ohne Kutscher fast nur noch bei dem gewöhnlichen Bauersmanne anzutreffen. Hält man es doch fast unter seiner Würde mit Thieren umzugehen!

In England besteht heutzu Tage noch ein Club, der von George III. in seiner Eigenschaft als Prinz von Wales gegründet wurde und welcher zum Zweck hat, seine Mitglieder in der Kunst des Fahrens auszubilden. Er nennt sich „four-in-hand“-Club (Viergespann-Club) und hält auf seine Kosten mehrere Eilwägen, um seinen Mitgliedern Gelegenheit zu geben sich als Wagenlenker zu üben oder ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Bei uns würde natürlich ein solcher Verein weder Aussicht auf Theilnahme noch Hoffnung auf Erfolg haben. Indessen wäre zu wünschen, daß man auch bei uns mehr Werth auf die Kunst des Fahrens und Reitens legte, denn diese Kunst macht erst den vollendeten Pferdezüchter. Jeder Landwirth, welcher Pferde zum Verkauf züchtet, sollte sie zureiten und einzufahren verstehen, wie wir schon früher bemerkten. Denn ein Pferd, das wohl zugeritten oder eingefahren ist, verkauft sich, wenn es auch einen weniger großen innern Werth hat, viel leichter als ein ungeschultes bei dem besten Naturgaben.

Die Söhne der Bauersleute fahren und reiten, und viele unter ihnen reiten gut und fahren noch besser. Wir haben schon manchmal mit Vergnügen einem Bauerjungen zugesehen, wie er mit einem Viergespann im Galopp durch ein mit Garbenhaufen besetztes Feld dahinjagte, ohne einen derselben zu berühren. Wir haben seine Geschicklichkeit und den Instinkt der Pferde bewundert, welche seinen Willen zu errathen schienen: ein Wink mit der Peitsche genügte sie links oder rechts zu wenden, ein für andere unverständlich betonter Zuruf reichte hin, sie anzutreiben, sie stehen oder in kurzer Wendung kehren zu lassen. Wir haben dagegen auch viele landwirthschaftliche Dienstboten beobachtet, welche im Lenken der Gespanne sehr ungeschickt waren und denen man nicht ohne Besorgniß zusehen konnte, wenn sie nur mit einem geladenen Wagen quer über eine Bewässerungsrinne zu fahren hatten.

Es lehrt diese Erfahrung, daß die Kunst des Fahrens eine gewisse natürliche Anlage voraussetzt und daß deßhalb nicht jeder, der sich damit abgibt, sofort ein vortrefflicher Fuhrmann oder ein ausgezeichneter Kutscher wird. Wer sich indeß mit Eifer und Aufmerksamkeit auf diese Kunst verlegt, kann es immerhin bis zu

einer gewissen Fertigkeit und Sicherheit bringen, und deswegen haben wir uns erlaubt, nach einigen hier folgenden allgemeinen Grundsätzen über das Fahren, die zwanzig Regeln des Fuhrmanns anzuschließen.

I. Allgemeine Grundsätze.

Der Platz den ein Pferd in einem Gespanne einnimmt, ist nicht ohne Wichtigkeit.

Bei einem Viergespann unterscheidet man die Hinterpferde auch Deichselpferde genannt, und das Vorgespann; und bezeichnet die Pferde, welche links gehen, als unter der Hand, in oder bei der Hand, und die rechts gehenden als von der Hand oder aus der Hand. Das links gehende Deichselpferd heißt auch noch aus naheliegenden Gründen Sattelpferd und das rechte das Handpferd.

Der Kutscher der die Pferde vom Bocke herab lenkt, spannt das feurigste Pferd links und das träge, pflegmatische, das man die Peitsche zuweilen fühlen lassen muß, rechts an die Deichsel. Der Fuhrmann, der meistens zu Fuß neben seinen Pferden hergeht, spannt umgekehrt, das langsamste Pferd links und das leichte, behende, das durch einen Laufriemen an der Wage befestigt ist und seine Schuldigkeit thut, ohne dazu angetrieben zu werden, auf die rechte Seite.

Das wichtigste Pferd für den Fuhrmann ist das Sattelpferd, auf ihm beruht gleichsam der Werth des Gespannes. Es soll stark, kräftig, ruhig und kalt, dabei aber aufmerksam, folgsam und ein vorzügliches Zugpferd sein. In zweiter Linie erscheint das vordere linke, oder Leitpferd, es soll etwas lebhafter sein als das Sattelpferd, jedoch gleichfalls aufmerksam und folgsam. Die Rolle des rechts gehenden Pferdes ist untergeordneter Natur.

Die Fuhrleute auf den Landstraßen spannen ihre Pferde gewöhnlich so an, daß die Zugstränge horizontal laufen, und diese Anspannungsart ist für die Verhältnisse, unter denen sie fahren, d. h. auf einer ebenen Straße, die zweckmäßigste. Will man jedoch ein großes schweres Pferd mit geringer Energie seine größte Kraft entfalten lassen, so ist es besser, die Zugkraft am Wagen ein wenig höher anzubringen, als an dem Kummet des Pferdes, so daß die Zugstränge vom Wagen gegen das Pferd etwas abwärtslaufen. Auf diese Art angespannt, kann das Pferd mehr das natürliche Gewicht seines Körpers wirken lassen, indem es sich vorwärts und gegen den Boden neigt. Wenn zwei Ochsen im Doppeljoche stark drücken wollen, neigen sie sich vorne so tief, daß sie mit der Nase fast die Erde berühren.

Fährt man auf einem holprigen Wege, so würden die Zugstränge, auf die vorbeschriebene Art angebracht, beim Ziehen einen Druck auf die Räder ausüben und das Vorwärtsbringen des Wagens erschweren. In diesem Falle ist es daher vortheilhafter die Zugstränge am Wagen etwas tiefer anzubringen; die Zugkraft wirkt alsdann von unten nach oben und erleichtert das Hinweggehen über Hindernisse wesentlich. Es gibt jedoch viele Wagen, namentlich Reisewagen, bei welchen die Zugkraft zu nieder angebracht ist, was große hohe Pferde sehr ermüdet, besonders wenn der Wagen zugleich mit einer großen Last beschwert ist.

Die Fuhrleute behaupten, daß die Pferde besser ziehen, wenn sie kurz angespannt sind, als wenn die Zugstränge lang sind. Sie haben ganz recht. Die Länge der Zugstränge an und für sich hat zwar keinen Verlust an Kraft zur Folge, allein die Kraft wird wegen der vermehrten Elasticität der Stränge nicht auf das vortheilhafteste angewendet. Würden die Pferde an einer eisernen Stange statt an Strängen ziehen, so würde die Entfernung an der Wirksamkeit der Kraft nichts ändern, sie möchte bedeutend größer oder kleiner sein; weil das Eisen nur eine geringe Elasticität besitzt. Dagegen weiß man aus der Erfahrung, daß an Schiffen, welche durch Pferde mit langen Tauen geschleppt werden, ein Fünftel der angewandten Kraft verloren geht. Das Ziehen an einem Schiffe hat außer dem Verlust an Kraft durch die Dehnbarkeit der Seile noch einen andern Nachtheil: die Bewegung, und folglich die Anstrengung bleibt sich immer gleich, ist immer eine und dieselbe. Keine Kraft der Muskeln kann aber einer solchen gleichmäßigen Anstrengung widerstehen. Die Stöße des Wagens spannen die Kräfte zwar stärker an, allein nur auf Augenblicke, worauf dann auch wieder ein Moment der Erholung kommt.

Aus diesem Grunde legt man die Straßen an Bergabhängen nicht in gleichmäßiger Steigung von unten bis oben an; sondern man nimmt von Zeit zu Zeit eine stärkere Steigung, um dann an einzelnen Stellen Ruhepunkte zu bekommen, auf der sich die Pferde etwas erholen können.

Mehrere Pferde die in einer Reihe voreinander an einen Wagen gespannt sind, verlieren dadurch, daß sie in einer langen dehnbaren Verbindung ziehen, viel von ihrer Kraft; außerdem erlaubt ihnen diese Art der Anspannung auch nicht mit ihrer ganzen vereinigten Kraft zu wirken.

Eben so verlieren von acht bis zehn Pferden, welche paarweise vor einander an einem Wagen gespannt sind, die vordern, welche an einer langen Kette ziehen einen Theil ihrer Zugkraft.*)

---

*) Diese und die folgenden Bemerkungen über die Zugkraft sind theilweise dem englischen Werke „the horse“ entnommen (Deutsch von Hering, Stuttgart).

Die Leistungen eines Zugpferdes sind aus drei Factoren zusammengesetzt; diese sind: 1) die Schnelligkeit der Bewegung oder die Gangart; 2) die Kraft, welche das Pferd entwickelt; und 3) die Dauer der täglichen Arbeit, d. h. die Zahl der Stunden, während denen ein Pferd arbeitet. Diese drei Factoren können unter sich auf verschiedene Art combinirt werden und dennoch den nämlichen Nutzeffekt hervorbringen. Wird die Geschwindigkeit vermehrt, so kann die Kraft des Pferdes geschont, oder die Dauer der Arbeit verkürzt werden. Wird die Dauer der Arbeit verlängert, so kann die Geschwindigkeit vermindert werden u. s. w. Diese Factoren bewegen sich aber in gewissen Grenzen, d. h. sie können nicht nach Willkühr in's Unendliche vermehrt werden. Die Geschwindigkeit hat so gut ihre Grenzen wie die Kraft, und ebenso darf die Dauer der Kraftäußerung das Maaß nicht überschreiten, durch welches der Grad der Ermüdung während der Arbeit bestimmt wird.

Die Aufgabe besteht nun darin, diese Grenzen zu bestimmen, zu untersuchen, in welcher Verbindung der drei Factoren man am Ende des Tages das größte Resultat erreicht, d. h. die meiste Arbeit leistet.

Als Grenze der Geschwindigkeit eines Pferdes kann der Raum betrachtet werden, den das Pferd, ohne eine Last zu tragen oder zu ziehen in einer bestimm-Zeit, mehrere Tage nach einander ohne Nachtheil für seine Gesundheit zurückzulegen im Stande ist. Die Last, welche ein angespanntes Pferd nur mit äußerster Mühe bewegen kann, gibt die Grenze seiner Kraft an.

In beiden Fällen sind die Anstrengungen des Pferdes ganz fruchtlos, d. h. ohne nutzbringendes Resultat: das Pferd läuft leer und zieht nichts. Zwischen beiden äußersten Grenzen der Geschwindigkeit und der Kraft muß es einen Punkt geben, wo sich die beiden Factoren zur größten nutzbaren Verwendung verbinden lassen und diese Verbindung muß die vortheilhafteste für den Dienst der Zugpferde sein. Die Theorie lehrt uns in Uebereinstimmung mit der Praxis, daß die Bewegung, bei welcher ein Pferd seine größte Nutzanwendung hervorbringen kann, der halben äußersten Geschwindigkeit gleich sei. Und daß die Last, welche dieser mittlern Geschwindigkeit am vortheilhaftesten entspricht, ebenfalls die Hälfte derjenigen sei, welche als die Grenze der Kraft bezeichnet wurde.

Nimmt man z. B. einen Arbeitstag von sechs Stunden zur Basis und findet, daß ein Pferd ohne Last und Reiter stündlich 10 Kilometer zurücklegen kann; wenn ferner die äußerste Kraftanstrengung der Pferde zu 112 Kilogramm berechnet ist, so erhält man den höchsten Nutzeffekt, wenn man das Pferd nur 5 Kilometer in der Stunde zurücklegen läßt und ihm eine Zugkraft von 56 Kilogramm zumuthet.*)

---

*) Diese 56 Kil. sind nicht so zu verstehen, als wenn das Pferd diese Last fortzöge, sondern es ist ein Ausdruck, der sich auf den Dynamometer bezieht. Ein Kilo-

In folgender Tabelle sind die Resultate von Versuchen wiedergegeben, welche das Verhältniß der Dauer der Arbeit zu der Geschwindigkeit darstellen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß ein Pferd auf kurze Zeit weit schneller laufen kann, als wenn diese Anstrengung längere Zeit dauert. Und umgekehrt: je länger das Pferd zu laufen hat, desto langsamer wird es im Durchschnitt gehen müssen. Diese Abnahme der Geschwindigkeit mit der Zunahme der Arbeitszeit findet sich folgendermaßen ausgedrückt:

Zeit nach Stunden	Geschwindigkeit nach Kilometer in der Stunde
1	23,7
2	16,9
3	13,7
4	11,8
5	10,7
6	9,7
7	8,8
8	8,4
10	7,5

meter = 1000 Meter oder 3333 Fuß à 30 centimetres. Der Dynamometer (Kräftemesser) ist ein Instrument, welches dazu dient, Kräfte zu messen oder vielmehr sie mit andern zu vergleichen. Er besteht aus einem starken ovalen Ringe von Stahl, der an zwei sich gegenüberliegenden Seiten Ringe oder Haken trägt, an deren einem die Kraft und an dem andern die Last angehängt wird. Bei der Wirkung der Kraft dehnt sich der Ring nach einer Richtung in die Länge mehr oder weniger aus, je nachdem die Kraft stärker oder schwächer ist, und verengert sich in der andern Richtung. Diese größere oder geringere Veränderung in der Form des Ringes gibt den Maaßstab zur Beurtheilung der Stärke der angewandten Kraft. Es ist nämlich mit dem Ringe eine Feder in Verbindung gebracht, welche einen Zeiger bewegt; dieser Zeiger deutet auf einem Zifferblatte die Stärke der Kraft an. Die einfachsten Dynamometer drücken den Zeiger auf die Ziffer, der höchsten Kraftäußerung wo er denn stehen bleibt, wenn ihn nicht eine stärkere Kraftanstrengung noch höher drückt; sie deuten das Maximum der angewendeten Kraft an. An den vervollkommneteren Instrumenten spielt die Feder und mit ihr der Zeiger auf dem Zifferblatte vor- und rückwärts und zeigt in jedem Augenblicke das Maaß der Kraft an. Da diese Einrichtung das Unbequeme hat, daß sie z. B. bei Versuchen mit Pflügen und Wagen schwer zu beobachten ist, so hat man zu diesem Zwecke in neuerer Zeit Dynamometer verfertigt, bei denen ein Bleistift auf ein untergelegtes Stück Papier oder eine Tafel eine Linie zieht, aus welcher die Kraft, durch Berechnung leicht gefunden werden kann. — Durch den Dynamometer wird die Kraft gemessen und in Pfunden ausgedrückt, welche wirkt, als wenn eine Last von diesem Gewicht an einem Seil hinge, das über eine Rolle läuft, und darf nicht mit der Last verwechselt werden, welche durch diese Kraft in Bewegung gesetzt wird. So ist z. B. eine Kraft von 1 ℔ auf einer horizontalen Eisenbahn im Stande ein Gewicht von 180—200 ℔ in Bewegung zu setzen.

Vorstehende Tabelle versinnlicht genau wie der Nutzeffekt mit der Vermehrung der Stundenzahl und der Verminderung der Geschwindigkeit wächst. Ein Pferd das zwei Stunden, in jeder 16,9 Kilom. zurücklegt, bringt im Ganzen einen Nutzeffekt hervor, der durch 33,8 Kilom. ausgedrückt ist; dasselbe Pferd läuft aber, wenn man die Dauer des Laufs auf 5 Stunden, setzt in jeder Stunde 10,7 Kilom., oder im Ganzen 53,5 Kilom. Es gibt jedoch in vielen Verhältnissen Gründe, welche die Verkürzung der Arbeitszeit gebieten.

Die folgende Tabelle, welche dem Engländer Tredgold entlehnt ist, zeigt wie die Zugkraft in dem Maaße abnimmt, als die Geschwindigkeit vermehrt wird. Die erste Colonne gibt die Geschwindigkeit in der Stunde nach Kilometern; die zweite zeigt die Größe des Widerstandes in Kilogramm (nach dem Dynamometer) ausgedrückt an, welche das Pferd bei dieser Schnelligkeit überwinden kann; die dritte gibt das daraus erhaltene Resultat an. Als Basis der Vergleichung ist eine Zugkraft von 56 Kilogr. während 6 Stunden des Tages bei einer Schnelligkeit von 5 Kilom. in der Stunde angenommen und das Resultat mit der Ziffer 1000 bezeichnet.

Geschwindigkeit Kilometer pr. Stunde	Zugkraft in Kilogramm	Resultat
3,2	75,3	888
4,8	56,7	1000
5,6	47,2	972
6,4	37,7	888
7,2	28,1	750
8,0	18,9	555
8,2	16,6	500

Wenn man die Arbeitsstunden des Tages sich ändern und die größte Geschwindigkeit dieser Arbeitsdauer entsprechend abnehmen läßt, so erhält man einen noch größern Nutzeffekt, wie folgende Tabelle versinnlicht. In der ersten Colonne ist die tägliche Arbeitsdauer nach Stunden angegeben; in der zweiten ist die entsprechende Geschwindigkeit und in der dritten das Resultat enthalten.

Arbeitsdauer nach Stunden	Geschwindigkeit in der Stunde und in Kilometern	Resultat
2	8,4	578
3	6,8	709
4	5,4	813
5	5,3	909
6	4,8	1000
7	4,4	1063
8	4,2	1110

Um eine größere Geschwindigkeit zu erhalten ist es nothwendig die Last oder den Widerstand zu vermindern; die folgende Tabelle ist unter der Voraussetzung berechnet, daß das Pferd nur noch die Hälfte der vorigen Last zu ziehen hat, d. h. nur noch 28 Kilogramme nach dem Dynamometer, welches ohngefähr dem Widerstand gleichkommt, den an einem vierspännigen englischen Postwagen jedes Pferd zu besiegen hat.

Arbeitsdauer in Stunden	Geschwindigkeit in Kilometern	Resultat
4	8,9	613
3	10,0	543
2	12,6	434
1	17,7	307

Die leichten englischen Briefpostcariolen, welche 16, 18 bis 20 Kilometer in der Stunde zurücklegen, verlangen nur eine Zugkraft von 18 Kilogr. und das Resultat steigt nicht über das mittlere vorstehender Tabelle.

Bei diesen Berechnungen wurde vorausgesetzt, daß die Pferde auf einer guten ebenen Straße gehen und die Arbeit nicht so schwer sei, daß sie ein Pferd ruiniren könne; es wurden dabei Pferde mittlerer Größe zum Anhaltspunkt genommen. Diese Berechnungen sind zwar von keinem unmittelbaren Nutzen für den Landwirth; wir glaubten sie aber dennoch mittheilen zu sollen, weil sie schätzbare Anhaltspunkte geben, wenn man wissen will, was man von einem Pferde nach den drei verschiedenen Richtungen, der Arbeitsdauer der Schnelligkeit und der Zugkraft verlangen kann.

Nach Gasparin (cours d'agriculture) legt ein Zugpferd, das eine schwere Last zu schleppen hat, nicht mehr als 0,10 Met. (etwa 16 Zoll) in der Secunde zurück; es gibt Rennpferde, welche 16,7 Met. (50 Fuß) auf eine kurze Strecke in der Secunde zurücklegen, oder 1000 Meter in der Minute.

Die Dauer der Thätigkeit der Pferde ist auch nach der Gangart verschieden, in der sie sich bewegen. Im Schritt kann ein Pferd während zehn Stunden des Tages gehen; im starken Trabe wird es kaum 3 oder 4 Stunden aushalten und ein Pferd, das im gestreckten Galopp läuft, wird nach einer halben, längstens dreiviertel Stunden erschöpft sein.

Die Cavallerie-Pferde haben eine Last von etwa 100 Kilogramm zu tragen und zwar während 7—8 Stunden des Tages.

Die Saumpferde legen täglich nicht mehr als 26 Kilometer zurück und tragen dabei eine Last von 150 Kilogr., was ohngefähr der Hälfte ihres eigenen Gewichts nahe kommt. Nach de la Hire kann ein Pferd eine Zugkraft von

200 ℔ mit einer Geschwindigkeit von 12,000 Fuß auf 1 Stunde täglich 8 Stunden lang entwickeln; wird die Kraft auf 240 ℔ gesteigert, so kann das Pferd nur 6 Stunden arbeiten.*)

II. Die zwanzig Regeln des Fuhrmanns.

1. Regel. — Um die Pferde gut zu lenken, müssen sie möglichst kurz angespannt sein, so daß Stränge und Ketten nie schlaff herab hängen. Die Stränge sollen nicht länger sein, als nothwendig ist, um das Anschlagen der Sielscheite an die Hinterbeine der Pferde zu verhindern.

Diese Regel ist in ihrer ganzen Strenge nur für Kutscher anwendbar. Die Pferde des Landwirths können nicht so kurz gespannt werden, weil sie nicht immer auf ebenen Wegen fahren, und da, wo der Wagen bald in eine Vertiefung geräth, bald über eine Erhöhung fährt, wo die hintern Räder bald tief und die vordern hoch gehen und umgekehrt, eine größere Länge der Stränge und Ketten nothwendig ist.

Auch sind die Pferde des Landwirths mehr gewöhnt den Pflug zu ziehen, als am Wagen zu gehen, und häufig hat er junge ungewöhnte Pferde am Wagen, so daß er auch aus dieser Rücksicht den Pferden schon mehr Spielraum lassen muß. Was von dem Anspannen gilt, gilt auch vom Aufzäumen: die Pferde des Landwirths dürfen nicht allzu kurz aufgezäumt werden.

2. Regel. — Die innern und äußern Zügel sollen von gleicher Länge sein, damit die Pferde vollkommen parallel neben einander laufen können.

*) In der Mechanik dient die Pferdekraft zur Vergleichung der Wirksamkeit oder der Leistungsfähigkeit der Maschinen. Diese Pferdekraft ist jedoch eine angenommene Größe, die zwar aus der durchschnittlichen Leistung eines Pferdes berechnet wurde, welche aber für die Beurtheilung eines Pferdes von keiner Anwendbarkeit ist, da in Bezug auf Kraft die Pferde je nach Alter, Größe, Race und Art der Aufzucht außerordentlich von einander abweichen. In der Mechanik pflegt man 1 Pferdekraft jede Kraft zu nennen, welche 75 Kilogramm (150 ℔) in 1 Secunde 1 Meter (3 Fuß 4 Zoll) hoch hebt. Man denkt sich dabei, daß die Kraft an einem Seil horizontal wirkt, daß dieses Seil über eine Rolle läuft und an einem Ende die Last trägt, welche etwa aus einem tiefen Schacht senkrecht in die Höhe gezogen wird. Mit derselben Kraft können auf etwas ungleichem Wege 15 und auf einer guten, ebenen Straße 20—25 Zentner fortbewegt werden.

Es ist nicht ohne Wichtigkeit, wenn man verlangt, die Pferde sollen parallel neben einander gehen; denn sie sind dadurch am besten im Stande, bei dicken Steinen oder tiefen Löchern, die sich auf dem Wege finden, auszuweichen und das Hinderniß zwischen sich zu lassen, indem sie rechts und links vorbeigehen. Es gibt nichts destoweniger Kutscher, welche mit ungleichen Zügeln fahren, theils solche, welche die Pferde vorne weit auseinandergehen und sich mit Hintertheil der Deichsel nähern lassen, theils solche, welche die Pferde vorne kurz zu sammenhängen, und sie nöthigen hinten entfernter zu gehen. Beide Methoden sind verwerflich; sie zwingen die Pferde zu einem unnatürlichen Gange, bei dem sie weder die volle Freiheit ihrer Bewegungen haben, noch ihre volle Kraft entwickeln können.

Bei dem landwirthschaftlichen Fuhrwerke, das nicht mit Zügeln geleitet wird, pflegt man das Pferd, welches rechts der Deichsel geht mit einem Riemen an das entgegengesetzte, das linke Ende der beweglichen Wage zu befestigen. Dadurch wird verhindert, daß das Pferd rechts, weiter vorgehe als das linke. Der Riemen, durch den das Pferd der rechten Seite zurückgehalten wird, ist an den Zaum desselben befestigt. Hier ist es zweckmäßig den äußern Theil des Zaumes etwas länger zu lassen als den innern, weil sonst das Pferd genöthigt wird schief zu gehen, sich vorne von der Deichsel zu entfernen und sich hinten derselben zu nähern.

3. Regel. — Der Kutscher muß seine Pferde immer in der Hand haben.

Das heißt, er muß die Zügel stets ein wenig gespannt halten. Dadurch ist es ihm möglich jede Bewegung der Pferde zu fühlen, und sie durch ein leichtes Nachgeben oder Anziehen zu regeln. Beim Abfahren werden die Zügel etwas angezogen und dann durch Nachlassen derselben die Pferde zu gleicher Zeit zum Anlauf gebracht. Von Wichtigkeit ist, daß das Angehen des Pferdegespannes gleichzeitig und gleichmäßig erfolgt.

4. Regel. — Beim Anfahren sollen die Pferde zu gleicher Zeit mit Kraft ins Geschirr gehen.

Diese Regel gilt für Pferde, die mit dem Zügel vom Kutschbocke herab geleitet werden; aber auch eben so gut für das landwirthschaftliche Fuhrwerk. Ja es ist so zu sagen das Kennzeichen eines guten Fuhrmanns, wann die Pferde auf seinen Ruf oder sein Zeichen mit der Zunge sich kräftig in's Geschirr legen und zu gleicher Zeit angehen. Uebrigens ist es ein Fehler, wann die Pferde, wie man sagt, in's Geschirr springen, indem sie einen feurigen Anlauf nehmen und den Wagen durch einen Ruck oder Anstoß wegführen. Sie sollen im Gegentheile langsam aber mit Nachdruck ihre Arbeit beginnen.

Man muß beachten, daß die Pferde, wenn sie ruhig vor einem Wagen stehen, ehe sie den Befehl zum Angehen erhalten, das Gewicht und den Widerstand, dem sie begegnen, noch nicht kennen, und bekanntlich gehört eine weit größere Kraft dazu einen Körper aus der Ruhe in Bewegung zu bringen, als einen bewegten Körper in Bewegung zu erhalten; deßwegen ist beim Anfahren eines Wagens immer die größte Kraftanstrengung erforderlich, ohne daß sich jedoch die Pferde gleichsam ins Geschirr stürzen sollen. Ist die erste Schwierigkeit überwunden und das Fuhrwerk im Gange, dann ist es leicht, dasselbe weiter zu ziehen. Junge feurige Pferde springen gerne, sobald sie das Zeichen zum Aufbruch hören, mit voller Kraft in das Geschirr, sie haben aber nicht immer Ausdauer genug die übermäßige Kraftanstrengung einige Sekunden fortzusetzen bis das Mitwirken der ältern, langsamern Pferde sie unterstützt, sondern springen, wenn der Wagen nicht gleich in Gang kommt, zurück. Solche Pferde, bei denen dieses Zurückspringen zur Gewohnheit wird, und welche es in dieser Untugend nach und nach so weit gebracht haben, daß sie vor jeder größern Schwierigkeit, der sie auf dem Wege begegnen, zurückweichen und kaum mehr zum Ziehen gebracht werden können bis die Schwierigkeit beseitigt ist, nennt man stetig. Die meisten stetigen Pferde sind durch unzweckmäßige Leitung so geworden, gewöhnlich sind es Pferde von lebhaftem, feurigem Temperament, scheu und schüchtern. Unter der Hand eines ungeschickten Führers, der sie nur mit rohen Worten und mit Schlägen behandelt, auf ihre Eigenschaften gar keine Rücksicht zu nehmen weiß, können sie wohl nichts anders werden.

Der Fuhrmann muß, so lange er seiner Pferde nicht vollkommen sicher ist, mit äußerster Vorsicht beim Anfahren zu Werke gehen. Er muß den Wagen schon so stellen, daß er möglichst leicht von dem ersten Flecke weicht, und darf beim Anfahren seine Pferde nie mit der Peitsche schlagen. Es kann wohl angehen seine Pferde, ehe das Anfahren beginnt, mit einigen leichten Peitschenhieben aufzumuntern oder aufmerksam machen, aber auch dieß nur im äußersten Falle. Jedenfalls müssen die Pferde wieder vollständig ruhig sein, wenn das Zeichen zum Abfahren gegeben wird. Erst wenn das Fuhrwerk im Gang ist, darf der Fuhrmann seine Pferde, die ihre Pflicht nicht thun wollen, durch Züchtigung mit der Peitsche belehren und sie fühlen lassen, daß er ihr Herr und Meister ist.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin auf den Unterschied zwischen edeln und gemeinen Pferden beim Fuhrwesen aufmerksam zu machen. Das edle Pferd ist feurig, lebhaft, es liebt und sucht schnelle Bewegungen, deßwegen ist es an dem landwirthschaftlichen Fuhrwerke und am Frachtwagen nicht ganz an seinem Platze. Es ist aber damit noch keineswegs gesagt, daß die edeln oder veredelten Pferde zum landwirthschaftlichen Fuhrwerke überhaupt nicht taugen. Im Gegentheil, sie besitzen gerade in ihren schnellern Bewegungen einen Vorzug, den man

bei den Postwagen wohl zu schätzen weiß und der auch bei dem landwirthschaftlichen Fuhrwerke nicht außer Anschlag kommen darf. Zu den Pflugarbeiten in leichtem Boden sind die veredelten Pferde jedenfalls den gemeinen vorzuziehen. Allein sie verlangen eine viel sorgsamere und aufmerksamere Behandlung als die gemeinen Pferde; man kann sie nicht jedem Dienstboten anvertrauen, und wenn es viele stetige Pferde unter ihnen gibt, so liegt die Ursache davon gewiß allein in der ungeeigneten Behandlung, die sie erfahren.

Die gemeinen Pferde sind geduldig, langsam und ertragen vermöge ihres ruhigen pflegmatischen Temperaments auch eine rauhe Behandlung. Sie sind, so zu sagen, unverwüstlich in der Ausdauer; sie ziehen 10 Mal eine Last an, wenn sie dieselbe auch nicht zu bewältigen vermögen; sie würden sich, an einen Baum oder Felsen gespannt, einen ganzen Tag peitschen lassen und dennoch auf jeden Ruf des Fuhrmanns wieder geduldig ins Geschirr gehen und mit aller Kraft, auch wenn kein Erfolg zu erwarten, ihre Anstrengungen wiederholen. Es kann deßwegen auch ein ungeübter Fuhrmann noch Etwas mit gemeinen Pferden leisten; dieselben sind deßhalb demjenigen anzurathen der nicht das Glück hat entweder selbst ein guter Fuhrmann zu sein, oder einen solchen in Diensten zu haben.

5. Stetige Pferde können nicht mit Gewalt und Strenge verbessert werden, sondern durch gute und zweckmäßige Behandlung.

Sobald ein Pferd stetig wird und nicht mehr vorwärts gehen will, muß man ihm gute Worte geben, es schmeicheln und geduldig warten, bis es sich von selbst entschließt sich ins Geschirr zu legen. Bei schwierigen Stellen, bei steilen Wegen bergan muß der Fuhrmann oder der Kutscher ganz besonders auf seiner Hut sein, seine Pferde wohl zusammen nehmen und mit Kraft und Nachdruck über die gefährlichen Stellen hinwegfahren.

Beim landwirthschaftlichen Fuhrwerk, das nicht immer auf gebahnten Wegen fährt, sondern häufig querfeldein gehen muß, kommt es oft vor, daß, auch sonst gute Pferde auf einmal stetig werden und nicht mehr vorwärts wollen. In der Regel ist Ueberladung daran Schuld; darum ist es eine Lehre, die man dem Landwirthe nicht zu oft wiederholen kann: seinem Zugvieh nicht mehr zuzumuthen als es wirklich und mit mäßiger Anstrengung zu leisten vermag, lieber zu wenig als zu viel aufzuladen, und zu bedenken, daß eine Fahrt mehr kein Zeitverlust ist, sondern sich durch schnellern Fortgang des Geschäfts hinlänglich ausgleicht, abgesehen davon, daß die Pferde von den übeln Folgen unvernünftiger Zumuthung bewahrt bleiben.

Wenn aber ein Fuhrmann trotz aller Vorsicht mit seinem Gespanne an einer schwierigen Stelle nicht mehr vorwärts kommt und die Schwierigkeit nicht der Art ist, daß sie ein Abladen der Last oder eine Verminderung derselben erforderlich oder räthlich macht, genügt es manchmal, ehe man von Neuem versucht mit

Gewalt vorwärts zu fahren, die Deichsel ein wenig links oder rechts zu drehen. Wenn die Pferde sich nun ins Geschirr legen und die Deichsel sich dadurch in die ursprüngliche Richtung dreht, so entsteht bei ihnen das Gefühl, als habe der Wagen sich vorwärts bewegt und sie ziehen dann gewöhnlich mit vereinter Kraft und neuem Muth den Wagen vorwärts. Die Hauptsache bleibt immer, die Pferde zusammenzuhalten, damit ihre vereinte Kraft in einem und demselben Augenblicke wirkt und das Hinderniß besiegt.

Ein Mittel, das wir in solchen Fällen schon oft mit Erfolg in Anwendung gebracht sahen, war das Besteigen des Handpferdes, oder auch des stetigen Pferdes, wenn nur eines vom Doppel-Gespann diese Untugend hatte, — sei es nun, daß die, um das Gewicht des Fuhrmanns vermehrte, Schwere nach physikalischen Grundsätzen wirkte, oder daß die vermehrte moralische Einwirkung die Thatkraft der Pferde steigerte.

6. Wer die Peitsche nicht wohl zu handhaben versteht, wird nie ein guter Fuhrmann.

Ein kräftiger, schallender Peitschenschwung zeugt von physischer Kraft, Energie, Kühnheit, muthigem Wesen desjenigen, der sie führt. Es kündigen sich darin die natürlichen Anlagen des Fuhrmannes und Geschmack am Fuhrwesen an, und dieß sind, wie bei allen andern Dingen auch hier die ersten Bedingungen eines glücklichen Erfolges. Die Engländer drücken dies in einem kurzen Spruch aus, indem sie von einem guten Kutscher sagen: he is a good whip (er ist eine gute Peitsche).

7. Bei der Anwendung der Peitsche soll man sie immer in ihrer größern Länge gebrauchen und, wenn man sie auch nur leicht fühlen lassen will, in ihrer vollen Ausdehnung auf die äußere Seite über die Rippen hin fallen lassen.

Es gibt übrigens Pferde, welche so empfindlich sind, daß man sie kaum die Spitze der Peitsche fühlen lassen darf.

8. Man darf nie ein Pferd mit der Peitsche erschrecken.

Wenn ein leichter Hieb, wie der vorhin angedeutete, nicht genügt, so wiederholt man denselben und zwar so lange, bis die Wirkung erfolgt. Auf diese Weise gelingt es, dem Pferde Achtung vor der Peitsche einzuflößen. Die Peitschenhiebe sollen nie auf das Kreuz oder über die Schenkel gegeben werden, weil sonst die Pferde gerne hinten ausschlagen. Noch weniger dürfen sie den Kopf treffen, wie man solches zuweilen bei rohen und ungeschickten Fuhrleuten sieht.

Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der Züchtigung und der Mißhandlung eines Pferdes. Jedes Pferd wird mehr oder weniger, je nach seinem Temperament, zuweilen eine Züchtigung verdienen, und der Fuhrmann, der seine Peitsche wohl zu führen versteht, wird sie zu geeigneter Zeit und auf gehörige Weise zu ertheilen wissen. Eine wohlverdiente Züchtigung, zur rechten Zeit und

in dem entsprechenden Maaße angewendet, trägt unendlich dazu bei, die Achtung der Pferde vor ihrem Meister zu vermehren. Der ungeschickte Fuhrmann züchtigt seine Pferde nicht, sondern mißhandelt sie. Er schlägt oder peitscht sie, nicht in dem Augenblicke, wo sie die Strafe verdient haben, sondern dann, wenn er im Stande ist, seine Schläge anzubringen oder wenn er gerade, vielleicht durch andere Umstände, die mit dem Verhalten seiner Pferde in gar keinem Zusammenhange stehen, dazu aufgelegt ist. Merkwürdig bleibt, wie solche unverdiente und ungeschickte Züchtigungen von den Thieren instinktmäßig durch größern Ungehorsam und stärkere Widerspenstigkeit erwiedert werden!

9. Je fester der Kutscher seine Pferde in der Hand hat, desto leichter und sicherer wird er sie leiten. Seine Hand muß fest wie eine Mauer, dabei aber elastisch wie eine Stahlfeder sein.

Wer mit diesen Eigenschaften einer festen und elastischen Hand, die andere verbindet, seine Pferde mittelst der Zügel zu beherrschen, anzutreiben und zu lenken, ist ein vollendeter Kutscher. Wer diese Gabe nicht besitzt, dessen Pferde werden bald links, bald rechts laufen, bald wird das eine, bald das andere Pferd voraneilen, der Wagen wird allen diesen Bewegungen folgen müssen, die Fahrbahn verlassen und deßwegen eine weit größere Zugkraft erheischen, als wenn er in gerader Richtung fortbewegt worden wäre. Die Radspur eines Wagens erlaubt fast immer einen richtigen Schluß auf die Geschicklichkeit des Fuhrmanns zu machen. Wenn die Geleise gerade Linien bilden und beim vierrädrigen Fuhrwerk die Spuren der hintern Räder in die Geleise der vordern fallen, so darf man annehmen, daß der Fuhrmann seine Pferde in der Gewalt hat und sie wohl zu leiten versteht. Wenn dagegen die Geleise in krummen, gebrochenen Linien dahin laufen, so darf man auf die Unfähigkeit des Fuhrmannes oder die Mangelhaftigkeit des Gespannes und des Fuhrwerks schließen.

Die Hand des Kutschers muß fest und elastisch sein. Wir legen besondern Werth auf die Eigenschaft der Elasticität, Biegsamkeit, Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit. Nichts ist widerlicher und grausamer als die Stöße, das plötzliche Anprallen der Zügel, mit denen man häufig die Pferde leiten sieht. Diese Stöße wirken nur durch die Schmerzen, welche sie den Pferden im Maule verursachen; allein sehr bald gewöhnen sie sich auch an diese und beachten sie nicht mehr; noch häufiger aber entstehen gefährliche Verwundungen daraus.

Die Hand des Kutschers muß fest aber nicht hart sein. Eine leichte Hand folgt den Bewegungen des Pferdes so, daß sie jede derselben fühlt; mit einem leichten Nachgeben des einen und einem Anhalten des andern Zügels ist der Kutscher im Stande den Gang seiner Pferde und seines Fuhrwerks auf das Genaueste zu regeln.

10. Regel. — Es bildet für den Kutscher wie für den Fuhrmann eine Regel, auf der Chaussee wie auf gewöhnlichen Wegen, die gebahnten Geleise möglichst einzuhalten.

In den Geleisen, soferne dieselben nicht allzu tief sind, geht der Wagen viel leichter, sicherer und verlangt weniger Zugkraft, als wenn man die Geleise überhält oder die sogenannte Halbspur fährt; auch die Pferde gehen deßhalb leichter und ermüden viel weniger. Auf guten Chausseen sollen übrigens Geleise gar nicht vorkommen, sondern die Fahrbahn vollkommen eben sein. Auch ist es in einigen Staaten, z. B. in Preußen, verboten, in dieselben Geleise zu fahren, welche ein unmittelbar vorangehender Wagen gezogen hat. In andern Ländern, wie z. B. in Bayern, sucht man das Fahren von Geleisen dadurch zu verhindern, daß man dicke Steine auf die Straße hin und wieder legt, und dadurch die Fuhrleute zwingt, in Schlangenwindungen zu fahren, eine Art, welche unsinnig und für das schwere Frachtfuhrwerk ungemein hinderlich ist.

11. Regel. — Ein Kutscher muß am Ende seiner Reise mindestens noch eben so schnell fahren als zu Anfang derselben.

Es gibt keine größere Schande für einen Kutscher, als wenn er im Anfange seiner Tagreise muthwillig und rasch dahinfährt und im ermüdeten, lahmen Schritt träge und schleichend ankommt. Da die Geschwindigkeit, mit welcher die Pferde laufen, weit mehr von der Last abhängt, die sie zu schleppen haben, als von der Länge des Weges, so ist es eine Haupttugend des Kutschers, gleich von Anfang zu erkennen, mit welcher Geschwindigkeit er die zu fahrende Strecke zurücklegen kann.

12. Regel. — Der Kutscher darf nicht auf der ganzen zurückzulegenden Wegstrecke die nämliche Geschwindigkeit beibehalten wollen, sondern muß diese nach der Beschaffenheit der Wege regeln.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß irgend eine größere Wegstrecke durchaus von einerlei Beschaffenheit d. h. durchweg von gleicher Steigung oder Senkung, oder von gleicher Härte und Güte des zum Bau des Weges verwendeten Materials, von gleichem Zustande der Unterhaltung sei.

Die Beschaffenheit der Wege trägt aber viel mehr dazu bei, die Anstrengungen, welche die Pferde zu machen haben, zu vermehren oder zu vermindern als in gewissem Maße die größere oder geringere Ladung. Man darf daher sagen, daß die nothwendige Zugkraft fast eben so sehr mit der Beschaffenheit der Wege im Verhältniß steht, als mit der Last des Wagens. Die Hauptrücksicht bleibt für den Kutscher die, zu fahren, daß die Pferde möglichst gleiche Anstrengungen zu machen haben; da nun weder die Beschaffenheit der Wege, noch das Gewicht der Last von dem Fuhrmann verändert werden kann, so bleibt ihm nur der Einfluß auf die Schnelligkeit der Bewegung übrig, mit der er die Anstrengungen seiner Pferde

regelt. Er wird deßwegen bei guter, fester und ebener Straße allenfalls im Trabe, bei Steigungen oder schlechtem Zustande des Weges in Schritt fahren.

13. **Regel.** — Das Verhältniß der Geschwindigkeit zur Beschaffenheit des Weges kann nicht durch Zahlen bestimmt werden, sondern muß dem Urtheile und Gefühle des Fuhrmanns oder Kutschers zur Entscheidung überlassen bleiben.

Diese Regel schließt einen großen Theil der Kunst des Fahrens in sich; denn das hier verlangte Urtheil des Fuhrmanns kann nur durch stete Aufmerksamkeit und durch untrüglichen Scharfsinn erlangt werden. Der Kutscher, welcher seinen Pferden gleich von Anfang an die Zügel schießen läßt, wird sich nie dieses Urtheil erwerben. Dagegen kann derjenige, welcher seine Pferde beständig in der Hand hält, bei einiger Achtsamkeit und bei einigem Eifer für seinen Beruf, es bald zur leidlichen Fertigkeit in der angedeuteten Richtung bringen, und unterscheiden lernen, wo er seinen Pferden schnellere Bewegung zumuthen darf, oder wo er sie in langsamen Gange zu halten hat. Die feinern Unterscheidungen darin, die Ausnahmen, die auch von dieser Regel nicht ausgeschlossen werden können, wird indessen nur der vollendete Kutscher und Fuhrmann zu machen verstehen.

14. **Regel.** — Der Kutscher, welcher seine Pferde **„in der Hand"** hat, wird beim Bergauf- und Bergabfahren fühlen, wo er langsam fahren muß und wo er seine Pferde antreiben darf. Bestimmte Vorschriften hierüber zu geben ist schwer.

15. **Regel.** — Bergauf soll man nach und nach langsamer, bergab allmählig schneller fahren.

Wenn man an eine Steigung kommt, dauert die vorhergegangene schnelle Bewegung, vermöge des Beharrungszustandes der bewegten Körper, noch eine Zeit lang fort und verliert sich nur nach und nach. Da wo sie aufhört, muß man im Schritt fahren.

Beim Bergabfahren vermehrt sich umgekehrt, auf mechanische Weise, die Schnelligkeit des Wagens, und je weiter man herab kommt, desto mehr haben die Pferde zurückzuhalten; deßwegen muß man bergabwärts im Anfange langsam fahren.

Es gibt Kutscher, welche aufwärts, noch ehe sie die Höhe der Steigung vollends erreicht haben, und wo gerade die größte Anstrengung erfordert wird, ihre Pferde zum Trabe antreiben. Dieses Verfahren ist durchaus fehlerhaft. Man soll den Pferden, wenn sie außer Athem auf der Höhe des Berges ankommen, im langsamen Schritt einige Erholung gönnen, und das Herabsteigen in zögernder Bewegung beginnen.

16. Regel. — Beim Beginne des Abwärtsfahrens müssen die Pferde das Gewicht des Wagens auf dem Hintergeschirr fühlen und tragen.

Dadurch ist der Kutscher in den Stand gesetzt, genau den Zeitpunkt wahrzunehmen, wo er die Gangart seiner Pferde beschleunigen darf oder muß. Läßt man die Pferde beim Abwärtsfahren anfangs lose im Geschirr gehen, so hat man zu erwarten, daß der Wagen in zu schnelle Bewegung geräth, und dann die Pferde nicht mehr im Stande sind, denselben in seinem Laufe zu bewältigen, oder daß bei plötzlichem Anhalten das Geschirr nicht widersteht und einen Unfall zur Folge hat.

17. Regel. — Bei langen und beschwerlichen Steigen kann der Kutscher seinen Pferden die Zügel völlig frei und sie in kleinem gemächlichen Schritte gehen lassen.

Außerdem wird ein für seine Pferde besorgter Kutscher bei solchen Gelegenheiten die Reisenden zum Aussteigen einladen und ihnen selbst mit gutem Beispiele vorangehen. Auf diese Weise wird das Aufwärtssteigen nicht nur keine große Beschwerlichkeit für die Pferde sein, sondern sie erleichtert und neu gestärkt auf der Höhe der Straße ankommen lassen.

18. Regel. — Der Fuhrmann soll auf dem Wege keine Zeit verlieren.

Je weniger Zeit man auf dem Wege zubringt, desto mehr Zeit bleibt für den Stall übrig. Diese einfache Wahrheit darf man nie vergessen.

Wenn man die Reise nicht in einem Zuge zurücklegen kann und über Mittag füttern muß, so soll man den Pferden wenigstens zwei Stunden Zeit zum Futternehmen und Ausruhen geben. Vor Allem sucht ein sorgsamer Kueſcher in diesem Falle für seine Pferde einen guten Stall zu bekommen, wo sie nicht beunruhigt werden und wo namentlich keine Zugluft herrscht. Daß er sich zugleich nach der Beschaffenheit des Futters erkundigt, dafür sorgt, daß das Heu geschüttelt, der Hafer gesiebt, das Wasser rein sei u. s. w., versteht sich wohl von selbst. Gleich nach der Ankunft gibt er ihnen etwas Heu in die Raufe, legt ihnen das Geschirr ab, wäscht und trocknet ihnen die Füße, putzt sie vollständig, oder reibt sie, wenn sie in Schweiß sind, durchweg mit einem Strohwisch ab. Etwa eine halbe Stunde nach der Ankunft, oder überhaupt dann, wann die Pferde ausgeschnauft haben, gibt er ihnen den Hafer und tränkt sie. So lange die Pferde noch in Athem sind, soll man ihnen weder Hafer noch Wasser geben; jedoch ist der Durst manchmal so heftig, daß die Pferde nicht fressen wollen. In diesem Falle ist es erlaubt das Wasser auch vor dem Hafer zu reichen, jedoch nie eher, als bis die Pferde ruhig athmen und nicht mehr im Schweiße sind.

Einige rathen den Hafer erst gegen das Ende der Fütterung, kurze Zeit vor dem Weiterfahren zu reichen. Dieses Verfahren ist unserer Ansicht nach, fehlerhaft. Denn wenn man die Pferde unmittelbar, nachdem sie Hafer gefressen haben, zu schnellen Bewegungen oder großen Anstrengungen gebraucht, so wird die Verdauung gehindert und es können üble Folgen daraus entstehen. Anders ist es, wenn die Verdauung schon ihren regelmäßigen Verlauf begonnen hat.

Zuweilen hat man eine Reise zu machen, die nicht lang genug ist, um zu vollständiger Fütterung Halt zu machen und doch zu lang um sie in einem Zuge zurückzulegen. In diesem Falle kann man den Thieren an irgend einem Orte, der gegen große Sonnenhitze und scharfen Windzug einigen Schutz gewährt, etwas Futter reichen lassen, ohne sie auszuspannen. Man wählt dazu häufig Hafer; besser ist es Brod zu geben, weil es in kleiner Masse mehr Nahrungsstoff enthält als Hafer, deßwegen die Fütterung schneller vorüber ist, dann aber auch hauptsächlich, weil es leichter verdaut. Auch Wasser muß man sie bei dieser Gelegenheit saufen lassen, nachher aber die Weiterreise unverzüglich fortsetzen. Wenn man Letzteres beobachtet, so schadet das Wasser den Pferden sogar dann nicht, wenn sie ganz in Schweiß gebadet sind. Daß man sie übrigens, wenn sie in Schweiß sind, während des Anhaltens bedecken soll, und das Anhalten nicht länger als 15 bis 20 Minuten dauern darf, geht aus der Natur der Dinge hervor.

19. Regel. — Wenn es richtig ist, daß zwei Pferde, die zusammen gehen, von gleichem Temperamente sein sollen, so ist es eben so klar, daß sie von gleicher Kraft und Größe sein sollen.

Wenn ein schwaches und ein starkes Pferd zusammengespannt werden, so wird das schlechte Pferd das gute bald zu Grunde gerichtet haben. Ja es wird nicht blos das gute dadurch ruinirt, daß es den größten Theil der Arbeit leisten muß, sondern es werden beide dadurch ruinirt, daß der Wagen durch die ungleiche Zugkraft meistens quer und schief geht; was den Widerstand mehr vermehrt, und eine stärkere Zugkraft fordert als man glaubt. Ein Kutscher, der ein schlechtes Pferd hat, thut gut daran, sich dessen sobald als möglich zu entledigen. Diese Regel gilt übrigens auch für Landwirthe. Leider ist der Landwirth oft im Falle junge ungewöhnte Pferde anspannen zu müssen, die erst nach längerem Gebrauch Fuhrpferde abgeben. Ist er jedoch im Besitze eines schlechten, stetigen Pferdes, so ist auch für ihn der Rath, es möglichst bald zu verkaufen, der beste.

20. Regel. — Der Kutscher muß seinen Pferden immer so weit voraussehen, als der Weg dem Auge erreichbar ist.

Diese Pflicht muß dem Fuhrmann wie dem Kutscher zur Gewohnheit, ja gleichsam zur zweiten Natur geworden sein. Denn er muß die Hindernisse, denen er entgegen geht, von weitem sehen, damit er sich zur gehörigen Zeit darnach richten kann.

Es mag hier hauptsächlich für das landwirthschaftliche Fuhrwerk noch beigefügt werden, daß der Fuhrmann blos die Pferde und den Weg den er zu machen hat, und nicht den Wagen und was hinter ihm ist, im Auge behalten soll. Ungeschickte Fuhrleute sehen an schwierigen Stellen sorgfältig nach dem Wagen und versäumen dabei die Pferde gehörig zu leiten, woraus denn leicht ein Unfall erfolgt. Der gute Fuhrmann weiß genau auf welcher Stelle der Wagen in die rechte Richtung einläuft, um seine Pferde darnach zu leiten. Diese Sicherheit im Führen eines landwirthschaftlichen Fuhrwerk ist übrigens nicht so leicht und kann erst durch längere Uebung erlernt werden.

Ein Kutscher oder Fuhrmann, der nicht weiter sieht, als auf den Schweif seiner Pferde, der nicht für seine Thiere leibt und lebt, der ihnen nicht jede Erleichterung verschafft, die er ihnen möglicher Weise verschaffen kann, verdient nicht den Namen eines Fuhrmanns oder Kutschers und man sollte ihm wenigstens keine Pferde anvertrauen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Wettrennen und Jagden.

Die Wettrennen sind ein sehr alter Gebrauch; sie waren schon bei den Völkern des Alterthums bekannt. Es scheint, daß sie fast so alt sind, als die Zähmung des Pferdes.

Die Griechen, welche in allen Uebungen des Leibes, in allen schönen, männlich-edeln Fertigkeiten öffentliche Wettspiele hatten, um die Kraft des Körpers und die errungene Meisterschaft zu bewähren, hatten bekanntlich Wettrennen zu Wagen und zu Roß und zwar in ausgezeichneter Weise.

Schon in der heroischen Zeit führt uns Homer seine Helden vor, wie sie auf rossebespannten Wagen in die Schlacht fuhren. In diesem Falle hatte der Kämpfer den Wagenlenker zur Seite, im Wettspiele lenkte immer nur einer den Wagen, der stets zweirädrig war. Bei den heroischen Festspielen eröffnete das Wagenrennen stets den Wettkampf, und die Sieger erhielten die schönsten und ehrenvollsten Preise. Es war dieser Kampf, wegen der Mittel die er voraussetzte und der nothwendigen Vorbereitungen das kostspieligste und mühsamste und deßhalb vorzugsweise das Ziel der Ehre für die Reichen und Vornehmen, für die Fürsten und Könige.

In den olympischen Spielen bildete sich das Roß- und Wagenrennen nach und nach zu verschiedenen Arten aus; es kam das Gespann, die Zahl der Renner und die Weise selbst in Betracht.

Das glänzendste und vornehmste Gespann war das Viergespann, daran reihte sich zunächst das Zweigespann mit ausgewachsenen Rossen.

Auf die Zucht solcher Pferde, die zu Wettrennen bestimmt und geeignet waren, wandte die alte Heroenwelt und später der Ehrgeiz reicher Griechen, wie ein Alcibiades, alle Mühe und alles Geld.

Statt der ausgewachsenen Rosse brachte man später auch die Fohlen auf die Reitbahn, sowohl im Vier- als im Zweigespann.

Die Arten des Rennens unterschieden sich in den verschiedenen Spielen nach der Länge und Beschaffenheit der Bahn, ob die einfache oder doppelte Bahn, ob mit dem Kriegswagen oder dem Prachtwagen, oder dem einfachen Rennwagen (mit dem Vier- oder Zweigespann) zurückgelegt werden mußte.

Das Reiten und Roßwettrennen ist ein verhältnißmäßig später Gebrauch im hellenischen Kriegs- und Culturleben. „Man möchte sich wundern — sagt Kruse in der Hellenika, dem wir zunächst hier gefolgt sind — daß das stattliche Roß, obwohl in jeglicher Weise hochgeachtet in der hellenischen Heldenwelt, dennoch hier sowohl im festlichen Wettspiel als in blutiger Feldschlacht nur den Wagen zog, nicht auch frei und leicht dem Manne den schön gewölbten Rücken zum Sitze bot und ihm vierfüßige Schnelligkeit lieh zu verschiedenen Zwecken.“

Der Gebrauch des Pferdes zum Kriege, der namentlich nach den Perserkriegen allgemeiner zu werden begann — einzelne Stämme, wie die Thessalier hatten schon lange Reiterei — verdrängte den Kampf mit dem Streitwagen vollkommen. Der Wagen behauptete sich nur im Wettspiel, gestattete aber dem Roßwettrennen eine eigene bedeutende Rolle. Auch dieses war ein verschiedenes, mit ausgewachsenem Rosse und mit dem Fohlen, je nachdem der Reiter theilweise vom Rosse sprang und den Lauf neben dem Rosse, sich am Zügel haltend, vollendete und dergleichen mehr.

Die Wettrennen der Römer, im circus maximus, haben mehr durch die Ausdehnung und den Luxus der Weltstadt, als durch besondere aesthetische oder künstlerische Vorzüge Interesse. Es waren diese Spiele in der Kaiserzeit hauptsächlich zur Unterhaltung der erwähnten, prunk- und genußsüchtigen Hauptstadt bestimmt. Auch zeigte sich in ihnen bald ein rohes und gefährliches Element in den Kämpfen mit wilden Thieren, das dann später in die abscheulichste Grausamkeit ausartete.

Nach dem Sturze des römischen Weltreiches entwickelte sich in den neugebildeten deutschen und fränkischen Staaten mit dem Ritterthume, die alten Wettkämpfe ersetzend, das Turnier. Es waren dies ritterliche Kampfspiele, welche

bei Festlichkeiten oder auch eigends für sich angestellt wurden. Von den Spielen der Griechen und Römer unterschieden sie sich wesentlich darin, daß sie nicht öffentlich, d. h. nicht für das ganze Volk bestimmt waren und daß die Frauen, welche an jenen keinen Antheil nehmen konnten, hier, sozu sagen, die Hauptrolle spielten, indem es ihre Aufgabe blieb, den Siegern im Kampfe die Preise auszutheilen.

Heinrich, der Vogler, soll der erste gewesen sein, der in Deutschland die Ritter zu Kampfübungen anhielt und damit den Grund zu dem Turnier legte. Im Anfange wurden sie, als eigentliche Kriegsübungen, ausschließlich zu Pferde ausgeführt, erst später als sie sich zu Festspielen ausgebildet hatten, kamen auch Kämpfe zu Fuß hinzu.

Unter Konrad II. und Heinrich IV. hatte sich der Gebrauch der Turniere in Deutschland sehr verbreitet, und es theilten sich die deutschen Ritter in vier große Turniergesellschaften, die rheinische, bayerische, schwäbische und fränkische, welche wieder ihre Unterabtheilungen hatten, die sich nach verschiedenen Symbolen und äußern Abzeichen benannten, z. B. Gesellschaft des Schwans, des Löwen und dergleichen. An der Spitze der einzelnen Abtheilungen standen Turniervögte oder Turnierkönige, ein Rang, welcher häufig von regierenden Fürsten eingenommen wurde.

In den Turnieren konnten nur Ritter aus adeligem Geschlechte auftreten; man verlangte, daß der turnierfähige Ritter wenigstens vier Ahnen aufzuweisen habe. Außer dem Bürgerstande waren auch alle Adeligen ausgeschlossen, die sich irgend ein Verbrechen zu Schulden kommen ließen, oder sich außer Stand verheirathet hatten. Jedoch lag es in der Macht des Kaisers, Bürgerliche, nachdem sie in den Adelsstand erhoben waren, aus besonderen Gründen turnierfähig zu machen. Die Namen der turnierfähigen Ritter wurden in ein Register eingetragen, aus denen dann im Nothfalle die Turnierfähigkeit nachgewiesen werden konnte.

Der Turnierplatz war gewöhnlich länglich rund, an seinen Enden ritten die Kämpfer zu beiden Seiten ein; rings um die Bahn waren auf erhöhten Tribünen Sitze für die Zuschauer angebracht. Die Turniere dauerten immer mehrere Tage; das Hauptturnier begann in der Regel erst am dritten Tage. Im Anfange kämpften ganze Haufen gegen einander und erst nachdem dieser Kampf vorüber war, begannen die Ritter einzeln ihre Kräfte und ihre Geschicklichkeit gegeneinander zu erproben. Als Angriffswaffe diente bei dem Einzelkampf die Lanze, welche statt einer eisernen Spitze einen kleinen Halbmond trug, um den Gegner nicht zu verletzen; zur Vertheidigung hatte der Ritter seinen Schild. Der Lanzenkampf oder das sogenannte „Lanzenbrechen“ wurde auf verschiedene Weise ausgeführt. Meistens rannten die Kämpfer in vollem Pferdelauf gegen einander an und suchten sich gegenseitig durch einen Lanzenstoß auf die Brust aus dem Sattel zu heben. Wer seinen Gegner auf diese Weise zur Erde warf oder die Lanze zersplitterte,

hatte einen ledigen Fall und wer die meisten Fälle gewonnen hatte, dem wurde der Preis zuerkannt. Es gab Ritter, welche deren 30—40 hatten. Sobald ein Ritter das Visier öffnete, durfte er nicht mehr angegriffen werden.

Nach beendigtem Turnier wurden die Namen der Sieger durch Herolde ausgerufen und ihnen die Preise (Danke), durch eigends gewählte Damen zugetheilt. Die Preise bestanden in kostbaren Helmen, Schwertern, Wehrgehängen, goldenen Arm- und Halsketten, Ringen, Kränzen, gewappneten Pferden und dergl. Der Empfänger hatte das Recht der Uebergeberin einen Kuß zu geben und sie zum Tanze zu führen. Außer den an die Sieger vertheilten Preisen gab es auch noch andere, wie z. B. den Zierdank für den stattlichsten und am schönsten gewappneten Ritter; auch wurden von den Damen an ihre Ritter Geschenke gegeben, welche sie zur Ausdauer und zu muthigem Kampfe erregen sollten. Nach dem Turnier wurden die Ritter von den Damen entwappnet, mit prächtigen Kleidern geschmückt und zur Tafel geführt; die Sieger hatten die vornehmsten Plätze, und bei dem darauf folgenden Ball die Ehre des Vortanzes.

Obgleich die Turniere nur eigentlich zum Vergnügen dienen sollten, so wurde doch zuweilen barer Ernst daraus und mehr als einmal wurden sie als Gelegenheit zur Befriedigung persönlicher Rache benützt. Es waren eigne Leute, die Stäbler oder Grieswärtel aufgestellt, um die Ordnung unter den Kämpfenden zu erhalten und sie zu trennen, im Falle sie sich ernstlich angriffen und um den Gefährdeten in Schutz zu nehmen. Allein es gelang ihnen nicht immer, ihren Pflichten zu genügen; denn man weiß, daß z. B. bei dem Turnier zu Darmstadt im Jahre 1408, sechs und zwanzig Ritter, 17 fränkische und 9 hessische, den Kampfplatz mit ihren Leichen bedeckten.

Mit der Erfindung des Schießpulvers und der Einführung der Feuergewehre hörten nach und nach die Turniere auf; das letzte soll 1487 zu Worms abgehalten worden sein. Wohl mögen auch die Ausartungen, in welche diese Kampfspiele geriethen, dazu beigetragen haben, daß man sie von Seiten der weltlichen, wie der geistlichen Obrigkeiten zu verhindern suchte; Innocenz II. verbot 1130 die im Turnier Umgekommenen ehrlich zu begraben.

Eine Zeitlang traten später an die Stelle der Turniere, namentlich in Frankreich, die Caroussel. Sie waren den Turnieren nachgebildet, jedoch ohne Kampf. Die Theilnehmer suchten sich durch Geschicklichkeit im Reiten und andern Leibesübungen auszuzeichnen und es wurde die Ausbildung und Dressur der Pferde dabei mit großer Vorliebe gepflegt. Große vollständige Caroussel waren gewöhnlich allegorische Spiele aus der Geschichte und der Mythologie und es figurirten dabei nicht blos Ritter, sondern auch andere costümirte Personen, je nach Erforderniß des Stückes, das aufgeführt werden sollte.

Die Sitte der Carousseł hat sich im vorigen Jahrhundert verloren, und es kommen solche Spiele höchstens nur noch vereinzelt als Unterhaltung vor.

Verschieden von diesen genannten Kampfspielen sind die modernen Pferdewettrennen. Wenn bei jenen der Reiter die Hauptrolle spielte und hauptsächlich seine Geschicklichkeit seine Gewandheit, seinen Muth an den Tag legte, so geht diese Rolle in den heutigen Wettrennen vorzüglich auf das Pferd über und sie sind vorzugsweise geeignet, die Leistungen der Pferde gegen einander zu messen.

Diese Wettrennen haben sich besonders in England ausgebildet und werden dort mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt; jedoch werden sie jetzt auch auf den Continente, namentlich mit großem Erfolge in Frankreich und in Deutschland cultivirt.

Bei den Enländern waren die Wettrennen schon in alten Zeiten ein Nationalvergnügen; allein Jakob I., von 1603—1625, gab ihnen zuerst eine förmliche Organisation. In dem 18. Jahrhundert, besonders unter der Königin Anna bildeten sie sich vollständig aus.

Unter Jakob I. bestanden die Preise in kleinern Gaben, einer kleinen silbernen Glocke und dergleichen; die theilnehmenden Edelleute ritten ihre Pferde selbst. Man begann jedoch bald die Pferde mit größerer Sorgfalt zu behandeln die Pferdezucht machte zusehends Fortschritte und auch die Wettrennen bildeten sich schnell heran. Karl II. gründete einen Preis an Silbergeräthe im Werthe von 100 Pf. Sterling und seit dieser Zeit gewannen die Wettrennen immer mehr an Werth und an Bedeutung. Die berühmtesten Wettrennen Englands werden zu Newmarket im October abgehalten.

Der Pflege dieser Wettrennen, oder vielmehr der Leidenschaft für diese Art der Vergnügungen, welche allen Klassen des Volkes eigenthümlich geworden ist, verdankt England seine großartigen Bestrebungen und Leistungen in der Pferdezucht, in welcher es ganz Europa zum Vorbild dienen kann. In Newmarket kann man die Männer finden, welche es am weitesten in der Pferdezucht, in der Dressur und Trainirung des Pferdes gebracht und die Zucht und Behandlung dieses edlen Thieres zu einer wirklichen Kunst gemacht haben.

Unter dem Trainiren versteht man die Art der Vorbereitung der Pferde zu den Wettrennen. Das Pferd wird dabei durch Hülfe von Arzneien ganz umgewandelt, durch wohlberechnete Uebungen wird seine Muskelkraft gestärkt, seine Energie durch sorgfältige Auswahl des Futters erhöht; die Blutmasse durch besondere Tränke gereinigt, durch Schwitzen die wässerigen Theile aus dem Körper entfernt und auf diese Art das Pferd auf sein geringst mögliches Gewicht gebracht, während zu gleicher Zeit seine Geschmeidigkeit, seine Geschwindigkeit, seine Ausdauer erhöht werden. Man entledigt die Pferde, um es mit einem Worte auszudrücken, durch Abführmittel und durch Schwitzenlassen allen Fettes und läßt nichts mehr auf ihnen als Muskeln und Sehnen. Wir haben schon in der ersten Abtheilung dieses Buches gesagt, daß die Turkomannen auf ähnliche Weise trainiren

und daß ihre Pferde dabei fest wie Marmor werden. Diese Kunst des Trainirens ist für die Rennpferde von ungemeiner Wichtigkeit. Aber sie führt, wie alle Dinge in der Welt, auch ihre Mißbräuche mit sich und man wirft wohl nicht ohne Grund den Personen, die sich ein Gewerb aus dem Trainiren machen, Charlatanerie vor.

Die Hauptgrundsätze des Trainirens drücken sich in folgenden Regeln aus:

Alle voluminösen Nahrungsmittel müssen möglichst vermieden werden, deßwegen sucht man die Quantität des zu verzehrenden Heues nach und nach auf 2—4 ℔ täglich herabzubringen; dagegen wird kräftiges Körnerfutter in ausreichendem Maaße unter Beobachtung oft wiederholter Mahlzeiten und großer Regelmäßigkeit, gereicht. Im Anfange der Cur wird kräftigen Pferden ein Aderlaß gemacht, wohl auch zuweilen während der Cur wiederholt, um so gewissermaßen ein ganz neues Blut zu schaffen.

Zu gleichem Zwecke, namentlich auch um das überflüssige Fett wegzuschaffen, wird den Pferden je nach dem Grade ihrer Feistigkeit alle 8 bis 12 Tage ein Abführmittel gegeben und das Pferd wiederholt unter Decken tüchtig in Schweiß geritten.

Die Thiere müssen dabei täglich Bewegung im Freien mit fortschreitender stärkerer Anstrengung, die jedoch nie übertrieben sein darf, erhalten. Es ist natürlich dem Wärter anheimgegeben durch genaue Beobachtung des Gesundheitszustandes des Pferdes diese Mittel in größerem oder geringerm Maße anzuwenden. Die Vorbereitung dauert in der Regel zwei und mehrere Monate.

Manche Personen können den Nutzen der Wettrennen nicht begreifen, oder sprechen ihnen gar jeden Einfluß auf die Pferdezucht ab. Allein es ist gewiß, daß ohne die Wettrennen nicht der hundertste Theil des Aufwandes auf die Pferdezucht gemacht worden wäre, den man gemacht hat, und der an's Außerordentliche grenzt. Es war nothwendig die angeborene Neigung der Großen wie des Volks durch die glänzende, öffentliche Aufstellung der Wettrennen zu unterstützen, um die Verwendung so großartiger Mittel auf diesen Zweck zu veranlassen, wie es jetzt in England geschieht. Sobald einmal der Ehrgeiz aufgestachelt war und das Ansehn auf dem Spiele stand, war dem reichen englischen Lord kein Opfer mehr zu groß, seinen Zweck zu erreichen; die Einführung orientalischer Pferde, noch mehr aber die Ausbildung einer nach einem bestimmten Zwecke berechneten Zucht, verdankt man in England vorzugsweise den Bemühungen reicher Privatleute. In Folge der Einbringung des orientalischen Blutes und der Ausdauer, mit welcher die rennlustigen Züchter dieses Blut zu erhalten, fortzuzüchten und zu veredeln strebten, entstand in verhältnißmäßig kurzer Zeit die sogenannte Vollblutrace. Nachdem diese Race einheimisch gemacht war und sich die Principien der Zucht nach den an ihr gemachten Erfahrungen geläutert hatte, nahm man Kreuzungen

des Vollbluts mit den inländischen Racen vor und das Ergebniß waren die Jagdpferde (Hunters), ebenso ausgezeichnet durch die Kraft und Schnelligkeit ihrer Bewegungen als durch die Schönheit ihrer Formen. Diese beiden Pferderacen machen nun den Stolz und den Reichthum der englischen Pferdezucht aus; weder die eine noch die andere wäre aber ohne die Wettrennen je entstanden.

Die zwei schnellsten Renner, welche England je hervorgebracht hat, waren Flying Childers und Eclipse. Der erste war geboren im Jahr 1715, der zweite im Jahr 1764. Weder der eine noch der andere waren je im Falle ihre äußerste Geschwindigkeit entfalten zu müssen, weil sie nie ein Pferd gefunden, das sich mit ihnen hätte messen können. Bei einem Rennen in Newmarket legte Childers 4 engl. Meilen, 1 Furlong und 138 Yards (6764 Metr. oder 22,548 Fuß) in 7 Minuten zurück.*) Später legte er 3 Meilen 5 Furlong 93 Yards (6129 Met. 97) in 6 Minuten 42 Secunden zurück. Nach den Berechnungen über die Schnelligkeit dieses berühmten Renners konnte er 4 engl. Meilen durchlaufen mit einer Geschwindigkeit von nahezu 1000 Yards (910 Met.) in der Minute.

Childers war ein Sohn des Darley-Arabian und stammte ganz von orientalischem Blute ab; er war der Sprößling von 7 Generationen, wovon 3 Kreuzungen arabischen und 4 Kreuzungen berberischen Blutes waren.

Eclipse war unter allen Rennern Englands der berühmteste; sein Name kommt von einer Sonnenfinsterniß her, welche am Tage seiner Geburt statt hatte.

Er war ein Sohn des Marsk und Enkel von Godolphin (siehe S. 24); seine Ueberlegenheit war so allgemein anerkannt, daß kein anderes Pferd mehr wagte mit ihm zu concurriren. Er lief zum letzten Male im Jahr 1770 und verließ die Rennbahn um als Beschäler zu dienen, nachdem er seinem Herrn, dem Obrist O'Kelly etwa 25000 Pf. Sterling (300000 fl.) eingetragen hatte.

Als Beschäler erlangte er keine geringere Berühmtheit, als auf der Rennbahn, man zahlte für einen Sprung von ihm 50 Guineen, nebst 1 Guinee Trinkgeld für den Wärter, zusammen 612 fl. Als Beschäler allein hat er seinem Herrn einen Ertrag von 160,000 Pf. Sterling (1,920,000 fl.) eingebracht 334 Pferde producirt, welche sich alle mehr oder weniger auf der Rennbahn auszeichneten.

Als Renner hatte Eclipse auf der Rennbahn 11 Königs-Preise gewonnen; nie hat ihn der Sporn oder die Reitgerte berührt, er übereilte jedesmal seine Gegner mit der größten Leichtigkeit.

Er starb am 26. Februar 1789 im Alter von 26 Jahren.

---

*) Ein Yard ist 3 Fuß oder $914,_{3835}$ Millimeter; 1 Furlong = 220 Yard; die gesetzliche englische Meile = 1760 Yards oder 1609 Met. 3149.

Man begreift, daß solche glänzende Resultate, wie sie dieses Pferd geliefert hat, geeignet sind die höchste Leidenschaft für Pferde und Pferdezucht unter Leuten hervorzurufen, denen die Mittel nicht abgehen ihre Neigungen zu befriedigen.

Außer der Leidenschaft für die Pferde selbst, dem Interesse und der Sucht auf den Rennbahnen zu glänzen, gesellte sich noch eine weitere Ursache dazu, die Wettrennen in England zu einem National-Vergnügen zu machen, nämlich der Geschmack an den Wetten.

In England, Schottland und Wales zählt man nicht weniger als 120 Rennbahnen, die berühmtesten darunter sind zu Newmarket, Ascot, Epsom, Doncaster, Goodwood, New-Kastle, York, Liverpool und Warwick. In Ascot läßt sich der Hof und die höchste Aristokratie sehen; Epsom hat den größten Zuschauerraum in Europa und wird namentlich von London aus stark besucht.

Die berühmtesten Rennen sind die Derbys, die Oaks, und die grand Saint-Leger; sie sind geeignet das Interesse des Publikums im höchsten Grade hervorzurufen.

Das Derby-Rennen ist für junge, dreijährige Pferde beiderlei Geschlechts, welche dafür schon zwei Jahre vorher bestimmt werden. Dieses Rennen findet zu Epsom statt, der Preis wird durch Subscription aufgebracht. Aus dem Derby-Rennen als Sieger hervorgehen, ist die größte Ehre die man auf dem Gebiete der Wettkämpfe erringen kann und dauert für alle Zeiten.

Die Oaks-Rennen finden gleichfalls zu Epsom statt; die Saint-Legers in Doncaster. Der Preis zu Ascot besteht in einem goldnen Becher.

Die Subscribenten zu dem Derby-Rennen sind immer sehr zahlreich; im Jahr 1843 waren es deren 156. Der Beitrag für jedes Pferd, welches das Rennen mitmachen will, ist auf 50 engl. Sovereignes (600 fl.) festgesetzt, der Reukauf, für den Fall, daß ein Pferd, das bereits eingetragen ist, vor dem Beginn des Rennens wieder austritt, beträgt 25 Sovereignes. Man kann daraus entnehmen, wie hoch sich der Preis für den Sieger beläuft. Allein dieser Geldwerth des Preises steht noch in keinem Verhältniß zu den Summen, welche in den Wetten bei einem solchen Derby-Rennen aufs Spiel gesetzt werden.

Die Oaks-Rennen sind blos für junge Stuten von drei Jahren, sie sind nicht weniger berühmt als die Derby, die Bedingungen sind ebenfalls die nämlichen.

Der König, die Grafschaften, die Städte gründen Preise, die aus ansehnlichen Geldbeträgen bestehen. Es sind 36 königliche Preise in England und Schottland und 16 in Irland eingesetzt. Diese Preise belaufen sich gewöhnlich auf 100 Guineen. Im Jahr 1843 hatten 1162 Wettläufe in England statt gefunden, ohne die Kirchthurmrennen zu rechnen und 1294 Pferde haben in denselben um den Preis des Sieges geworben.

Ein englischer Lord, ein Mitglied des Oberhauses, großer Gutsbesitzer und Träger eines berühmten Namens ist durch die Macht der Sitte genöthigt, ein Gestüt zu besitzen, eine zahlreiche Hundekoppel, einen prächtigen Marstall mit 80 bis 100 edlen Rossen, Wagenremisen mit Kutschen und Fuhrwerken jeder Art u. s. w. zu halten. Diese Sitte, die tief in den Volkscharakter eingedrungen ist und des Mannes Werth im öffentlichen Leben bestimmen hilft, ist die Hauptursache des Flors der Pferdezucht und vieler andern Dinge, die wir in England bewundern.

Der Graf v. Grosvenor hatte lange Zeit ein Gestüt, das als das schönste in Europa berühmt war; was es ihm für ungeheure Summen kostete, kann man daraus entnehmen, daß der Graf, nachdem er in einem Jahr, in verschiedenen Wettrennen 200,000 Pf. Sterling (2,400,000 fl.) gewonnen hatte, dennoch einen bedeutenden Verlust auf seinem Marstall hatte.

Nach diesen Einzelnheiten wird man es begreiflich finden, daß die Wettrennen im Stande waren der Pferdezucht den ungeheuren Aufschwung zu geben, den sie in England bekommen hatte; man wird aber auch begreifen, daß nur in England die Mittel dazu gefunden werden konnten, da kein anderes Land solche colossale Reichthümer aufzuweisen hat. Leider sind die Wettrennen, die eigentlich nur die Hebung und Verbesserung der Pferdezucht zum Zwecke haben sollten, ausgeartet und nur noch ein Mittel Geld zu gewinnen. Sie sind ein Hazardspiel. Es werden ungeheure Summen auf einzelne Pferde verwettet, d. h. man spielt auf die Aussichten, welche ein Renner dem andern gegenüber auf den Preis hat. Daraus entstehen alle die Betrügereien, welche dem Zufall zuvorkommen sollen, und die unwürdigen Handgriffe, mit denen man dem Gegner zu schaden sucht. Früher ging man so weit dem Pferde, dessen Concurrenz man fürchtete und das man verhindern wollte zu laufen, durch eine Arsenik-Auflösung zu vergiften; heute begnügt man sich ihm eine Opium-Pille beizubringen, welche es auf einige Tage matt und schläfrig macht und es verhindert auf der Rennbahn zu erscheinen. Alle Uebel, sagt Knobelsdorf, welche das Spiel in andern Ländern schafft und nach sich führt, sind eine Kleinigkeit gegen das, was die Sucht auf die Schnelligkeit der Pferde zu wetten in England hervorbringt."

Ein weiterer Mißbrauch bei dem Wettrennen besteht darin, daß man ausschließlich nach Geschwindigkeit strebt und daß man die übrigen Eigenschaften eines guten Pferdes viel zu sehr vernachlässigt und deßwegen viele mangelhafte und mit Erbfehler behaftete Pferde züchtet. Dieser Mißbrauch wird so gut in England wie auf dem Continente erkannt und gewürdigt. Deßhalb werden auch die guten fehlerfreien Beschäler so fabelhaft theuer bezahlt, besonders wenn sie dabei von guter Abkunft sind, sich auf der Rennbahn ausgezeichnet und gute gesunde Knochen und Gliedmaßen haben.

Die Wettrennen sind durch eine Parlamentsakte constituirt worden; an der Spitze derselben steht ein Club oder Comité, welches sie leitet, sie haben einen Codex und genau bestimmte Reglements. Folgendes sind einige derselben.

Es darf kein Wettrennen abgehalten werden, bei dem der Einsatz eines Pferdes nicht wenigstens 50 Pfd. Sterl. beträgt und zwar bei einer Strafe von 220 Pfd. St. Kein Pferd darf die Rennbahn betreten, dessen Alter und Abkunft nicht authentisch nachgewiesen sind. Jeder Preis oder jedes Rennen muß vorher genau bestimmt sein, in Hinsicht auf das Gewicht des Jockeys, die Länge der Bahn und wie oft der Wettlauf stattfindet u. s. w. Jeder Jockey wird mit dem Sattel beim Anfange und beim Schluß des Rennens gewogen. Das Gewicht ist festgesetzt und man hat nur einen Spielraum von 2 ℔. Wenn dieses Gewicht nicht durch Convention vorher bestimmt ist, so tritt die gesetzliche Bestimmung ein, nach welcher das Gewicht des Jockey 8 Stones 7 ℔ (117 ℔) beträgt. Alle Wetten, welche außer jenen während des Rennens statt finden, müssen in ein Register eingetragen werden, welches von dem Präsidenten des Wettrennens geführt wird.

Das Gewicht, mit dem ein Pferd belastet ist, übt einen wesentlichen Einfluß auf die Geschwindigkeit desselben aus; deßwegen besteht die Haupteigenschaft eines Jockeys darin, recht leicht zu sein. Um diese Eigenschaft zu erlangen, und da, wo sie vorhanden ist, zu steigern, unterwirft man die Jokeys einer ähnlichen Vorbereitung, wie die Rennpferde und sucht ihr Gewicht durch Abführmittel, Schwitzen und Fasten auf das geringste Maaß zu reduciren.

Ehedem ließ man die Pferde 5 bis 6 englische Meilen laufen, oder 2¼—2½ geographische Stunden. Gegenwärtig beträgt der große Wettlauf nur noch 4 englische oder 1¾ geographische Stunden. Man hat eingesehen, daß es grausam und barbarisch ist, die Pferde halb zu Tode zu hetzen. Die größte Geschwindigkeit, welche die Renner entwickeln, erstreckt sich jetzt nicht mehr weiter als auf 2 engl. Meilen.

Die Rennbahn auf dem Marsfelde zu Paris beträgt 2000 Meter. Die besten Renner legen die Bahn in 4 Minuten 40—50 Secunden zweimal zurück.

Die mittlere Geschwindigkeit eines Rennpferdes beträgt 805 Meter in der Minute oder 42 Fuß in der Secunde.*)

---

*) Andere mittlere Geschwindigkeiten per Secunde sind:

Wind bei mäßiger Stärke	10 Fuß
Sturm	50 „
Heftiger Orkan	120 „
Flug des Adlers	95 „
Lauf des Windhundes	78 „
Ein raschgehender Fußgänger	5 „
Ein Eisenbahnzug	30 „
Ein Schnellzug	90 „

Der Galopp des Rennpferdes weicht von dem gewöhnlichen Galopp wesentlich ab; er besteht aus Sprüngen. Man sagt, daß der Renner Eclipse mit jedem Sprung 7 Meter 59 Centim. oder 25 Fuß zurückgelegt habe.

In dem Porträt, welches der Maler Stubs von diesem berühmten Renner gemalt hat, wird es von John Oackey geritten, dem einzigen Jockey, der fähig war, ihn zu beherrschen. Man bemerkt, daß der Körper mit den vier Füßen beinahe eine gerade Linie bildet, die Nasenspitze berührt fast den Boden; der Jockey ist vorwärts über den Hals des Renners geneigt, sein Körper schwebt über dem Sattel, und stützt sich nur auf die Bügel, ohne welche er beim ersten Sprunge unfehlbar über den Kopf des Pferdes hinausgeschleudert würde.

Wir haben weiter oben gesagt, daß in den Oaks- und Derby-Rennen Pferde von 3 Jahren rennen; die Engländer gehen aber noch weiter, sie lassen sogar Füllen von 2 Jahren laufen. Weil die Unkosten der Aufzucht bei den Rennpferden so unmäßig groß sind, so will man die Zeit der Aufzucht dadurch abkürzen und sich so früh als möglich über den Werth und die Eigenschaften der Pferde versichern. Man übertreibt aber ihre Entwickelung, behandelt sie wie Treibhausgewächse und muthet ihnen dann Anstrengungen zu, welche ihre Kräfte übersteigen, wodurch eine große Anzahl sonst guter Pferde ruinirt wird. Aus diesem Grunde hat man in Frankreich das Rennen zweijähriger Pferde untersagt.

Es gibt gegenwärtig in allen Ländern Europa's, ja in allen Theilen der Welt Wettrennen: in Frankreich, Deutschland, in Belgien, in Rußland, in Amerika, in Mexiko, in Ostindien, ja selbst in Botani-Bay auf Neuholland. Wir beschränken uns in unserer Beschreibung jedoch blos auf die englischen Wettrennen, weil sie doch immer die Musterrennen bleiben, nach denen sich die andern bilden, und weil es uns zu weit führen würde, die übrigen, wenn auch nur oberflächlich zu berühren. Um den Lesern ein ziemlich deutliches Bild von den Rennen in England beizubringen, erlauben wir uns hier die Schilderung eines Derby-Rennens nach den Institutions hippiques des Grafen von Montendre beizufügen.

Sobald der Tag eines Derby-Rennens bekannt wird, werden auf jedes Pferd, das eingeschrieben ist, Wetten abgeschlossen. Die Listen dieser Wetten verändern sich in ihrem Werthe gleich den Papieren einer Börse, je nach der Hoffnung, welche dieses oder jenes Pferd auf den Gewinst darbietet.

Die Rennpferde werden von diesem Zeitpunkte an mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet und behandelt; man publicirt eigene Bülletins über ihre Gesundheit und diese Bülletin werden mit eben der Gierigkeit von den Derby-Wettenden verschlungen, wie die telegraphischen Depeschen von den Börsenspeculanten.

In den Beeting-Rooms (Orte wo sich die Wettenden zusammenfinden) dreht sich die Unterhaltung einzig um die Nachrichten von den Pferden, die in Gunst stehen, und man sieht, wie auf der Börse, je nach dem Inhalt der Nachrichten, bald heitere, bald traurige Gesichter.

Auch fehlt es nicht an Kunstgriffen um die herrschende Meinung irre zu leiten und zu täuschen, ein Pferd in der Gunst des Publikums zu heben, und das Vertrauen auf ein anderes zu erschüttern; man streut falsche Nachrichten wie an der Börse aus. Bald heißt es ein Pferd sei durch einen Fall lahm geworden; bald heißt es ein anderes, das bisher unbeachtet geblieben, habe bei einem Proberennen Wunderbares geleistet. Obgleich diese trügerischen Mittel von jeher angewendet wurden und allgemein bekannt sind, so verfehlen sie doch nie ganz ihre Wirkung und es gibt immer Leute die sich dadurch täuschen lassen.

Zum Beispiel: Sonntag am 28. Mai 1843 waren die Wetten auf den Renner Aristides im Verhältniß von 1000 zu 50; das Gerücht geht, er sei lahm geworden, sogleich fallen sie auf 1000 zu 10, obschon kein wahres Wort daran ist.

Montags läßt man das Gerücht verbreiten, Britisch-Yeoman habe vor einer Gesellschaft gelaufen und sich so ausgezeichnet, daß seine Freunde gar nicht mehr an seinem Siege zweifeln und selbst seine Gegner einen zweiten Eclipse in ihm sähen.

Obgleich es reine Erdichtung ist, steigt Britisch-Yeoman im Vertrauen des Publikums von 8 zu 1 auf 12 zu 1.

Aehnliche Manöver finden Dienstag statt. „Wissen Sie, daß Gaper heute Morgen in einem Probegalopp Wunder gethan hat"? sogleich 7 zu 1 für Gaper. Britisch-Yeoman läuft mittelmäßig, Aristides ziemlich gut, General Pocket hustet, Pick-Pocket hat einen Anfall von Kolik, Languish ist matt. Von allen Seiten hört man nur über gefallene, kranke, lahme Pferde reden.

An allen diesen verbreiteten guten und schlimmen Nachrichten ist kein wahres Wort, allein sie reichen hin die Menge in Aufregung zu halten und großartige Gewinnste und Verluste zu veranlassen, noch ehe das Wettrennen beginnt. Denn viele Spieler in Wetten, gleich den Spielern in Börsenpapieren, kassiren ihre Wetten ein, sobald sie sicher stehen.

Es ist schwer sich eine Vorstellung von der Verwirrung zu machen, die in einer Versammlung von Leuten herrscht, welche sich durch Wetten an den Rennen betheiligen, sobald irgend eine wichtige Nachricht, ob wahr oder erdichtet, verbreitet wird. Die einen lachen, die andern schreien; der ist in fieberhafter Bewegung und läuft unaufhörlich von einem zum andern; jener bleibt nachdenkend, niedergedrückt von der Nachricht, unbeweglich stehen. Mit dem Kundwerden einer andern Nachricht verändert sich die Scene und die Rollen wechseln: der, welcher sich

vor einem Augenblick die Hände rieb und voller Freude jauchzte und triumphirte, beginnt zu seufzen und zu weinen, oder gegen das Geschick zu toben und zu fluchen, das ihn so hoch erhoben hatte und nun auf einmal wieder so unbarmherzig verläßt. Der andere, welcher vorher wie vernichtet war, ist nun lauter Jubel und Freude.

Die Wetten sind im Jahre 1843 nicht so zahlreich als im Jahre 1842, dessen Derby-Rennen den Wettspielern ungewöhnliche Verluste bereitet hatte und sie vorsichtiger machte; sie fürchten sich viel zu wagen. Um sie anzufeuern läßt man es an zahlreichen, geschickt angelegten und fein ersonnenen Ränken nicht fehlen; von Stunde zu Stunde machen neue Nachrichten unter dem Schleier des Geheimnisses die Runde, bald sich bestätigend, bald sich widersprechend: allein alle Mittel sind fruchtlos, Cotherstone bleibt der Liebling des Tages und beträchtliche Summen sind für ihn eingesetzt.

Der große Tag ist endlich angebrochen! Für die meisten, die in Epsom versammelt sind, ist es kein neuer Tag, sondern nur die Fortsetzung des gestrigen. Welche bewegungsvolle Nacht! An Schlaf und Ruhe ist bei allen diesen Sportsmen nicht zu denken, die eben so leidlich den Champagner als den Turf lieben.

Der Morgen vergeht unter denselben abwechselnden Schicksalswogen, erregt von falschen und wahren Nachrichten, wie der vorhergegangene Tag; die Spieler von Profession suchen aus den Veränderungen des Curses ihren Vortheil zu erhaschen. Nichts desto weniger erhält sich Cotherstone.

Von allen Seiten strömt nun die Menge zu dem Schauplatz: in Omnibussen, in Post- und Miethwagen, in eigener Equipage; die einen zu Fuß, die andern zu Pferd; hier eine fröhliche Bande jauchzend, singend, lachend; dort ein Trupp Reiter dahinsprengend in lustigem Galopp unter fröhlichem Zujauchzen der Versammlten. In kurzer Zeit hat sich die Menschenmenge vervielfältigt, als wenn sie aus dem Boden herausgewachsen wäre.

Man muß diese Bewegung, dieses Treiben und Wogen mit angesehen haben, um sich einen richtigen Begriff davon machen zu können.

Unglücklicherweise trübt sich der Himmel, große schwarze Wolkenmassen ziehen vorüber, ein heftiger Wind treibt sie in wilder Flucht dahin, ähnlich wie die Rosse bald auf der Rennbahn dahin fliehen werden; aller Augen sind angstvoll nach dem Firmamente gerichtet, und fragen ahnungsvoll ob nicht ein sündfluthiger Regenguß das Ende dieses luftigen Wettlaufs sein soll!

In banger Erwartung scheint ihnen die kurze Zeit bis zur Eröffnung des Rennens eine Ewigkeit zu sein.

Armes menschliches Geschlecht! Mußt du denn stets bemüht sein, durch Wünsche und Ungeduld dein kurzes Leben noch kürzer zu machen!

Endlich um halb drei Uhr ertönt die Glocke als Signal zum Aufsitzen. Die ganze ungeheure Menschenmenge, die wie ein Knäuel durcheinander gewirkt ist, geräth auf's neue in Bewegung. Jeder sucht einen Standort zu gewinnen, von dem aus er das Schauspiel am besten übersehen könne; der eilt nach seinen Pferden, jener nach seinem Wagen; diese drängen sich nach dem Pavillon, jene nach der entgegengesetzten Seite. Auffallenderweise geht die ganze große Bewegung dieser unzählbaren Menschenmasse in der Regel ohne Unfall vor sich, selten hört man von Streitigkeiten, von Schlägereien und äußerst selten ist eine Dazwischenkunft der anwesenden Constabler erforderlich.

Man hatte angekündigt, daß siebenundzwanzig Pferde an dem Rennen Theil nehmen würden; es erschienen aber nur dreiundzwanzig als der Glockenton sie vor die Barrièren forderte; vier waren vor dem Beginn des Kampfes zurückgetreten.

Die Besorgniß, die Unruhe, die Beklemmung unter den Personen, die durch Wetten an dem Ausgange des Wettrennens betheiligt sind, wächst mit jeden Augenblicke, das dem ersehnten gefürchteten und gewünschten Ziele der Eröffnung des Rennens näher rückt; mehr als ein Vermögen steht auf dem Spiele! Ein dumpfes, anhaltendes Murmeln läßt sich durch die ganze Menge der Betheiligten nach allen Richtungen vernehmen; man sucht sich gleichgültig zu stellen und die innere Unruhe zu verbergen; allein nur wenigen gelingt es. Nur zu häufig ist die innere Beklemmung durch die Todesbläße des Gesichts verrathen, der Angstschweiß rinnt von der Stirn: es ist als ob man sie zum Richtplatz führte!

Endlich ertönt die Glocke auf einen Wink des Richters zum Letztenmal und die dreiundzwanzig Renner stürzen durch die Rennbahn dahin.

Zu gleicher Zeit sprengen die Tausende von Reitern, welche sich um den Anfangspunkt des Rennens versammelt hatten, nach allen Richtungen im Innern der Bahn, um den Lauf der Renner zu verfolgen und zu beobachten. Es ist der schönste Anblick, den man sich denken kann; sie gleichen einer Staubwolke, die der Sturmwind dahin weht, oder den Wendungen und Evolutionen irregulärer türkischer oder arabischer Reiterregimenter, wie sie sich in dem ägyptischen Kriege zum Angriff auf französische Infanterie-Regimenter stürzten.

Während das Auge einen Augenblick diesen bunten Reiterhaufen folgte, durchliefen die Renner die Kampfbahn. Der anfangs geschlossene Trupp löst sich bald auseinander, und man sieht, daß der Kampf eigentlich nur noch von 6--8 Pferden fortgesetzt wird, während die andern einzeln mehr oder weniger zurückbleiben.

Noch mehrmals während des Rennens und der Entscheidung nahe, spielte das Gerücht unbarmherziger Weise auf den bereits so sehr gereizten und gespannten Nerven der Wettenden und Wagenden. „Gaper wins“! schrie und wiederholte die Menge und seine Anhänger jauchzten; allein bald darauf erscholl der

zweite Ruf „Cotherstone gewinnt“ und unter dem Jauchzen der Menge erreicht dieser das Ziel.

Eine Protestation gegen die Rechtmäßigkeit des Gewinnstes vor dem Präsidenten erhoben, bewegt noch einmal die Massen und strömt einen schwachen Hoffnungsschimmer durch die entmuthigten Herzen der Gegner; allein die versuchte Chicane wird zurückgewiesen und das Urtheil unwiderruflich gesprochen: Cotherstone bleibt Sieger.

Kaum ist das Urtheil bekannt, so erhebt sich ein Schaar von Brieftauben um das Resultat des Rennens nach allen Seiten zu verkündigen. In weniger als 15 Minuten tragen diese geflügelten Boten bei günstigem Winde die Nachricht nach London.

Es versteht sich, daß seit der Einführung der elektrischen Telegraphen auch diese zur Beförderung der Nachricht benutzt werden.

In Bezug auf den Nutzen der Wettrennen überhaupt erlauben wir uns hier noch ein Gutachten im Auszuge mitzutheilen, das im Monat April des Jahres 1848 dem französischen Minister des Ackerbaues und des Handels von einer eigends dazu eingesetzten Commission überreicht wurde.

„Die Wettrennen haben von jeher, im Oriente wie in England, für die sichersten Mittel gegolten die Eigenschaften der Pferde zu erproben, und man hat in diesen Ländern, wo man aus der Pferdezucht einen Gegenstand besonderer Sorgfalt macht, die Ueberzeugung, daß sich die guten Eigenschaften, wie die Mängel auf die Nachkommen vererben. Die Commission sieht die Wettrennen als das sicherste Mittel an, die Eigenschaften der leichten Pferderacen zu erproben, sie glaubt sogar, daß dieses Mittel auch auf die Zugpferde anwendbar gemacht werden könnte.

Es fragt sich nun: sind die Wettrennen, wie man sie in England und Frankreich eingeführt hat, so eingerichtet, daß sie ihrem Zwecke, die Leistungsfähigkeit der Pferde zu prüfen, entsprechen?

Ist die Ueberlegenheit der Sieger nicht künstlich, ist sie nicht eben so sehr das Verdienst des Jockeys oder der mehr oder weniger vollkommenen Vorbereitung, als des Renners selbst? Werden die Kräfte der Pferde, welche man zur Rennbahn bestimmt, nicht durch die Trainirung, durch die frühzeitigen und übermäßigen Anstrengungen erschöpft?

Verkürzt man dadurch nicht selbst ihre Lebensdauer?

Sucht man nicht in den Pferden solche Formen und Bildungen zu verbreiten und nachzuzüchten, welche Aussicht auf die größte Geschwindigkeit gewähren, und vernachläßigt man nicht dadurch jene Formen, welche bei schönern Proportionen für den Reiter angenehmer und sicherer sind?

Kann ein Wettlauf mit einem geringen Gewichte, der nur einige Minuten dauert, eine ausreichende Probe zu Gunsten der Ausdauer und der Kraft eines Pferdes abgeben?

Endlich, welche Garantien hat man, daß die besten Rennpferde, wenn einmal die Zeit dazu kommt, auch die vorzüglichsten Zuchtpferde gibt?

Die Commission beginnt damit zu erklären, daß es unmöglich ist, streng mathematisch die Unfehlbarkeit der Prüfungen durch die Wettrennen nachzuweisen. Es gibt Fälle, in denen die Resultate im Widerspruch mit jeder Wahrscheinlichkeit stehen. Wenn wir aber durch eine aufmerksame Verfolgung der Resultate, welche in Ländern gewonnen wurden, wo die vorzüglichsten Pferde zu Hause sind, zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Probe durch Wettrennen ausreichend und richtig ist, so ist es nach unserer Meinung geboten, diese Ueberzeugung so lange fest zu halten, als die Erfahrung nicht eine bessere Art der Prüfung festgestellt hat. Es sind schon andere Mittel versucht worden, allein keines hat sich bewährt. Nun ist es sowohl in England als in Nordamerika anerkannt, daß die Wettrennen, wie sie bei ihnen, wie sie in Frankreich, Deutschland und Rußland eingeführt sind, mehr als alle andere Mittel zur Begründung der Vortrefflichkeit ihrer Pferde beigetragen haben. Die Beschäler wie die Stuten, welche sich auf der Rennbahn den größten Ruhm erworben haben, waren auch auf den Gestüten als die besten Zuchtpferde berühmt. Ohne bis zu den berühmten Eclipse hinaufzusteigen, braucht man nur einen Blick auf die offiziellen Listen der englischen Rennbahnen zu werfen, um sich zu überzeugen, daß die Pferde, welche auf den Wettrennen geglänzt haben, die hauptsächlichsten Typen für die Gestüte geliefert haben. Und nicht blos durch ihre Production, von Rennpferden sind sie berühmt geworden, sondern mit weniger edlen Pferden haben sie die besten Jagd-, Kriegs- und Wagenpferde erzeugt. Die Männer, welche am meisten gegen die Wettrennen eingenommen sind, mögen sich auf Nachforschungen verlegen, sie mögen Leute von Erfahrung darüber sprechen, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß sie sich auf Seite der Commission stellen werden, welche einstimmig die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der öffentlichen Wettrennen anerkennt.

Es kann vorkommen, daß ein sehr geschickter Jockey auch ein minder vollkommenes Pferd zum Siege zu führen versteht. Allein das wird doch nicht häufig der Fall sein, und der Ruf eines Renners ist erst sicher gestellt, wenn er vielfach den Sieg errungen hat.

In den Vorbereitungen zu den Rennen können Mißbräuche vorkommen, welche der Natur der Pferde schaden, allein es ist gewiß, daß diese Vorbreitungen, wenn sie mit Maaß und Ziel statt finden, die Entwickelung guter und dauerhafter Körperformen begünstigen und die Qualitäten, welche dadurch gewonnen werden, hervorheben. In dieser Beziehung gibt es keinen sicheren Führer als die Erfahrung und keine bessere Garantie als das Interesse des Besitzers.

Was die Lebensdauer betrifft, so ist sie bei den berühmtesten Rennpferden länger als bei den übrigen. Nicht deßwegen leben sie länger, weil sie auf der Rennbahn gelaufen sind, sondern sie haben die Probe des Rennens ausgehalten, weil sie mit einer kräftigen, soliden Körperkonstitution begabt waren, und diese Constitution, welche durch die Rennen zu Tage gebracht worden war, ist die Erklärung dieser längern Lebensdauer.

Obgleich die Rennen nur kurze Zeit dauern, so sind sie doch eine so heftige Probe, daß es kein Pferd gibt, welches ein Wettrennen von Anfang bis zu Ende in seiner ganzen vollen und größten Geschwindigkeit aushalten könnte. Nichts ist mehr geeignet alle Hülfsmittel des Pferdes in ihrer Wirksamkeit zu zeigen, als der vollständige Gebrauch aller Fähigkeiten, welche zur Hervorbringung der Geschwindigkeit nothwendig sind: wie die Geräumigkeit der Athmungsorgane, die Breite der Muskeln und Sehnen, Festigkeit und Dauerhaftigkeit der Gelenke, welche Stütz- und Hebepunkte bilden, Folgsamkeit des Characters; alle diese Eigenschaften sind bei einem Wettlauf in Anspruch genommen, und das Pferd, das die größte Geschwindigkeit auf der Rennbahn entwickelt, ist auch dasjenige, welches bei einer langsamern Gangart am längsten ausdauert. Zahlreiche Beispiele könnten als Beleg dazu angeführt werden.

Man hat Versuche zur Vergleichung der Kräfte der Landpferde und der Vollblutpferde gemacht. Letzteres hat dieselbe Last, welche dem Landpferde auferlegt wurde, eben so lang getragen ohne sich zu beugen. In den anatomischen Untersuchungen hat man immer gefunden, daß die Knochen des edlen Pferdes dichter und fester, die Sehnen und Muskeln derber und stärker waren, als bei dem gemeinen Pferde.

Die Commission wünscht, daß man Trabrennen für Stuten und Beschäler gemeiner Racen einführte; Rennen im Galopp und im Trab für Wallachen und Stuten, um die Züchter anzueifern ihre Pferde besser und frühzeitiger zu dressiren; endlich verlangt die Commission noch, daß man Aufmunterungspreise für Wettrennen aussetze; in denen die concurrirenden Pferde von ihren Eigenthümern geritten werden.

Wir sind in die Einzelnheiten der Wettrennen eingegangen, weil oft davon die Rede ist, und nicht jedermann Gelegenheit hat deren zu sehen. Eine andere Art von Rennen, welche den Landwirth und Pferdezüchter unmittelbar berühren, als diese Rennen nach englischer Art, die Trabrennen, mit angespannten Pferden oder das Trabfahren, und das Wettlastziehen haben wir schon oben (S. 189) berührt. Die eigentlichen Wettrennen im Galopp werden und müssen von der Regierung eines Landes unterstützt werden, wenn sie gedeihen sollen. Das Trabfahren und Wettlastziehen wäre mehr eine Aufgabe der Privatthätigkeit.

Eine eigenthümliche Art der Wettrennen in England sind die steeple-chase (Kirchthurm-Rennen), Wettläufe nach einem ziemlich entfernten und sichtbaren Gegenstand, wie z. B. dem Kirchthurm eines Dorfes, bei welchen jeder Reiter den Weg verfolgt, auf dem er am schnellsten das Ziel zu erreichen hofft und dabei querfeldein über alle sich darbietende Hindernisse hinwegsetzt. Bei der Art der Cultur in England, die Felder mit Gräben und lebendigen Hecken einzufassen, sind solche Rennen immer mit Gefahr für Roß und Reiter verbunden.

In Frankreich hat man diese Rennen nachzuahmen gesucht, und hat statt der Hecken, Gräben und Bäche, künstliche Hindernisse geschaffen, welche von den Pferden zu überspringen waren. Diese Rennen, welche kein nützliches Resultat haben können, sondern nur die Keckheit und Kühnheit der Reiter zeigen, scheinen jedoch auf dem Continente keinen Eingang finden zu wollen.

Die Jagden.

Die Wettrennen gaben, wie wir gezeigt haben, den ersten und kräftigsten Impuls zur Veredelung der Pferdezucht in England; die Jagden haben diesen Impuls nicht wenig unterstützt; sie haben besonders die Zucht der ausgezeichneten Dienstpferde hervorgerufen und gehoben, welche man bis heute nirgends so vollendet wie in England finden kann.

Die Fuchsjagden sind wie die Wettrennen ein National-Vergnügen des englischen Volkes und wie diese eine sonst nirgends vorkommende Eigenthümlichkeit. Sie sind auch nur in England möglich, denn nur dort sind die Vorbedingnisse zu finden, welche dazu nothwendig sind: ein dazu geeignetes Terrain, welches manchmal mehreren hundert Jägern zu Pferd erlaubt den Fuchs zu verfolgen bis

er erlegt ist, oder es ihm gelingt, sich der Verfolgung der Hunde zu entziehen, und die großen Vermögen welche es erlauben, einen so großartigen Aufwand zu machen, wie die Jagden ihn fordern.

Im Jahre 1835 zählte man in Englande ohngefähr 900 Meuten Jagdhunde, von denen jede eine Steuer von 430 fl. zu entrichten hatte; im Ganzen eine Summe von nahezu 400,000 fl.

Eine einzige Meute wurde um den Preis von 3000 Pf. Sterling (33,000 fl.) verkauft.

Es gibt Gesellschaften, welche zusammen eine Meute halten. Die größte Zahl der Meuten gehört aber reichen Privaten und der höhern Aristocratie; für diese ist es gewissermaßen eine Pflicht, ihre Vergnügungen öffentlich zu halten, um das Publikum daran Theil nehmen zu lassen. Die Jagden werden in öffentlichen Blättern angekündigt und es ist jedermann erlaubt ihnen zu folgen. Diese Freiheit wird fleißig benützt; die reichen Pächter und Pferdezüchter aus der nahen und fernen Umgebung eilen herbei um ihre Pferde zu zeigen und ihre Kräfte zu messen. Man sieht deßwegen immer eine große Anzahl ausgezeichneter Pferde bei solchen Jagden versammelt. Auch geben sie den Züchtern Gelegenheit ihre Pferde, die sich auf einer solchen Jagd ausgezeichnet haben, gleich um hohe Preise zu verkaufen.

Jedes irgend gute Jagdpferd muß im Stande sein einen Galopp zwei Stunden lang auszuhalten. Nur wenige Hunter sind aber fähig den Hunden länger als eine halbe Stunde querfeldein zu folgen.

Bei einem solchen Ritt querfeldein sind Hecken, Gräben und Bäche zu überspringen; die Hecken haben auf einer, oft auch auf beiden Seiten einen Graben von 5 bis 8 Fuß Breite.

Die größten Schwierigkeiten bieten die kleinen Flüßchen oder Bäche dar; sie haben gewöhnlich steile Uferwände und sind manchmal so tief, daß es einen Reiter schwer hält wieder herauszukommen, wenn er hineinfällt.

Es gibt Jagdpferde, welche ohne Anstand über einen Graben von 18—20 Fuß Breite und eine Mauer von 6 Fuß Höhe hinwegsetzen.

Die Vollblutpferde werden selten zur Jagd gebraucht; die eigentlichen Hunter (Jagdpferde) sind Halb- oder Dreiviertel Blut. Der Hunter muß einen schweren Reiter lange Zeit im starken Galopp tragen können; er muß starke und kräftige Gliedmaßen haben, um den Erschütterungen, die durch die Sprünge über Hindernisse erfolgen, widerstehen zu können; er muß ziemlich breite Hüfe haben, um nicht zu leicht einzusinken.

Das Jagdpferd darf in seinen Gangarten nicht zu nahe am Boden hinstreifen, um nicht jeden Augenblick an vorkommenden Hindernissen anzustoßen; aus

diesem Grunde taugt ein Rennpferd nicht auf die Jagd, denn sein Galopp ist zu nahe am Boden.

Die Jagden finden nur im Herbste statt. Die Pferde werden dazu durch gutes Futter, durch Reiten und Purgiermittel vorbereitet. Sobald die Jagdzeit vorüber ist, dürfen die Pferde wieder ausruhen bis zum nächsten Juli, wo die Vorbereitung von neuem beginnt.

Ein Pferd kann jede Woche zwei oder gar drei Fuchsjagden mitmachen.

Sechszehntes Kapitel.

Vergleich zwischen Ochsen und Pferden als landwirthschaftliche Nutzthiere.

Die Frage, ob man in der Landwirthschaft den Ochsen oder den Pferden den Vorzug geben soll, kann nicht auf eine allgemein gültige Weise beantwortet werden, sondern die Antwort muß sich speziell nach den agricolen und andern Verhältnissen jeder Gegend richten. Man kann nicht absolut sagen, daß die Ochsen oder Pferde vorzuziehen seien; es gibt Verhältnisse, in denen es vortheilhaft ist Pferde zu halten, andere in denen es durch die Verhältnisse geboten ist, die Ochsen zur Grundlage des Ackerbaues zu wählen.

Wollte man übrigens eine allgemeine Regel geben, so wäre es etwa die: der Landwirth möge so viel Pferde halten, als er das ganze Jahr durch beschäftigen kann; als Hülfsgespann, das nur einen Theil des Jahres in Anspruch genommen wird, solle er Ochsen verwenden.

Mit den Fortschritten des Ackerbaues verschwinden auf den größern Gütern die Ochsen immer mehr als Zugthiere und werden durch Pferde ersetzt. Man verlangt größere Geschwindigkeit, größere Energie: die Pferde sind die eigentlichen Arbeitsthiere, die Ochsen werden mehr als Nutzvieh betrachtet und hauptsächlich zum Verkauf für die Schlachtbank bestimmt. Wir glauben, daß überall, wo Boden- und sonstige Verhältnisse nicht entgegenstehen, der gleichzeitige Gebrauch von Ochsen und Pferden vortheilhaft ist. Es gibt Landwirthe, welche auf so schwerem Boden zu arbeiten haben, daß sie keine Ochsen, sondern blos Pferde als Zugthiere verwenden können; bei andern ist es umgekehrt, sie können Ochsen eher als Pferde brauchen. Allein man hat doch in jeder Landwirthschaft wenigstens für einige Arbeiten Pferde nothwendig: wie zum Eggen und zu Fuhren auf größere Entfer-

nungen. Allein in diesem Falle wird es zweckmäßig sein nicht mehr Pferde zu halten, als gerade nothwendig sind.

Die Ochsen haben den großen Vortheil für sich, daß sie zur Schlachtbank bestimmt, daß sie eine Waare sind, zu der das Pferd bis jetzt noch nicht hat gemacht werden können. Deßhalb läßt man sie nicht alt werden, und deßwegen vermehrt sich ihr Werth während ihrer Lebenszeit, da die Pferde im Gegentheil mit zunehmendem Alter an Werth verlieren. Es gibt Landwirthe, welche die Pferde bei sich nicht alt werden lassen, sondern Füllen kaufen und diese wieder verkaufen, nachdem sie dieselben ein oder zwei Jahre behalten haben. Dieser Pferdehandel, denn so muß man dieses Verfahren eigentlich nennen, kann jedoch nur da getrieben werden, wo sich die natürlichen Bedingungen: Gelegenheit zum Kauf und Verkauf vorfinden.

In höher gelegenen kältern Gegenden, mit schneereichen Wintern müssen die Gespanne drei bis vier Monate des Jahres müssig liegen. Die Ochsen verlieren ihre Zeit nicht, wenn sie im Stalle liegen, sie machen Dünger und werden fett dabei. Wenn sie gefressen haben, legen sie sich nieder, wiederkäuen und nehmen an Werth und an Gewicht zu. Die Pferde, wenn sie müssig im Stalle stehen, schlagen sich und sind dadurch mancherlei Unfällen ausgesetzt.

Hie und da lassen sich die Landwirthe darauf ein, um Lohn auf der Straße zu fahren, wenn sie das Gespann für ihre Cultur nicht gerade nothwendig haben; sie halten sogar eigends dazu ein stärkeres Gespann als sie ohne dieses Geschäft nothwendig hätten. Allein wenige haben Gewinn aus diesen Lohnfuhren. Wenn sie die Kosten für den Wagner, den Schmieden, den Sattler bezahlt haben, bleibt ihnen wenig Verdienst übrig. Sie haben dabei mancherlei Unfälle zu befürchten, die einem Fuhrmann auf der Straße begegnen, und die sie vermeiden können, wenn sie zu Hause bleiben. Mancher fleißige, genügsame Mann ist auch schon durch das Fahren auf den Landstraßen und das damit verbundene Wirthshausleben, verdorben, zum Trinker, Spieler geworden und hat sich dadurch zu Grunde gerichtet.

Wir schätzen die Ochsen in Bezug auf Arbeit gegen die Pferde wie 2 zu 3. Dombasle behandelt die Ochsen viel günstiger, er nimmt das Verhältniß wie 3 zu 4 an. Allein welche Zahl man auch annehme, so ist das Verhältniß des Futters derselben gleich.

Die Pferde sind besser als die Ochsen auf steinigtem und schwerem, zähem Thonboden und wo größere Fuhren zu machen sind. Die Ochsen sind für leichten Boden, für die Pflugarbeiten und überhaupt für die Arbeiten an ihrem Orte, die nicht über die Dorfflur hinausgehen. In dem schweren Boden wächst, wie von der Natur dazu bestimmt, auch das Pferdefutter, Hafer und Pferdebohnen: die leichten Bodenarten bringen die Wurzelgewächse, das zweckmäßigste Futter für die Ochsen hervor.

Bei gemischter Haltung von Ochsen und Pferden bestimmt sich die Zahl der einen und der andern nach localen Verhältnissen, für die sich kein allgemeiner Ausdruck finden läßt.

In dem Glanthale (Rheinbaiern), wo eine große Anzahl Rindvieh gezüchtet wird, und wo der Boden thonhaltig ist, hat jeder Landwirth ein Pferd oder zwei, für die entferntern oder schwereren Fahrten zu machen, damit die jungen Ochsen geschont werden können. Die Pächter in der Umgegend Zweibrückens rechnen auf hundert Magdeburger Morgen zwei Pferde und zwei Paar Ochsen. Der Boden ist ein kalkhaltiger Thon, zwei Ochsen sind hinreichend um den Pflug zu ziehen. Die Pferde werden blos in die Egge und in den Wagen gespannt, die Ochsen verrichten die Pflugarbeiten und helfen in der Erndte aus, wenn das Nachhausebringen der Getreide dringend ist. Man sucht die Ochsen so viel als möglich zu schonen, weil sie im Winter gemästet und verkauft, und im Frühjahr durch andere ersetzt werden, die man gekauft oder selbst gezogen hat.

Was den Mist betrifft, so ist der Vortheil jedenfalls auf Seite der Ochsen; wir glauben nicht, daß es jemand gibt, der dieses bestreitet. Die Landwirthe, welche nur Pferdemist kennen (und solche gibt es in einzelnen Gegenden), wissen nicht, welche ungeheure Quantität Mist das Rindvieh hervorbringen kann. Schwerz versichert, daß eine Kuh in Belgien jährlich 50—60 einspännige Wagen Mist machte. In einer ebenen Gegend wie Belgien, wo man dazu noch große Pferde hat, darf man einen einspännigen Wagen Mist wohl zu 15 Zentner veranschlagen. Auf dem Rittershofe hat man das zur Streu verbrauchte Stroh und den Mist von einem Mastochsen genau gewogen und gefunden, daß 20 ℔ Stroh täglich 150 ℔ Mist geben, was jährlich etwa 36 Wagen Mist zu 15 Zentner macht. Dabei ist zu bemerken, daß die Stallungen viel Gefälle haben, und ein großer Theil des Urins nicht in dem Miste bleibt, sondern in einen Behälter außerhalb des Stalles fließt. Wollte man sämmtlichen Urin im Stalle zurückhalten, wie es durch manche Einrichtung in Belgien geschieht, so könnte man nach unserer Ueberzeugung diese Quantität Mist noch verdoppeln. Es wird manchem vielleicht unglaublich vorkommen, daß ein einziger Ochse so viel Stroh in Mist verwandeln könne, allein es genügt zu erwägen, daß ein Mastochse täglich 200 Liter Spülicht aus der Brennerei saufen kann, ohne die feste Nahrung, Heu, Stroh und dergl., welche er zu sich nimmt.

Ein Arbeitspferd, mit 10 ℔ Streustroh täglich wird jährlich nicht mehr als 10 Wagen Mist zu 15 Zentner machen. Allein da das Pferd, weil es arbeitet einen Theil der Zeit außer dem Stalle zubringt und anders genährt wird als ein Mastochse, so ist es schwer einen Vergleich anzustellen, und wir wollten auch nichts weiter damit thun, als die äußersten Grenzen andeuten. Die Pferde der Landwirthe, welche im Sommer mit grünem Klee, im Winter mit Kartoffeln gefüttert

werden, dabei reichliche Streu bekommen, machen mehr Mist als die Pferde in einer Stadt, welche Hafer und Heu fressen und bei denen auch noch mit dem Streumaterial sparsam umgegangen wird.

Obgleich wir im allgemeinen überzeugt sind, daß die Ochsen, da wo die Verhältnisse nur irgendwie deren Einführung gestatten, dem Landwirth nützlicher sind als die Pferde, so möchten wir doch niemand rathen sie in einer Gegend einzuführen, wo sie nicht im Gebrauch sind, ohne zu gleicher Zeit mit den Ochsen, auch Dienstboten anderswoher zu bestellen, welche damit fahren. In einer Gegend, in der die Ochsen im Gebrauch sind, ist ein Knecht so stolz mit einem Paar schöner Ochsen, als er es nur mit Pferden sein könnte. Allein man vertraue niemanden Ochsen an, der ungerne damit arbeitet, oder der sich gar damit schämt. Die Ochsen sind folgsam, sie sind auch nicht ohne Gelehrigkeit; allein man muß mit ihnen umzugehen wissen. Wenn man sie mißhandelt oder übertreibt, so sind sie noch mehr Unfällen ausgesetzt als die Pferde.

Thaer, dessen Schriften jeder junge Landwirth studiren sollte, hat die Frage der Vortheile der Ochsen und Pferde ausführlich behandelt.

Nach dem was wir über diesen Gegenstand hier gesagt haben, was die Frucht der Erfahrung und der Beobachtung ist, glauben wir, daß man überall, wo man die Ochsen mit Vortheil zu den Arbeiten des Ackerbaues verwenden könne, man die Zahl der Pferde möglichst beschränken und sie durch Ochsen ersetzen solle. Es bleibt uns jedoch noch ein Einwurf zu widerlegen übrig, den man zuweilen der Einführung der Pferde als Arbeitsthiere macht. Man fürchtet nämlich durch eine Vermehrung der Pferdegespanne verminderе man die Zahl der Ochsen, welche auf die Schlachtbank geliefert werden. Allein wir behaupten, daß gerade das Gegentheil stattfindet.

Man braucht zur Verrichtung der Culturarbeiten eine gewisse Summe von Kraft, und diese Kraft muß genährt werden, durch eine entsprechende Quantität Futter; gleichviel ob diese Kraft durch Ochsen oder durch Pferde hervorgebracht wird, das Resultat bleibt sich nahezu gleich. Das Futter, das mit den Arbeitsochsen gefüttert wird, bringt Arbeitskraft hervor, aber nicht ein einziges Pfund Fleisch für die Schlachtbank. Ein Land kann eine große Anzahl Ochsen besitzen und doch sehr wenig Ochsen für die Schlachtbank liefern, weil die Ochsen lange zum Zug beibehalten und alt werden. Wir haben ein Beispiel vor Augen, was die Frage verdeutlichen kann.

Ein Landwirth auf leichtem Boden hat zum Betriebe seines Ackerbaues vier Pferde und sechs Ochsen. Er züchtet die Ochsen nicht selbst, sondern jedes Jahr im Herbst, wenn er anfängt Branntwein zu brennen, stellt er sechs Ochsen zur Mastung ein, welche das Jahr durch gearbeitet haben und kauft zur Arbeit sechs andere. Er kauft die Ochsen, wenn sie vier Jahr alt sind, und verkauft sie im Alter

von fünf. Wir setzen nun voraus, der Landwirth habe sich entschlossen keine Ochsen mehr anzuspannen. Was wird nun daraus folgen? Er wird im Herbst wie gewöhnlich 6 Ochsen in die Mast stellen und statt sechs andere Ochsen, wird er vier Pferde kaufen: wir haben oben gesagt, daß die Arbeit der Pferde sich zu jener der Ochsen wie 3 zu 2 verhält. Also anstatt 6 Ochsen und 4 Pferde zu unterhalten zu haben, hat er 8 Pferde. Diese 8 Pferde verrichten ihm gerade so gut die Arbeit wie vorher die 4 Pferde und die 6 Ochsen. Und ob die Arbeit durch Ochsen oder durch Pferde verrichtet werde, so bleibt doch immer die nämliche Quantität Futter für das Mastvieh bestimmt. Aber noch mehr! nachdem die Ochsen nicht mehr zu arbeiten brauchen, wird sich der Landwirth eine Viehrace zu verschaffen suchen, welche sich mehr zur Schlachtbank eignet und sich leichter mästet. Und deßwegen kann er aus der einzigen Ursache, daß er keine Ochsen mehr anspannt, schon eine größere Quantität Fleisch zur Schlachtbank liefern, als zur Zeit, da er noch seine Ochsen zum Arbeiten verwendete. Man kommt auf diese Weise zu einem Resultate, welches dem gerade entgegengesetzt ist, das man fürchtete. Das was wir hier in diesem Beispiel zu beweisen suchten, hat sich in England im Großen bestätigt. In England werden fast alle Arbeiten durch Pferde verrichtet. Dadurch ist es England möglich geworden, seine vorzüglichen Rindviehracen, welche ausschließlich für die Schlachtbank bestimmt sind, zu schaffen und dadurch eine größere Menge Fleisch für den öffentlichen Verbrauch zu liefern als jedes andere Land. Wenn der Ochse das erste Hausthier des Menschen war und in der ersten Zeit ausschließlich die Arbeiten des Landwirths verrichtete, so verlangt die fortgeschrittene Cultur größere Geschwindigkeit und raschere Thätigkeit, eine Forderung welche das Pferd besser als der Ochse befriedigen kann, und deßwegen wird jenes immer mehr zur Arbeit bestimmt, und der Ochse nach und nach nur noch als Nutzungsthier gehalten.

Es darf nicht übersehen werden, daß die Race des Rindviehes, die man zum Vergleich mit Pferden wählt, wesentlich zur Bestimmung des Urtheils beiträgt. Es gibt Racen, wie die englischen vervollkommneten Mastochsen, welche gar nicht zur Arbeit zu gebrauchen sind. Andere, wie z. B. die Ochsen der Vogelsberger Race nehmen es an Behendigkeit und Beweglichkeit, wieder andere, wie z. B. die großen Berner Ochsen an Kraft und Ausdauer mit den Pferden auf. Auch die Anspannungsart der Ochsen trägt bei, dieselben zur Arbeit mehr oder weniger tauglich zu machen; im einfachen Joche leistet ein Ochse mehr als im Doppeljoche, in diesem mehr als im Kummet.

Einem jungen Landwirth möchten wir vor allem ins Gedächtniß rufen, daß die sicherste Basis des landwirthschaftlichen Gedeihens das Rindvieh ist. Das Rindvieh ist viel weniger Unfällen ausgesetzt, als die Pferde; viele Fehler nehmen einem Pferde seinen ganzen Werth, während sie den Ochsen immer noch zur

Mast- und Fleischerbank verwendbar lassen. Das Rindvieh ist bei uns eine Waare, die man jederzeit absetzen kann, während man für Pferde den Liebhaber erwarten muß, und manchmal nicht in der rechten Zeit oder gar nicht verkaufen kann. Zur Pferdezucht gehört entschiedenes Glück, specielles und gründliches Wissen, und, wenn man es weit darin bringen will, eine Beharrlichkeit, deren nicht alle Landwirthe fähig sind.

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Benützung des Pferdes zur Schlachtbank.

Der Christ verachtet den Juden, weil er kein Schweinefleisch ißt, und bedauert den armen Hindu, dem seine Religion jeden Genuß von Fleisch verbietet; der Franzose lacht über den Russen, dem ein gebratener Frosch als etwas Eckelhaftes erscheint. Aber so ist der Mensch: die Fehler und Schwachheiten anderer bemerkt und sieht er viel eher als die seinigen. Der vermeinte Omnivore ißt Krebse, Austern, Schnecken; Würste, aus den Gedärmen des Schweins bereitet, das bekanntlich die eckelhaftesten Sachen verschlingt; Schnepfendreck und andere dergleichen nicht sehr appetitlich aussehenden Dinge; allein sobald von Pferdefleisch die Rede ist, zeigt sich eine Abneigung und ein Widerwillen, daß fast Muth dazu gehört, diesen Gedanken nur auszusprechen. Und doch gibt es kein Thier, das reinlicher wäre als das Pferd.

Das beste Stück an einem Pferde ist das Lendenstück, wenn es auch nicht die Schmackhaftigkeit des Schinkens erreicht, so steht es ihm doch nicht sehr weit nach; eine Suppe aus Pferdefleisch gekocht, ist besser als eine Specksuppe.

Die Tartaren trinken Pferdemilch, im Nothfall auch Pferdeblut; sie behalten blos die starken kräftigen Pferde zur Zucht und zum Dienste, die schwächlichen wandern zur Schlachtbank und werden gegessen. In Italien werden von Maulthieren Würste gemacht, die sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt haben;*) nur bei uns hält es schwer, sich an den Gedanken des Pferdefleischessens zu gewöhnen; ohne die Alternative zwischen Hungertod oder einem Gericht Pferdefleisch hält es schwer, daß sich Jemand zu dem Genuß des letzteren entschließt.

---

*) Ein vor Gericht gebrachter Fall hat bewiesen, daß man nicht in Italien allein Würste aus Pferdefleisch macht, sondern daß die in Frankreich verfertigten „Lyoner Würste" größtentheils aus Pferdefleisch gemacht sind.

Man wird vielleicht sagen, es wäre Grausamkeit und Barbarei, es wäre Verläugnen allen Gefühls, wenn man „das schöne, edle Roß, die stolzeste Eroberung, die der Mensch je gemacht, zugleich das nützlichste und treueste Thier, das Leid und Freud' mit seinem Herrn theilt, das ihn in das Getümmel der Schlacht, wie zum Gelag der Freude trägt, das ihm seine Kräfte, seinen Verstand und seinen Muth zu so vielerlei Zwecken leiht", wenn man dieses, durch so viele Dienste den Menschen verpflichtende Thier am Ende auch noch zur Schlachtbank bestimmte! Allein diesen zarten und weichfühlenden Seelen könnte man antworten: Wie behandelt ihr das edle Thier, oder wie sieht man es in der Regel behandeln, wenn es unfähig wird, euch durch seine Dienste nützlich zu sein? Gewähret ihr ihm, wenn es alt und dienstunfähig geworden ist, die Ruhe und das Futter, auf welches es nach so vielen Anstrengungen in eurem Dienste Anspruch zu machen hätte? Oder verkauft ihr es nicht vielmehr um einige Thaler in der gewissen Voraussicht, daß es fern von euch oder auch gar unter euern Augen eine elende Existenz so lange fortführt, als seine Anstrengungen hinreichen, sein kärgliches Futter zu lohnen und es dann von seinem eigentlichen Tyrannen oder Henker auf den Schindanger geworfen wird?! Sein Körper geht verloren, verpestet die Luft oder wird von Raubthieren gefressen. — Wenn sich euer Gefühl empört bei dem Gedanken, ein so stolzes, edles und schönes Thier zu verzehren, als das Pferd, findet denn auch die sanfte Taube, das unschuldige Lamm Gnade vor euern Augen? Schonet ihr auch des Ochsen, der eure Felder gepflügt, das Huhn, das euch mit Eier versorgt; die Kuh, die euch Milch und Butter geliefert hat? Ist es nicht im Interesse einer humaneren Behandlung zweckmäßig, das Pferd, wenn es nicht mehr arbeiten kann, zu mästen, und es dem Fleischer zu überliefern, damit seinem Leben mit einem Schlage ein Ende gemacht werde, statt es unter den unbarmherzigen Streichen eines rohen Fuhrmanns nach und nach verkümmern und verenden zu sehen? Wer wirklich Mitgefühl für ein Thier hat, wird keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Wenn der Gebrauch des Pferdefleisches als menschliches Nahrungsmittel eingeführt wäre, so hätte das Pferd gleich dem Ochsen einen innerlichen Werth, und dieser Werth würde dem Pferde mehr Schonung und bessere Behandlung zu Theil werden lassen, als die eindringlichsten philantropischen Belehrungen. Man würde dann keine Pferde mehr um einige Gulden oder Thaler verkaufen, man würde auch keine lahmen, blinden, keine dämpfigen, überhaupt keine fehlerhaften Pferde mehr zur Arbeit verwenden. Unsere Augen würden nicht mehr das unangenehme Schauspiel zu ertragen haben, das noch täglich arme, alte, abgemagerte und abgetriebene Pferde unter der Peitsche seelenloser barbarischer Herrn darbieten. Endlich würde man durch das Pferdefleisch eine angenehme und gesunde Nahrung mehr besitzen, das Fleisch wäre überhaupt um eine bedeutende Quantität vermehrt, es

würde billiger zu kaufen sein, und wäre dadurch auch der ärmeren Klasse der Bevölkerung zugänglich gemacht.

Wollte Jemand die Schmackhaftigkeit des Pferdefleisches bestreiten, so könnte man ihm entgegnen, daß der zehnte Theil der Beefsteaks, die man in Paris verzehrt, nichts anderes als Pferdefleisch ist, und daß Jeder, der einige Zeit in dieser Hauptstadt gelebt und an öffentlichen Wirthstafeln gespeiset, ohne Zweifel Pferdefleisch gegessen hat. Auch die Soldaten, welche die Napoleonischen Kriege mitgemacht haben, dürften mehr oder weniger im Falle gewesen sein, Pferdefleisch genossen zu haben, und würden gewiß nicht anstehen seine Schmackhaftigkeit zu bezeugen. Die Aerzte und Wundärzte waren häufig genöthigt, Pferdefleisch für ihre Kranken und Verwundeten zu nehmen. Larey, der berühmte französische Wundarzt, erhielt auf der Insel Lobau 6000 Verwundete mit Suppe, die in Kürassierharnischen aus Pferdefleisch gekocht und mit Pulver gewürzt war, mehrere Tage lang. Alle die Personen, welche je Pferdefleisch gegessen und den angelernten Widerwillen dagegen überwunden haben, schildern es als eine angenehme und gesunde Nahrung.

Larey sagt, nachdem er viele Fälle aufgezählt hat, in denen er mit glücklichem Erfolg Pferdefleisch zur Speise für Kranke und Verwundete gebrauchen ließ: „Die Erfahrung hat mich das Pferdefleisch als ein sehr gutes Nahrungsmittel für den Menschen kennen gelernt; ich halte es für besonders nahrhaft; es enthält viel Osmazom*) und ist von angenehmem Geschmack. Ich begreife deßwegen nicht, warum man ein solches Nahrungsmittel nicht für die Gefangenen und für die Armen in Paris verwendet, wo doch so viele Pferde getödtet werden."

In London werden die Hunde mit dem Fleisch der geschlachteten Pferde gefüttert, in Paris wird es gar nicht benützt; höchstens nähren sich die Millionen Ratten davon, welche Montfaucon bevölkern. Und doch lebt eine Menge Menschen in Paris, die sich kaum nothdürftig von einem Tag zum andern erhalten können, und welche, wenn es ja zuweilen vorkommt, Fleisch essen, das viel schlechter ist als Pferdefleisch, das von altem, magerem, wenn nicht gar krankem Vieh herkommt.

Eine andere Einwendung, die gegen das Essen des Pferdefleisches gemacht wird, ist kaum der Mühe werth, daß man sie widerlegt, da sie aber einmal gemacht wird, kann sie nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden.

Wenn die Pferde, so sagt man geschlachtet werden und man sich an den Geschmack desselben gewöhnt hat, so werden so viele zur Schlachtbank wandern, daß eine Erhöhung des Preises unter den gewöhnlichen Arbeitspferden die unausbleibliche Folge davon sein wird. Dieser Nachtheil ist weder zu erwarten noch zu fürchten.

---

*) Osmazom, ein Stoff, der in dem thierischen Fleische enthalten ist und der Fleischbrühe den ihr eigenthümlichen angenehmen Geruch mittheilt.

Es würden jedenfalls viele Jahre darüber hingehen, bis der Genuß des Pferdefleisches so allgemein werden könnte, als der Genuß des Ochsen- und Schweinefleisches, bei welchen Viehgattungen die gefürchtete Steigerung des Preises auch nicht statt gefunden hat. Sollte man aber wirklich bis zu diesem Punkte gelangen, ja, wenn noch zehnmal so viel Pferde als gegenwärtig Ochsen geschlachtet würden, so dürften wir doch ohne Sorge für die nöthige Anzahl Pferde sein; denn statt zehn Füllen, die man heute aufzieht, würde man deren hundert aufziehen; mit der Nachfrage nach Pferden, würde sich die Zahl derselben vermehren und wie bei jeder andern Waare sich der Preis eher mindern als steigern. Uebrigens wird der Werth eines Thieres für die Schlachtbank blos durch das Gewicht bestimmt, deßwegen wird ein gutes Arbeitspferd oder ein schönes Reitpferd immer einen höhern Werth für diesen Gebrauch behalten, als zum Schlachten, selbst wenn der Preis des Pferdefleisches dasjenige des Ochsenfleisches erreichen sollte und es wird niemals von Vortheil sein, noch Jemand einfallen, ein gesundes, schönes, kräftiges Pferd an den Fleischer zu verkaufen. Alle Kühe wandern zum Fleischer und enden dort ihr Leben; deßwegen wird man aber doch eine gute Milchkuh so lange als sie brauchbar ist, behalten, und der Preis der Milchkühe wird durch den Gebrauch des Kühfleisches zur menschlichen Nahrung keineswegs erhöht.

Vorstehende Betrachtungen über den Gebrauch und den Nutzen des Pferdefleisches sind mir beim Lesen eines Aufsatzes in einer landwirthschaftlichen Zeitschrift entstanden, welcher im Wesentlichen folgende Mittheilungen enthielt:

„Die alten Bewohner Scandinaviens aßen Pferdefleisch, sie opferten es zugleich auch ihrem Gotte Odin, und als die christlichen Missionäre in diese Gegenden vordrangen, hatten sie Mühe, den Genuß des Pferdefleisches zu verbannen. Erst unter dem König Olaf ist es vollständig gelungen. Auch in Deutschland zählte das Pferdefleisch zu den menschlichen Nahrungsmitteln; Pabst Gregor III. schrieb an den heil. Bonifazius, er solle alle Mittel aufbieten, um die Bewohner Deutschlands von dem Genusse des Pferdefleisches zu entwöhnen, weil es unrein sei. Aber nicht blos das Pferdefleisch, auch das Fleisch von andern Thieren, Hasenfleisch z. B. war in Deutschland in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des Christenthums den Bewohnern zu essen verboten.

Die Dänen suchen gegenwärtig den Gebrauch ihrer Voreltern, Pferdefleisch zu essen, wieder einzuführen. In Kopenhagen ist ein Metzgerladen, in dem kein anderes Fleisch als Pferdefleisch verkauft wird. In den ersten sechs Monaten seines Bestehens, wurde darin nicht weniger als das Fleisch von 170 Stück Pferden ausgehauen. Es dürfen nur ganz gesunde Pferde geschlachtet werden; diesen wird vor dem Schlachten ein Zeichen auf die Hüfe gebrannt und der Metzger ist gehalten, die Hüfe an den vier Vierteln hängen zu lassen, damit sich die Käufer selbst überzeugen können, daß das Pferd wirklich gesund war.

Es gibt in Dänemark Bauersleute, welche für ihre Haushaltung ein Pferd schlachten, und es ist gar nicht selten, Leute anzutreffen, welche gebratenes Pferdefleisch dem Ochsenfleisch vorziehen. Die Gefangenen in den Zuchthäusern werden mit Pferdefleisch gespeist.

Die Farbe des Pferdefleisches ist dunkler als jene des Ochsenfleisches, die Fasern sind etwas gröber; im Geschmack hält es die Mitte zwischen Schweine- und Ochsenfleisch; es verdirbt schneller als das letztere; das Fett ist flüssig und gerinnt nicht leicht, was wohl auch die Ursache sein mag, daß die Pferde eher und leichter fett werden, als das Rindvieh.

Fettes Pferdefleisch gilt in Kopenhagen 5 — 6 Schillinge (8 — 10 Kreuzer rh.); das Fett 2 — 3 Schillinge (4 — 5 Kreuzer.) Ein großes, wohlgemästetes Pferd kann daher einen beträchtlichen Werth erlangen. Allein da die meisten nicht eigends gemästet werden, so stellt sich der Durchschnittspreis des Fleisches nicht höher als auf 3 — 4 Schillinge.

Man ißt das Pferdefleisch gekocht, gebraten und gesalzen. Die Zunge wird als ein Leckerbissen geschätzt; auch das Herz und die Lungen sind gesucht und werden gut bezahlt. Gestandenes Pferdefett sieht aus wie Gänsefett, und ist wohlschmeckend; zum Gebrauche wird es mit Schweinefett vermengt. Die Fleischbrühe hat einen der Fleischbrühe von Hühnern ähnlichen Geschmack. Sie ist nahrhafter als diejenige, welche man von einer gleichen Quantität Ochsenfleisch erhält. Beim Kochen verliert das Pferdefleisch auch mehr an Volumen als anderes Fleisch.

Man bereitet auch treffliche Würste aus Pferdefleisch. Bei der Zubereitung ist etwas mehr Gewürze erforderlich als beim Ochsenfleisch, da es gleich dem Schweinefleisch etwas fade von Geschmack ist.

Nicht blos in Dänemark, sondern auch in dem Königreiche Neapel, in der Stadt Neapel selbst, sind Metzgerläden, in denen man kein anderes Fleisch als Pferdefleisch verkauft."

So weit dieser Aufsatz. — Ich füge demselben noch bei, daß ich gelegentlich der Blokade von Mainz im Jahre 1814 den Werth des Pferdefleisches kennen lernte, und daß sich damals jeder glücklich schätzte, der sich Pferdefleisch verschaffen konnte.

Ich hoffe, sowohl zum Wohl der Menschen als der Pferde, daß das Vorurtheil gegen das Pferdefleisch, wie so vieles andere schwinde und daß der Genuß des Pferdefleisches mit der Zeit eben so allgemein werde, als der Genuß des Ochsen- und Hammelfleisches*).

---

*) Vorstehender Aufsatz ist einer Arbeit entnommen, die H. Villeroy im Jahr 1829 der Akademie von Metz mittheilte, und die in die Veröffentlichungen derselben aufgenommen ist.

Manchem Landbewohner mag es auffallend vorkommen, daß wir auf den Genuß des Pferdefleisches Gewicht legen, weil er gewöhnt ist, seine Pferde so lange zu behalten, als sie nur Dienste leisten können, was gewöhnlich bis in ihr hohes Alter dauert, wo die Pferde natürlich für den Fleischer nicht mehr zu empfehlen sind. Allein das Urtheil wird sich bei demjenigen umgestalten, der Gelegenheit hatte, große Städte und die Menge von Pferden zu sehen, die in denselben dienstuntauglich werden. Das Pflaster der Städte und die Geschwindigkeit, die man verlangt, ruinirt das beste Pferd in wenigen Jahren, und deßhalb werden die meisten Pferde in einem Alter geschlachtet, wo sie noch recht gut gemästet werden können, aber wegen Mängel an den Gliedmaßen zu keinem andern Dienste mehr brauchbar sind. Uebrigens ist der Genuß des Pferdefleisches auch in Deutschland gegenwärtig nicht mehr ganz unbekannt.

Zu München in der Vorstadt Giesing und Haidhausen bestehen schon zwei Pferdemetzgereien seit dreizehn Jahren. Sie verkaufen durchschnittlich jede Woche im Sommer zwei und im Winter drei Pferde. Man schlachtet zwar nicht lauter gemästete Thiere, allein man nimmt auch keine an, die elend, mager oder krank sind. Vor dem Schlachten müssen die Pferde durch einen Polizeiagenten und einen Thierarzt untersucht werden; deßgleichen wird das Fleisch vor dem Verkaufen durch einen Fleischbeschauer nochmals besichtigt. Das Fleisch, welches im Sommer nach zwei, im Winter nach drei Tagen nicht verkauft ist, wird eingesalzen und geräuchert.

Um einen Begriff von der Größe des Schlachtbetriebs zu geben, genügt es zu bemerken, daß der Metzger in Giesing allein im Jahr 1851 sechs und dreißig Klafter Eichenholz zum Räuchern seines Pferdefleisches verbrannt hat. Frisch kostet das Pfund Fleisch 3 Kreuzer, geräuchert und gesalzen 6 — 7 Kreuzer. Das Fett wird statt Oel in den Lampen gebrannt, nachdem es vorher gereinigt ist. Es ist alsdann flüssig und gibt eine helle Flamme ohne Rauch.

Die meisten dieser geschlachteten Pferde kommen aus der Hauptstadt München selbst; das schlechte, aus runden Kalksteinkiesen angelegte Straßenpflaster ist schuld, daß jährlich eine große Menge Pferde dienstuntauglich wird. Manchmal, wenn mehr Pferde angeboten werden, als die beiden Metzger gebrauchen und gleich verkaufen können, füttern sie dieselben noch einige Zeit und schlachten sie nachdem sie gemästet sind.

Die Bevölkerung Münchens beträgt gegenwärtig etwas über 100,000 Seelen, und es ist zu erwarten, daß sich der Verbrauch des Pferdefleisches mit der Zunahme der Einwohnerzahl und der damit in Verbindung stehenden Zahl der Pferde noch vermehrt. Das schwerste ist immer das erste Vorurtheil zu besiegen; sobald dies erreicht ist, gibt sich das andere von selbst.

Das Werk, welches J. Geoffroi Saint-Hilaire über diesen Gegenstand publicirte, wird nicht verfehlen, auch in Frankreich dem Genuß des Pferdefleisches Eingang zu verschaffen. Bis heute war man in Frankreich von Seiten der Verwaltung stets darauf bedacht, denselben zu verhindern, obgleich die ärmere Bevölkerung durch die Noth mehrmals darauf hingeführt wurde.

Schon vor 1780 war die französische Regierung mehremale im Falle, das Verkaufen des Pferdefleisches als menschliches Nahrungsmittel durch königl. Ordonnanzen zu verbieten, was darauf hinweist, daß man solches wirklich verkaufte. Es ist nachgewiesen, daß bei der Theuerung in der Revolution von 1793 während 6 Monate eine große Quantität Pferdefleisch verkauft wurde, das man aus den Abdeckereien bezog.

Im Jahr 1811 waren viele Leute aus dem Arbeiterstande zu Paris aus Mangel an Verdienst und wegen der hohen Preise der Lebensmittel genöthigt, sich nach allen möglichen Mitteln umzusehen, um das Leben zu fristen, und verfielen auch auf den Genuß des Pferdefleisches. Die Polizei nahm bei einigen Garköchen, welche in den ärmeren Stadtvierteln wohnten, ansehnliche Quantitäten weg.

In der nahen Umgebung von Paris werden jährlich 12,775 Pferde, im Durchschnitt täglich 35 Stück von den Abdeckern getödtet. Wir theilen hier nach Boussingaults Economie rurale über diese Anstalten folgende Angaben mit.

„Man sieht diese armen ausgehungerten Thiere, die sich vor Mattigkeit und Erschöpfung kaum auf den Beinen halten können, in Reihen von 12 — 15 Stück aneinander gebunden, ankommen. Der Zuzug ist am stärksten im Anfange des Winters, weil die Bauersleute um diese Zeit sich ihrer alten, abgängigen Pferde entledigen. Das Stück wird mit 10 — 15 Frs. (4 fl. 40 kr. — 7 fl.) bezahlt.

Einige Abfälle, wie die Lungen, das Gehirn, die Zunge, das Herz, die Leber werden an die Landwirthe um 6 Frs. (2 fl. 48 kr.) für eine zweispännige Fuhre von etwa 50 Ctr. verkauft. Die Gedärme wandern zu dem Darmsaitenfabrikanten; die Flechsen, nachdem sie getrocknet sind, in die Leimsiedereien. Große Quantitäten davon werden ins Ausland verschickt. Das Fett ist, nach der Haut und den Flechsen, das wichtigste Product, aus dem der Abdecker das meiste Geld erlöst. Die Arbeiter in den Abdeckereien haben eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit in der Aufsuchung und dem Herausschneiden des Fettes, sie führen das Messer mit einer Geschicklichkeit, welche dem besten Anatomen Ehre machen würde. Trotz dieser Gewandheit brauchen sie doch zur Zerlegung eines gemästeten Pferdes acht bis zehn Stunden, während sie mit einem magern Pferde in weniger als einer Stunde fertig sind.

In jeder Abtheilung der Abdeckerei befindet sich ein Siedekessel zum Auslassen des Fettes, das zu diesem Ende in kleine Stücke von der Größe einer Haselnuß geschnitten wird, ehe es in den Kessel kommt. Als Brennmaterial bedient man

sich der Knochen, die vorher ein wenig in der Sonne getrocknet werden. Wenn das Fett heiß und flüssig ist, wird die Fetthaut und was sich sonst an Stoffen darin vorfindet, welche nicht zerfließen, mit einem Schaumlöffel abgehoben. Das geschmolzene Fett wird in kleine Fässer geschüttet, wo es, nachdem es kalt geworden ist, von der Consistenz eines weichen Teiges bleibt. Einzelne Pferde liefern bis 40 Liter Fett, die magersten geben noch 4 — 5 Liter.

Die Hüfe und die Hufeisen sind bei einer so großen Zahl Pferde ebenfalls ein wichtiges Product. Die Eisen bekommt der Eisenhändler, der mit altem Eisen handelt. Die Hornarbeiter zerlegen das Horn des Hufs in dünne Scheiben, aus denen grobe Kämme gemacht werden. Die Ueberreste des Hufs werden in den Salmiak- und Berlinerblau-Fabriken benützt.

Die dünnen, platten und langen, dabei harten Knochen waren von jeher von den Messerschmieden, den Drechslern und Regenschirmfabrikanten sehr gesucht. Dagegen wußte man mit den übrigen runden Knochen, mit dem Skelett überhaupt, nicht was anfangen und sie waren lange Zeit für die Abdecker eine lästige Zugabe; man wußte nicht, wo man sie hinbringen sollte um sich ihrer zu entledigen. Vor etwa hundert Jahren baute man in Paris Mauern an Gärten und Höfen damit, indem man sie mit Lehm verband. Solche Mauern, welche leicht und dabei doch dauerhaft waren, traf man viele in der Vorstadt St. Marceau, in der Vorstadt du Temple, überhaupt in den Stadttheilen an, welche der Abdeckerei am nächsten lagen. Jedoch boten die Massen aufgehäufter Skelette, welche trotz dieser eigenthümlichen Verwendungsart immer noch in der Nähe öffentlicher Orte aufgehäuft waren, einen ekelhaften Anblick dar. Man versuchte sie zu verbrennen; allein der furchtbare Gestank, der sich davon nach der Stadt verbreitete, ließ auch dieses Verfahren bald wieder aufhören. Dieser Uebelstand dauerte, bis man vor noch nicht langer Zeit sie zur Bereitung von Ammoniak und Beinschwarz verwenden lernte.

Das frische Skelett eines mittelgroßen Pferdes wiegt 100 Pfund, getrocknet nur noch 50 Pfund. Wenn man, wie angegeben, jährlich gegen 13000 Stück Pferde in der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt schlachtet, so hat man davon nicht weniger als 6,500 Ctr. getrocknete Knochen zu erwarten. Der Preis der verschiedenenen Produkte eines geschlachteten Pferdes betrug im Jahr 1826 folgender:

Die Haut		10 — 15 Frs.			
Die Haare	das Pund	1 „			
Das frische Fleisch	„	„	—	„	30 Cent.
Die Flechsen	„	„	—	„	60 „
Das Fett	„	„	1	„	20 „
Die Eingeweide		„	„	„	„
Die Hüfe	das Pfund	„	„		60 „
Die Knochen	„	„	—	„	4 „

Ein eigenes, sonderbares Nebenprodukt der Abdeckerei sind die Larven mehrerer Arten von Schmeißfliegen, welche ihre Eier in das Fleisch der Pferde legen. Um sie herbeizuziehen breiten die Abdecker die Eingeweide in einer dünnen Lage auf den Boden und bedecken sie mit ein wenig Stroh um die Sonne abzuhalten. Nach einigen Tagen sind die Eingeweide verschwunden und an ihrer Stelle ist eine lebende Masse, die aus Millionen Larven besteht und sich in einer pulverförmigen erdigen Materie bewegt. Die Larven werden, nachdem man diese Materie entfernt hat mit einer Schaufel aufgenommen und nach dem Maaße verkauft. Sie werden von den Angelfischern fleißig gesucht und außerdem Fasanen, junge Hühner und Vögel damit gefüttert. Das Fleisch, welches nicht mit den Hunden und Schweinen gefüttert wird, trocknet man, nachdem es vorher gekocht ist, und verwandelt es nachher in Pulver, das als Dung benützt wird.

In neuerer Zeit hat man eine andere Art, die verschiedenen Theile auszuscheiden, eingeführt. Man wirft nämlich die Pferde ganz in einen Kessel und kocht sie mit Wasser tüchtig durch. Nach beendigter Operation hat sich die Masse in drei verschiedene Schichten im Kessel gelagert; oben schwimmt das Fett, alsdann kommt eine gallertartige Masse und unten sitzt das Fleisch, das nun, da es weich gekocht ist, leicht von den Knochen getrennt werden kann.

In dem Schlachthaus zu Aubervillers bei Paris bedient man sich gegenwärtig des Dampfes zum Kochen. Die Pferde werden blos in vier Viertel zerlegt, dann in den Kessel gethan, der 30 bis 40 ganze Pferde auf einmal faßt und mit Dampf weich gekocht. Das Blut wird in Kufen gesammelt, durch Dampf zum Gerinnen gebracht, alsdann getrocknet und als Dung verkauft.

Das Fleisch der geschlachteten gesunden Pferde kann vortheilhaft zur Schweinefütterung verwendet werden. Weniger sagt den Schweinen das Blut zu; es können leicht Krankheiten dadurch entstehen.

Ein Pferd liefert etwa 30 — 40 Pfund Blut.

Achtzehntes Kapitel.

Bestrafung der Thierquälerei.

Wir haben an einer frühern Stelle dieses Buches (S. 194) die Unzulänglichkeit der Strafgesetze dargethan, der Grausamkeit gegen die Thiere zu steuern. Wir sind überzeugt, daß die Gesetze diesen Zweck nicht erreichen können, so lange

nicht eine tüchtige Jugendbildung diejenigen, denen man Pferde anvertraut und anvertrauen muß, einsichtsvoller, verständiger und menschlicher macht. So lange dieser Grad der allgemeinen Volksbildung nicht erreicht ist, sind Strafgesetze gegen die Thierquälerei kaum zu umgehen und so zu sagen eine Nothwendigkeit. Sie bestrafen nur den öffentlichen Skandal, und können nur solche öffentliche Mißhandlungen bestrafen, welche den allgemeinen Unwillen erregen, allein sie sind dadurch hinlänglich gerechtfertigt, weil diese öffentlichen Mißhandlungen nachhaltig und verderblich auf die Sitten wirken und diejenigen, welche sich an den Anblick solcher groben Versündigungen gegen die Thiere gewöhnt haben, zu rohen brutalen und hartherzigen Menschen herabsinken läßt. Wir wünschen nicht, daß man ein Inquisitions-Verfahren schaffe, durch das es möglich werde, den armen Bauersmann, der schon von so mancherlei Dingen gedrückt und gepreßt wird, in der freien, wenn auch zuweilen harten Benützung seiner Thiere zu hindern. Aber wir wünschen, daß die Strafgewalt da einschreiten könne, wo durch raffinirte Bosheit, durch Nachlässigkeit und Liederlichkeit die Thiere unnöthigerweise gequält werden. Und warum sollte ein Gesetz nicht eben so gut zum Schutze der Thiere gerechtfertigt sein, als zum Schutze der Menschen? Der Mensch kann sich mehr oder weniger vertheidigen, er kann sich mancher barbarischen Behandlung durch die Flucht entziehen, während das arme Thier in den Fesseln, welche ihm die Dienstbarkeit auferlegt hat, ohne Hülfe und ohne Schutz dem Unmenschen Preis gegeben ist, der es mißhandeln will.

Man ist über die Verwerflichkeit der Gladiatoren-Gefechte des alten Roms einig, wie über die Stiergefechte der Spanier; man erröthet für die Engländer ihrer Hahnenkämpfe und Hundehetzen wegen; man betrachtet mit Abscheu die Scenen, in denen sich zwei Boxer mit den Fäusten zu Tode schlagen; aber man scheint die herzlose Behandlung zu übersehen, durch welche die treusten Gehülfen unserer Arbeiten langsam zu Tode gemartert werden.

Man könnte den Gesetzen, welche die Grausamkeit gegen die Thiere bestrafen, den Vorwurf machen, daß sie in das Eigenthumsrecht eingreifen und den freien Gebrauch des Eigenthums beschränken. Das Eigenthumsrecht ist eines der wichtigsten Rechte, das Fundament der staatlichen Ordnung; allein es gibt Fälle, wo dieses Recht gerade im Interesse der Gesellschaft und des Staats einer Beschränkung unterworfen werden muß. So belegt das Gesetz denjenigen mit schwerer Strafe, der sein eigenes Haus anzündet; nach den englischen und französischen Gesetzen erlangt der Sclave seine Freiheit, sobald er den englischen oder französischen Boden betritt. Ohne, daß man die Freiheiten im Geringsten gefährdet glaubt, besitzt jedes Volk Strafgesetze, welche das Eigenthumsrecht mit Schranken umgeben, und dasjenige bestrafen, was über diese Schranken hinausgeht und sowohl physisch als

moralisch die Interessen der Gesellschaft verletzt. Dieses ist auch der Fall in Hinsicht auf die Grausamkeit gegen die Thiere; die Landwirthschaft, die Moral und die Religion vereinigen sich in dem Wunsche, die Mißhandlung der Thiere abgestellt zu sehen.

Man hört zuweilen, jedoch — zur Ehre der Menschheit sei es gesagt — selten die Grausamkeit gegen die Thiere rechtfertigen, indem man behauptet, sie seien zu leiden bestimmt; es sei blos eine philantropische Chimäre, die Thiere gegen die Gewalt der Menschen schützen zu wollen, da in dem wunderbaren, geheimnißvollen Plane der Welt, das Leben der einen Creatur aus dem Tode der andern hervorgeht.

Die Thiere, wie die Pflanzen können nur auf Unkosten anderer Thiere oder Pflanzen leben. Dem Menschen sind die Thiere untergeordnet nach den weisen Gesetzen der Natur, welche ihn mit der Gabe der Vernunft ausgestattet hat. Es ist ihm erlaubt, sie zu seinen Diensten zu benützen, aber nicht sie zu mißhandeln und zu quälen. Die geringste Creatur auf Erden steht unter der Obhut des Schöpfers, und je höher der Mensch durch seine Vernunft über die Thiere gestellt ist, desto mehr liegt ihm die Pflicht ob, allen lebenden Wesen gegenüber mild und gütig zu sein.

England, dem gewiß Niemand den Vorwurf machen wird, als beschränke es seine bürgerliche Freiheiten mehr, als zum Wohle des Ganzen nothwendig ist, England besitzt ein Gesetz gegen Thierquälerei, und daß es nicht ganz unwirksam ist, bezeugen viele Fälle, von denen wir nur folgende zwei aufführen.

Der Obrist eines Regiments wurde bestraft, weil er sein Pferd grausam mit Sporn und Peitsche mißhandelte, und es zu einem Ritte zwang, der über die Kräfte des Pferdes ging. Eine Dame von Stande wurde ebenfalls bestraft, weil sie während einer kalten Winternacht ihre Pferde einige Stunden auf offener Straße der Kälte und dem Unwetter ausgesetzt, stehen ließ.

Wie häufig sieht man nicht auch bei uns gewissenlose, trunksüchtige Fuhrleute, die ihre hungrigen, müden, von Anstrengung in Schweiß gerathenen Pferde auf offener Straße dem Winde und Wetter ausgesetzt stehen lassen, während sie im warmen Zimmer trinken und spielen!

Das Gesetz war in England wahrscheinlich noch nicht gegeben, als Frampton seine berüchtigte Wette gewann. Er hatte nämlich gewettet, daß er mit einem verschnittenen Pferde, einem Wallachen, den Sieg auf einer Rennbahn gewinnen wolle. Er hatte ein prachtvolles Rennpferd, Dragon, das

er, um die Wette zu gewinnen, auf der Rennbahn castriren ließ. Der verstümmelte, von der Operation noch triefende Renner vollendete zwar siegreich seinen Wettlauf und gewann seinem Herrn die Wette, allein er endete mit diesem Siege auch sein Leben.

Es werden Grausamkeiten gegen die Thiere begangen, die man fast nicht für möglich hält, und die unserm Zeitalter und unserm allgemeinen Bildungszustand wenig Ehre machen. Folgender Zug von barbarischer Rohheit ist in Deutschland vorgekommen. Ein Bauer fuhr mit einem Pferde einen Karren Dung in seinen Weinberg, der an einem steilen Abhang gelegen war. Das arme Thier vermochte trotz aller Anstrengung die Last nicht mehr fortzuschleppen und versagte am Ende jeden weitern Dienst. Statt den Karren zu erleichtern und dem armen Pferde dadurch wieder neuen Muth zu geben, nahm er wie alle rohen, ungeschickten Fuhrleute seine Zuflucht zu dem Stocke und schlug unbarmherzig drein. Er hatte sich bereits müde geschlagen, als ihm ein dazu kommender Taglöhner eine Kuh zur Vorspann anbot. Die Vorspann wurde zwar angenommen, allein die Kuh, unter dem Vorwand die Widerspenstigkeit des Pferdes zu bestrafen, nicht an den Karren, sondern dem Pferde an die Zunge gespannt, das einen Augenblick später den Beweis lieferte, daß es Menschen gibt, die an Grausamkeit die reißendsten Thiere übertreffen.

Das Herz empört sich über solche Greuel: wir führen sie an um sagen zu können, daß ein Gesetz gegen Thierquälerei wenigstens diese und ähnliche Grausamkeiten erreichen und bestrafen könnte.

In der Nähe von Rohrbach, einer Poststation in Rheinbayern, lebte zur Zeit, da das linke Rheinufer noch französisch war, ein Bauersmann, der ein kleines Hofgut, an der Kaiserstraße liegend, gepachtet hatte. Die Kaiserstraße, nach ihrem Erbauer Kaiser Napoleon I. so genannt, war die Militärstraße von Paris nach Mainz und zur Zeit der französischen Kriege gegen Deutschland ungewöhnlich stark befahren. Der Posthalter von Rohrbach, welcher nach dem Frieden von 1815 mit vier Pferden ausreichte, hatte zu jener Zeit dreißig bis vierzig Stück und häufig war diese Zahl nicht ausreichend. Er miethete alsdann Pferde bei den Bauersleuten seiner nächsten Umgebung. Der Pächter des kleinen Hofguts, von dem wir hier sprechen wollen, machte sich wenig Sorge um seinen Ackerbau, er fuhr beständig auf der Straße und war stets bereit, Aushülfe auf der Post zu leisten, wenn man ihn nothwendig hatte. Er hatte in der Regel drei Pferde, manchmal auch vier, häufig auch nur zwei. Die Pferde hielten es unter seiner Herrschaft nicht lange aus. Uebrigens kaufte er auch nur Pferde von geringem Werthe, wußte sich ihnen aber so furchtbar zu machen, daß er außerordentliches mit ihnen ausrichtete und daß er mit elenden, herabgekommenen Schindmähren mehr leistete, als ein anderer mit gut genährten Pferden. Er schlug seine Pferde

vorzugsweise auf den Kopf, als den empfindlichsten Theil, und wenig Pferde behielten ihre Augen bei ihm.

Eines Tages ließ ihn der Posthalter rufen um eine Calesche nach Saarbrücken zu fahren. Eines seiner Pferde lag auf dem Boden hingestreckt, als wäre es bereits dem Tode nahe. Er ging zu ihm in den Stall, versetzte ihm einen derben Fußtritt, und rief ihm zu: Auf! Spanier! noch einmal nach Saarbrücken, dann magst du crepiren, wann du willst. Das arme Pferd legte den Weg noch einmal zurück, und that wie sein Herr und Quäler es befahl; als es in den Stall zurück gebracht wurde, fiel es todt nieder. „Unbehand", das war der Name des Pächters, „Unbehand" sagte man eines Tages zu ihm, „wollt ihr denn euren Pferden nie einen Augenblick Ruhe gönnen?" „„Sie können nach ihrem Tode ruhen"", war die Antwort. Es crepirten viele Pferde bei ihm.

Obgleich dieser Mann ein Schinder an seinen Pferden war, so war er doch im Grunde genommen nicht gerade boshaft, sondern es waren mehr seine ökonomischen dürftigen Verhältnisse, welche ihn, bei einem gänzlichen Mangel sittlicher und moralischer Bildung dazu machten. Er schonte sich selber so wenig als seine Pferde. Er war in das Costüm der Landleute damaliger Zeit gekleidet: eine Art Rock oder Kamisol von grober, weißer Leinwand und Hosen von gleichem Stoffe. Nach der Einrichtung damaliger Zeit mußten die Postillone zu Pferd sitzen, wenn sie einen Postwagen zu fahren hatten, das Fahren vom Bocke war den Postknechten nicht erlaubt. Die Postknechte hatten natürlich bequeme Sättel zu diesem Behufe; er, ein armer Bauer, ritt die Poststation von vier Stunden ohne Sattel, ja ohne Decke auf dem Rücken eines Pferdes, das gewiß nichts weniger als fett war. Er trug keine Sporen, ja nicht einmal Stiefel; wenn die Hosen sich im harten Trabe des armen Gauls in die Höhe schoben, waren seine Beine entblößt. Bei starkem Winde pflegte er seinen großen, groben breitrandigen Hut zwischen die Zähne zu nehmen, um ihn gegen das Davonfliegen zu schützen; zum Lenken der Vorderpferde hatte er nur ein einfaches Leitseil, als Peitschenstock einen jungen buchenen Schößling, dessen unteres Ende dick genug war, um zugleich als Stock zu dienen, wenn er ihn umkehrte. Die Militärpersonen, welche damals hauptsächlich die Post benützten, begnügten sich mit diesem armseligen Gespann, sie waren zufrieden, wenn sie nur schnell fortgeschafft wurden.

Dieser eigentliche Thierquäler verbesserte jedoch seine Vermögensverhältnisse durch das Post- und Straßenfahren keineswegs; im Gegentheil, sie verschlechterten sich, er wurde von dem Hofe, den er gepachtet hatte, fortgejagt. Kurze Zeit darauf, als er in sein Heimathsdorf zurückgekehrt war, verfiel er in eine Krankheit, die ihn furchtbare Schmerzen ausstehen ließ und mit seinem Tode endigte. Die Schmerzensrufe während seiner Krankheit wurden in der ganzen Nachbarschaft

gehört und die Leute verfehlten nicht, seine Krankheit als eine Strafe Gottes zu erklären, welche er an den armen Pferden verdient habe.

Dieses Beispiel und ähnliche der Jugend vorgehalten und erklärt, möchten beitragen, sie von der Thierquälerei abzuhalten, und ihr jene Schonung, Umsicht und Selbstbeherrschung bei der Behandlung der Thiere an den Tag zu legen, welche allein eines gesitteten Menschen würdig sind.

Eine, wenig in die Augen fallende, aber häufig vorkommende und nicht weniger grausame Thierquälerei ist das Uebertreiben und das Ueberladen. Gegen das Letztere kann zwar eine gesetzliche Vorschrift erlassen werden, und bestehen deren wirklich; allein gegen die ersten ist das Gesetz unwirksam. Das Aufhören der Postwagen, als Resultat der Eisenbahnen ist ein entschiedener Nutzen für das Pferdegeschlecht; wenn sich auch die Stellwagen und Omnibusse dadurch vermehrt haben, so ist doch ihre Geschwindigkeit eine geringere. Vier Wegstunden in einer Zeitstunde zurückzulegen, was manche Posten, namentlich die französischen Malleposten zurückzulegen hatten, ist eigentlich nicht zu viel von edlen Racepferden verlangt, wenn sie dabei gut genährt werden, und keine allzu schwere Last und diese auf einer guten Straße zu ziehen haben. Allein für Landpferde ist es zu viel, besonders wenn diese dabei noch schlecht gefüttert sind, und die Last, wie es an vielen Postwagen der Fall war, groß ist und sich dabei die Wege in schlechtem Zustande befinden.

Wenn man von den Postpferden eine allzu große Geschwindigkeit verlangte und sie übertrieb, so kam und kommt es häufig vor, daß die Zugpferde überladen werden. Man ladet jetzt mehr als man vor 40 Jahren geladen hat und kann mehr laden als damals, weil die Wege besser und die Pferde ebenfalls stärker und kräftiger sind; allein man übertreibt die Ladung und mancher ladet noch einmal so viel als man früher laden konnte. Vor der Erbauung der pfälzischen Ludwigsbahn (Bexbacher Bahn) wurden die Steinkohlen des Saarthales größtentheils auf der Achse verfahren, und die Straße, welche heute neben der Eisenbahn herzieht, war damals fast buchstäblich mit Kohlenfuhrwerken bedeckt. Diese Fuhrwerke gehörten meistens Leuten an, welche zu Haus einiges Feld besaßen und sich nebenher etwas verdienen wollten. Allein sie machten sich so starke Concurrenz, daß der Fuhrlohn unter den wirklichen, kostenden Preis herabsank. Um sich dafür zu entschädigen vermehrten sie die Ladungen; es waren häufig kleine, armselige Pferde auf der Straße zu sehen, von denen jedes einen Karren von 30—36 Ztnr. Kohlen auf 4 Stunden Weges zu ziehen hatte, und zwar gegen 1 fl. 24 kr. Entschädigung. Um einen solchen Preis ist das Fuhrwerk nicht bezahlt und die Fuhrleute kamen meistens zurück und gingen mehr oder weniger schnell zu Grunde. Nichtsdestoweniger gab es immer wieder neue Concurrenten, wenn auch einige

Platz machten: das Straßenleben ist für Faullenzer und Trinker anziehend, und einmal daran gewöhnt, wird es selten einmal einer aufgeben.

In München hat sich im Jahr 1842 ein Verein gegen Thierquälerei gebildet, der sich schnell über Deutschland und andere europäische Länder ausbreitete, eine große Anzahl Filialvereine ins Leben rief und eine große Anzahl Mitglieder zählte. "Unsere Haupttendenz ist," sagt der Jahresbericht dieses Vereins vom Jahre 1846, "Mitleid in die Herzen der Menschen, besonders der Jugend "zu pflanzen, Mitleid, die Quelle fast aller übrigen Tugenden, Mitgefühl nicht "blos mit den Thieren, wie manche anfangs uns mißverstehend glaubten, sondern "mehr noch mit den Menschen. Wir glauben es in unsern Schriften nachge"wiesen zu haben, daß ohne Mitleid mit den Thieren kein ächt und gründlich mit"leidiges Gemüth, kein wahres nachhaltiges Mitleid mit den Menschen möglich "ist. Die größten Denker, Staatsmänner, Erzieher, Gelehrten, haben es aner"kannt und ausgesprochen, daß ein mit Thieren grausamer Mensch in der Regel "auch hartherzig und gleichgültig gegen seine Mitmenschen ist und wird, weil die "Gleichgültigkeit gegen fremden Schmerz überhaupt das Gemüth verhärtet."

Wenn dieser Verein nicht ganz die Wirksamkeit hatte, die er sich zur Aufgabe machte, so lag die Ursache hauptsächlich darin, daß er nicht überall durch entsprechende Strafgesetze unterstützt wurde, und daß er nicht die Macht besaß, seinen Bestrebungen Nachdruck zu geben. Nichtsdestoweniger hat er manches Gute durch fortgesetzte Vorstellungen hervorgerufen und manche Mißbräuche, wie z. B. die unbarmherzige Behandlung des Schlachtviehes an vielen Orten abzuschaffen gewußt.

Neunzehntes Kapitel.

Pferdehandel.

Es gibt kaum einen Handel, der schwerer wäre, als der Pferdehandel; wer sich damit abgeben will, muß vor allen Dingen ein tüchtiger Pferdekenner sein, oder wie man zu sagen pflegt: "die Pferde verstehen." Diese Kenntniß ist lang und schwer zu lernen; sie fordert von Seite desjenigen, der sie erwerben will, nicht nur natürliche Anlagen, Lust und Liebe zur Sache, verbunden mit einem natürlichen Scharfblick, sondern auch Uebung. Es ist nicht genug, daß man den Körperbau eines Pferdes zu beurtheilen versteht, man muß auch sein Temperament, man muß seine moralischen Eigenschaften, seine Mängel und Fehler, wie seine

Vorzüge zu schätzen und nach ihrem Einfluß zu beurtheilen verstehen, den sie auf den Gebrauchswerth üben; man muß, mit einem Worte, vorherbestimmen können, was man von einem Pferde zu erwarten hat, und was es im Stande ist zu leisten.

Die Thierärzte haben den Bau des Pferdes im gesunden und kranken Zustande studiert; sie wissen recht gut zu sagen, ob ein Pferd äußere Fehler oder Mängel hat, ob die Augen gut sind, wie alt das Pferd ist, ob sein Bau im Ganzen normal und fehlerfrei sei. Allein deßwegen sind sie noch keine Pferdekenner, ja in der Regel gibt es unter den Thierärzten wenig Pferdekenner: man kann ein recht guter Thierarzt sein, ohne den Werth eines Pferdes als Handelsartikel bestimmen zu können.

Dieses Talent findet sich viel häufiger bei Leuten, welche viel mit Pferden umgehen, bei den Pferdehändlern, Leute, denen viele Pferde durch die Hand gehen, welche natürliche Anlagen besitzen, und diese durch Uebung und Beobachtung ausgebildet haben.

Aber auch der Pferdehändler ist selten ein vollendeter Pferdekenner, er kauft und verkauft Pferde, allein er benützt sie nicht. Der vollendete Pferdekenner muß die Wissenschaft des Thierarztes mit der Erfahrung des Pferdehändlers vereinigen, er muß außerdem auch noch die Pferde „verstehen“.

„Die Pferde verstehen“ bezeichnet etwas, das man nicht genau definiren kann; gleich dem Handgriff eines geschickten Handwerkers, der sich nicht lehren läßt, sondern der aus eigener Kraft erlernt werden muß.

Wir haben irgendwo von einem Pferdehändler gelesen, der blind war, aber dennoch die Pferde gut „verstand“. Zuerst suchte er sich durch Betasten aller Theile und Glieder des Pferdes von seinem Baue und dem Vorhandensein von Mängeln und dergleichen zu versichern; alsdann ließ er das Pferd im Schritt und im Trabe vorführen und beurtheilte den Gang des Pferdes nach dem Gehör. „Untersuchen Sie die Augen“, pflegte er zu denjenigen zu sagen, die ein Pferd von ihm mustern ließen, „ich nehme die Verantwortung des Uebrigen auf mich.“

Ohne diese Erzählung als wörtlich genau anzuerkennen, ist es doch sicher, daß derjenige, welcher die Gangart eines Pferdes zu beurtheilen versteht, den größten Schritt in der Pferdekenntniß gemacht hat.

Man muß überhaupt ein Pferd nicht nach seiner Stellung, sondern nach seinen Gangarten, nicht in der Ruhe, sondern in der Bewegung beurtheilen. Man untersucht zwar das Pferd zuerst in ruhiger Stellung um sich zu überzeugen ob keine Fehler vorhanden sind, und ob das Pferd zu dem bestimmten Zwecke geeignet ist, allein nach dieser Voruntersuchung müssen die Gangarten sorgfältig gemustert werden.

Wer blos ein gutes Dienstpferd ohne Rücksicht auf äußere Eleganz sucht, wer es nicht in der Absicht kauft, es wieder zu verkaufen, kann manche kleine Fehler

übersehen, welche zwar das äußere Ansehen verunstalten, allein dem Gebrauchswerthe gar keinen Eintrag thun können. *)

Alle Pferdezüchter sind mehr oder weniger Pferdehändler, oder haben wenigstens von Zeit zu Zeit Pferde zu verkaufen. Die einen züchten blos so viel Pferde als sie selbst gebrauchen und verkaufen nur die alten, abgängigen Pferde; andere, und diese sind die Mehrzahl, züchten um zu verkaufen und haben immer junge Pferde zum Verkauf bereit.

Noch andere züchten und kaufen junge Pferde oder Füllen, um sie mit Gewinn wieder zu verkaufen, nachdem sie dieselben bis zum entsprechenden Alter gefüttert und gepflegt haben.

Alles dies ist durch die localen Verhältnisse und durch die Neigung der Pferdezüchter bestimmt; allein im Allgemeinen soll jeder Landwirth, der Pferde züchtet, Pferdehändler und nicht ganz ohne Kenntniß der darauf bezüglichen Künste und Vortheile sein. Eine wohlgeleitete Pferdezucht ist gewinnbringend, gewinnbringender als jeder andere Zweig der Viehzucht; allein sie muß um dieß zu sein mit Geschick betrieben werden und außerdem vom Glück begünstigt sein.

Es gehört um als Landwirth und Züchter Pferdehandel zu treiben eine entschieden ausgesprochene Neigung, ja wir möchten sagen Leidenschaft dazu. Allein diese Leidenschaft genügt nicht, ja, ohne die gehörige Leitung kann sie geradezu gefährlich werden. Der Züchter muß außer derselben Bildung und Sach-Kenntnisse besitzen, er muß verständig genug sein, um sich zu beherrschen, um nicht seine Pflichten seiner Neigung aufzuopfern, er darf seine Arbeiten nicht verlassen, sein Haus und sein Gesinde nicht vernachlässigen, um auf dem Handel und auf den Märkten seine Zeit zu verlieren. Er würde auf diese Art Gefahr laufen, zehnmal mehr zu Hause zu verlieren, als er auf den Märkten gewinnen kann.

Das Umherreisen, das Kaufen und Verkaufen ist verführerisch und namentlich sind kleine Landwirthe sehr geneigt, wenn sie es einigemal mit Glück versucht haben, sich mit mehr Eifer darauf zu verlegen als ihnen gut und heilsam ist. Das Leben in den Wirthshäusern und in Gesellschaften, die geistige Erregtheit, welche durch die Aussicht auf Gewinn und die Furcht vor Verlust, unterhalten wird, lassen dem Landwirth das ruhige, geräuschlose Leben voll. emsiger Thätigkeit langweilig erscheinen, und führen ihn oft von einer Bahn ab, auf der er vorher mit Glück und Zufriedenheit gewandelt ist.

---

*) Der Bau des Pferdes, die Mängel und Fehler sind in dem ersten Theile dieses Buches angegeben, worauf wir verweisen.

I. Der Pferdehändler.

Obgleich unser Buch hauptsächlich den Züchter im Auge hat und dieser den Pferdehandel ganz anders betreibt, als der Pferdehändler von Profession, glauben wir doch die Handlungsweise des Pferdehändlers und die Regeln schildern zu sollen, welche zum Gelingen seiner Operationen beitragen. Die Kenntniß derselben mag ebensowohl denjenigen von Nutzen sein, welche Pferde kaufen, als denjenigen, welche deren zu verkaufen haben.

Gute zweckmäßige, d. h. dem Vortheil seines Geschäfts entsprechende Stallungen, sind das erste Erforderniß bei einem guten Pferdehändler. Er soll dabei in einer Stadt wohnen oder überhaupt an einem Ort, wo er auf einen belebten Handel rechnen kann.

Die Stallungen müssen sorgfältig gegen Kälte geschützt werden und dürfen deßwegen nicht zu hoch sein. In der Breite sollen sie so viel Raum darbieten, daß man bequem hinter den Pferden ab- und zugehen kann. Sie müssen hell, die Wände weiß getüncht sein.

Der Stand der Pferde soll höher sein als der Gang in der Mitte, und soll viel Gefälle haben. Diese Einrichtung läßt die Pferde größer erscheinen als sie sind, und ist deßwegen allgemein von den Pferdehändlern eingeführt; sie ermüdet aber die Pferde sehr, da der größte Theil des Gewichts auf dem Hintertheil ruht und ist deßhalb für andere Stallungen als jene der Handelsleute verwerflich.

Die Pferde stehen nicht in Ständen, sondern sind nur durch Flankirwände oder Flankierstangen von einander getrennt.

In den Ständen erscheinen die Pferde kleiner und sie nehmen außerdem viel Platz weg. Deßwegen findet man sie bei den Handelsleuten nur für Pferde von hohem Werth. Der ganze Stall muß stets vollkommen reinlich und die Streu mit Sorgfalt hergerichtet sein.

Neben den Eingang des Stalles stellt der Händler jederzeit ein Pferd von vortheilhaftem äußern Ansehen, ein Pferd, das einen schönen Widerriß, einen schönen Hals und ein schönes Kreuz hat, gleichviel ob es sonst etwas taugt oder nicht; es genügt, wenn es ein verführerisches Aeußere hat: es ist gleichsam das Aushänge-Schild des Händlers.

Ein ähnliches Pferd weiß der Handelsmann beim Transport seiner Waare als das hinterste jeder Koppel von 6—8 Pferden anzubringen. Auf diesem Pferd ruht gewöhnlich der Blick der Neugierigen und es ist ausersehen von dem ganzen Transport eine vortheilhafte Meinung beizubringen.

Alle Pferde sind bedeckt, im Winter mit hellen wollenen, im Sommer mit hellen weißen leinenen Decken, diese sind mit einem breiten rothen Rande versehen und auch die Gurte hat eine helle, in die Augen fallende Farbe. Die Anbind-

halftern sind weiß. Die Pferde werden nicht farbig zusammengestellt, sondern man zieht ein Durcheinanderstehen der Farben vor, weil es auf das Auge einen bessern Eindruck macht.

Die dunkelfarbigen Pferde werden an den hellsten Ort des Stalles, die hellfarbigen an den dunklern Ort gestellt.

Man vermeidet es sorgfältig, ein kleines Pferd neben ein sehr großes zu stellen.

Die Pferdetoilette muß mit einer kleinlichen Sorgfalt gemacht und erhalten werden, es darf kein Pferd herausgeführt werden, das nicht in Bezug auf Reinlichkeit und Sorgfalt vollendet erschiene. Man kann das Pferd des Kaufmannes einem gefallsüchtigen Weibe vergleichen, welches alle Mittel der Kunst aufbietet um seine Mängel zu verdecken und seine Vorzüge hervorzuheben.

Der Pferdehändler sucht besonders das Haar der Pferde zu pflegen um ihnen ein glänzendes Ansehen zu verschaffen. Sie werden geschoren um das Aeußere recht glatt und eben zu machen, aus dem Innern der Ohrmuschel werden sie ausrasirt. Durch dieses Rasiren wird der Gehörgang mehr blos gelegt und es entsteht ein fortdauernder Reiz im Innern des Ohres, welcher das Pferd in Aufregung erhält und ihm ein lebhaftes Aussehen gibt, welches dazu beiträgt den Käufer zu bestechen.

Es wird kein Pferd vorgeführt, ohne daß ihm der Pferdeknecht unbemerkt, während er dem Pferde die Decke abnimmt und ihm mit dem Schwamm die Schweifhaare ordnet, eine Prise Pfeffer in den After steckt. Man nennt dieses Mittel das „Pfeffern“, es reizt den Mastdarm und veranlaßt das Pferd den Schweif recht hoch zu tragen.

Mit wenigen Ausnahmen werden die Pferde englisirt, d. h. der Schwanz in die Höhe gehoben und auf der untern Seite der Schweifrübe Einschnitte gemacht. Die Pferde bleiben mit an Rollen aufgezogenem Schweif im Stalle bis zum Augenblick des Verkaufs, selbst wenn sie schon sechs Monate vorher englisirt wären. Das Pferd erscheint alsdann besser gehost, ein fehlerhaftes Kreuz wird dadurch verdeckt, man bemerkt es nicht, wenn die Lenden nieder sind oder der Rücken eingesattelt ist. Der in die Höhe gehobene Schweif gibt dem ganzen Pferde ein vortheilhaftes Ansehen, durch das ein ungeübter Käufer leicht betrogen werden kann. In neuerer Zeit ist jedoch das Englisiren ganz außer Mode gekommen.

Die Pferde werden gewöhnlich mit der Trense vorgeführt.

Das Stirnband soll weiß, und auf jeder Seite mit zwei rothen Rosetten verziert sein.

Jedes Pferd hat eine Decke aufgegurtet, wenn es vorgeführt wird, um es im Nothfalle reiten zu können. Diese Decken sind klein und von rother Farbe. Unter einer solchen kleinen Decke scheint das Pferd mehr in die Augen als unter

einem Sattel. Man sorgt übrigens auch dafür, daß wenn das Pferd senkrückig ist, die Decke eine entsprechende Dicke hat, um diesen Fehler zu verdecken.

Werden die Pferde bei der Musterung eingespannt, so sorgt man dafür, daß das Pferd so viel als möglich von dem Geschirr bedeckt sei.

Ein Pferd nimmt sich besser aus und gewinnt an Ansehen, wenn es mit Geschirr bekleidet ist, dessen zahlreiche Stücke es fast zudecken. Man muß jedoch ein Uebermaß darin vermeiden. Ein edles und feines Pferd darf auch nicht unter dem Geschirre verschwinden.

Man vermeidet das Kummet und gibt dem Sielengeschirr den Vorzug, weil es den Hals besser hervortreten läßt.

Weiße Pferde sollen mit tief-schwarzem, jedoch nicht glänzendem Geschirr bekleidet sein.

Gewöhnlich hat man zum Anspannen einen recht eleganten, leichten niedern Wagen, eine Droschke bereit, weil vor einem solchen Wagen die Pferde größer scheinen als sie wirklich sind. Sollte zufällig der Käufer die Pferde zu groß finden, so hat man einen hohen Wagen mit erhöhten Sitzen in Bereitschaft.

Ein Pferdehändler, der sein Geschäft mit Umsicht betreibt, hat seinen eigenen Musterungsplatz, auf welchem er seine Pferde traben läßt, und wo sie sich auf die vortheilhafteste Weise zeigen. Dieser Platz ist vollkommen eben und mit Sand bestreut. Er muß, sofern es möglich ist, so eingerichtet sein, daß die Zuschauer etwas niederer stehen, als die Pferde. Wenn das Pferd im Stehen gemustert wird, sucht man es in eine gestreckte Stellung, mit erhobenem Kopfe vor eine weiß getünchte Mauer auf einen etwas erhöhten Ort zu bringen, weil sich das Pferd auf diese Weise besser mustert. Aus demselben Grunde, dem Hervortreten der Farben, stellt man ein weißes Pferd vor eine dunkel getünchte Mauer. Werden mehrere Pferde nach einander gemustert, so kommen die kleinern zuerst an die Reihe; würden die größern zuerst vorgeführt, so würden die kleinern noch kleiner erscheinen, als sie wirklich sind. Pferde von Werth werden immer zuletzt gezeigt.

Ein geschickter Pferdehändler weiß immer zuerst herauszubringen, welche Gattung von Pferden gewünscht wird, und mit wem er zu thun hat. An dem Eintreten in den Stall erkennt er schon den Mann, der mit Pferden umzugehen weiß.

Pferde, welche ein bestechendes Aeußere haben, das einen Nichtkenner verführen kann, werden, obgleich sie manchmal die schlechtesten des ganzen Stalles sind, mit einer Sorgfalt behandelt, als stehen sie an Werth weit über allen andern erhaben: man stellt sie allein in einen besondern Stall, legt ihnen Decken und Ohrenkappen an; sie scheinen mit einem Wort der Gegenstand der größten Sorgfalt zu sein. Dadurch werden die Liebhaber darauf aufmerksam gemacht, und es wird manchmal ein Verkauf zu einem hohen Preise herbeigeführt.

Nach allen diesen materiellen Vorbereitungen und Anstalten braucht der Pferdehändler zum Erfolg seiner Unternehmungen einen gewandten Reitknecht um die Pferde vorzuführen. Die Wahl dieser Persönlichkeit ist bei ihm von der größten Wichtigkeit. Er muß endlich noch in geschickter und zweckmäßiger Weise von der Peitsche Gebrauch zu machen wissen, sie ist für ihn die Wünschelruthe, mit der er Pferde verwandeln und Schätze heben kann; er muß das „Pfeffern“ verstehen, er muß endlich die Sprache in seiner Gewalt haben, diese Gabe des Himmels, vervollkommnet durch den Gebrauch, ja wir sagen gerne durch Arbeit, durch Studium und durch Nachdenken. Um in seinem Geschäfte Glück zu machen, muß der Kaufmann mit speziellen Gaben ausgestattet sein, er muß Verstand, Scharfsinn, Geschicklichkeit und vor allem Menschenkenntniß besitzen.

Irgend jemand sagt, daß Menschenkenntniß einem Pferdehändler nöthiger sei, als Pferdekenntniß. Er muß schnell die Leute, mit denen er zu thun hat, durchschauen, er muß jeden auf der schwachen Seite anzugreifen wissen, er muß sich durch sein Betragen und Benehmen das Wohlwollen der Leute zuzuziehen wissen, er muß zu rechten Zeit auch Opfer zu bringen verstehen.

Ja, noch mehr, er muß alle Unterhändler in sein Interesse zu ziehen wissen, damit sie seine Pferde anpreisen und ihm Kunden zuschieben; er muß mit den Thierärzten gut stehen; er muß es so einzurichten wissen, daß die Kutscher und Bedienten aller derjenigen, welche bei ihm kaufen mit ihm zufrieden sind, damit ihre Herrschaft mit den Pferden zufrieden ist, die sie bei ihm kaufen.

Der Pferdehändler, der alle diese Eigenschaften besitzt, wird dennoch vielerlei Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, und mancherlei Verluste ertragen müssen, die er nicht einmal gestehen darf.

Sehr häufig ist er gegen seinen Willen genöthigt auf Credit zu verkaufen; er wird aber lieber einen Verlust mit guter Miene verschmerzen, als einen schlechten Bezahler vor Gericht laden. Es kommt vor, daß er kranke Pferde hat, allein man darf es nicht wissen, man darf keinen Thierarzt bei ihm ein- und ausgehen sehen; seine Pferde müssen immer gesund sein; die Druse, diese unschuldige Krankheit von der alle jungen Pferde ergriffen werden können, ist das einzige Uebel, das in seine Stallungen eindringen darf.

Nach Anwendung aller dieser angedeuteten Mittel kommt es doch zuweilen vor, daß ihm Pferde übrig bleiben, die nicht verkauft werden können, Pferde die niemand kaufen will, manchmal aus dem einzigen Grunde, weil man weiß, daß sie schon so lange in seinen Stallungen sind. Deßwegen muß er einen Theilhaber oder Correspondenten an einem andern Orte haben, dem er diese ausgemusterten Pferde schicken kann, der ihm seinerseits ebenfalls ähnliche zu schicken hat. Aus einer Stadt, wo die Pferde nicht verkauft werden konnten, in eine andere gebracht, werden sie wieder neu und finden dann ohne Anstand wieder Liebhaber und Käufer.

Wer das Geschäft des Pferdehandels treiben will, muß besondere Vorliebe, er muß eine Leidenschaft dafür in sich tragen; und wenn es in mancher Beziehung eine anziehende Beschäftigung ist, so hat diese auch ihre vielfachen Widerwärtigkeiten, und ihre häßlichen, unangenehmen Seiten.

Es gibt keine Klasse von Menschen, welche verschrieener wäre, als die Pferdehändler. Wenn ihr Geschäft in der That es mit sich bringt, daß wenig ehrenhafte loyale Leute unter ihnen sein können, so gibt es doch viele, welche die harten Vorwürfe, die man ihnen macht, nicht verdienen.

Wenige, die geneigt sind, den Stein auf sie zu werfen, wissen wie viele Gefahren und Unfälle ein Pferdehändler zu bestehen hat, wie vielen Verlusten er ausgesetzt ist, um eine Koppel Pferde aus England nach Deutschland oder der Schweiz, oder aus Norddeutschland nach Frankreich zu bringen! Ob der Händler die Pferde selbst kauft, oder sie durch andere kaufen läßt, er sucht sie immer so gut als möglich zu bekommen. Allein, obgleich Pferdehändler von Profession, obgleich in alle Roßtäuschereien eingeweiht und in der Pferdekenntniß erfahren und ergraut, ist er doch nicht gegen jeden Betrug sicher. Auch er ist oft getäuscht; und gibt es nicht eine Menge Fehler, die man erst erkennt, wenn man die Pferde zu irgend einem Dienste gebraucht; andere, die sich erst durch die Ermüdung auf der Reise einstellen oder ausbilden?

Wenn die Pferde gekauft sind, gut oder schlecht, sie kommen an. Sie kommen nicht immer alle an. Häufig gehen deren unterwegs zu Grunde, oder müssen unterwegs zurückgelassen werden: von den ankommenden sind die Reisekosten des Händlers hin und her zu tragen, die Transport- und Verpflegungskosten der Pferde zu berechnen, die Zinsen des ausgelegten Kapitals, alsdann die Kosten einer Stallung in einer großen Stadt, das Futter, der Lohn der Wärter, die Gebühren des Thierarztes, kurzum, Auslagen durch alle Rubriken. Deßwegen ist der Gewinn der Pferdehändler nicht immer so groß als er scheint und deßwegen gibt es auch wenig Pferdehändler, die sich ein großes Vermögen erworben hätten.

Sobald die Pferde einmal angekommen sind, muß sie der Kaufmann zu verkaufen suchen, die guten, wie die schlechten, und es ist natürlich daß er an den einen zu gewinnen trachtet, was er an den andern verlieren muß. Die Pferde haben keinen festen Preis, wie eine Waare, die nach dem Gewicht oder nach dem Maße verkauft wird; ihr Werth ist zuweilen sehr willkührlich auf Geschmack und Liebhaberei basirt und das Talent des Kaufmanns kann zur Erhöhung des Werthes mehr oder weniger beitragen.

Von diesem Talent (das man mit der grösten Redlichkeit geltend machen darf) bis zum Pferdeschacher ist nur ein Schritt, und die Bahn ist glatt. Das ist die häßliche Seite des Pferdehandels für den Liebhaber und den Züchter. Wer

nicht selbst ein wenig Charlatanerie treibt, läuft Gefahr von andern ausgebeutet zu werden.

Wer sich an einen Pferdehändler von Profession wendet, weiß daß dieser seine Waare so gut als möglich an den Mann zu bringen sucht. Das Pfeffern ist für niemand mehr ein Geheimniß.

Wer allein zu einem Pferdehändler geht um zu kaufen und nichts von Pferden versteht, oder wer zwar Pferdekenntniß besitzt, allein sich von dem Geschwätz eines Mannes irre machen läßt, der seine Waare lobt, wenn der eine oder der andere betrogen werden, kein gutes Pferd kaufen und die gekauften viel zu theuer bezahlen, so haben sie wohl nichts Besseres verdient.

In den großen Städten gibt es reichere, luxuriösere Stallungen als die Stallungen der Pferdehändler; allein was die Ordnung und Reinlichkeit, die Bequemlichkeit betrifft, das Angenehme des Aufenthalts sowohl für die Pferde, als für diejenigen, welche die Pferde sehen wollen, so werden die Stallungen der Pferdehändler wohl von keinen übertroffen.

Die Decke und die Wände der Stallungen sind mit Sorgfalt blendend weiß getüncht; die Fenster sind so eingerichtet, daß sie sich leicht und nach Bedürfniß mehr oder weniger öffnen können, ohne daß ein Luftzug entsteht, der die Pferde treffen könne; geräumige Kastenstände, mit elegant geschnittenen Scheidewänden, hölzerne Krippen, deren Boden mit Zink beschlagen ist; gußeiserne Korbraufen; die Streu mit kleinlicher Sorgfalt geordnet; hinter den Pferden ein breiter, mit Sand bestreuter Gang, der mit Bänken versehen ist, zur Bequemlichkeit der Pferdefreunde, welche hierher kommen ihre Cigarre zu rauchen und die Pferde zu betrachten: Das alles findet sich in der Stallung eines Pferdehändlers vor; es ist eine comfortable Einrichtung ohne gerade luxuriös zu sein. Denkt man sich weiter dazu einige Kastenstände, so eingerichtet daß die Pferde in den ganzen Stall sehen und von überall gesehen werden können, einzeln stehen, jedoch die Gesellschaft der übrigen, sowie die allgemeine Wärme theilen; außerhalb des Stalles einen reinlichen Hof, eine mit Eleganz ausgestattete Geschirrkammer, eine wohlgeordnete Wagenremise, einen langen Gang, in dem die Pferde traben, galoppiren und über eine Barriere springen, denkt man sich das Alles zusammen, so hat man ein Bild von der Einrichtung eines großen Pferdehändlers, die gewiß als Muster anempfohlen zu werden verdient.

Nach dieser Klasse von Pferdehändlern, welche ihr Geschäft zwar raffinirt, aber mit Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit betreiben, kommt eine andere Klasse, für welche wir weniger Nachsicht haben möchten.

Es sind dieses keine eigentlichen Pferdehändler sondern mehr Pferdeliebhaber, Züchter, mit welchen es um so viel gefährlicher ist, zu thun zu haben, als man ihnen, als keinen Händlern von Profession, mit weniger Argwohn entgegen kommt.

Man kann auf sie die Redeweise der Bauern der Normandie anwenden, wo bekanntlich jeder Pferdezüchter auch Pferdehändler, und durchtriebener, abgefeimter Pferdehändler ist: „derjenige, welcher nicht wenigstens seinen Vater einmal mit einem Pferde angeführt hat, ist kein Pferdehändler.“ Sie setzen das Geld über Alles und es ist unbegreiflich wie manchmal Leute, die durch ihr Vermögen einen angesehenen Rang in der Gesellschaft einnehmen, damit sie ein Pferd um einige zehn oder zwanzig Gulden theurer verkaufen können, sich aller Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit zu entäußern vermögen.

Es haben solche Leute sich einen Vorrath von Wörtern und Ausdrücken gesammelt, die sie stets in Bereitschaft halten, und mit welchen sie den unwissenden und unerfahrenen Pferdekäufern einen hohen Begriff von ihrem Wissen beibringen wollen. Solche Redensarten, wie:

Das Pferd hat Race, hat viel Race.
Das Pferd ist von nobler Herkunft.
Ein schönes, ein prachtvolles, ein musterhaftes Pferd.
Ein Pferd wie gemalt, wie gegossen.
Es geht und bewegt sich wie in Drath!
Gut gehost, kräftige Schenkel!
Eine unvergleichliche Croupe!
Augen wie eine Gazelle.
Ganz Feuer, ganz Leben.
Brillantes Pferd, ein wahrer Edelstein.
Ein schöner Körper, prachtvolle Schenkel ꝛc.

kann man jeden Augenblick von ihnen hören.

Und wirklich! es präge sich irgend jemand diese Ausdrücke genau ins Gedächtniß um sie mit Sicherheit zu jeder Zeit hersagen zu können, er lerne „ho! ho! sachte! sachte!“ schreien; mit seinem Stock im Hute das Geräusch einer Trommel nachahmen, mit dem Mund zu gleicher Zeit das Speien einer Katze nachmachen, hinter einem Pferde drein laufen, das gemustert werden soll, so daß diejenigen, welche es sehen sollten, durchaus nichts davon bemerken können, er gewöhne sich, alle seine Pferde unter Schwüren und Verheißungen fehlerfrei zu garantiren; wenn sie Fehler haben, die in die Augen fallen, versichern, daß sie so auf die Welt gekommen sind, oder diese Fehler unverschämt als Vorzüge anpreisen. Er habe außerdem einen eingeschulten Reitknecht oder Stallknecht, der ihn in allen seinen Manipulationen und Manövern zu unterstützen weiß; er sei unverschämt genug tausend Thaler für ein Pferd zu verlangen, das er für dreihundert Gulden geben will: Und es wird bald Leute genug geben, die ihn für einen geschickten Pferdekenner halten, und er wird sich am Ende selbst einbilden, es zu sein, obgleich er außer seinem Geschwätz nichts weiter besitzt, als eine unverwüstliche Schamlosigkeit und vielleicht noch das Talent Pferde zu mästen.

Ein gewandter, verschmitzter Reitknecht ist für einen solchen Pferdehändler ein unentbehrlicher Mann; derselbe muß das Talent besitzen, beim Vorführen der Pferde ihre Fehler zu verdecken und ihre Vorzüge hervorzuheben. Er muß sich auf alles verstehen, was das Pferd beleben und aufmuntern kann: die Peitsche, das Pfeffern, das Taschentuch, das Lärmen u. s. w.

Der Pferdehändler hält stets einen Mann auf der Wache im Stalle. So oft sich ein Fremder ankündigt, wird die Peitsche in Funktion gesetzt, erweckt die trägen und schlaffen Pferde, hält den ganzen Stall in Aufregung, und zwar wird die Lektion so nachdrücklich gegeben, daß nach kurzer Uebung die Pferde beim Eintreten jedes Fremden in den Stall gleich in Bewegung gerathen und die Peitsche blos gezeigt zu werden braucht, um ihre Wirkung zu thun.

Eine noch schlimmere Klasse als diese, sind die kleinen Pferdehändler, die nicht die Mittel besitzen sich eine gehörige Einrichtung zu machen, auch nur wenige Pferde haben und zum Theil sich nebenher als Unterhändler brauchen lassen. Sie hängen sich vorzugsweise den kleinen Landwirthen an, welche oft aus Verlegenheit bei ihnen kaufen. Sie finden sich überall vor, zuweilen in den kleinsten Orten, sie sind da am meisten zu Haus, wo die Bevölkerung arm und unwissend ist.

Diese Pferdehändler sind meistentheils Hebräer und als solche allenthalben zerstreut. Sie haben selten gute Pferde zu verkaufen; sie kaufen wohlfeile Pferde, welche irgend einen Mangel haben, den sie beim Verkauf hoffen verbergen zu können.

Ein Pferd, das mit einem Fehler behaftet ist, welcher nicht zu den durch das Gesetz als rückfällig bezeichneten gehört, ist manchmal eine Goldgrube für sie. Sie suchen es unter jeder Bedingung zu verkaufen und begnügen sich vorerst mit einer starken Abschlagszahlung auf die Kaufsumme. Der Käufer kann das Pferd nicht gebrauchen und bringt es ihnen wieder zurück. Sie nehmen es an, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie ihm ein anderes dagegen liefern; das zweite ist natürlich noch theurer als das erste und häufig noch weniger werth.

Sie schwören und betheuren in den kräftigsten Ausdrücken, daß ihre Pferde ohne Fehler seien, sie garantiren gegen alle Fehler und Mängel; allein ihre Clienten überzeugen sich nur zu spät, daß sich diese Garantie nur auf die gesetzlichen, rückfälligen Mängel und Fehler ausdehnt.

Es gibt in den kleinen Städten viele solche Roßtäuscher, welche gern auf Credit verkaufen. Die Bauersleute, welche in ihren Geschäften schlecht stehen, lassen sich durch die Verschwiegenheit und die Leichtigkeit, mit welcher sie bei solchen Roßtäuschern geborgt erhalten, täuschen und gehen lieber zu ihnen, als zu einem gewissenhaften Mann, der ihnen ein Pferd nach seinem wahren Werthe verkauft, und sich Versicherung dafür geben läßt. Der Bauersmann fühlt sich glücklich, wenn er ein anscheinend nicht zu theures Pferd besitzt, von dem die Welt glauben gemacht wird, er habe es baar bezahlt. Allein wehe ihm! wenn der

Termin kommt und er das Geld nicht in Bereitschaft hat! Neue Zahlungsfrist wird gewährt, aber unter der Bedingung einer neuen Schuld, eines neuen Handels; man tauscht das Pferd, das wirklich nicht schlecht war, gegen ein Pferd ohne Werth ein, freilich mit Erhöhung der ursprünglichen Kaufsumme; nach auf's neue verfallenem Termin geht der Kauf und Tausch aufs neue an, und geht so fort bis der Schacherer Herr über Hab und Gut des Bauern ist, ohne daß ihn das Gesetz, das den Wucherer zu strafen bestimmt ist, erreichen kann.

Bei dem Tausch gewinnen die Handelsleute immer am meisten. Der, welcher einen Tausch mit einem Pferdehändler eingeht, kann fast sicher sein, daß er sein Pferd umsonst gibt und das andere, das er dafür bekommt, baar bezahlt.

Man darf als Regel voraussetzen, daß ein Pferd, welches von einem Pferdehändler zum Verkauf ausgeboten wird, nicht mehr in seinem natürlichen Zustande ist.

Die Peitsche und „das Pfeffern" sind neben der Fälschung der Zähne, allgemein bei den Händlern in Uebung und sind im Stande ein Pferd ganz anders erscheinen zu lassen, als es wirklich ist. Das durch künstliche Mittel in Aufregung erhaltene Pferd, was man fälschlich für Muth und Feuer hält, schrumpft nach wenigen Tagen in der Hand des neuen Besitzers wieder zu einem alten, abgelebten Gaule zusammen, der zu keinem Dienste mehr fähig ist.

Die Roßtäuscher der großen Städte machen sich ein Geschäft daraus, schlechte Pferde als gute zu verkaufen, und ihre Kunst besteht darin die Fehler zu verbergen.

Um über die Größe zu täuschen stellen sie, selbst im Stalle die Pferde hoch, namentlich mit dem Vordertheil; dadurch erscheinen die Pferde höher, mehr aufgesetzt, Hals und Kreuz verlängern sich.

Im Freien erhält die Furcht vor der Peitsche die Pferde fortwährend in Aufregung.

Wenn in einem Paar das eine Pferd größer ist als das andere, sucht man sie auf einen geneigten Ort zu bringen, wo das kleine höher steht, als das andere.

Man läßt bei der Musterung die zwei Pferde zusammen traben und galoppiren; die Pferde stellen paarweise mehr vor, als wenn sie allein sind und es gehört ein geübter Pferdekenner dazu, um aus der combinirten Bewegung von acht Gliedmaßen sich noch heraus zu finden.

Wenn in einem Paar Pferden das eine gut, das andere schlecht ist, so sind sie im Stande bei der Einzelmusterung das gute zweimal vorzuführen.

An schlechten Hufen sind die Spalten und Klüfte mit Harz zugeschmiert, man raspelt die übermäßig breiten Hufe klein und läßt die Pferde vor der Musterung über eine kothige Stelle führen, damit sich die Fehler zudecken.

Sind die Haare an den Beinen lang, so bieten sie ein treffliches Mittel dar, Ueberbeine und dergleichen zu verdecken, indem man die Haare eben und glatt wegscheert.

Um die genaue Untersuchung des Maules zu verhindern, erregt man die Speichelabsonderung und das Schäumen des Maules; man hebt die schweren Köpfe durch Anwendung scharfer Gebisse und Kinnketten, die statt eines flachen und milden Bandes eine Säge darstellen, deren Zähne auf der Kinngräte aufsitzen. Man färbt auch die Haare, rasirt, brennt, reißt, wo es zweckmäßig erscheint, auch Haare aus.

Man weiß, daß ein Aderlaß die beginnende Druse eine Zeitlang zurück hält; man weiß, daß bei einem englisirten Pferde der Schweif ein halbes Jahr an Rollen aufgezogen bleibt, um ein schlechtes Kreuz zu verdecken. Man sagt, es gäbe gewissenlose Roßtäuscher, welche mit einer Zange die Drüsen des Kehlgangs herausreißen, und die Wunde als Folge des Strengels ausgeben, um eine andere schlimmere Krankheit dadurch zu verbergen. Man behauptet, daß andere, um hängende Ohren zu verbessern ein Stück Haut am Ohr herausschneiden und wieder zusammennähen. Durch eine grausame Operation, das Einschlagen eines Nagels zwischen die Schneidezähne, wird auf eine Zeitlang das Krippensetzen und Beißen verhindert.

In Rußland soll es Zigeuner geben, welche einem magern Pferde die Haut aufzublasen verstehen, daß es aussieht wie ein fettes, wohlgenährtes. Andere (und diese wohnen nicht in Rußland) machen eine künstliche Wunde an einem Beine, die aussieht als wenn das Pferd frisch geschlagen worden wäre, um ein altes Hinken des Pferdes zu verdecken und es als die Folge dieses Schlages, das ohne ernsthafte Nachtheile dargestellt wird, erscheinen zu lassen. Das Genie eines Roßtäuschers ist unerschöpflich!

Zu diesen Handgriffen und Vortheilen des Geschäftes gehören aber, wie beim größern Pferdehändler, noch zwei wichtige Dinge, um den Roßtäuscher vollendet zu machen. Erstens ein Stallknecht, welcher auf alle Vortheile und Chicanen abgerichtet ist. Er muß ein Pferd in die gehörige Stellung zu bringen wissen, es stets in Bewegung zu halten verstehen, und sich dazu den Anschein geben, als bemühe er sich das Pferd zu beruhigen. Wenn er ein Pferd reitet, muß er es so bemeistern und dermaßen Herr über es sein, daß aus dem schwachen, anscheinend ein starkes, aus dem phlegmatischen ein feuriges, aus dem langsamen schweren ein leichtes und behendes wird; daß das Lahme gerade geht und das gelähmte gleichsam wieder Füße bekommt. Mit diesem Talent muß sich der Stallknecht alles von seinem Herrn gefallen lassen; er läßt sich schimpfen, schelten, ja er muß sich einen Peitschenhieb gefallen lassen, als wenn er, der allerungeschickteste und tölpelhafteste Mensch, die einzige Ursache aller der Schwachheiten und Mängel des Pferdes

wäre, welche sich trotz seiner Geschicklichkeit sie zu verbergen noch hin und wieder zeigen.

Das zweite Ding, das zur Vollendung des Roßtäuschers gehört, ist die Gewandheit der Zunge, eine Unverschämtheit die kein Erröthen mehr kennt, die Kunst die eingebildeten Leute, die zu ihm kommen mit Complimenten und Lobeserhebungen zu überhäufen, Vorwürfe, die ihm gemacht werden mit anscheinender Bescheidenheit hinnehmen, sich bei jeder Versicherung einen Ausweg offen zu halten und zu jeder Einrede eine glatte und schmeichelnde, die Sache umschreibende Antwort geben zu können. Die Menschenkenntniß und die Kunst mit Menschen umzugehen, ist auch bei dem Roßtäuscher so wenig entbehrlich wie die Pferdekenntniß. Zwei Pferdehändler sollten sich fast immer vereinigen und einen vollkommenen Roßkamm darzustellen; der eine müßte dann die Kunst des Einkaufens und andere die des Verkaufs verstehen.

Es gibt in der Welt wohl keinen Mann, so wenig er auch von Pferden versteht, dem man nicht durch Ueberredung glauben machen kann, er sei recht wohl im Stande ein gutes Pferd zu schätzen und auszuwählen.

Sobald man eingesteht, man verstehe nichts von den Zähnen, von den Augen, man kenne die meisten Fehler nicht u. s. w. wird der kluge, verschmitzte Roßkamm nicht verfehlen seinen Mann zu packen, ihm mit Zutraulichkeit und vollendeter Gutmüthigkeit etwa sagen: „Nehmen Sie es aus meiner Hand“ . . . „Ich garantire für alle Fehler“ . . . „Einen Mann wie Sie, möchte ich nicht betrügen“ und Viele werden einfältig genug sein, zu glauben sie stehen in besonderm Ansehen und genießen einer ausnahmsweisen Gunst. Was das Uebrige anbelangt, die äußere Form des Pferdes, die Eleganz, wie viele Käufer haben Selbstüberwindung genug zu gestehen, daß sie weder Geschmack noch Kenntnisse haben, ein schönes Pferd zu schätzen und zu beurtheilen?

II. Der Züchter als Pferdehändler.

Es ist nützlich für den Pferdezüchter, wenn er die Geheimnisse des Pferdehandels kennt, allein in seinem eigenen Interesse liegt es, daß er keinen Gebrauch davon macht; seine Stellung ist von der des Pferdehändlers ganz verschieden.

Die Pferde des Händlers sind einer Waare zu vergleichen, die im Magazin liegt und die er so bald als möglich verkaufen muß; deßwegen muß seine ganze Sorgfalt aufgeboten werden, diese Waare so herzurichten, daß sie stets zum Verkaufe bereit ist; ohne sich darum zu bekümmern, was aus ihr werden wird, sobald sie aus seinen Händen ist.

Etwas anders ist es mit dem Landwirth. Er wohnt oft in einer abgelegenen Gegend auf einem einzelnen Hofe; Handelsleute, die Pferde suchen, kommen nur

selten zu ihm; meistens muß er seine Pferde zu Markt bringen, wenn er sie verkaufen will. Er wird seine Pferde übrigens nicht müßig im Stalle stehen lassen, sondern sie anspannen; damit sie aber jederzeit verkäuflich sind, muß er sie schonen und gut nähren. Da seine Pferde wenigstens das Futter durch ihre Arbeit verdienen sollen, glauben wir, daß es selten im Interesse des Landwirths liegt, seine Pferde förmlich zum Verkaufe heranzumästen, wie es hie und da geschieht. *) Es ist viel besser die Pferde immer in mäßig gutem Zustande zu erhalten, sie arbeiten zu lassen, als sie müßig im Stalle zu halten, sie zu mästen und herauszuputzen. Sie sind folgsamer, gelehriger und geduldiger, und bieten dem Käufer bessere Garantien in Bezug auf Gesundheit und Dienstfähigkeit dar.

Was Reinlichkeit und Ordnung anbelangt, sollen die Stallungen des Landwirths jenen der Pferdehändler nicht nachstehen.

Im Stalle sollen die Pferde des Landwirths ohne Decken stehen. Die landwirthschaftlichen Pferde sollen abgehärtet sein und ohne Nachtheil Hitze, Kälte und Regen ertragen können. Die Decken halten zwar das Haar der Pferde kurz und glänzend, allein sie machen die Pferde auch weich, empfindlich gegen die Witterung, besonders gegen Erkältung und zu Brustkrankheiten geneigt.

Auf keinen Fall darf man ihnen die Haare aus den Ohren schneiden. Die langen Haare im Innern der Ohrmuschel sind von der Natur bestimmt die Gehörgänge, welche ins Innere des Ohres führen gegen Insekten, Staub, gegen Regen, wahrscheinlich auch gegen heftige Wirkungen des Schalles zu schützen.

Die Pferdehändler wissen das recht gut, deßwegen setzen sie ihren Pferden, denen sie die Ohren ausgeschnitten haben, Ohrenkappen auf.

Die Handelsvortheile der Landwirthe sollen darin bestehen, gar keine Mittel, die eine Täuschung beabsichtigen, zu gebrauchen. Er führt seine Pferde vor, wie sie die Natur und eine zweckmäßige Behandlung gemacht haben, er sucht ihre Ungelenkigkeit nicht zu verbergen. Sehr häufig freut sich der Käufer darauf, solchen, ohne besondere Sorgfalt erzogenen Pferden die Toilette zu machen, er sieht sie in seiner Einbildungskraft schon, wie sie sich unter seiner Hand verschönert haben. Man kauft manchmal ein Pferd, das steif gefahren und mager ist, das Vergnügen ein solches Pferd herauszuputzen und zu füttern, bestimmt uns häufig es zu kaufen. Dieß ist gewiß jedem Pferdeliebhaber schon vorgekommen. Aus demselben Grunde bezahlt man die Füllen fast immer zu theuer; unsere Einbildung, welche immer geneigt ist, die Zukunft zu verschönern, läßt uns die Gefahren und Zufälle vergessen, welche wir zu bestehen und zu wagen haben und zeigt uns die Füllen in ihrer Entwickelung gewöhnlich schöner als sie je werden können.

*) Wenn die Landwirthe Pferde zum Verkauf „herausfüttern" wollen, so kann es nur im Winter geschehen, wenn sie nichts zu thun haben, und in der Absicht sie auf den ersten Frühlingsmärkten zu verkaufen.

Es ist Thatsache, daß ein Pferd, das bei einem Landwirthe zu verkaufen steht, und das aufgeputzt ist wie bei einem Pferdehändler, dem Käufer Mißtrauen einflößt. Man vermuthet unter diesem hergerichteten Aeußern irgend einen verdeckten Mangel. Alles was ein Landwirth zur Aufputzung oder Herrichtung seines Pferdes zur Musterung machen soll, ist, daß er ihm den Schweif recht kurz aufbinde um die Schenkel voll und stark erscheinen zu lassen; die Mähne zu kämmen um den Hals besser hervortreten zu lassen; es kurz aufzuzäumen und es mit der Peitsche so weit vertraut zu machen, daß es seine Trägheit und sein Phlegma nicht zu viel an den Tag treten läßt.

Bei Regen soll man kein Pferd im Freien vorführen. Ein vom Regen durchnäßtes Pferd hat kein Ansehen, besonders, wenn es dabei noch kalt ist.

Der Landwirth, der in den Fall kommt, öfter Pferde zu verkaufen, soll einen eigenen Platz haben, um sie traben zu lassen und sie auf die vortheilhafteste Weise zu zeigen; er soll ferner einen Dienstboten haben, der ein Pferd gehörig vorzuführen versteht.

Das Vorführen eines Pferdes, das verkauft werden soll, braucht bei dem Landwirth nicht mit all' den Handgriffen und schlauen Künsten ausgestattet zu sein, wie bei dem Pferdehändler; allein es soll doch mit einer gewissen Geschicklichkeit und Gewandheit geschehen. Sehr häufig sieht man die Landleute sich dabei auf sehr ungeschickte Weise benehmen. Das Pferd wird mit der einfachen Trense vorgeführt. Der Stall- oder Reitknecht hält die herabhängenden Zügel mit der linken Hand und greift mit der Rechten in's Kopfgestell, er hebt den Kopf des Pferdes und beugt ihn etwas nach sich hin; er steht dabei vor der linken Schulter des Pferdes. Auf diese Art zeigt sich nicht nur das Pferd in seiner schönsten Gestalt, sondern der Führer ist auch sicher, daß ihn das Pferd weder hauen noch schlagen könne. Wenn er sich mit der rechten Schulter fest an die linke Schulter des Pferdes anlehnt, so daß er sich mit fortreißen läßt, ohne die Zügel fahren zu lassen, so ist er im Stande, ein Pferd zu bewältigen, das die tollsten Sprünge macht; er kann sich hoch in die Luft heben lassen und wird doch immer Herr des Pferdes bleiben. In der linken Hand muß der Führer eine Gerte tragen um das Pferd anzutreiben, wenn es nicht vorwärts gehen will.

Das Pferd darf, wenn es sich schön mustern soll, nicht in eine Vertiefung gestellt werden, sondern man muß es wo möglich auf einen etwas erhöheten und ebenen Platz bringen.

Beim Führen im Trabe darf der Führer nicht rückwärts schauen und das Pferd anblicken, sondern wenn es nicht gehen will, muß er es mit der Gerte antreiben, dabei aber seinen Standpunkt vor der linken Schulter beibehalten.

Hat man edle Pferde mit guten Hüfen zu verkaufen, junge Pferde, die noch nicht dressirt sind, so führe man sie unbeschlagen vor; diese soll man noch weniger

scheeren als die Arbeitspferde; man bindet den Schweif nicht auf, sondern kämmt nur die Mähne und ordnet sie, sucht sie, wenn sie allzu dicht ist, ein wenig zu verdünnen, wobei jedoch kein Schnitt mit der Scheere bemerkbar sein darf.

Ist es dem Landwirth als Pferdehändler erlaubt oder geboten, sich der Ueberredung zu bedienen, um sein Pferd an Mann zu bringen? Wir glauben keineswegs. Der Verkäufer darf die Vorzüge seines Pferdes hervorheben, ein Wort zur rechten Zeit gesprochen, thut manchmal große Wirkung, allein die Schwätzerei kann dem Züchter nur schaden.

Es gibt allerdings Leute, denen es schwer fällt sich zu entschließen und einen Handel zu beenden; Leute, welche eine Mähre bei einem geschwätzigen Pferdehändler kaufen und das gute Pferd bei dem Landwirth stehen lassen, weil dieser sie nicht mit Worten und Phrasen behandeln kann. In diesem Falle bleibt nichts besseres zu thun, als sich an einen Unterhändler zu wenden, der manchmal das Trinkgeld, das man ihm für den Abschluß eines Kaufes gibt, reichlich bezahlt. Um gut zu verkaufen, muß der Züchter wie der Händler, gleich die Leute zu beurtheilen wissen, mit denen er zu thun hat.

Eine weitere Frage ist die, wie viel sich der Züchter an seinen Forderungen abhandeln lassen soll. Es wäre zu wünschen, daß Alles zu festen Preisen verkauft werden könnte; allein die Pferde können nicht so genau geschätzt werden, weil ihr Werth für den Käufer ein anderer sein kann wie für den Verkäufer. Dieser wird daher manchmal in den Fall kommen, mehr dafür zu verlangen, als das Pferd wirklich werth ist; manchmal aber auch genöthigt sein, das Pferd zu einem Preise herzugeben, der unter dem wirklichen, oder als solchen betrachteten Werthe ist. Es gibt Waaren, bei denen der Kaufmann nichts als die Zinsen verliert, wenn er sie im Magazin behält; die Pferde sind aber keine solche Waaren: sie verzehren Futter, und wenn sie nicht dabei arbeiten, so ist das Futter sammt den Zinsen verloren; man läuft dabei noch Gefahren, die unabwendbar sind; mancher Landwirth, welcher seinen Stall voller Pferde und überdieß trächtige Stuten hat, ist gezwungen zu verkaufen und Preise anzunehmen, von denen er weiß daß sie zu gering sind.

Außer diesem Falle, glauben wir, daß ein Landwirth beim Verkauf seiner Pferde nicht überfordern, sie aber auch nicht unter dem Werthe hergeben soll, den er als den wahren erkannt und bestimmt hat. Der Werth eines Pferdes wird durch seine Eigenschaften, seine Leistungsfähigkeit und durch die laufenden Preise der Märkte bestimmt, welche für edle Pferde zwar sehr willkührlich, dagegen für Arbeitspferde nicht schwer zu berechnen sind.

Die wohlverstandenen Interessen des Pferde züchtenden Landwirths sind mit den Regeln der Ehrenhaftigkeit, die ihn in allen seinen Handlungen leiten sollen, übereinstimmend: der Landwirth soll sich durch Offenheit, Aufrichtigkeit und Redlich-

keit in allen seinen Beziehungen mit seinen Mitbürgern auszeichnen; er soll das Vertrauen und die Achtung derjenigen besitzen, die mit ihm zu thun haben.

Der Züchter soll nur gute Pferde verkaufen. Hat er deren schlechte oder werthlose, was bei jedem Züchter zuweilen vorkommt, so soll er sie geben für das was sie wirklich sind, oder sie, ohne viel Wesens damit zu machen, einem Händler anvertrauen, der sie auf einem Markte oder sonst irgendwo verkauft. Wir können diejenigen, welche diesen Rath befolgen, versichern, daß sie sich besser dabei befinden werden, als wenn sie die Pferde als gute zu verkaufen suchen würden. Denn ein zufälliger Verlust ist durch den Vortheil, den ein guter Ruf gewährt, reichlich aufgewogen.

III. Der Charlatanismus der Züchter.

Seit Bakewell in England die Bahn gebrochen, hat die Viehzucht dort außerordentliche Fortschritte gemacht, und die ausgezeichneten Thiere haben einen hohen Werth erlangt. Seitdem die Wettrennen und Fuchsjagden zur Nationalsitte in England geworden sind, werden die ausgezeichneten Pferde gesucht und zu enormen Preisen bezahlt. Allein beim Züchter wie beim Fabrikanten genügt es nicht blos zu produciren, sondern die Hauptkunst besteht darin, auch gut zu verkaufen.

Man wirft den englischen Züchtern Charlatanerie vor und mit Recht; die Menschen sind einmal so geschaffen, der Charlatanismus ist manchen Käufern gegenüber nothwendig; die Aufgabe besteht darin, ihn nicht merken zu lassen.

Schon Arthur Young sagt uns, daß zu seiner Zeit die englischen Viehzüchter gewisse Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen gewohnt waren und daß man ihnen deßhalb Charlatanerie zum Vorwurfe machte; sie suchten ein Thier, das sich vortheilhaft vor andern auszeichnete, wenn sie ein solches besaßen, nicht bei den übrigen zu lassen, sondern suchten es zu verbergen, damit es den andern durch die Vergleichung mit demselben nicht schaden konnte.

„Knowles, sagt Arthur Young, kaufte auf der Versteigerung von Rollright mehrere Thiere, unter andern auch die berühmte Kuh von dem Bullen Shakespeare abstammend, welche ich sehen wollte, und welche um 273 Pfund Sterling (3000 fl.) verkauft worden war. Bakewell sagte mir lächelnd, sie ist in einem Kohlenbergwerk. Ich verstand, was er damit sagen wollte, nämlich, daß ich sie nicht sehen durfte, und daß Niemand wußte, wo sie sei."

„Die Züchter sagen, warum sollen wir eine Kuh zeigen, welche dadurch, daß man sie zeigt, die andern um 500 Pfund Sterling weniger werth macht? Man sagt zwar, daß dieser Werth ein idealer sei; allein wenn er in klingender Münze bezahlt wird, so ist er für uns ein reeller Werth."

„Bei den meisten Menschen, sagt Arthur Young, hat eine Sache nur dann Werth, wenn sie theuer ist. Bakewell verkauft, um sich für seine Mühe und

seine Auslagen zu entschädigen, und immer einen Vorrath von Samen zu haben, seinen Kohlsamen zu 24 Schilling das Pfund. Ich war entzückt, dieses Kunststück zu hören, und zu erfahren, daß, um diese ausgezeichnete Kohlart zu erhalten, man den Samen recht theuer verkaufen müsse. Hätte Bakewell seine Widder verschenkt, statt sie zu tausend Pfund Sterling zu verkaufen, so hätte man wahrscheinlich nicht mehr Aufhebens von ihnen gemacht, als von andern Widdern."

„Dasselbe gilt von Sämereien, von Geräthen und Maschinen und es bleibt eine goldene Regel, nichts zu verschenken, sondern so theuer als möglich zu verkaufen."

Dieser Rath ist für die Züchter des Continents eben so gut, wie für die englischen Züchter gegeben. Man beginnt nach und nach auch bei uns die sorgfältig gewählten und mit Sachkenntniß gezüchteten Thiere zu schätzen und die Züchter dürfen erwarten, daß man ihnen ihre Mühe und ihre Kenntnisse bezahlen wird.

Die englischen Pferdezüchter haben übrigens zum Verkauf ihrer Pferde einen Vortheil, den wir nie haben können; sie haben die Fuchsjagden. Jedes Pferd, das sich auf einer Fuchsjagd durch Ausdauer oder durch einen kühnen Sprung auszeichnet, ist sicher einen Liebhaber zu finden, der es für einen hohen Preis zu kaufen sucht. Außerdem haben sie die Wettrennen für die Vollblutpferde. Die Pferdemärkte fehlen auch nicht in England und die guten Wagen- und Reitpferde kann man immer leicht verkaufen. Nichtsdestoweniger sind die gewöhnlichen Pferde in England nicht theuer, ja verhältnißmäßig wohlfeiler als bei uns; was wohl von der vorgeschrittenen Cultur herkommen mag, welche eine große Masse guten Futters hervorbringt. Die ausgezeichneten, die guten Pferde, die sich bewährt haben, die über die Art der gewöhnlichen Pferde hinausgehen, diese werden zu hohen, zu ungeheuren Preisen bezahlt.

In der Normandie, in Frankreich hat man Trabrennen, welche den Züchtern Gelegenheit geben, ihre Pferde zu zeigen und welche fast immer die Käufer heranziehen. Wir hoffen, daß man auch mit der Zeit deren bei uns einführen wird.

Es gibt überall Leute, welche Pferde brauchen, und welche sie gerne gut bezahlen würden, wenn sie sicher wären gute Pferde zu bekommen.

Die Engländer haben eine Maxime, welche wir für sehr zweckmäßig halten; nämlich die, daß die Pferde von der Geburt an feil sind und daß man sie verkauft, sobald sich eine gute Gelegenheit dazu darbietet.

IV. Vom Kaufen.

Nach dem, was wir von den Pferdehändlern und dem Verkaufe gesagt haben, bleibt uns wenig mehr übrig vom Kaufen zu sagen. Wir haben die vorzüglichsten Geheimnisse der Pferdehändler angedeutet, gegen welche man sich zu schützen hat.

Pferde kaufen ist immer ein schwieriges Geschäft, besonders wenn man sie für seinen Gebrauch kauft. Der Händler, welcher sie in der Absicht kauft, sie wieder zu verkaufen, nimmt nur auf die sichtbaren Fehler Rücksicht. Die Mängel, welche er nicht sieht, wird ein Ungeübterer noch weniger bemerken als er. Allein derjenige, welcher ein Pferd kauft, um es zu behalten und zu benützen, muß sich nicht blos über den äußern Bau zu vergewissern suchen, sondern er muß auch auf die moralischen Eigenschaften des Pferdes Rücksicht nehmen. Leider gibt es deren viele, gute und schlechte, welche man erst würdigen kann, wenn man das Pferd eine Zeitlang gebraucht hat. Aus diesem Grunde soll man ein ausgewachsenes, geschultes und wohl dressirtes Pferd, das einer Person gehört, welche Vertrauen verdient, und das man probiren kann, nicht anstehen etwas theurer zu bezahlen, als wenn man von einem Pferdehändler kauft. Allein gerade das entgegengesetzte Verfahren ist die Regel. Man läßt sich gerne durch den äußern Schein, durch die Art, wie das Pferd vorgeführt wird, verführen, man vergißt die Gefahren, welche man mit einem jungen, noch nicht ausgebildeten und noch nicht dressirten Pferde zu erwarten hat, und welche derjenige, welcher das Pferd verkauft, auch nicht kennt. „Ich habe" sagt Villeroy, „in dieser Richtung Erfahrung erworben; ich habe viele junge Pferde bei Landwirthen vor dem Pfluge oder dem Wagen weg gekauft, und sehr häufig sind die Pferde ganz anders ausgefallen, als ich erwartete; mehr als einmal habe ich ein Pferd erst „kennen" gelernt, nachdem ich es lange Zeit im Stalle hatte."

Das Alter, mit welchem sich die Tugenden wie die Untugenden entwickeln und ausbilden, die Nahrung, die Haltung, die Art der Behandlung bringen manchmal ganz auffallende Veränderungen in dem Wesen eines Pferdes hervor, besonders in den edeln Pferden. Die Pferde der Zweibrücker Race sind vor dem siebenten Jahre nicht ausgebildet.

Auf Märkten ist in der Regel schwer zu kaufen. Es gehört schon eine große Gewohnheit dazu, um sich durch die Menge der Pferde, die man sieht und zu sehen hat, durch das Geräusch und die Bewegung nicht verwirren zu lassen. Man hat nicht lange Zeit sich zu entscheiden. Wenn man mit dem Kaufen eilt, so hat man nicht Zeit genug zur Musterung des Pferdes und man läuft Gefahr wichtige Mängel zu übersehen. Ein Sprichwort sagt aber, man solle die Augen aufthun, ehe man die Augen öffnet. Zögert man zu lange, so hat man zu erwarten, daß die guten Pferde weggekauft werden.

Kauft man bei einem Landwirthe, so muß man sich vor der Täuschung hüten, welche ein junges, wohlgenährtes Pferd in einem niedern dunkeln Stalle, in Mitte magerer, erschöpfter Pferde von üblem Aussehen leicht hervorbringt. Ein junges Pferd erscheint unter solchen Umständen größer und schöner, als es wirklich ist. Man soll auch nicht ein Pferd kaufen, wenn es angespannt oder im Geschirr ist.

Es erscheint dann ebenfalls größer. Um ein Pferd gehörig zu sehen, muß man es ohne Geschirr mustern.

Wenn man ein Pferd, das zu verkaufen ist, aus dem Stall herausführen läßt, so hält man es unter der Thüre an, untersucht das Maul und die Augen, und fährt mit der Hand durch den Kehlgang, um sich zu versichern ob keine Drüsen vorhanden sind, und wenn welche da sind, welches ihre Beschaffenheit ist.

Sobald man sich nach Untersuchung der Zähne über das Alter versichert, und die Beschaffenheit der Augen geprüft hat, verlangt man von demjenigen, welcher es vorführt, daß er es ruhig auf einen ebenen Platz stelle, wo man es bequem sehen kann. Der erste Blick muß das Pferd im Ganzen erfassen, alsdann geht man zu dem einzelnen über und beginnt mit den Füßen. Es ist eine alte Redeweise, daß ein Gebäude, welches auf keiner sichern Basis ruht, keine Dauer haben kann; dasselbe gilt von den Pferden: gute Gliedmaßen sind die Basis eines Pferdes.

Man begnügt sich nicht mit der äußern Besichtigung der Hüfe, sondern man läßt sie aufheben, einen nach dem andern, untersucht die Beschaffenheit der Hornsohle, des Strahls, und überzeugt sich zugleich ob das Pferd nicht schlägt, und ob es sich leicht beschlagen läßt.

Nach der Untersuchung der Hüfe geht man in der Besichtigung der Gliedmaßen weiter; wenn die bloße Besichtigung nicht ausreicht, so läßt man die Hand über die Stellen hingleiten, welche zweifelhaft oder verdächtig sind. Um zu sehen ob ein Pferd den Spath hat, setzt man sich vor demselben in die Kniee, jedoch in angemessener Entfernung, damit man von dem Pferd nicht mit den Vorderfüßen erreicht werden kann, und sieht zwischen den Vorderfüßen durch nach den Sprunggelenken. Durch eine Vergleichung der Sprunggelenke der beiden Gliedmaßen wird man bemerken ob Spath vorhanden ist, da sich derselbe auf beiden Seiten niemals zu gleicher Größe heranbildet.

In dieser ruhigen Stellung des Pferdes hat man auch Bedacht auf die Bewegung der Flanken, man sucht sich zu versichern ob das Pferd nicht an Husten oder Dampf leidet. Ein Druck auf den obern Theil der Kehle reizt das Pferd zum Husten und dieser Husten gibt ein Kennzeichen der Beschaffenheit der Brust und der Lungen ab. Ein gesundes Pferd hustet kräftig und aus voller Brust. Ein kurzer, schwacher Husten, der aus der Kehle zu kommen scheint, oder ein hohler Husten aus der Tiefe der Brust, der aber nicht recht herausgehen will, deutet auf kranke Athmungswerkzeuge hin.

Man sollte eigentlich ein Pferd an zwei verschiedenen Tagen mustern. Häufig übersieht man etwas am ersten Tage, läßt sich durch eine vortheilhafte Seite täuschen, durch einen zufälligen Umstand verführen, und sieht das Pferd erst recht wie es ist, an einem andern Tage.

Nach der Untersuchung der Gliedmaßen geht man zu den übrigen Theilen des Pferdekörpers über, und mustert jeden desselben selbst bis auf den Schweif, den man in losem und in aufgebundenem Zustande untersuchen muß, weil verschmitzte Verkäufer Rattenschwänze durch Anbinden von Haaren zu verbessern suchen. Man läßt das Pferd endlich im Schritt, im Trabe und im Galopp vorführen; man läßt es grad ausgehen und sieht ihm nach, läßt es dann wieder auf der nämlichen Linie rückwärts führen, um es gegen sich kommen zu sehen. Alsdann läßt man es im Kreis um sich herum führen, um es von der Seite in der Bewegung zu betrachten.

Der schwarze Staar oder die Schönblindheit ist selbst für einen Pferdekenner manchmal schwer aus der bloßen Betrachtung der Augen zu erkennen. Deßwegen soll man bei Pferden, die den geringsten Verdacht in dieser Richtung erwecken, nie versäumen sie lang an der Leine vorführen zu lassen: das schönblinde Pferd wird sich dann bald durch einen tölpelhaften unsichern Gang verrathen. Endlich versäume man es nie, ein Pferd nach der Musterung im Stalle beim Fressen zu beobachten, weil sich der Gesundheitszustand des Thieres und sein Temperament hier am ehesten kund gibt.

Diese genaue sorgfältige Musterung hat zum Zwecke sich zu versichern, ob das Pferd keine Fehler hat. Allein es gibt deren so viele, daß man schwerlich ein ganz fehlerfreies Pferd finden wird.

Die einen haben Mangel in der Regelmäßigkeit des Baues, die andern haben Fehler, die durch den Gebrauch entstanden sind. Die Aufgabe des Käufers ist die, zu entscheiden, ob die Fehler für den Dienst, zu dem das Pferd bestimmt ist, nachtheilig sind oder das Pferd blos mehr oder weniger verunstalten.

Ein schönes, in die Augen fallendes Pferd, das vollständig fehlerfrei ist, kann manchmal für den Gebrauch eine wahre Schindmähre sein. Ein anderes, das weniger schön gebaut ist, das Mängel und Fehler hat, ist manchmal fähig noch lange Zeit gute Dienste zu leisten. Es gibt Leute, welche Kenner sind, welche wie ein guter Veterinär, die Beschaffenheit jedes einzelnen Theiles zu beurtheilen verstehen, die aber kein Pferd im Ganzen zu schätzen wissen, und nicht im Stande sind, ein gutes Pferd auszusuchen, weil sie sich an geringen Mängeln aufhalten. Man muß zu beurtheilen wissen, was ein Pferd ist und was es leisten kann, welche Dienste man von ihm zu erwarten hat.

Ueberbeine auf Stellen, wo sie der Bewegung der Muskeln nicht schaden, Flußgallen, Piephacken, sogar oft der Spath, Flecken auf einem Auge, von einem Schlage oder Stoß herrührend, sind Fehler, welche den Verkaufswerth eines Pferdes bedeutend mindern, allein welche sehr oft den Kauf eines Pferdes nicht verhindern sollen. Der Spath ist ein Fehler, der auch dem gewiegtesten Kenner manchmal

entgeht. Es gibt Pferde, welche nicht hinken, obgleich der Spath sich in starken Erhöhungen auf der innern Seite der Sprunggelenke zeigt; andere hinken, ohne daß man äußerlich eine Spur von Spath bemerken könnte. Ueberhaupt kann alle Vorsicht nicht immer gegen ein Versehen schützen, und so sehr man auch die Musterung bis in's kleinste Detail ausdehne, so wird doch jeder, der öfter Pferde kauft, zuweilen ein unbrauchbares Pferd gekauft haben.

Das Hinken oder Lahmgehen ist ein Mangel der an Pferden häufig vorkommt; er kann vorübergehend von irgend einer unbedeutenden Verletzung oder Quetschung herrühren, aber auch bleibend und von nachtheiligen Folgen für den Gebrauch des Pferdes begleitet sein. Da man die Tragweite des Fehlers nie auf die erste Untersuchung hin bemessen, sich auch häufig über den Sitz und die Ursache des Uebels täuschen kann, so lasse man es sich als Regel gelten, kein Pferd zu kaufen, das hinkt, selbst wenn es nur wenig bemerkbar wäre und man sich über die Ursache für vollständig aufgeklärt hält. Hat man dennoch Lust ein solches Pferd seiner übrigen Vorzüge wegen zu kaufen, so lasse man sich dasselbe nach einiger Zeit wieder vorführen und man wird alsdann sehen, ob sich der Fehler unterdessen verloren hat, oder noch fortbesteht.

Für den Käufer ist das Hinken eines Pferdes kein Nachtheil, weil er einfach das Pferd nicht kauft; für den Verkäufer, den Züchter, ist es aber immer ein unangenehmes Vorkommniß und ist für ihn jederzeit von Wichtigkeit, den Sitz und die Ursache des Uebels zu kennen.

Das Leiden, welches das Hinken verursacht, kann in dem Hufe seinen Sitz haben, oder auch in den obern Theilen der Gliedmaße. Sehr häufig ist das erstere der Fall, und es ist deßwegen gerathen, vorerst immer den Huf zu untersuchen. Jedoch gibt die Art, wie sich das Pferd in der Bewegung benimmt, schon zu erkennen, ob der Huf oder die übrige Gliedmaße leidend ist. Wenn der Huf der Sitz des Uebels ist, so stellt das Pferd den Fuß nicht voll auf, sondern läßt ihn auf der Spitze ruhen, setzt ihn mehr vor- und seitwärts, und läßt das ganze Gewicht des Körpers auf die drei übrigen gesunden Gliedmaßen fallen. Ein Leiden in den obern Theilen der Gliedmaßen, dem Schultergelenke, Buggelenke, dem Hüft- oder hintern Kniegelenke, dem Sprunggelenke zeigt sich dadurch an, daß das Thier im Gehen den Fuß nicht gehörig in die Höhe hebt, sondern ihn nahe am Boden hin führt.

Zuweilen ist das Hinken nur wenig bedeutend, und es gehört einige Uebung dazu, um die Gliedmaße herauszufinden, an welcher das Leiden seinen Sitz hat. In diesem Falle lasse man das Pferd auf einem harten Boden, am besten auf einem Steinpflaster führen, und gebe besonders auf die Wendungen acht, die bald rechts bald rechts bald links ausgeführt werden und man wird bei einiger Auf-

merksamkeit bald im Stande sein, aus der Bewegung der Gliedmaßen und der Stärke der einzelnen Hufschläge das kranke Glied herauszufinden.

Sehr oft hinken die Pferde, wenn sie nach einiger Ruhe wieder eine frische Bewegung beginnen, und das Uebel verschwindet wieder, wenn die Pferde einige Zeit in Bewegung waren. Solche Pferde haben gewöhnlich Mangel in den Sprunggelenken und man darf auf ein altes, chronisches Leiden schließen, oder auf die Entstehung des Spaths. Aus diesem Grunde ist es rathsam, wenn man Pferde von Pferdehändlern kauft, welche mit ihren Pferden umherreisen, sie nach der Musterung ruhig in einen Stall zu stellen, um sie später dann noch einmal vorführen zu lassen.

Wir erlauben uns nach J. Hörmann folgende gute Rathschläge für Pferdeliebhaber beizufügen.

Wer ein guter Pferdekenner werden will, muß alle Pferde, die er zu sehen bekommt, gute wie schlechte, mustern; an den schlechten, fehlerhaften ist manchmal eben so viel und noch mehr zu lernen, als an den fehlerfreien. Gute Abbildungen von Pferden sind sehr nützlich, um das Urtheil zu berichtigen und zu leiten.

Das Ansehen eines Pferdes im Allgemeinen ist oft trügerisch. Um ein sicheres Urtheil zu fällen, muß man zuerst jeden Theil einzeln untersuchen, alsdann mehrere Theile zusammen gruppiren und sie endlich in ihrem ganzen Zusammenhange mit einander betrachten.

Bei vielen gemeinen Pferden ersetzt der gute Bau, was die edeln Pferde an Race und Blut voraus haben. Sie haben nie die Geschwindigkeit und die Leichtigkeit der Racepferde, allein sie besitzen manchmal ein vorzüglich gutes und dauerhaftes Fundament.

Die Brauchbarkeit eines Pferdes steht nicht immer im geraden Verhältniß zu der Regelmäßigkeit des Baues. Das schönste Pferd taugt manchmal gar nichts, hat weder Kraft noch Bewegung, während das häßliche Pferd diese Eigenschaften zuweilen in hohem Grade besitzt. Ein schönes Pferd muß man sorgfältiger mustern, als ein häßliches, weil die äußere Schönheit leicht besticht und kleine Fehler übersehen läßt.

Ein Pferd soll nicht allzu fett sein; ein gemästetes Pferd ist kurzathmig und schwitzt. Das überflüssige Fett belastet das Pferd unnöthigerweise und ist den schönen, freien Bewegungen hinderlich.

Auf die Farbe soll man keine Rücksicht nehmen, sofern man nicht besondere Gründe dazu hat, wie die Farbe des Gespannes u. dgl. Ein schöne Farbe hat schon manches schlechte Pferd an den Mann bringen helfen.

Man soll die Leistungsfähigkeit eines Pferdes nicht nach der Größe, sondern nach seinem Gang und nach seiner Kraft beurtheilen.

Große hohe, dabei dünne und schmächtige Pferde füttern sich schlecht, und sind selten kräftig. Ein gut aufgesetzter Widerrist zeigt eine kräftige Wirbelsäule an. Kurze Rücken, lange Tagereisen.

V. Der Pferdemarkt zu Paris.

Wir geben zum Schlusse unserer Schilderungen des Pferdehandels noch eine Beschreibung des Pariser Pferdemarktes nach Victor Borie in dem Journal d'agriculture pratique.

Der Pferdemarkt zu Paris wird jeden Mittwoch und Samstag gehalten. Er besteht schon seit dreihundert Jahren. Der Marktplatz befindet sich zwischen dem Boulevoir de l'Hopital und der Straße Marché-aux-chevaux. Der Haupteingang ist auf der Seite des Boulewards. Ehe man auf den eigentlichen Pferdemarkt gelangt, kommt man in einen Hof, in dem Kutschen aller Art ausgeboten und versteigert werden: alsdann kommt man in einen zweiten ähnlichen Hof, wo man Pferde versteigert, und dann erst auf den Marktplatz, der mit zwei Baumalleen bepflanzt ist, die den Pferden Schatten und Schutz gegen die Fliegen gewähren.

Zwischen den beiden Baumalleen zieht sich eine Reihe Pallisaden hin, die in Stände für je vier bis sechs Pferde eingetheilt ist. Diese Abtheilungen sind für die Handelsleute bestimmt, welche regelmäßig Pferde auf den Markt bringen. Jeder dieser Pferdehändler hat seine eigene Abtheilung, welche mit großer Schrift auf einer Tafel seinen Namen trägt. Wenn jedoch der Pferdehändler seine Abtheilung nicht ganz ausfüllt, so ist es jedem andern erlaubt Pferde hineinzustellen, bis die Abtheilung voll ist.

Die Pferde sind in zwei Reihen auf dem Markte aufgestellt. Zwischen diesen Reihen ist ein leerer Raum, welcher durch eine Barrière der Länge nach getheilt ist. Um diese Barrière herum läßt man die Pferde traben und gallopiren. Die Barrière hat für den Gebrauch der Hin- und Hergehenden viele Durchgänge.

Die Formalitäten, welche man zu erfüllen hat, wenn man ein Pferd zu Markt bringt, sind ganz einfach. Das Pferd wird dem auffehenden Beamten oder dem Thierarzt vorgeführt, welcher es untersucht und bescheinigt, daß es weder rotzig noch mit sonst einer ansteckenden Krankheit behaftet ist, und man hat alsdann das Marktgeld zu entrichten, welches für ein Pferd oder ein Maulthier 50 Centimes (14 kr.), für einen Esel 25 Cent., für eine Ziege 20 Cent. beträgt. Maulthiere kommen selten hin. Ein vierrädriger Wagen kostet 1 Frs. 25 Cent. (35 kr.) und ein Karren 75 Cent. (21 kr.).

Ein Halbkreis, welcher in der Mitte etwas tiefer ist, als an den Enden und der eine auf- und absteigende Bahn bildet, dient zum Probiren der Zugpferde. Die

Wagen und das dazu nothwendige Geschirr stellt die Stadt Paris und erhebt dafür von jeder Probe 25 Cent. (7 kr.) Die Wagen sind leer; allein die Käufer, ihre Freunde und Bekannte und die zahlreichen Straßenjungen, welche bei solcher Gelegenheit nie fehlen, hängen sich mit so großem Eifer hinten an, daß sie manchmal über die Anstrengungen des unglücklichen Gespannes den Sieg davon tragen.

Die Hengste sind von den Stuten getrennt. Auch die übrigen Pferde werden nach einer gewissen Ordnung gestellt. Die schönsten und besten Pferde kommen in die Abtheilungen zunächst des Eingangs. Die schlechten, armseligen Pferde, welche man mit dem Ausdruck rossailles bezeichnet, kommen an das andere Ende.

Uebrigens werden auf diesem Markte, des Boulevoir de l'Hopital, blos Arbeitspferde und abgängige, durch den Gebrauch ruinirte Luxuspferde verkauft. Die berühmten, glänzenden Produkte der Pferdezucht, die edeln Pferde, die Vollblutpferde, werden auf den elisäischen Feldern verkauft, wo Dienstags und Donnerstags jeder Woche den reichen Leuten, der Aristocratie, den Freunden der Jagd Gelegenheit geboten wird, sich mit Pferden zu versorgen.

Der Hauptmarkt auf dem Boulevard de l'Hopital wird Samstags gehalten. Die Zahl der Pferde beträgt selten mehr als achthundert und die höchsten Preise übersteigen selten 12 — 1500 Frs.; sie gehen herab bis auf 10 Frs. Das arme Fiakerpferd erscheint nach seiner mühseligen, harten Laufbahn hier noch einmal auf der Bühne des Lebens, ehe es dem Beile des Abdeckers verfällt.

Auf diesen Pariser Märkten ist so gut wie anderswo, ja noch mehr als anderswo, der Grundsatz zur praktischen Durchführung gelangt, daß bei einem Pferdekauf weder Bekanntschaft noch Verwandtschaft berücksichtigt werden darf, sondern daß der höchste Triumph darin besteht, Jemanden „tüchtig hineingeritten zu haben." Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sind von diesen Orten verbannt. Das Gesetz hat diesem Unwesen nur wenig steuern können, durch die Bezeichnung der rückfälligen Mängel, und durch eine neuntägige Frist, welche sie dem Betrogenen zum Nachweis des Betrugs gestattet. Der Betrug findet Mittel, auch über diese Hindernisse des Gesetzes hinwegzukommen. Und es ist die Betrügerei gewissermaßen zu Ansehn gelangt und zu einem Verdienst geworden: der Betrogene ist sicher noch obendrein ausgelacht zu werden, während der Betrüger einen Triumph feiert.

Die Pferdehändler entwickeln häufig eine Gewandheit, eine Verschlagenheit, eine Sicherheit in ihren Unterhandlungen, welche dem ergrautesten Diplomaten nichts nachgibt. Niemand versteht es wie sie, ein Pferd umzugestalten, ihm ein neues, ganz anderes Aussehen zu geben, aus einem alten verbrauchten Gaule ein feuriges Roß zu machen, das auf den geringsten Wink mit der Peitsche die Ohren spitzt und bunte Caracolen macht. Haben sie vor acht Tagen ein Pferd verkauft, das steif, lahm, unempfindlich gegen Peitsche und Sporen war, sie

finden heute dafür ein lebhaftes, munteres Thier, voll Ungeduld, voll Feuer. Sie erstaunen über diese Verwandlung. Sie ist auf folgende Weise vor sich gegangen. Man hat das Pferd zwei Tage lang tüchtig mit Hafer gefüttert; den Tag vor dem Markt und am Morgen des Markttages selbst kommt ein starker kräftiger Reitknecht mit einer schweren Reitpeitsche bewaffnet und bereitet das Pferd zum Markttage vor, indem er ihm von Stunde zu Stunde eine derbe, unbarmherzige Lection mit der Reitpeitsche versetzt, welche das Pferd so leicht nicht wieder vergißt. Am Markttage selbst erscheint das Pferd zu Markte mit einem „langen Pfeffer" wie die Franzosen zu sagen pflegen, d. h. mit einer starken Prise Pfeffer im After. Das Pferd befindet sich in Folge dieser Vorbereitung in einer kranken, fieberhaften Aufregung, und bei der geringsten Bewegung des furchtbaren Lehrers mit der Reitpeitsche bäumt sich das Pferd und springt aus Furcht vor- und rückwärts. Der unerfahrene Käufer erblickt in diesem krankhaften Zustande einen Beweis von Feuer, und er darf sich glücklich schätzen, wenn ihm einige Tage nach dem Kaufe das arme Thier nicht eines elenden Todes stirbt.

Auch dämpfige Pferde weiß man auf kurze Zeit von dem Dampfe zu befreien. Man läßt das Pferd acht und vierzig Stunden lang fasten und unmittelbar vor dem Beginne des Marktes ein Bund Luzerneheu verzehren, das man etwas angefeuchtet hat. Dieses Mittel wirkt in der Regel. Der Husten hört ganz auf. Man kann das Pferd laufen lassen, man kann ihm die Flanken betasten, beobachten; die Lungen durch Anlegung des Ohres an die Seite der Brust untersuchen: nichts deutet auf das Vorhandensein einer Krankheit. Indessen hat der Käufer ein Pferd erworben, das er zwei Tage nachher gar nicht mehr gebrauchen kann; es ist viel dämpfiger als es vorher war.

Man wendet auch manchmal zu demselben Zwecke einen Trank an, der aus ungemein scharfwirkenden Arzneien zusammengesetzt ist und welcher so stark auf die Lungen wirkt, daß, wenn die Dosis ein wenig zu stark war, das Thier davon sterben kann. Deßwegen kommt es auch auf den Märkten zuweilen vor, daß Pferde plötzlich niederstürzen und todt sind.

Ein Pferd mit aufgefallenen Knieen ist natürlich entwerthet, es hat kaum mehr den vierten Theil seines vorherigen Werthes, da man auf schwache oder mangelhafte Gliedmaßen schließen muß. Die Handelsleute haben es dahin gebracht, auch diesen Fehler zu verdecken; gewiß ein Meisterstück in der Kunst des Betruges!

Ein alter Pferdeliebhaber und Pferdebesitzer erzählte uns, daß er einst ein Pferd zu Markt gebracht und verkauft habe, welches Sonntags vorher gestürzt und sich die beiden Kniee aufgefallen habe; als man es aus Paris wegführte, waren beide Kniee kahl. Er hatte Gelegenheit drei Tage nachher den neuen Eigenthümer des Pferdes zu sehen und erkundigte sich nach dem Pferd. „Es ist geheilt," sprach der andere, „Sie werden Mühe haben es zu erkennen." „Wie

so?" erwiederte erstaunt der Erste, "geheilt? wie ist es möglich in drei Tagen Haare auf einem kahlen Knie wachsen zu lassen?" "Je nun," sagte der andere, "ich habe ein Geheimniß, kommen Sie und sehen Sie das Pferd an; setzen Sie Ihre Brille auf und untersuchen Sie so scharf als möglich; nur berühren dürfen Sie die Kniee um keinen Preis." Unser Pferdekenner ging mit, besah das Pferd und fand die Knie in vollkommen normalem Zustande, als wenn nie vorher ein Haar daran verletzt gewesen wäre. Eine Stunde später verkaufte es der neue Eigenthümer wieder an einen seiner besten Freunde, einen der berühmtesten und geschicktesten Pferdehändler und Pferdekenner von Paris um 1400 Franks. Beim ersten Berühren mit dem Striegel kam die Betrügerei zu Tage. Man hatte Haare auf dem Körper des Pferdes selbst ausgerauft und durch eine gummige Substanz mit einer Geschicklichkeit und Sorgfalt auf die Kniee geleimt, welche die Kunst eines Perrückenmachers weit hinter sich läßt, und es auch dem besten Pferdekenner nicht möglich machte, es durch bloßes Ansehen zu bemerken.

Wir reden nicht von dem plumpen Mittel die Pferde paarweise zu einem Gespanne zu färben; dieses Mittel wird auch kaum mehr angewendet; noch von den gefeilten und "gejüdschten" Zähnen, ein Mittel, das jeden Tag gebraucht wird, um ein Pferd um einige Frühlinge jünger zu machen, als es ist. Allein wir können uns nicht enthalten hier ein Beispiel grellen und frechen Betruges anzuführen, um zu zeigen, wie man beim Pferdekauf immer auf seiner Hut sein muß, und wie auch der gewiegteste Kenner sich nicht vor Ueberlistung ganz sicher stellen kann.

Ein guter Pferdekenner kaufte eines Tages auf dem Markte ein schönes, fehlerfreies Pferd um 500 Franks. Er war stolz auf seinen Kauf und zeigte es einem guten Freunde, einem Pferdehändler, in der Voraussicht von ihm wegen seiner Geschicklichkeit gelobt und bewundert zu werden, denn das Pferd schien in der That unterm Preise gekauft zu sein. Der andere sagte: "das Pferd ist 60 Pistolen werth; aber ich wette, daß irgend etwas dahinter steckt." Man bemüht sich vergebens einen Fehler zu entdecken, man läßt das Pferd traben und galoppiren. Endlich sagt der Kaufmann zu einem Stallknecht: "Nehmen sie einmal die Ohrenkappen herunter." Es war im Sommer und das Pferd trug eine jener Ohrenkappen, wie man sie Pferden von großem Werth anlegt, um sie gegen die Fliegen zu schützen. Als die Kappe abgenommen war, zeigte sichs, daß das Pferd nur ein Ohr hatte; das andere war künstlich aus Kautschuk gemacht. Der Käufer war im höchsten Grade über diese freche Betrügerei aufgebracht und verklagte den Verkäufer vor Gericht. Allein der Richter konnte den Kauf nicht aufheben, da das Gesetz über die rückfälligen Fehler, die Ohren aus Kautschuck nicht vorgesehen hat.

Wir haben nun noch ein Wort von den sogenannten Pferdeschacherer, Unterhändlern zu sagen, welche auf keinem Markte, also auch hier nicht fehlen. Sie

haben keine eigenen Pferde zu verkaufen. Allein wenn sie einen Pferdekäufer auftreiben können, der gutmüthig genug ist, so suchen sie sich an ihn anzuschließen und erbieten sich gegen eine Belohnung von 5, 10 oder 20 Franken ihm beim Kaufe behülflich zu sein und seine Intressen zu vertreten. Man begreift es und weiß es, daß sie bei einem abzuschließenden Kaufe auch von dem Verkäufer ein Trinkgeld zu erwarten haben. Da nun der Verkäufer ein regelmäßiger Besucher des Marktes ist, während der Käufer vielleicht nur einmal oder einigemal in seinem Leben kommt, so ist es natürlich, daß letzterer dem erstern aufgeopfert wird. Die Händler sind ihrerseits auch wieder freigebig gegen diese Unterhändler.

Der Unterhändler geht stets mit einer langen Reitpeitsche bewaffnet umher. Wenn ein Pferd gemustert wird, so verfehlt er nicht, ihm, wie aus Versehen, oder aus Gewohnheit, einige Peitschenhiebe in die Beine zu versetzen. Auf der Bahn, auf der das Pferd hin und her geführt wird, trifft das Pferd eine Menge solcher Mitbrüder an, welche als müßige Zuschauer dastehen, allein nie versäumen, dem armen Pferde, das man vorbeiführt, einen Hieb mit der Reitpeitsche beizubringen, so daß das Pferd wie mit Spießruthen gejagt wird, und wenn es noch einen Funken Lebenskraft in sich fühlt, sich bäumt und springt. Der Kaufmann verfehlt dann nie, anscheinend besorgt hinterdrein zu laufen und dem Stallknecht, der das Pferd vorführt mit erhobener Stimme zuzurufen: „Verdammter Kerl! Ungeschickter Tölpel! halte doch das Pferd an! ho! ho!“ und dann etwas leiser, jedoch so, daß der Liebhaber, der das Pferd kaufen will, es hören muß: „ein prachtvolles Pferd, voll Feuer, voll Leben, welch herrliches Thier, wenn das in gute Hände kommt u. s. w.“

Außer den Pferdehändlern und den Unterhändlern spielen auch die Gassenjungen noch eine stehende Rolle auf diesen Märkten. Sie sind in irgend einem Geschäfte verwendet, kommen aber regelmäßig Mittwochs und Samstags und schlendern auf dem Markte hin und her, mit einer abgenutzten Reitgerte unterm Arm und einen Sporn am linken Fuße. Sie verdienen einige Sous, indem sie Pferde zur Musterung vorreiten. Sie sind alle ausgezeichnete Reiter und sitzen wie angeleimt auf den Pferden. Allein da sie eben so tollkühn als gewandt im Reiten sind, stoßen ihnen häufig Unfälle zu; es vergeht kein Jahr, ohne daß man den Tod mehrer dieser jugendlichen Roßkämme zu beklagen hat.

Die Untersuchungen der Pferde auf Rotz werden mit der größten Strenge geführt, und sobald ein Pferd von dieser Krankheit angesteckt erscheint, unwiderruflich ein Protokoll gegen den Eigenthümer errichtet, es sei denn, daß er mit schlagenden Beweisen darthut, daß er nichts von dem kranken Zustande des Pferdes gewußt habe. Das Pferd wird aber jedenfalls der Polizei überliefert und auf der Stelle nach der Abdeckerei Aubervilliers geführt.

Auf jedem Markt werden durch einen geschworenen Taxator auch Pferde und Wagen versteigert (vendu à la criée). Will Jemand ein Pferd auf diese Weise verkaufen lassen, so darf er es nur an einem Markttage diesem Taxator schicken, welcher die Versteigerung vornimmt und alle Formalitäten für den Eigenthümer besorgt. Die ausgemusterten Remontepferde der Pariser Garnison werden ebenfalls auf diese Weise versteigert.

Der Markt dauert vom 1. März bis 31. Mai jedesmal von 2—6 Uhr, und vom 1. Juni bis 31. Dezember von 3—7 Uhr Nachmittags.

VI. Von den Gewährsmängeln.

Es gibt beim Pferdehandel, wie bei allen Handelssachen, gewisse gesetzliche Bestimmungen, welche die Redlichkeit des Kaufes und des Verkaufs schützen und ohne, daß sie besonders ausbedungen werden, Gültigkeit haben. Es gibt ferner gewisse Krankheiten und Fehler, welche bei der Musterung eines Pferdes nicht bemerkt werden können, aber doch den Gebrauchswerth desselben wesentlich vermindern; man nennt sie Hauptmängel oder Gewährsmängel, weil jeder Käufer dafür eine gewisse Zeit haften muß, selbst wenn beim Kaufe darüber nichts ausbedungen wurde. Hertwig sagt in seinem Taschenbuch der gesammten Pferdekunde über den Pferdehandel überhaupt und die Gewährsmängel insbesondere Folgendes:

„Fast in ganz Deutschland, namentlich aber in Preußen gelten folgende Rechtsgrundsätze.

„Wird ein Thier binnen 24 Stunden nach der Uebergabe krank befunden, so gilt die Vermuthung, daß es schon vor der Uebergabe krank gewesen. Doch muß der Käufer bei Verlust seiner Rechte die bemerkte Krankheit dergestalt anzeigen, daß noch eine Untersuchung über den Zeitpunkt des Entstehens statt finden kann. Ist der Verkäufer nicht am Orte, so muß die Anzeige bei dem Gerichte des Ortes oder bei einem Sachverständigen geschehen.

„Stirbt das Thier binnen 24 Stunden nach der Uebergabe, so ist der Verkäufer zur Vertretung verpflichtet, wenn nicht klar ausgemittelt werden kann, daß die Krankheit erst nach der Uebergabe entstanden ist.

„Aeußert sich die Krankheit erst nach 24 Stunden, so trifft der Schaden den Käufer, wenn nicht ausgemittelt werden kann, daß der kranke Zustand schon zur Zeit der Uebergabe vorhanden gewesen.

„Dummkoller, schwarzer Staar, Mondblindheit, Dämpfigkeit (Herzschlägigkeit, dabei auch das sogenannte Lungen- oder Kehlkopfpfeifen), Rotz und Räude und wahre Stätigkeit sind Gewährsfehler oder Hauptfehler, für welche auch ohne besondere Bedingung der Verkäufer die Gewähr leisten, das Kaufgeld herausgeben, Kosten und Schaden ersetzen muß, wenn die ersten Fehler

binnen 28 Tagen, die beiden andern binnen 14 Tagen und die Stätigkeit binnen 4 Tagen nach dem Kauf durch einen Sachverständigen nachgewiesen werden.

„Uebersteigt der Kaufpreis den doppelten Werth der Sache, so gilt dies in der Regel für einen den Vertrag entkräftenden Irrthum und der Käufer kann in der Zeit von 3 bis 6 Monaten die Aufhebung des Vertrages nachsuchen.

„Sind in die Augen fallende, für Jeden leicht wahrnehmbare, namentlich äußere Fehler zugegen und der Käufer hat dieselben beim Empfang der Sache nicht ausdrücklich gerügt, so kann er weder vom Vertrage zurücktreten, noch Vergütung fordern.

„Der Gewährleistung können die Partheien gültig entsagen — was aber stets am besten schriftlich geschehen muß, namentlich vom Käufer in dem Falle, wenn Jemand ihm ein mit einem Gewährsfehler behaftetes Pferd billig verkauft, um später deßhalb keinen Anspruch zu vertreten. In dem Entsagungsschein muß aber der Fehler ausdrücklich genannt sein.

„Bei getauschten Pferden kann der Empfänger wegen Fehler derselben den Abgeber eben so in Anspruch nehmen, wie bei dem Kauf. Es ist deßhalb sehr nöthig, daß die Partheien den Geldpreis der Tauschpferde vorher gegenseitig feststellen."

Die Gesetzgebung ist in Beziehung auf die Gewährsmängel, wie über Viehhandel überhaupt, in den verschiedenen deutschen Ländern sehr von einander abweichend, ja selbst in den einzelnen Gegenden einer und derselben Provinz gelten zuweilen sich widersprechende Gesetze und Verordnungen. Die Verschiedenheit erstreckt sich nicht nur auf die Krankheiten selbst, von denen in einem Lande bald diese, in einem andern bald jene nicht zu den Gewährsmängeln gerechnet werden, sondern sie hat auch in Bezug auf die Dauer der Gewährschaft statt. Wir geben hier nach Duttenhofer*) eine Uebersicht der gesetzlichen Gewährschaft in den vorzüglichsten Staaten und Provinzen Deutschlands, ohne übrigens deren Vollständigkeit zu verbürgen.

*) Gemeinfaßliches Handbuch der Thierheilkunde von W. Baumeister und F. M. Duttenhofer, Stuttgart Metzler'sche Buchhandlung, 1844. —

Uebersicht

der Gewährsmängel und der Dauer der Gewährschaften in den einzelnen Ländern Deutschlands nach Tagen.

Gewährsmängel.	Oestreich.	Preußen.	Bayern: Augsburg.	Bayern: Ansbach-Bayreuth.	Bayern: Donauwörth.	Bayern: Nürnberg.	Bayern: Würzburg.	Hannover: Calenberg.	Hannover: Hildesheim.	Hannover: Celle.	Hannover: Lüneburg.	Sachsen.	Würtemberg.	Baden.	Braunschweig.	Hessendarmstadt.	Hessenkassel.	Nassau.	Sachsengotha.	Reuß-Schleiz.	Frankfurt a. M.
Rotz	15	14	31	28	28	14	30	28	84	84	84	42	31	28	28	28	42	29	42	28	28
Wurm	30	14	31	—	—	—	—	—	—	—	—	42	31	28	—	—	—	—	42	—	—
Koller	30	28	—	—	—	28	30	28	84	84	84	42	31	14	—	28	42	29	42	28	—
Dampf	15	28	31	28	28	14	30	28	84	84	84	28	31	14	28	28	42	29	28	28	28
Fallsucht . . .	—	—	—	—	—	—	—	28	—	—	—	42	31	28	—	—	—	29	42	—	—
Wandblindheit . .	30	28	—	—	—	—	—	28	84	84	84	28	56	40	—	—	—	—	28	—	—
Stätigkeit . . .	30	4	—	—	—	—	—	28	—	—	—	8	—	—	28	—	42	—	8	28	28
Schwarzer Staar .	30	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	—	—	28	—	42	—	8	28	—
Raude	—	—	—	28	28	14	30	—	84	—	—	28	31	—	—	—	—	—	—	28	—

33*

Die Wurmkrankheit wird von vielen Thierärzten nur als eine Art des Rotzes betrachtet, und daraus erklärt es sich, daß sie in einigen Ländern nicht unter den Gewährschaftsmängeln aufgezählt ist.

Der Dampf ist die Krankheit, welche in einzelnen Gegenden auch Herzschlechtigkeit, Hartschlägigkeit, Keuchen, Engbrüstigkeit, Schlagebauchen, Bauchbaß genannt wird. Es wird auch noch das Kehlkopfpfeifen oder der durchpfeifende Dampf hierhergerechnet, obgleich dieser eigentlich keine Lungenkrankheit ist.

Die Fallsucht oder Epilepsie, wird auch zuweilen das böse Wesen genannt; sie äußert sich wesentlich dadurch, daß das Pferd periodischen Anfällen nervöser Krämpfe ausgesetzt ist, dabei zu Boden fällt, heftige Zuckungen zeigt, vor dem Maule schäumt und nach einiger Zeit wieder aufsteht und in seinen frühern normalen Zustand zurückkehrt.

Unter Stätigkeit versteht man nicht die böse Gewohnheit eines schlechten Zug- oder Reitpferdes, das zuweilen seine Schuldigkeit nicht thun will; sondern man versteht darunter einen krankhaften Zustand, den man eigentlich als Verrücktheit bezeichnen kann. Diese Verrücktheit äußert sich nicht blos durch plötzliches Stillstehen, sondern auch durch unaufhaltsames Durchgehen. In manchen Fällen wird es schwierig zu entscheiden, ob das Pferd aus böser Gewohnheit oder aus Krankheit stätig ist; ein kundiger Thierarzt oder ein kundiger Reiter wird jedoch die wahre Ursache zu entdecken wissen.

Der französische Civil-Codex, der auf dem linken Rheinufer gültig ist, zählt keine einzelnen Fehler und Krankheiten als Gewährsmängel auf, sondern beschränkt sich auf einige allgemeine Bestimmungen hierüber, nämlich:

Art. 1625. Der Verkäufer muß dem Käufer für den ruhigen Besitz des verkauften Gegenstandes so wie für die verborgenen Fehler oder redhibitorischen Mängel haften.

Diese redhibitorischen Mängel werden im Art. 1641 folgendermaßen erklärt:

Der Verkäufer ist für alle verborgenen Fehler verantwortlich, welche das verkaufte Object zu dem Zwecke, für welchen es gekauft wurde, untauglich machen oder dessen Werth zu diesem Gebrauche so weit vermindern, daß der Käufer es nicht, oder nur zu einem geringern Preise gekauft hätte, wenn er diese Fehler würde haben bemerken können.

Art. 1642. Der Verkäufer ist nicht für Fehler und Mängel verantwortlich, welche sichtbar sind und welche der Käufer hätte bemerken können.

Art. 1643. Für die verborgenen Fehler ist der Verkäufer auch dann noch haftbar, wenn er selbst keine Kenntniß davon hatte; es sey denn, daß im Vertrage ausdrücklich gesagt sei, der Verkäufer brauche für gar nichts gut zu stehen.

Art. 1644. In den Fällen, welche in Art. 1641 und 1643 vorgesehen sind, steht es dem Käufer frei, das Kauf-Object zurückzugeben und sich den bezahlten

Kaufpreis zurückzahlen zu lassen, oder das Object zu behalten, und sich einen Theil des Kaufpreises, wie er durch Sachverständige bestimmt wird, zurückgeben zu lassen.

Art. 1645. Hat der Verkäufer Kenntniß von dem Mangel oder Fehler, so ist er außer dem bezahlten Kaufpreis dem Käufer auch noch Entschädigung für allen demselben daraus erwachsenen Nachtheil schuldig.

Art. 1646. Hat der Verkäufer nichts von dem Fehler gewußt, so hat er dem Käufer blos den Kaufpreis und die durch den Kauf verursachten Kosten zurück zu erstatten.

Art. 1647. Wenn das Thier, das mit einem unsichtbaren Mangel behaftet ist, in Folge dieses Mangels zu Grunde geht, so trifft den Verkäufer der Verlust und er ist verpflichtet, dem Käufer außer dem bezahlten Kaufpreis auch noch die Entschädigung zu bezahlen, welche in den beiden vorhergehenden Artikeln erklärt sind. Geht das Thier aus andern Ursachen zu Grunde, so hat der Käufer den Verlust allein zu tragen.

Art. 1648. Die Klagen wegen redhibitorischer Mängel müssen in einer möglichst kurzen Zeitfrist, welche von der Natur des Fehlers und dem Ortsgebrauche, wo der Verkauf stattgefunden, bestimmt wird, angebracht werden.

Art. 1649. Diese Bestimmungen haben auf gerichtliche Versteigerungen keine Anwendung.

So klar diese Bestimmungen des französischen Gesetzbuchs auch an und für sich sind, so war doch die Nichtbezeichnung der redhibitorischen Fehler und die Beziehung auf den Ortsgebrauch, welcher in manchen Fällen in bestimmter Weise schwer herzustellen ist, ein wesentlicher Mangel. Deßwegen erschien in Frankreich im Jahr 1840 ein erläuterndes Gesetz, welches folgende Mängel bei Pferden, Eseln und Maulthieren als redhibitorisch bezeichnet: den periodischen Augenfluß, die Fallsucht, den Rotz, den Wurm, die Lungenschwindsucht, die Herzschlächtigkeit, den Dummkoller, den Dampf, das Kehlkopfpfeifen, das Koppen ohne Abnützung der Zähne, den periodischen Leistenbruch und das periodische Hinken.

Der Artikel 2. dieses Gesetzes bestimmt ferner, daß die Klagen wegen einem redhibitorischen Fehler, den Tag der Ablieferung nicht mitgerechnet, wegen periodischer Augenentzündung, und Fallsucht oder Epilepsie innerhalb 30 und wegen aller andern Fehler innerhalb 9 Tagen angebracht werden müssen.

Wenn das Thier während dieser Gewährschaftszeit von dem Wohnorte des Verkäufers weggeführt wird, so wird der Termin auf je drei Myriameter (7 Stunden) um einen Tag verlängert.

Der Verkäufer ist für den Verlust eines Thieres, der während der Gewährszeit statt findet, nicht haftbar, so lange der Käufer nicht nachweist, daß der

Tod die Folge einer ansteckenden Krankheit war. Als ansteckende Krankheiten bezeichnet das Gesetz den Rotz und den Wurm.

Der Verkäufer ist auch für den Verlust eines Thieres in Folge einer ansteckenden Krankheit dann nicht verantwortlich, wenn er nachweisen kann, daß das Thier in der Hand des Käufers mit andern angesteckten Thieren in Berührung kam.

Für die bayr. Rheinpfalz sind die gesetzlichen Bestimmungen über die Gewährschafts-Mängel in dem Amtsblatte Nr. 36 vom Jahr 1836 zusammengestellt, aus welcher wir die auf die Pferde bezüglichen, anderseitig in tabellarischer Form mittheilen.

Die betreffende Zusammenstellung enthält außerdem folgende Erläuterungen:

1. Ueber die Gewährleistung der Fehler einer verkauften Sache gelten im Allgemeinen die Bestimmungen der Art: 1641 -- 1649 des bürgerlichen Gesetzbuchs.

2. Was insbesondere die Klage wegen redhibitorischer Fehler betrifft, so erweist der Art. 1648 des bürgerlichen Gesetzbuchs hinsichtlich der Zeitfrist, innerhalb welcher die Klage angestellt werden muß, und hinsichtlich der Natur der redhibitorischen Fehler auf den Ortsgebrauch, wo der Verkauf abgeschlossen wurde.

3. In dieser Beziehung bestanden, was die Gewährleistung bei Viehhändeln betrifft, in den Gebietstheilen, welche den bayr. Rheinkreis bilden, mehrere besondere Verordnungen und Ortsrechte, welche in nebenstehender Ueberſicht aufgeführt sind, und die dermalen noch in streitigen Fällen gewöhnlich als Entscheidungsnormen dienen.

4. In den meisten der allegirten Verordnungen ist vorgesehen, daß der Käufer die Anzeige der gefundenen Fehler zeitig bei der obrigkeitlichen Behörde zu machen habe, und daß dieselben durch Untersuchung mittelst Sachverständiger constatirt werden sollen.

In Praxi wird es dermalen häufig so gehalten, daß der Käufer den Verkäufer vor den betreffenden Bürgermeister oder Adjunkten kommen läßt, durch deren Vermittlung sich die Partheien öfters gütlich ausgleichen. Die Fehler werden, wenn sich die Partheien darüber verständigen, durch Metzgermeister, Hufschmiede oder Hirten, sonst aber, besonders wenn es unter den Partheien zum Prozeß kömmt, durch die angestellten Thierärzte constatirt.

(Nummer 5. und 7. beziehen sich blos auf Rindvieh.)

6, In den angeführten Verordnungen wird „gestohlen" ebenfalls zu den redhibitorischen Mängeln gerechnet. Statt dessen tritt jetzt die Bestimmung des Art. 2279. des bürgerlichen Gesetzbuchs ein, wonach der Eigenthümer die gestohlene Sache während 3 Jahren vom Tage des Diebstahls an gerechnet, bei dem Besitzer derselben vindiciren kann, vorbehaltlich des Rückgriffs für den letztern gegen denjenigen, von welchem er die Sache gekauft hat.

8. Wird das Vieh für frisch und gesund und nach Landesgebrauch verkauft, so haftet der Verkäufer für die redhibitorischen Fehler und außerdem für die verborgenen Fehler, die er kannte und zwar hinsichtlich der letztern unter der bemerkten Voraussetzung.

9. Ist bedungen worden, daß der Verkäufer „für alle Fehl" hafte, so haftet er nicht allein für die redhibitorischen, sondern auch überhaupt für alle Fehler, welche das gekaufte Vieh zu dem Zwecke, für welchen es bestimmt ist, unbrauchbar machen, oder welche den Gebrauch oder den Werth so sehr vermindern, daß der Käufer, wenn er diese Fehler gekannt hätte, es entweder gar nicht, oder doch nur um einen geringern Preis gekauft haben würde.

Uebersicht

über die in der bayer. Pfalz bestehenden Verordnungen, welche als Ortsgebräuche beim Viehhandel angesehen werden.

Bezeichnung der Verordnungen.	Bezirke und Gemeinden in welchen sie Anwendung finden.	Hauptmängel, für welche Garantie geleistet werden muß.	Zeit der Gewährleistung.
1. Churpfälz. Viehmarkts-Ordnung vom 20. März 1776.	In den früheren churpfälzischen Gemeinden	Rotz. fallende Sucht, Schlehbauch (dämpfig) Kollerer, kollerisch, stetig, Hirnwuth und Dummkopf oder Umgänger	Vier Wochen und ein Tag, den Tag des Verkaufs mitgerechnet.
2. Herzogl. Zweibrückische Verordnung über die Viehhändel vom 21. Januar 1764.	In den ehemalig zweibrückischen Gemeinden.	Rotz, der Dampf oder die Bauchblößigkeit. Der Koller	Vier Wochen vom Tage des Verkaufs an.
		Die Kränke oder fallende Sucht	Ein Viertel Jahr.
3. Fürstbischöfl. Speyerische Verordnung vom 15. Nov. 1746; abgeändert am 22. August 1748.	In den Gemeinden der ehem. fürstbischöfl. Herrschaft Speyer.	1. Rotzig	Zwei Monate.
		2. Krettich oder fistlich 3. Kolterer, es sei gleich Hirn-, Mondisch- oder Schlaf-Kolterer 4. Verstöckt oder Herzschlüchtig	Vier Wochen und einen Tag.
4. Die Marktreglements der drei Hauptviehmärkte im Elsaß.	In einigen Gemeinden der Kantone Landau und Bergzabern.	1. Der Rotz, 2. der Dampf, 3. der Koller, 4. die Steife	Drei Monate vom Tage des Verkaufs an.
		Für jede andere Krankheit, d. h. „für frisch und gesund"	Fünfzehn Tage.
5. Nassau-Saarbrück'sche Verordnung vom 28. Juli 1766.	In einem Theile des Kantons Blieskastel.	1. Rotz, 2. Dampf, 3. Koller	Vier Wochen.
		4. Kränke	Drei Monate.
6. Verordnung des Landgrafen von Hessen vom 14. Nov. 1769.	In dem ehem. landgräfl. Gebiete Kanton Pirmasens u. Waldfischbach.	1. Rotz (schnutzig), 2. Dampf (bauchstößig) 3. Koller u. zwar: der stille od. wüthende, wie auch der Sonnen- oder Schattenkoller, od. welches einerlei, unsinnig, stettig, mondsüchtig	Vier Wochen.
		4. Die Kränke oder schwere Noth . . .	Ein Viertel Jahr.
7. Marktrecht der ehemaligen Reichsstadt Speyer.	Stadt Speyer.	1. Rotzig, 2. Koller, 3. Dämpfig . . .	Vier Wochen und einen Tag.

Wir glauben nicht besser schließen zu können, als mit den Regeln, welche Rath und Professor Dr. Schwab in seiner Anleitung zur äußern Pferdekenntniß gibt.

1. Man mache sich zum Grundsatz, kein Pferd blindlings und auf die bloße mündliche Versicherung des Händlers zu kaufen, daß dasselbe keine Fehler habe.

2. Wer nicht durch Studium und Erfahrungen sich hinreichend befähigt hält, die Tüchtigkeit eines Pferdes aus seinem Aeußern richtig zu erkennen, der ziehe einen Sachverständigen zu Rath, bescheide sich jedoch dahin, daß auch einem solchen die tief sitzenden geheimen Gebrechen gar wohl, wenigstens eine Zeit lang verborgen bleiben können.

3. Ist ein Pferd einer Krankheit, oder eines Mangels verdächtig, und man entschließt sich dennoch zum Ankauf desselben, so lasse man sich eine kurz und deutlich abgefaßte schriftliche Gewährleistung, mit Angabe der Dauer derselben ausstellen. Bei, als rechtlich gesinnt bekannten Händlern genügt aber auch oftmals die blos mündliche Garantie.

4. Man glaube nicht, daß die Sicherheit gegen Uebervortheilungen um so größer sei, für je mehr Fehler man sich gut stehen läßt; gerade hierdurch kann man am ehesten in Prozesse verwickelt werden, indem es in vielen Fällen sehr schwer hält, bei Gericht den nöthigen Beweis gegen den Verkäufer zu führen, zumal bei den gewöhnlich verschiedenartigen Ansichten der Kunstverständigen.

5. Man schließe keinen Handel ab, ohne die Bedingung, das Pferd wenigstens 12 — 24 Stunden im eigenen Stall beobachten zu dürfen, um sich noch von allem Kenntniß zu verschaffen, was während der gewöhnlichen Untersuchung entweder nicht, oder nicht genügend wahrgenommen werden konnte.

6. Wo es angeht, zahle man den Kaufschilling nicht sogleich ganz aus, und behalte sich die Erlegung des Restes für den Ablauf der Gewährzeit vor.

7. Da man beim Tauschhandel oft übervortheilt wird, so muß man denselben so viel wie möglich zu vermeiden suchen.

8. Kauft man Pferde aus fernen Gegenden, so mache man sich darauf gefaßt, daß sie im Anfange weniger gut einschlagen, weil das neue Futter und Getränke*) von dem bisher gewohnten abweicht.

9. Wer auf wohlfeile Preise sieht, der kommt nicht bald zu einem ganz guten Pferde, und muß manchen Fehler in den Kauf nehmen.

10. Wer nicht übervortheilt werden will, der errege durch sein Benehmen kein Aufsehen, sondern gehe ganz schlicht zu Werke; auch hüte er sich, Vorliebe für ein bestimmtes Pferd zu zeigen, vielmehr betrachte er gelassen eines nach dem

*) Wohl auch die Behandlung und die Arbeit!

andern, und vergesse niemals, daß es kein vollkommen mackelloses Pferd gibt, und daß keine Erfahrung und kein Takt gegen alle die zahlreichen Kunstgriffe listiger Roßkämme völlige Sicherheit gewährt.

Wenn der Händler den Preis über Gebühr hochstellt, dann stehe man von dem Kauf ab, und lasse ihn lieber unter der Hand, durch eine vertraute Person für sich machen.

12. Endlich nehme man den Pferdehändler für das, was er ist, für einen Handelsmann, der die gute wie die geringe Waare mit Vortheil anzubringen sucht, und dem man daher nicht wohl die Zumuthung machen kann, die ihm etwa bekannten Mängel ungefragt anzugeben, am wenigsten diejenigen, welche so sichtbar sind, daß eine auch nur oberflächliche Kenntniß der Sache zu ihrer Entdeckung hinreichend ist.

Anhang.

I.

Verzeichniß einiger der gebräuchlichsten Ausdrücke in der Pferdewissenschaft.

Aalstreif, schwarzer Streif über den Rücken falber oder brauner Pferde.

Abart, Spielart, d. h. von der Art durch zufällige Eigenschaften abweichend.

Abbinden, chirurgische Operation, bei welcher ein fleischiges Gewächs, wie z. B. eine Warze mit einem Faden so fest unterbunden wird, daß sie abstirbt.

Abdachung, "abgedachtes" Kreuz, ein Kreuz, das in Form eines Daches herabhängt, gleichbedeutend mit abschüssig, abfallend.

Abdecken, einem todten Pferde die Haut abziehen.

Abdomen, der Unterbauch; abdominal zum Bauch gehörig.

Abfallendes Kreuz, abschüssiges Kreuz.

Abführen, abführende Mittel, Arzneien, welche auflösend wirken eine mehr oder weniger flüssige Entleerung durch den Darmkanal veranlassen. Milde abführende Mittel — Laxirmittel, stärkere — Purgiermittel, — heftig wirkende — Drastische Mittel.

Abrichten, dressiren, ein Pferd zu seiner Bestimmung gut einschulen.

Abgeschliffen wird von den Zähnen gesagt, die keine Bohne oder Kunde mehr haben.

Abhaaren, Hären, das alte Haar verlieren; das Abhaaren findet gewöhnlich im Frühjahr statt.

Abkunft, die Herstammung; „die englischen Pferde sind von orientalischer Abkunft."

Ableiten, eine Krankheit „ableiten", z. B. durch äußere Reizmittel, Haarseile, Fontanelle und dergl.

Abortiren, verwerfen.

Absorbiren, einsaugen, Kreide auf eine Wunde in Pulverform gebracht, „absorbirt" die Feuchtigkeit.

Absatteln, den Sattel abnehmen.

Abschirren, das Geschirr abnehmen.

Abstechen, ein Pferd todt stechen; sagt sich auch von Farben, die sehr verschieden von einander sind, wie schwarz und weiß.

Absud, laues Wasser, in welchem eine Pflanze gekocht wurde.

Abtheilen, die Zügel, jeden Zügel in eine Hand nehmen.

Abgezahnt, ein Pferd, das alle Ersatzzähne hat, heißt abgezahnt und wird als 5 Jahr alt betrachtet.

Abceß, Geschwür.

Achse, Dreher, 2. Halswirbel; Theil des Wagens.

Achillessehne, Sehne über dem hintern Sprunggelenk.

Adern, die röhrenförmigen Gefäße des thierischen Körpers, welche das Blut führen; sind entweder Hohladern oder Venen, welche das Blut zum Herzen zurück, und Pulsadern oder Arterien, welche das Blut aus dem Herzen hinaus führen.

Aderkropf, Geschwulst, welche von einer widernatürlichen Ausdehnung einer Ader entsteht.

Aderlaß, Blutentziehung durch Oeffnung einer Ader.

Adstringirend, zusammenziehend.

Aehren, Haarwirbel oder Stellen, wo die Haare der allgemeinen Richtung entgegenstehen.

After, die hintere Oeffnung des Mastdarmes.

Aktion, Thätigkeit, Handlung, ein Pferd ist beständig in Aktion, sagt man von einem Pferde, das nicht gern still stehet, sondern auch im Stehen fortwährend arbeitet, trippelt, Kopf und Schweif bewegt.

Aloe, Pflanzen-Heilmittel.

Alter, ein Pferd heißt jung bis zum Alter von 8 Jahren, d. h. bis es nicht mehr zeugt. Dreißig Jahre ist in der Regel die höchste Lebensdauer eines Pferdes; selten werden die Arbeitspferde so alt; Beispiele von Pferden die 40 Jahre alt geworden, sind nicht selten.

Alters, Kenntniß des — das Alter erkennt man am sichersten an den Zähnen.

Althee, Eibisch, eine Malvenart.

Amputation, die Abschneidung eines Gliedes.

Andalusisches Pferd, eine spanische, früher sehr berühmte Pferderace.

Animiren, aufmuntern.

Ankylose, Knochenverwachsung.

Aorta, die große Pulsader, welche das Blut aus dem Herzen bringt.

Apfelgrau, Apfelschimmel, ein weißes Pferd mit grauen runden Flecken.

Apoplexie, Schlagfluß.

Arm, Theil der vordern Gliedmaßen, erstreckt sich von der Schulter bis zum Ellenbogen.

Aromatisch, gewürzhaft.

Art, das Temperament, es gibt Pferde von schläfriger, phlegmatischer, wilder und unbändiger, sanfter und guter Art.

Arterie, Pulsader.

Artikulation, Gelenk zweier Knochen.

Arzel, rechter, weißer Hinterfuß (veraltet).

Arznei, Heilmittel, Medicament.

Asthma, Dampf, die Engbrüstigkeit.

Atlas (Träger) erster Halswirbel.

Atrophie, Abzehrung, Dürrsucht.

Auf! Zuruf um ein Pferd aufstehen zu machen.

Auf beiden Händen gehen, rechts und links galoppiren, bei Zugpferden rechts und links gehen.

Auf dem bloßen Haare reiten, ohne Sattel und ohne Decke reiten.

Auf dem Gebiß reiten, wenn das Gebiß zu hoch geschnallt ist und die Lippenwinkel stark zusammenzieht.

Auf dem rechten oder linken Fuße gehen, im Schritte traben und besonders im Galopp den rechten oder linken Fuß zuerst aufheben und vorsetzen.

Auf der Croupe reiten, ein zweiter Reiter, der hinter dem ersten sitzt.

Aufzäumen, einem Pferde den Zaum anlegen.

Aufsetzen, so viel wie Krippenbeißen, Koppen.

Aufgesetzt, ein Pferd mit hohem Widerrist.

Augen, Gesichtsorgane, man unterscheidet Ochsenaugen, Schweinsaugen, Glotzaugen, tief liegende Augen.

Augenblende, Augenleder.

Augenfell, ein weißer Fleck auf der durchsichtigen Hornhaut.

Augengruben, Schläfegruben, mäßige, runde Vertiefungen über den Augen und neben den Schläfen.

Ausarbeiten, ein Pferd auf der Reitschule einüben.

Aus dem Sattel heben. In den Turnieren bestand die Kunst des Siegers darin seinen Gegner aus dem Sattel zu heben.

Ausgreifen, mit den Vorderfüßen beim Galopp und Trabe weit vorlangen.

Austraben lassen, ein Pferd so lange traben lassen, bis es ermüdet ist.

Auswärtsgehen, Tanzmeisterstellung.

Auswärtswerfen, Fuchteln.

Auswirken, die Sohle des Hufes mit dem Wirkmesser beschneiden.

Axthieb, Ausschnitt auf dem Kamm des Halses vor dem Widerrist.

Backen, sie erstrecken sich von den Lippenwinkeln aufwärts bis an die Wangen.

Backenzähne, die hintern Zähne in dem Maule des Pferdes; es hat deren 24.

Bagagepferd, Saumpferd beim Militair.

Banket, an dem Stangenzaum der obere Theil der Bäume, vom Mundstück an.

Bärenfüßig, ein Pferd, das so stark durchtritt, daß die Köthe den Boden berührt.

Bart, die langen straffen Haare auf dem Kinn des Pferdes.

Bäumen, das Steigen des Pferdes mit den Vorderfüßen.

Bauch, der weiche Theil des Pferdekörpers hinter dem Brustbein.

Bauchgurt, Gurt der unter dem Leib des Pferdes durchgeht und zu beiden Seiten an dem Geschirr befestigt wird.

Becken, Knochengerüst des Hintertheils.

Bedecken, Bespringen der Stute durch den Beschäler.

Beladen, übermäßig mit Fleisch bewachsen, z. B. beladene Schulter.

Beschäler, Zucht-Hengst.

Beißkorb, Maulkorb für Pferde, die gern beißen.

Betteln wird von Pferden gesagt, die beständig am Zaume leis zucken.

Beule, eine harte umschriebene Geschwulst.

Bistouri, chirurgisches Messer.

Bläße, Abzeichen.

Blendleder, Augenleder.

Blut, so viel wie Race.

Blutadern, siehe Adern.

Bohne, Kunde, die schwarze Höhlung auf den Reibflächen der Schneidezähne, vom 2. bis zum 8. Jahre.

Brandfuchs, ein röthliches Pferd, dessen Haare wie versengt aussehen.

Brandzeichen, Zeichen die mit einem glühenden Eisen den Pferden aufgebrannt werden, um sie kennbar zu machen.

Braun, die braunen Pferde unterscheiden sich von den Füchsen durch schwarze Schweif- und Mähnenhaare.

Bremse, ein Instrument, um unbändige Pferde zu bewältigen; eine lästige Art Fliegen.

Brennen, eine Operation, welche zum Zwecke hat das Pferd zu bezeichnen, oder welche als Heilung dienen soll.

Brustriemen, Haupttheil des Sielengeschirrs.

Bug, die Verbindung des Schulterblattes mit dem Oberarm.

Bügellos, ohne Steigbügel reiten.

Buglahm, Steif im Buggelenke.

Carriere, Rennlauf, die schnellste Gangart des Pferdes.

Charlatanerie, Marktschreierei, Prahlerei.

Chirurgie, Wundarzneikunst; chirurgische Operation, äußere Operation durch Schneiden, Stechen, Bohren u.s.w.

Chronisch, in der Heilkunde langwierig.

Croupe, s. v. w. Kreuz.

Chylus, Nahrungssaft, Milchsaft.

Chymus, Speisebrei.

Dampf, Lungenkrankheit.

Dank, bei den alten Ritterspielen eine Belohnung oder ein Preis.
Darmbein, einer der Beckenknochen.
Darmgicht, Darmentzündung, Kolik.
Deichsel, am Wagen, sie dient zum Lenken des Wagens, und soll so hoch liegen, daß sie die Pferde nicht an die Füße schlägt.
Deichselkette, Steuerkette zum Lenken der Wagen.
Decoct, so viel wie Absud.
Diagnostik, die Erkenntniß einer Krankheit.
Diagonal, schief.
Diameter, Durchmesser.
Diarrhoe, Durchfall.
Diät, das Maßhalten im Fressen.
Digestion, die Verdauung.
Digestiv, die Verdauung befördernd.
Dissenterie, Ruhr.
Dose, Dosis, eine Gabe Arznei.
Drachme, Apothekergewicht ¼ Loth.
Dressiren, ein Pferd abrichten, zureiten.
Drosselvenen, die zwei Hohladern, welche zu beiden Seiten des Halses herablaufen.
Druse, Krankheit, welche junge Pferde häufig befällt.
Drüsen, Gefäße im Innern des Pferdekörpers zur Absonderung verschiedener Säfte dienend.
Dunkel, in Bezug auf Farbe dem Hell, Licht entgegengesetzt: dunkelbraun, dunkelfalb u. s. w.
Durchfall, im leichtern Falle heißt er Diarrhoe, heftig Dissenterie.

Ebenmaß, Schönheit und Regelmäßigkeit des Baues, richtiges Verhältniß der einzelnen Theile zu einander.
Edel, Gegensatz von gemeinen oder Landpferden.
Einziehen, wenn ein Pferd beim Laufen im Kreise eine immer engere Bahn einhält.
Eisbeschlag, Hufbeschlag bei gefrorenem Wetter mit scharfen Stollen.
Eckzähne, die äußersten Schneidezähne, vier an der Zahl, in jeder Kinnlade zwei.
Ellenbogen, Gelenk am Vorderfuße zwischen dem Ober- und Unterarm.
Email, Schmelz, äußere Bedeckung der Zähne.
Embryo, der blos entwickelte Keim des jungen Thieres im Mutterleibe.
Eng, das Gegentheil von weit, breit: enge Brust, enge Ganaschen.
Englischer Sattel, flacher leichter Sattel.
Englisches Pferd, als solches wird vorzugsweise das Vollblutpferd bezeichnet.
Entzündung, Krankheitsform, welche sich durch Blutandrang, vermehrte Röthe und größere Wärme anzeigt.
Epidemie, eine allgemein herrschende Krankheit.
Epizootie, so viel wie Viehseuche.
Epilepsie, fallende Sucht.
Eselskreuz, ein nach den Seiten und nach hinten abfallendes Kreuz.
Eselsohren, lange Ohren.
Eselsrücken, so viel wie Karpfenrücken.
Euter, die Milch absondernden Organe der weiblichen Thiere.
Extract, ein Auszug aus medicinischen Kräutern durch Kochen.
Exostose, Knochenauswuchs.
Extremitäten, die Gliedmaßen.

Falb, Farbe, mäusefahl.
Fallen, ein Pferd fällt, wenn es zu Boden stürzt; von einem Füllen sagt man zuweilen, „es ist gefallen", statt „es ist geboren; wenn ein Pferd todt ist, sagt man „es ist gefallen."
Fallende Sucht, Epilepsie.
Falsch, tückisch.
Falscher Galopp, wenn das Pferd mit einem unrechten Fuß den Galopp beginnt.
Falschmärker, ein Pferd, dessen Zähne nicht das richtige Alter anzeigen.

Falsche Rippen, die Rippen, die sich nicht an das Brustbein anschließen.

Farben; sie theilen sich in einfache, gemischte und zusammengesetzte; einfache Farben sind die weiße, die rothe, die braune, die fahle, die schwarze; die gemischten heißen insgesammt Schimmel, die zusammengesetzten Schecken und Tiger.

Faust, Abtheilung des Fußes beim Pferdemaß, so viel wie 3 Zoll; in der Reitkunst s. v. w. Hand.

Feifel, die Ohrdrüsen.

Ferse, der hintere Theil des Hufes.

Fersenwand, der hintere Theil der Hornwand des Hufes.

Fessel, Theil der Gliedmaßen zwischen dem Köthengelenk und der Krone.

Feuer, ein lebhaftes kräftiges Pferd hat Feuer.

Fibern, die Fasern, aus denen das Fleisch der Thiere besteht.

Fieber, Krankheitszustand eines Pferdes, der sich durch unregelmäßigen Blutumlauf, durch Abwechslung von Frost und Hitze anzeigt.

Filet, eine Art Zaum.

Fistel, ein Hohlgeschwür.

Flachrippig, plattrippig, Gegensatz von gewölbt.

Flanke, die nicht von Knochen bedeckte Gegend des Unterleibes.

Flankenschlagen, heftige Bewegungen der Flanken.

Flechse, so viel wie Sehne.

Flußgalle, wässerige Geschwulst an den Gliedmaßen.

Fohlen, s. v. w. Füllen.

Folge, "das Pferd hat keine Folge", sagt man von einem Pferd, dessen hintere Gliedmaßen im Schritte die Fußstapfen der vordern nicht erreichen.

Forellenschimmel, Farbe, weiß, mit braunen oder rothen Flecken.

Frosch, Geschwulst des Zahnfleisches.

Fuchs, ein Pferd, dessen Haare in's Röthliche fallen.

Füllenzähne, Zähne, welche später durch andere ersetzt werden.

Füllengarten, s. v. w. Tummelplatz.

Gabeldeichsel, Deichsel mit zwei Bäumen für ein Pferd.

Gallen, Geschwulste an den Gliedmaßen der Pferde.

Galopp, Gangart, schneller als der Trab; man hört drei Hufschläge und unterscheidet den kurzen und den gestreckten Galopp.

Gallenblase, das Pferd hat keine Gallenblase.

Ganaschen, untere Kinnlade, auch Wangen genannt.

Gastrisch, was den Magen betrifft.

Gaul, Pferd, wird jetzt im unedlen Sinne gebraucht.

Gaumen, die obere Wölbung des Maules über der Zunge.

Geilen, s. v. w. Testikel.

Gelte Stute, eine Stute, welche kein Füllen hat.

Genick, Stelle hinter dem höchsten Theile des Kopfes.

Geschröte, der Hoden des Hengstes.

Gestüte, Ort oder Anstalt, wo Stuten zum Zwecke der Zucht gehalten werden.

Glazzenknie, kahles Vorderknie.

Goldfalb, Farbe gelb, mit grauer oder weißer Mähne und gleichem Schweif.

Goldfuchs, Farbe roth, ins Gelbe spielend.

Grau, Farbe, Mischung von schwarz und weiß.

Grauschimmel, ein graues Pferd, das viel Weißes hat.

Grolzen, s. v. w. Koppen.

Gut aufgesetzt, ein Pferd mit hohem Widerrist.

Haarfurche, Wirbel im Haare, Aehren.

Haarkugel, zusammengeballte Haare in den Eingeweiden der Pferde.

Haarschlecht, Krankheitssymptom, fälschlich für eine Krankheit gehalten.

Haarseil, ein aus Pferdehaar geflochtenes Band, das man an einer Stelle des Pferdekörpers durch die Haut zieht um eine künstliche Eiterung zu veranlassen.

Haarwurm, eine kleine Milbe, welche das Jucken der Pferde veranlaßt.

Habichtsbrust, fehlerhaft gebaute Brust, bei welcher das Brustbein vorne zu weit hervorragt.

Hahnentritt, fehlerhafte Gangart, bei welcher die Hinterfüße hoch gehoben werden.

Hacken, Zähne bei den männlichen, selten bei den weiblichen Pferden, welche zwischen den Backenzähnen und Schneidezähnen stehen.

Hackenknie, stark einwärts gekehrtes Sprunggelenk.

Halbe Trense, eine kleine Trense mit dünnem Gebiß ohne Kehlriemen.

Halbheu, s. v. w. Grummet.

Halbzaum, eine Art Zaum.

Halbmondförmiges Hufeisen, ein Hufeisen mit ganz kurzen Stangen, das nur die Zehen bedeckt.

Halfter, Kopfgeschirr des Pferdes.

Halsader, Hohlader, die in der Rinne liegt, welche zu beiden Seiten des Halses herabläuft.

Halswirbel, die sieben ersten Knochen der Wirbelsäule.

Haltung, Art des Benehmens eines Reiters.

Handpferd, Beipferd, beim Zweigegespann das Pferd auf der rechten Seite.

Hängohr, schlaffes herabhängendes Ohr.

Hängende Lippe, schlaff herabhängende Lippe.

Hanken, Hüften.

Hären, der Haarwechsel.

Häringsbauch, aufgeschürzter Bauch.

Harn, Urin.

Harnen, s. v. w. stallen.

Harnstrenge, Harnverhaltung.

Hartes Futter, Körnerfutter.

Hartmäulig, unempfindlich gegen den Zaum.

Hartschlecht, engbrüstig.

Hauen, Vertheidigung mit den Vorderfüßen.

Hauen, in die Eisen, wenn beim Gehen die Zehen der Hinterhufe die Vorderhufe berühren.

Heben, wenn bei jedem Schritte sich der Kopf senkt und hebt.

Hechtgebiß, wenn die untere Kinnlade weiter vorragt als die obere.

Hechtschimmel, ein weißgraues Pferd.

Hell, lichtfarben im Gegensatze zu dunkel, daher hellbraun, hellfuchs u. s. w.

Hemmgabel, Hemmvorrichtung an den Wagen.

Hemmkette, Kette, welche zum Sperren der Räder dient.

Hemmschuh, Radschuh.

Hermelin, weißes Pferd mit kleinen schwarzen länglichten Flecken.

Herumwerfen, schnelles Umwenden des Pferdes.

Herzschlächt, Dämpfigkeit, engbrüstig.

Hinken, lahm gehen.

Hinterbacken, Schenkel.

Hintergeschirr, Theil des Pferdegeschirres.

Hinterknie, s. v. w. Sprunggelenk.

Hintertheil, Nachhand, der Theil des Pferdes, der hinter dem Reiter liegt.

Hippiatrik, s. v. w. Roßarzneikunde.

Hippodrom, Reitbahn.

Hippotomie, Pferdezergliederung.

Hippologie, Pferdekenntniß.

Hirnwuth, rasender Koller.

Hirschauge, kleines, lebhaftes, etwas schiefstehendes Auge.

Hirschhals, das Gegentheil des Schwanenhalses.

Hitzig, s. v. w. brünstig, rossig.

Hochgehen, wenn das Pferd die Füße hoch hebt.

Hochgestiefelt, weißer Fuß bis über den Fessel.

Hochtragen, sagt man vom Kopf und Schweif.

Hoden, Testikel.

Höhe des Pferdes, sie wird am Widerrist gemessen, mit dem Band- oder mit dem Stabmaß.

Hohlgeschwür, Fistelgeschwür.

Hohlnasig, eingesenkter Nasenrücken.

Hornhaut, die äußere Haut des Augapfels.

Hornkluft, Querspalte in dem Horn des Hufes.

Hornspalte, Spalte im Hufe von oben nach unten.

Hose, hinterer Oberschenkel.

Hülfen, Mittel, welche der Reiter braucht um das Pferd zu leiten, wie: die Hand, Druck der Schenkel, der Waden, Sporn u. s. w.

Hundszähne, s. v. w. Hackenzähne.

Igelshuf, Huf, an welchem die Haare des Saumes aufrecht stehen.

Infusion, Absud.

Ingredienz, Arzneimaterial das zu einem zusammengesetzten Arzneimittel kommt.

Instinkt, Naturtrieb.

Intestinalwürmer, Eingeweidewürmer.

Isabell, Farbe, gelb.

Jakobs Wegzeigen, wenn das Pferd beim Stehen den einen Vorderfuß weit vorsetzt.

Jockey, Rennknabe, Reiter, welcher ein Rennpferd bei den Wettrennen reitet.

Judenzopf, verwirrte Haare.

Kadenz, die taktmäßigen Hufschläge beim Galopp.

Kamm, der obere Theil des Halses, auf dem die Mähne sitzt.

Kapriole, (Reitkunst) Art Sprung.

Kappzaum, Zaum, ohne Gebiß, statt dessen mit einem Riemen oder einem gebogenen Eisen über der Nase.

Kardätsche, Bürste zum Putzen der Pferde.

Karussell (Caroussel), kriegerisches Schauspiel zu Pferde.

Kastanie, Hornwarze an den Gliedmaßen der Pferde.

Kastanienbraun, schwarzbraun.

Kastriren, verschneiden.

Kataract, Staar.

Kegel, Vorarm.

Kehle, unterer Theil des Halses.

Kehlriemen, Riemen am Zaum und der Halfter, welcher den Hals am obern Theil umfängt.

Keichen, Geräusch in der Kehle beim Athmen.

Kern, Kunde auf den Zähnen.

Kernstechen, Gaumenstechen.

Kiefer, die beiden Knochenstücke in dem Pferdekopf, welche die Zähne enthalten.

Kinnbacken, der hintere Theil des Unterkiefers.

Kinn, Theil des Kopfes, hinter der untern Lippe.

Kinnkette, Kette am Zaum, welche unter dem Kinn durchgeht und auf beiden Seiten an die Stange befestigt wird.

Klepper, kleines Pferd zum Reiten.

Klystier, Absud von Pflanzen, zum Einspritzen in den Mastdarm.

Klopfhengst, ein Hengst der nicht gehörig kastrirt ist.

Knebel, ein kurzes eisernes Querstück an einer Kette oder einem Riemen.

Knie, Gelenk an den Vordergliedmaßen zwischen dem Vorarm und dem Schienbein.

Knieeng, fehlerhafte Stellung bei der die Vorderbeine eine gebogene Linie beschreiben und sich mit den Knieen nähern.

Knieweit, das Gegentheil von knieeng, das Pferd steht mit den Knieen weiter auseinander als mit den Hufen.

Kniescheibe, kleiner Knochen im Gelenke des Ober- und Unterschenkels an den hintern Gliedmaßen, auch Rolle und Leiste genannt.

Knieschrunden, Risse mit Ausschwitzung in der Kniebeuge.

Knorren, die knochigen Erhabenheiten zu beiden Seiten über dem Hinterknie.

Kohlfuchs, fuchsfarbenes Pferd, dessen Haare in's Schwarze fallen.

Kolik, Krankheit, Bauchgrimmen, Darmgicht.

Koller, Krankheit, es gibt hitzigen Koller und Dummkoller.

Königsbalzan, Pferd mit zwei weißen Hinterfüßen und einem weißen Vorderfuß.

Kontagiös, ansteckend.

Kontusion, Quetschung.

Kopfschütteln, üble Gewohnheit der Pferde.

Kopfwerfen, üble Gewohnheit der Pferde, bei welcher sie während des Reitens den Kopf in die Höhe werfen.

Koppel, eine Anzahl mit einander verbundener Pferde.

Koppen, Unart der Pferde, mit einem eigenthümlichen Rülpsen begleitet.

Koppriemen, enger Halsriemen, bestimmt die Pferde am Koppen zu hindern.

Köthe, Gelenk zwischen dem Schienbein und dem Fessel.

Kreuz,* es liegt zwischen den Lenden und der Schwanzwurzel und hat die Wirbelsäule und den Hüftknochen zur Grundlage.

Kreuzen, beim Gehen die Füße voreinander setzen.

Kreuzlahm, Verrenkung des Kreuzes, das Pferd schleppt dabei das Hintertheil nach.

Kreuzzügel, Zügel zur Leitung der Wagenpferde, angeblich in Italien zuerst gebraucht.

Krippenbeißen, Art des Koppens, bei welcher die Pferde irgend einen harten Gegenstand mit den Zähnen fassen.

Krippengeifer, Pferde, welche die Krippe mit Geifer besudeln.

Krippensetzen, Art des Koppens, wobei die Pferde die Zähne auf irgend einen festen Gegenstand aufsetzen.

Krippensteigen,
Krippenzieher, } Unarten der Pferde.
Krippenzucker,

Krisis, die entscheidende Wendung in einer Krankheit.

Krone, der untere Theil des Pferdefußes, wo er sich in den Huf verliert, zwischen Fessel und Huf.

Kronentritt, Beschädigung der Krone durch den Tritt eines Hufes.

Kropf, widernatürliche Erhabenheit unter der Kehle; auch die Biegung der Gebißstangen.

Kruppe, s. v. w. Kreuz.

Kuhbauch, s. v. w. Heubauch.

Kuhhessig, Stellung, bei welcher die Hintergliedmaße im Sprunggelenk zu viel gebogen ist und die Sprunggelenke sich zu viel nähern.

Kummet, Pferdegeschirr zum Ziehen.

Künstliche Gangarten, Bewegungen, welche dem Pferde künstlich angelernt werden, und welche es von Natur und sich selbst überlassen nicht annehmen würde, wie: der erhabene Schritt, die Pirouette, Courbette, die Parade, terre à terre, Mezair u. s. w.

Kuppel, s. v. w. Koppel.

Kurbette, (Courbette) Sprungart, künstliche Gangart.

Kurz, ein Pferd, dessen Länge von der Bugspitze bis zum Sitzbein nicht so groß ist als seine Höhe.

Kurschmidt, Pferdedoctor.

Kurzathmig, Pferd, das wegen krankhafter Lungen schnell athmet.

Kurzgefesselt, kurzer Fessel, wodurch die Stellung der Gliedmaße zu gerade wird.

Kurzer Galopp, Galopp, bei dem das Pferd den Kopf höher trägt und weniger stark ausgreift.

Kutsche, im 15. Jahrhundert erfunden, bedeckter Wagen zum Transport von Personen.

Kutscher, Diener, bestimmt den Wagen zu lenken und die Pferde zu besorgen.

Kutschenpferd, s. v. w. Wagenpferd.

Laden, der unbezahnte Theil der untern Kinnlade.

Lahm, Beschädigung an einem Gliede, durch welche das Gehen gehindert wird.

Lähme, Unbeweglichkeit eines Körpertheiles.

Landgestüt, Gestüt zur Benützung eines Landes und auf öffentliche Kosten unterhalten.

Landbeschäler, Beschäler eines Landgestüts.

Landpferd, gemeines Pferd, im Gegensatz zum edeln Pferd.

Langgefesselt, langer Fessel, der sich beim Niedersetzen des Fußes etwas beugt.

Lanzette, ein feines zweischneidiges Messer.

Lebensdauer, beim Pferde 30 bis höchstens 40 Jahre.

Leberfressen, Unart der Pferde.

Leiste, Schale, harte Geschwulst an der Krone des Fußes.

Leiste, auch der runde Theil des Hinterschenkels wo die Kniescheibe sitzt.

Leistengegend, die Gegend, die sich zwischen Schenkel und Bauch bis zum Euter von der Leiste an erstreckt.

Lende, Theil des Pferdekörpers zwischen Rücken und Kreuz, die Lendenwirbel dienen als Grundlage.

Luftkopper, Art des Koppens.

Luftröhre, knorpeligte Röhre, welche die Verbindung zwischen der Maulhöhle und den Lungen bildet.

Lunge, Athmungsorgan.

Lymphe, Milchsaft, welcher durch die Lymphgefäße dem Blute zugeführt wird.

Lymphgefäße, Adern, welche den Milchsaft in's Blut führen.

Mäckler, Zwischenhändler.

Mähne, die langen Haare auf dem Kamm des Pferdes.

Mähre, eine Stute, — in der neueren Sprache unedel, schlechtes Pferd.

Mäuseschneiden, eine Operation älterer Kurschmiede, welche in der Ausschneidung eines Lippenmuskels bestand und Augenkrankheiten heilen sollte.

Mäusefalb, Farbe, gelb mit schwarz untermischt.

Mäuseln, Beschneiden der zu großen Ohren.

Mausohren, kleine feine durchsichtige Ohren.

Magen, Organ der Verdauung.

Manege, Reitbahn.

Maquignon, s. v. w. betrügerischer Pferdehändler.

Marke, Kunde auf den Zähnen.

Maaß, Vorrichtung zum Messen der Höhe der Pferde, man hat Band- und Stabmaaß.

Mauke, Krankheit, Ausschlag unter dem Köthengelenk.

Maulgatter, Werkzeug der Thierärzte, um den Pferden das Maul aufzuhalten.

Maulwurf, Genickbeule, schwer heilbar.

Milchhaare, die Haare, welche das Füllen mit auf die Welt bringt.

Milchzähne, die ersten Zähne des Füllen, welche ausfallen und durch andere ersetzt werden.

Milzbrand, ein schnelltödtliches Fieber.

Mittelgalopp, fehlerhafte Gangart abgestumpfter Pferde.

Mittelzähne, die Schneidezähne zwischen den Zangen- und den Eckzähnen.

Mondblindheit, periodische Augenentzündung, Ophthalmie, ein Haupt- oder Gewährs-Mangel.

Mundstück, Gebiß an der Stange des Zaums.

Mustern, ein Pferd untersuchen, ob es zu einem gewissen Zwecke tauglich sei.

Nabelbruch, Bruch in der Nabelgegend, kommt bei Füllen häufig vor.

Nachhand, der hintere Theil des Pferdes, Kreuz, Hüften, Lenden und die hintern Gliedmaßen.

Nacken, das Genick.

Nagel, Blinzhaut im Auge des Pferdes.

Nagelschneiden, Ausschneiden der Blinzhaut.

Narben, Mäler von Wunden.

Nase, vorderer und unterer Theil des Pferdekopfes über der Maulhöhle liegend, zu den Athmungsorganen gehörend.

Nasenbremse, Fliegenart, welche ihre Eier in die Nasenhöhlungen der Pferde legt; Vorrichtung zum Halten unbändiger Pferde.

Nasenriemen, Theil der Halfter und des Zaumes.

Naturspiel, Abweichungen unwesentlicher Theile von der regelmäßigen Bildung.

Netz, Brustfell.

Nieren, die Absonderungswerkzeuge des Urins.

Nieten, die umgeschlagenen Spitzen der Hufnägel.

Nothwand, Vorrichtung zum Beschlagen unbändiger Pferde.

Nußgelenk, freie Gelenke, die sich nach allen Seiten drehen.

Oberarm, der obere Theil der vordern Gliedmaße, der sich von dem Ellenbogengelenk bis zum Schulterblatt erstreckt und sich mit letzterm in dem Buggelenke verbindet.

Obergurt, Gurt, welcher über den Sattel gelegt wird.

Ochsenspalte, Ochsenklaue, Hornspalte, die von der Zehe bis an den Saum gehet.

Ochsenknie, knieeng, die Knie sind zu sehr genähert.

Ochsenkopf, schwerer unförmiger Kopf.

Ochsenspat, eine runde weiche Geschwulst, welche die ganze innere Seite des Sprunggelenks einnimmt.

Ohren, die äußern Gehörwerkzeuge, man unterscheidet Mausohren, Ochsenohren, Kuhohren, Schweinsohren.

Ohrendrüse, Feifel.

Ohrenstutzen, das Abschneiden, Einstutzen der Ohrmuscheln.

Ortscheit, s. v. w. Sielscheit.

Paaren, zwei gleiche Pferde zu einem Wagenzuge auswählen.

Paß, eine fehlerhafte Gangart ermüdeter Pferde, bei der die beiden Füße einer Seite zu gleicher Zeit erhoben werden.

Piephacke, Geschwulst auf der Spitze des Sprunggelenks.

Phaeton, Art Spazierwagen, der zur Seite offen ist.

Pirouette, Drehung des Pferdes, bei welcher es auf derselben Stelle bleibt.

Plattrippig, s. v. w. flachrippig.

Platthuf, auf der untern Fläche sehr breiter Huf mit flacher Sohle.

Puls, der fühlbare Schlag des Blutes in den Arterien; bei einem gesunden Pferde fühlt man den Pulsschlag 36 — 42mal in der Minute.

Quartiere, Trachten der Hufwände.

Race, Varietät einer Art; manchmal auch Blut; Racepferd, veredeltes Pferd.

Rammskopf, Kopf mit gebogener Nase, die Holsteiner Pferde haben gewöhnlich Rammsköpfe.

Rammsnase, gebogener Nasenrücken.

Raspe, Schrunden in den Kniekehlen.

Rattenschweif, Schweif der nur mit wenig Haaren besetzt ist.

Raufe, Einrichtung im Stall zum Füttern von langem Futter.

Rehe, Rheumatismus, Entzündungsfieber, das sich besonders durch Entzündung der weichen Theile des Hufs kund gibt.

Remontepferde, Ersatzpferde für die Armeen.

Rennpferd, Pferd, das zum Laufen auf der Rennbahn bestimmt ist.

Rheumatismus, Rehe.

Ringbein, s. v. w. Leist, Schale, Hufkrankheit.

Ringelhuf, Huf, der auf der äußern Fläche rund um die Hornwand gehende Wülste hat, welche auf frühere Hufkrankheiten schließen lassen.

Ringstern, weißes Abzeichen auf der Stirne des Pferdes, mit einem dunkeln Flecken in der Mitte.

Roßig, hitzig, brünstig.

Roßkamm, Pferdehändler.

Rothfuchs, s. v. w. Hellfuchs, Pferd mit hellrothen Haaren, gleicher Mähne und Schweif.

Rothschimmel, gemischte Farbe aus rothen, weißen und grauen Haaren zusammengesetzt.

Rotz, Krankheit, unheilbare.

Rücken, Theil des Pferdekörpers zwischen dem Widerrist und der Lende, hat die Rückenwirbel zur Grundlage.

Säbelbeinig, Stellung der hintern Gliedmaßen, wenn sie im Sprunggelenk zu viel gebogen sind.

Samenkoller, eine Art des Kollers, durch Ueberreiz des Geschlechtstriebes veranlaßt.

Sattel, Vorrichtung zur Bekleidung des Pferderückens zum Zwecke des Reitens oder Tragens.

Satteldruck, Quetschungen, welche vom Druck des Sattels herrühren.

Saum, der obere Rand des Hufes.

Schale, Hufkrankheit, s. v. w. Leist oder Ringbein.

Scham, Wurf, äußere Geschlechtstheile der Stute.

Schabrake, eine Art Satteldecke.

Schafskopf, fehlerhafte Kopfform mit starkgebogener Stirn und Nase.

Schecken, eine zusammengesetzte Farbe mit unregelmäßigen großen Flecken.

Schenkel, Unterschenkel, vom Oberschenkel bis an das Sprunggelenk reichend.

Schienbein, der Theil der Gliedmaßen, welcher zwischen dem Fessel und dem Knie an den Vorder-, dem Fessel und dem Sprunggelenk an den Hinterbeinen liegt.

Scheuleder, s. v. w. Augenleder.

Schildern, Ruhen im Stalle, wobei die Pferde nachtheilige Gewohnheiten in der Stellung der Füße annehmen.

Schimmel, gemischte Farben.

Schindmähre, schlechtes Pferd von geringem Werthe.

Schläfe, Stellen zu beiden Seiten des Kopfes, zwischen dem Ohr und den Schläfegruben.

Schlauch, äußerer Geschlechtstheil des männlichen Pferdes, die Ruthe umschließend.

Schleifvolte, Reitkunst, wenn man abwechselnd eine Viertelsvolte rechts und eine links macht.

Schleimfieber, Faulfieber.

Schluß, angestrengte Haltung des Reiters zu Pferde.

Schmelz der Zähne, Ueberzug der Zähne.

Schneidezähne, die vordern Zähne in den beiden Kinnladen.

Schnellen, Schlagen des Kopfes während des Reitens.

Schnippe, ein schmaler weißer Strich auf der Nase des Pferdes.

Schopf, Haarbüschel auf der Stirne des Pferdes.

Schrankader, Ader auf der innern Seite der Schenkel.

Schritt, ruhigste Gangart des Pferdes, bei der man die vier Hufschläge in gleichen Zwischenräumen hört.

Schub der Zähne, das Nachwachsen oder Emporwachsen aus ihren Höhlungen.

Schulpferd, Pferd, das fromm, gelehrig, gut eingeschult ist und auf Reitbahnen für die Lernenden gebraucht wird.

Schule, alles was Reiter und Pferd kunstmäßig erlernt haben.

Schultern, der obere Theil der vordern Gliedmaße, sie haben zur Grundlage das Schulterblatt und reichen vom Widerrist bis zum Oberarm mit dem sie durch das Buggelenk verbunden sind.

Schwanenhals, die schönste Halsform, gebogen, gleich dem Halse des Schwanen.

Schweif, besteht aus Rübe und Schweifhaaren, der Ausdruck Schwanz ist bei Pferden nicht gebräuchlich.

Schweifriemen, Stück des Pferdegeschirrs.

Schweifschnitt, Englisiren.

Schweinsaugen, zu kleine Augen.

Schweinsohren, tief angesetzte, breite schlaffe Ohren.

Schweinehals, kurzer, fetter Hals.

Schweinekreuz, gleich dem Eselskreuz, nach den Seiten und nach hinten abfallend.

Schweinskopf, Kopf mit eingedrückter Stirn und Nase, plumpen Ohren und schweren Ganaschen.

Schweppe, Schmitze, Treibschnur an der Spitze der Peitsche angebracht.

Schwinge, ein ovaler Korb zum Putzen des Körnerfutters.

Schwingen, sich aufs Pferd schwingen, sagt man von einem Reiter, der schnell, leicht und behend zu Pferde steigt.

Schwund, Abmagern der Lenden, der Schulterblätter und Hüften.

Sehnen, Flechsen, Fibern, die Enden der Muskeln.

Sehnengalle, Flußgalle, welche auf der Beugesehne ihren Sitz hat.

Sehnenklapp, verhärtete Geschwulst der Scheide der Beugesehne an dem vordern Schienbein.

Sehnenscheide, Membran, welche die Sehne umgibt.

Sehnenüberbeine, Ueberbeine, welche nahe an der Beugesehne stehen und ihre Thätigkeit hindern.

Seitenscheiben, lederne breite Scheiden, durch welche die Stränge gezogen sind, um die Seiten des Pferdes gegen Verletzungen durch das Reiben der Stränge zu schützen.

Senkrücken, fehlerhafter Rücken, welcher tiefer liegt als die Lenden; er heißt auch eingesattelt.

Sielen, Brustriemen, leichtes Anspannegeschirr für Pferde.

Sielenkissen, zwei kleine Haarpolster unter dem Halsriemen der Sielen, um den Widerrist gegen die Reibung derselben zu schützen.

Sitz des Reiters, Haltung der Reiters zu Pferd.

Sitz des Sattels, die obere Fläche des Sattels.

Skelett, Gerippe, Knochengerüst.

Sohlenausreißen, Chirurgische Operation, bei welcher die Hornsohle des Hufes losgetrennt wird.

Sonnenstich, s. v. w. Tobsucht, eine Art Hirnentzündung.

Spannseile, Seile, welche zum Fesseln der Pferde dienen.

Spath, Fehler des Sprunggelenkes.

Sporn, die Hornwarze unter der Köthe.

Sporn, Werkzeug zur Strafe des Pferdes bestimmt.

Spornscheu, ein Pferd, das sich vor dem Sporn scheut.

Sprunggelenk, Gelenk der hintern Gliedmaßen.

Sprungriemen, Riemen, der vom Sattelgurt zwischen den Vorderfüßen durchgeht und an die Stange befestigt ist, um das Steigen der Pferde zu verhindern.

Staar, Augenkrankheit der Pferde, welche mit Blindheit endigt.

Staar, schwarzer, Schönblindheit, Lähmung des Seh'nervs, das Auge sieht dabei gesund aus.

Stätig, Pferde, welche statt vorwärts zu gehen, stehen, überhaupt nicht thun, was der Fuhrmann oder der Reiter haben wollen.

Stallen, so nennt man das Uriniren der Pferde.

Stallgeräthe, Geräthe, die man zur Pflege der Pferde im Stalle nothwendig hat.

Stalllaterne, Laterne, die für die Benützung im Stalle bestimmt ist.

Stalljunge, junge Leute, die den Stallknechten zur Unterstützung beigegeben sind.

Stallknecht, Knecht, der die Pferde putzt und füttert.

Stallmännchen, Aberglauben, daß ein gespensterhaftes Wesen Nachts die Pferde quäle.

Stallregeln, Stallordnung, Vorschriften über das Verhalten im Stalle.

Stange, Theil des Zaums, der das Mundstück und die zwei Bäume begreift.

Stangenzügel, die Zügel des Stangenzaums.

Starrkrampf, Starrsucht, Krankheit mit plötzlicher Lähmung.

Stegring, Ring am Sattel, durch welchen die Steigbügelriemen gezogen werden.

Steigbügel, eiserne Bügel am Sattel, durch Riemen befestigt und bestimmt, den Fuß beim Reiten darin ruhen zu lassen.

Steigbügelschläger, kitzliche Pferde, welche nach dem Steigbügel schlagen.

Steigen, s. v. w. sich bäumen.

Steingalle, Quetschungen der Hornsohle, welche sich durch rothe und blaue Flecken anzeigen.

Stelzfuß, Fußfehler, wenn der Fessel zu gerade steht, dabei verwachsen und gelähmt ist.

Stern, weißer Fleck auf der Stirne des Pferdes.

Sterngucker, Pferd, das den Kopf und besonders die Nase hoch trägt.

Stichelfarben, gemischte Farben, weiße Haare auf eine andere Grundfarbe eingesprengt.

Stirn, vorderer Theil des Kopfs unter dem Vorkopf.

Stirnband, Riemen, der über die Stirn des Pferdes geht, damit das Kopfgestell nicht zurückweichen kann.

Stollschwamm, Stollbeule, Geschwülste an dem Ellenbogengelenk der vordern Gliedmaßen von den Stollen der Hufeisen beim Liegen veranlaßt.

Stollen, kurze Umbiegung der Arme des Hufeisens.

Strafen, werden den Reitpferden mit dem Sporn und der Reitgerte ertheilt.

Strahl, der zwischen den Trachten und den Ballen keilförmig eingeschobene hornartige Theil des Hufes.

Strahlfäule, Hufkrankheit, Entzündung und Vereiterung des Strahls.

Strangschläger, empfindliche Pferde, welche unaufhörlich nach den Strängen schlagen.

Straubfuß, s. v. w. Igelshuf, Ausschlagsgeschwür über der Krone, wobei sich die Haare verworren in die Höhe sträuben.

Strengel, Krankheit, wird oft mit

der Druse verwechselt, ist jedoch gelinder als diese, eine Art Catarrh.

Streu, Lager, das den Pferden zur Ruhe des Nachts gewöhnlich aus Stroh bereitet wird.

Striegel, Putzgeräthe, mit dem die Oberfläche der Haut bearbeitet wird, ehe man sie mit der Bürste vollends reinigt.

Strippen, die durchlochten Enden des Lederwerks, in welche eine Schnalle gezogen wird.

Strohwisch, zusammengedrehter Strohbündel zum Abreiben der Pferde.

Stute, weibliches Pferd.

Mutter-Stute, Stute die zur Zucht benützt wird;

Füllen-Stute, Stute, die ein Fohlen hat, so lange sie es säugt.

Gelte Stute, die nicht trächtig ist.

Stutzen, wenn das Pferd vor einem Gegenstand erschrickt.

Symptome, Krankheitszeichen.

Tanzmeister, fehlerhafte Stellung, in welcher die Spitzen der Hüfe auswärts gedreht sind.

Tappfuß, fehlerhafte Bewegung des Fußes, bei welcher der Fuß zuckend niedergesetzt und dabei gedreht wird.

Tatern, s. v. w. Gitschen, Fälschen der Zähne, um die Pferde jünger erscheinen zu lassen.

Taubenaugen, Augen mit gesprenkelten Augenliedern.

Terre à terre, kurzer Galopp auf zwei Hufschläge.

Thränendrüse, Drüse über dem Augapfel in der Augenhöhle liegend.

Thränenkanal, Kanal, der sich in die Nasenhöhlung öffnet.

Thränenkarunkel, ein erhabener, runder, mit kurzen Härchen besetzter Körper im innern Augenwinkel.

Tobsucht, Gehirnentzündung, Hirnwuth, Sonnenstich.

Turnier, Ritterspiele.

Trab, Gangart, schneller als der Schritt, bei der man nur zwei Hufschläge hört.

Trachten, der hintere Theil der Hufwände, Quartiere.

Träger, s. v. w. Laden, zahnloser Theil des Kiefers im Maule.

Tragbein, Sitzbein, der Theil der Beckenknochen, der hinten unter der Schweifwurzel liegt.

Train de chasse, Jagdgalopp.

Treffen, sich streifen mit den Hufeisen.

Trense, Art einfachen Zaums.

Trippeln, hin- und hertreten, unruhig sein.

Turf, Rasen, bei den Engländern so viel wie Rennbahn.

Ueberbeine, Auswüchse, widernatürliche Erhöhungen auf den Knochen.

Ueberbaut, ein Pferd, dessen Kreuz höher ist als der Widerrist.

Uebergurt, Gurt, welche über den Sattel gelegt wird.

Ueberköthen, wenn ein Pferd im Gehen mit dem Köthengelenk plötzlich nach vorne überkippt; kommt bei köthenschüssigen Pferden häufig vor.

Ueberschlagen, wenn ein Pferd so hoch steigt, daß es das Gleichgewicht verliert, und auf den Rücken stürzt.

Ueberwurf, eine länglichte Oeffnung in den Stangenbäumen des Zaums um die Zügel darin einzuhängen.

Ueberzäumen, sich, wenn ein Pferd die Nase auf die Brust setzt, so daß der Zaum keine Wirkung mehr hat.

Unart, böse Gewohnheiten, wie Koppen u. dgl.

Unterarm, s. v. w. Vorarm, der Theil der vordern Gliedmaße, der zwischen dem Knie und Ellenbogengelenk liegt.

Untergestell der Stange, die Stang-

bäume vom Zügelring bis zum Mundstück.

Untergestell am Wagen, Achsen und Räder nebst Zubehör, worauf der Kasten ruht.

Untergurt, Gurt am Sattel, welcher zur Haltung desselben dient.

Unterlegpferde, Pferde zum Wechseln, Vorspannpferde.

Unterlegdecke, Decke, welche unter den Reitsattel gelegt wird.

Unter sich stehen, s. v. w. Unterständig.

Unterständig, unrichtige Stellung, bei welcher die Gliedmaßen zu sehr unter dem Leib stehen.

Unverdaulichkeit, krankhafter Zustand.

Unze, Apothekergewicht, zwei Loth.

Verbällen, Hufentzündung, ein geringerer Grad der Rehe.

Verfangen, Rehe, Rheumatismus, manchmal auch überfressen, Indigestion.

Vergiftung, diese kann durch Pflanzen erfolgen, welche sich im Heu befinden, wie z. B. die Herbstzeitlose.

Verhalten, ein Pferd in seinem Gange mäßigen.

Verhängen, von einem Reiter, der eine Stütze in den Steigbügeln sucht.

Verhängt, mit verhängtem Zügel sprengen, s. v. w. in voller Carriere.

Verkehrter Hals, fehlerhafter Bau des Halses, s. v. w. Hirschhals.

Verrenkung, ist eine Ab- und Ausweichung eines (Gelenkknochens) in beweglicher Verbindung stehenden Knochens.

Verschlagen, s. v. w. Rehe, Rheumatismus, Verfangen.

Verschlingen, verschlucken, das Gebiß — wenn das Mundstück der Stange zu weit gegen die Backenzähne steigt.

Verstauchen, ein geringerer Grad von Verrenkung.

Verwerfen, (von Stuten) vor der Zeit ein unvollkommenes Füllen zur Welt bringen.

Verwachsung der Knochen, Verknöcherung der Gelenke.

Veterinärwissenschaft, s. v. w. Thierarzneikunde.

Veterinär, Thierarzt.

Vogelhaut, die Nickhaut oder der Nagel im Auge.

Vollhuf, fehlerhafter Huf, bei dem die Sohle über den Tragrand des Hufes hervorsteht.

Volte, der Raum, welchen man mit dem Pferde schulmäßig abreitet.

Vorbiegig, fehlerhafte Stellung der Vordergliedmaßen, in welcher die Knie nach vorne gebogen sind, bocksbeinig.

Vorderkniegallen, mehr oder weniger große, weiche Beulen auf der auswendigen Seite des Vorderknies.

Vorderzeug, Brustriemen am Sattel, dazu dienend, den Sattel in seiner Lage zu erhalten.

Vorführen, kunstgemäßes Führen des Pferdes zum Zwecke der Musterung.

Vorhand, derjenige Theil des Pferdekörpers, welcher sich vor dem Reiter befindet, wenn er zu Pferde sitzt.

Vorkopf, der obere Theil des Pferdekopfes zwischen Schopf, Stirne und Ohren.

Vorreiter, Reitknecht, welcher die vordern Pferde an einem Wagen regiert.

Vortheil, eine Erhöhung, auf die sich der Reiter stellt, um bequemer auf's Pferd steigen zu können.

Vortreiben, durch Hülfe der Schenkel oder anderer Mittel ein Pferd antreiben, daß es schärfer in den Zaum gehet.

Wade, das Zusammendrücken der Waden ist eine der sogenannten Hülfen des Reiters, durch die er das Pferd antreibt.

Wage, Vorrichtung zum Anspannen der Pferde.

Wagen, Transportmittel.

Wagengeschirr, Alles was zum Wagen und zur Anspannung gehört.

Wagenpferde, man wählt dazu große starke Pferde mit etwas edelm Blute.

Wallach, ein verschnittener Hengst.

Warzen, schwielenartige Fleischgewächse, welche über die Haut hervorragen.

Wasenmeister, Abdecker.

Wasserbauch, eine starke, schmerzlose Geschwulst, die zuweilen unterm Bauche hin entsteht.

Wasserbruch, Anhäufung wässriger Feuchtigkeit in dem Hodensacke.

Wechseln, im Galopp links und rechts galoppiren.

Weichselzopf, verwirrte Mähnenhaare.

Werfen, das Pferd auf das Lager niederlegen, um eine chirurgische Operation vorzunehmen; das Gebähren der Stuten nennt man auch „Werfen.“

Widerrist, die Gegend über den Schulterblättern des Pferdes.

Wiehern, das Geschrei des Pferdes.

Wildbahn, ein Pferd, welches neben das Deichselpferd an die Wagenachse gespannt wird, „geht auf der Wildbahn.“

Windbauch, eingeschürzter Bauch.

Windkolik, Kolik, welche von Blähungen herrührt.

Windschnapper, Luftschnapper, Art des Koppens.

Wirbel, Haarwirbel, Stellen auf denen die Haare in entgegengesetzter Richtung stehen.

Wirkmesser, Werkzeug der Hufschmiede, um das überflüssige Horn abzustoßen.

Wolf, sich einen Wolf reiten, sich die Gesäßtheile wund reiten.

Wolfszähne, kleine Zähne, welche zuweilen neben den vordern Backenzähnen stehen.

Wurf, Scham, äußerer Geschlechtstheil der Stute.

Wurm, Krankheit, bei welcher schnurähnliche Geschwüre auf verschiedenen Theilen des Körpers vorkommen.

Zaum, überhaupt jede Vorrichtung, durch die man das Pferd am Kopfe lenkt, insbesondere der Stangenzaum.

Zahn, das Pferd hat 36—40 Zähne; 24 Backzähne, 12 Schneidezähne und 4 Hackenzähne, letztere nur die männlichen Pferde; man unterscheidet sie auch in Füllen- und in Ersatzzähne.

Zahndurchbruch, Zahnwechsel vom 2. bis 5. Jahre.

Zahnhöhlen, Höhlen in der Kinnlade, in welchen die Zahnwurzeln stecken.

Zahnwurzel, der untere Theil des Zahns.

Zahnladen, der Theil der Kinnladen, in welchem die Zähne sitzen.

Zahnkrone, die Oberfläche des Zahns, der über die Laden hervorragt, im Gegenhalt zu der Wurzel.

Zangen, die vier mittlern Vorderzähne, nämlich zwei in der obern und zwei in untern Kinnlade.

Zapfen, Stück an dem Stangenzaum, durch welches das Mundstück mit den Stangenbäumen vereinigt wird.

Zehe, der vordere Theil des Hufes.

Zeheneng, oder

Zehentreter, unrichtige Stellung der Gliedmaßen, in welcher die Zehen genähert sind.

Zeichen, s. v. w. Kunde oder Bohne.

Zelter, früher dem Kriegs- Last- und Arbeitspferd entgegengesetzt, s. v. w. Reise- und Personenpferd.

Ziegenrücken, s. v. w. Karpfenrücken.

Zimmtschimmel, Farbe von gemischten Haaren, dem Ansehen des Zimmts ähnlich.

Zitzen, die Saugwarzen an dem Euter der Stute.

Zobelfuchs, eine dunkle Fuchsfarbe.

Zuchthengst, Hengst, der zur Zucht verwendet wird, — Zuchthengst.

Zuchtstute, Stute, die zur Zucht verwendet wird.

Zuckfuß, Hahnentritt, die Sprunggelenke werden dabei im Fortschreiten zuckend gebeugt.

Zügel, die Riemen, welche an das Gebiß des Zaums befestigt sind und durch welche das Pferd geleitet wird.

Das Pferd lehnt sich an den Zügel, wenn das Pferd den Zügel immer straff erhält, ohne schwer in der Faust zu liegen.

Zügelfreiheit, Haltung der Zügel, welche dem Pferde Anlehen gibt, ohne es in seiner Action zu hindern.

Die Zügel schießen lassen, dem Pferde die möglichste Freiheit lassen, wie bei gestreckter Cariere.

Zügelhand, die linke Hand.

Zügelring, Ring an der Stange zur Aufnahme der Zügel.

Zulassen, von der Stute: den Hengst zulassen, den Hengst annehmen.

Zugpferd, Arbeitspferd zum Ziehen an Wagen bestimmt.

Ein Zug Pferde, Wagenpferde, die zusammen passen und wohl eingefahren sind.

Zugstränge, Riemen, Stricke oder Ketten, durch welche die Pferde an die zu bewegende Last gespannt werden.

Zunge, hängende Zunge, wenn das Pferd die Zunge zum Maule heraushängen läßt.

schlangenförmige Zunge, wenn das Pferd die heraushängende Zunge rechts und links schlingt; der Dorn der Schnalle wird auch Zunge genannt.

Zungenfreiheit, die Ausschweifungen an dem Mundstück der Stange.

Zungenschlag, das Schnalzen mit der Zunge, um das Pferd aufzumuntern.

Zungenstrecker, s. v. w. hängende oder schlangenförmige Zunge.

Zurücktreten, ein rückwärts Führen des Reitpferdes.

Zurückkriechen, ein fehlerhaftes heftiges Zurücktreten.

Zurückziehen, das rückwärts Führen der Wagenpferde.

Zusammennehmen, die Pferde durch Schenkelhülfe und Erhebung der Faust in den Zaum treiben.

Zwanghuf, fehlerhaft gebauter Huf mit schmalem Strahl und hohen Wänden.

Zweifler, Pferde, deren Zähne kein bestimmtes Kennzeichen des Alters abgeben.

II.

Erklärung der lithographirten Tafeln.

Titelblatt. Tafel I. Arabische Race, Reitpferd. (Porträt) — Achmet, Vollblut-Araber von Achmet und der Sultane, beide Original-Araber, gezüchtet in dem k. bayr. Hofgestüt Rohrenfeld, im Besitze Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern.

(Ist auf dem Titelblatte aus Versehen als Original-Araber angegeben.)

Tafel II. Leichte, Normänner Race (Percheron), Zugpferd, leichte Race.

Tafel III. Flandrische Race, schweres Zugpferd. (Porträt) Noble, Beschäler des k. bayr. Landgestüts.

Tafel IV. Englisches Vollblutpferd (Rennpferd.)

Tafel V. Inländische Pferderace; schweres Zugpferd. — (Porträt.) Norische (Pinzgauer) Race; Münchener Brauerpferd.

Tafel VI. Inländische Pferderace. — Mecklenburger Race.

Tafel VII. Russische Pferderace. Orlow'scher Traber.

Tafel VIII. Inländische Pferderace. (Portrait) Hidalgo, Holsteiner Pferd, Beschäler des bayr. Landgestüts.

Tafel IX. Englische Pferderace. Hunter (englisches Jagdpferd.)

Tafel X. Das Skelett oder der Knochenbau des Pferdes

Der Kopf.

a) Das Stirnbein.
b) Das Scheitelbein.
c) Das Schläfebein.
d) Das Hinterhauptbein.
e) Das Nasenbein.
f) Das Oberkieferbein.
g) Das Zwischenkieferbein.
h) Das Jochbein.
i) Das Thränenbein.
k) Das Unterkieferbein.
l) Die Schneidezähne.
m) Die Hackenzähne.
n) Die Backenzähne.

Der Rumpf.

A Die Halswirbel.
  1. der Atlas oder Träger.
  2. der Dreher.
B. Die Rückenwirbel.
C. Die Lendenwirbel.
D. Die Schwanzwirbel.
E. Die wahren und
F. die falschen Rippen
G Das Brustbein.

Die Gliedmaßen.

3. Das Darmbein.
4. Das Sitzbein.
5. Das Schambein.
Diese drei Knochen bilden zusammen das Becken.
6. Das Schulterblatt.
7. Das Arm- oder Querbein.
8. Das Vorarmbein.
9. Das Schienbein.
10. 10. Das Fesselbein.
11. 11. Das Kronbein.
12. 12. Das Hufbein.
13. Das Oberschenkelbein.
14. Das Unterschenkelbein.

* * *

o) Die Quergeräthe auf dem Schulterblatte.
p) Das Ellenbogenbein.
q) Das Knie.
r) Das Hackenbein.
ss) Das Sesambein.
t) Die Kniescheibe des hintern Gelenks.
u) Das Waden- oder kleine Schenkelbein.
v) Das Sprunggelenk.
w) Das Fersenbein.
x) Das Rollbein.

Tafel XI. Längendurchschnitt des Pferdes (nach Bracy Clark.)

1. Das Stirnbein und seine Höhlen.
2. Das Scheitelbein.
3. Das Hinterhauptsbein.
4. Das Nasenbein.
5. Das Keilbein.
6. Das Siebbein mit seinen Zellen.
7. Das Gehirn;
a) das große Gehirn,
b) das kleine Gehirn.
8. Die Zunge.
9. Der harte Gaumen.
10. Die knorpeligte Scheidewand der Nasenhöhle.
11. a) Die Rachen- oder hintere Maulhöhle.
11. b) Die vordere Maulhöhle mit dem Gebiß.
12. Der weiche Gaumen.
13. Der Schlundkopf.
14. Der Kehlkopf.
15. Der Kehldeckel.
16. Anfang der Luftröhre.
17. 17. Luftröhre (Durchschnitten dargestellt). Die Wirbelsäule.
18. 18. Die Halswirbel.
a) der Atlas.
b) der Dreher.
19. 19. Die Rückenwirbel.
20. Die Lendenwirbel.
21. Das Kreuzbein.
22. Die Schwanzwirbel.
23. 23. Die Stachelfortsätze der Wirbelsäule.
24. 24. 24. Das Rückenmark.
25. Das Nackenband;
a) der strickförmige Theil desselben,
b) der breite Theil.
26. Das Brustbein.
27. 27. Der Schlund.
28. Der Magen.
29. Die Leber.
30. Die Milz.
31. Die Niere.
32. Die Bauchhöhle.
33. Der Mastdarm (das Ende des Darmkanals.)
34. Der After.
35. Die Lunge.
36. 36. Das Zwerchfell.
37. Das Herz.
38. Die große Schlagader (Aorta.)
39. Die Harnblase.
40. Die Harnröhre.
41. Der Wurf (äußere Geschlechtstheile.)
42. 42. Die Gebärmutter (innere Geschlechtstheile.)
43. Das Euter.
44. Der breite Brustmuskel.
45. Der Ellenbogen.
46. Das Speichenbein des Vorarms.
47. 47. Muskeln und Flechsen.
48. Die Kniescheibe.
49. Das Unterschenkelbein.
50. Das Sprunggelenk.
51. Die Achillessehne.
52. 52. Muskeln.
53. Eine Blutader.

Tafel XII. Berber-Race (Nordafrika); die äußern Theile des Pferdes.

1. Der Vorkopf.
2. Die Stirne.
3. Der Haarschopf.
4. Das Genick.
5. 5. Die Ohren.
6. Die Schläfe.

7. Die Schläfe- oder Augengruben.
8. Die Augenbogen.
9. Die Augen.
10. Der Nasenrücken.
11. Die Nase.
12. Die Nasenlöcher.
13. Das Maul.
14. Die Ober- und
15. die Unterlippe.
16. Das Kinn.
17. Die Backen.
18. Die Wangen.
19. Die Kinnkettengrube.
20. Der Kehlgang.
21. Stelle der Ohrspeicheldrüse oder Feifel
22. Der Hals.
23. Die Kehle.
24. Rinne, in welcher die Halsader liegt, an der man gewöhnlich zur Ader läßt.
25. Der Kamm.
26. Die Mähne.
27. Der Widerrist.
28. Die Brust.
29. Die Bugspitze.
30. Die Schulter.
31. Der Oberarm oder Bug.
32. Der Ellenbogen.
33. Der Vorarm oder Kegel.
34. Die Kastanie.
35. Das Knie.
36. 36. Das Schienbein.
37. 37. Die Köthe.
38. 38. Der Fessel.
39. 39. Die Haarzotte.
40. 40. Die Krone.
41. 41. Der Huf.
42. 42. Die Ballen.
43. Der Rücken.
44. Die Lenden.
45. Das Kreuz.
46. Der Schweif.
47. Die Rippen.
48. Die Lage der Sporader.
49. Der Bauch.
50. Die Weichen oder Flanken.
51. Die Hüften.
52. Die Hinterbacke.
53. Der Oberschenkel.
54. Der Unterschenkel.
55. Die Kniescheibe.
56. Das Sprunggelenk.
57. Die Achillessehne.
58. Der Bug des Sprunggelenks.
59. Der Hodensack } (beim Hengste.)
60. Der Schlauch }
61. Der After.

Tafel XIII. Das fehlerhafte Pferd (äußere Mängel.)

1. Die Genickbeule.
2. Die herabhängende Unterlippe.
3. Zahnfistel am Unterkiefer.
4. Der Mähnengrind.
5. Der Aderkropf.
6. Der Kropf (Anschwellung der Schilddrüse.)
7. Druck vom Geschirr oder vom Sattel.
8. Brustbeule.
9. Anschwellung der Lymphdrüse am Buge.
10. Anschwellung der Lymphgefäße.
11. Die Stollbeule.
12. Kniegallen.
13. Das Ueberbein.
14. Der Sehnenklapp.
15. Flußgallen.
16. Der Stelzfuß.
17. Die Schale oder Leist.
18. Die Hornspalte.
19. Die Hornkluft.
20. 20. Beulen vom Druck des Geschirres.
21. Der Rattenschweif.
22. 22. 22. Brüche, und zwar: Flankenbruch, Nabelbruch und Wasserbruch.
23. Kniegelenksgalle.
24. Piephacke.
25. Der Spath.
26. Die Hasenhacke.
27. Die Buggalle.
28. Die Sehnengalle.
29. Der Straubfuß.
30. Der Knollhuf.
31. Der Ringelhuf.
32. Die Mauke.

Tafel XIV. Fig. 1. das linke Auge eines Pferdes.

a) a) Die beiden Augenlider.
b) äußerer,
c) innerer Augenwinkel.
d) Die Nickhaut.
e) Die Thränenkarunkel.
f) f) Theile der undurchsichtigen Hornhaut
g) Die undurchsichtige Hornhaut.
h) Die Pupille.
i) Die Trauben oder Schwämmchen.

Fig. 2. Durchschnitt des Auges.

a) a) Die weiße Hornhaut.
b) b) Die schwarze Augenhaut oder die Aderhaut.
c) Die durchsichtige Hornhaut.
d) d) Die Regenbogenhaut.
e) Die Kristallinse.
f) Die vordere Augenkammer.
g) Der Glaskörper.
h) Der vom Gehirne kommende Sehnerve.
i) i) Die Netzhaut.
k) Ein Gegenstand (Pfeil) der vom Auge wahrgenommen wird.
l) Derselbe Gegenstand, wie er sich auf der Netzhaut verkleinert und verkehrt abspiegelt.
m) m), n) n) Gebrochene Lichtstrahlen.
o) o) Gerade auffallender und deßwegen nicht gebrochener Lichtstrahl.
p) Stelle im Auge, wo sich die Lichtstrahlen durchkreuzen.

Fig. 3. Der Schafskopf mit gebogener Stirn und Nase.
Fig. 4. Der Hechtkopf mit gesenktem Nasenrücken.
Fig. 5. Der Keilkopf.

Tafel XV. Darstellung des Zahnwechsels.
Fig. 1. Ein Milch- oder Füllenzahn.
Fig. 2. Ein Ersatzzahn.
Fig. 3. Das Gebiß eines 12 Monate alten Füllens.
Fig. 4. Das Gebiß eines dreijährigen Pferdes, das die zwei vordern Schneidezähne oder die Zangen gewechselt hat.
Fig. 5. Das Gebiß eines vierjährigen Pferdes, das die Mittelzähne gewechselt.
Fig. 6. Das Gebiß eines fünfjährigen Pferdes, das alle Schneidezähne gewechselt, oder „abgezahnt" hat.
Fig. 7. Darstellung der Reibflächen eines Zahnes, wie sie sich durch die Abnützung gestalten.
Fig. 8. Gebiß eines neun Jahr alten Pferdes, bei dem sich der sogenannte Einbiß zeigt.

Tafel XVI. Darstellung der Veränderungen des Gebisses nach dem Zahnwechsel.
Fig. 1. Gebiß eines Pferdes von 6 Jahren, die Kunden der Zangen sind verwischt.
Fig. 2. Gebiß eines Pferdes von 7 Jahren, die Mittelzähne sind abgeschliffen.
Fig. 3. Gebiß eines Pferdes von 8 Jahren, die Eckzähne sind auch abgeschliffen und „das Pferd zeigt nicht mehr."
Fig. 4. Gebiß eines Pferdes von 10 Jahren, die Reibflächen der untern Zähne haben noch die ovale Form, die Kunden der obern Zähne verwischen sich.
Fig. 5. Gebiß eines Pferdes von 12 Jahren, die Reibflächen der untern Zähne nehmen eine runde Form an.
Fig. 6. Gebiß eines Pferdes von 18 Jahren, die Form der Reibflächen an den untern Zähnen ist dreieckig.
Fig. 7. und 8. sind zwei gefälschte Gebisse. In Fig. 7. sind die Kunden auf ein altes Gebiß eingebrannt, um es jünger erscheinen zu lassen; allein die Unregelmäßigkeit der Kunde läßt den Betrug erkennen.
In Fig. 8. sind die Zähne zuerst abgesägt worden, um sie kürzer zu machen; allein die Form der Reibflächen steht mit dem durch die Kunde dargestellten

Alter nicht mehr im Verhältniß, und außerdem verrathen die zwischen den Zähnen entstandenen Lücken das höhere Alter.

Tafel XVII. Stellungen. Stellung der vordern Gliedmaßen von vorne betrachtet:

Fig. 1. Die richtige Stellung.
Fig. 2. Die zu enge Stellung.
Fig. 3. Die zu weite Stellung.
Fig. 4. Die Knieenge.
Fig. 5. Die Knieweite.
Fig. 6. Die Zehenenge.
Fig. 7. Die Zehenweite, auch französische oder Tanzmeister-Stellung genannt.

Stellung der vordern Gliedmaßen von der Seite betrachtet:

Fig. 8. Die gestreckte Stellung.
Fig. 9. Die rück- oder unterständige Stellung.
Fig. 10. Die richtige Stellung.
Fig. 11. Die vorbiegige oder bocksbeinige Stellung.
Fig. 12. Die rückbiegige oder kalbsbeinige Stellung.

Tafel XVIII. Stellungen. Die hintern Gliedmaßen von hinten gesehen:

Fig. 1. Die richtige Stellung.
Fig. 2. Die zu enge Stellung.
Fig. 3. Die zu weite Stellung.
Fig. 4. Eng in den Sprunggelenken.
Fig. 5. Weit in den Sprunggelenken.

Die hintern Gliedmaßen von der Seite gesehen:

Fig. 6. Die richtige Stellung.
Fig. 7. Die unterständige Stellung.
Fig. 8. Die rückständige oder gestreckte Stellung.
Fig. 9. Die zu gerade Stellung.
Fig. 10. Die säbelbeinige Stellung.
Fig. 11. Die köthenschüssige Stellung.
Fig. 12. Das Durchtreten.

Tafel XIX. Inländische Pferde. (Porträt.) Ninus, Hengst, aus dem k. bayer. Gestüte von Rohrenfeld.

Tafel XX. Hufbeschlag.

Fig. 1. Ein Huf von unten betrachtet.

a) a) a) Der Tragrand der Hornwand.
b) Die weiße Linie.
c) Die Sohle.
d) Die Eckstreben.
e) Der Strahl.

Fig. 2. Ein Huf von der Seite gesehen.

a) Das Köthengelenk.
b) Der Fessel.
c) Die Krone.
d) Die Hornwand.
e) Die Zehenwand.
f) Die Seitenwand.
g) Die Ferse.
h) Die Ballen.

Fig. 3. Ein beschlagener Huf von der Seite gesehen.

a—b Die eine sichtbare Stange des Hufeisens.
a—d Zehenstück.
d—e Seitenstück.
e—b Fersenstück des Hufeisens.
f) f) f) f) Die Köpfe der Hufnägel.
g) Der eine sichtbare Stollen.
h) Der Griff.
i) i) i) i) Die Nieten der Hufnägel.

Fig. 4. Untere Ansicht eines beschlagenen Hufes.

ab) ac) Die zwei Stangen des Eisens.
ad) ad) Das Zehenstück jeder Stange.
de) de) Das Seitenstück.
eb) ec) Die beiden Fersenstücke.
ff) Die Löcher des Eisens: die vier Löcher von d bis d heißen Zehenlöcher; die vier andern, zwei auf jeder Seite zwischen de heißen die Hauptlöcher.
gg) Die Stollen.
h) Der Griff.

Fig. 5. und 6. Ein Hufnagel Fig. 5. von der breiten und Fig. 6. von der schmalen Kante dargestellt.

a) Der Kopf.
b) Die Klinge.
c) Der Hals.
d) Die Spitze.

Fig. 7. Ein beschlagener Huf, der eine Fersenspalte enthält. Das Eisen ist auf der sichtbaren Seite nur mit drei Nägeln versehen; der Tragrand der Ferse ist bis über die Spalte so viel weggeschnitten, daß die Ferse das Eisen nicht berührt.

Fig. 8. Durchschnitt des Pferdefußes.

a) Das Fesselbein.
b) Das Kronenbein.
c) Das Hufbein.
d) Das Stralbein.
e) Die Strecksehne.
f) Die Beugesehne.
g) Die Hornwand.
h) Die Hornsohle
i) Die Fleischsohle.
k) Die unter der Hornwand liegende Fleischwand.
l) Der Hornstral.
m) Der Fleischstral.

III.

Verzeichniß der Holzschnitte.

Alphabetisches Register.

Inhalts-Anzeige.

Erste Abtheilung.

Geschichte.

Erstes Kapitel.

Naturgeschichte des Pferdes.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Körperbau des Pferdes.

Viertes Kapitel.

Zweite Abtheilung.

Zucht.

Dritte Abtheilung.

Krankheiten.

Vierte Abtheilung.

Benützung.

Anhang.

Gedruckt bei Chr. Friedr. Will in Darmstadt.

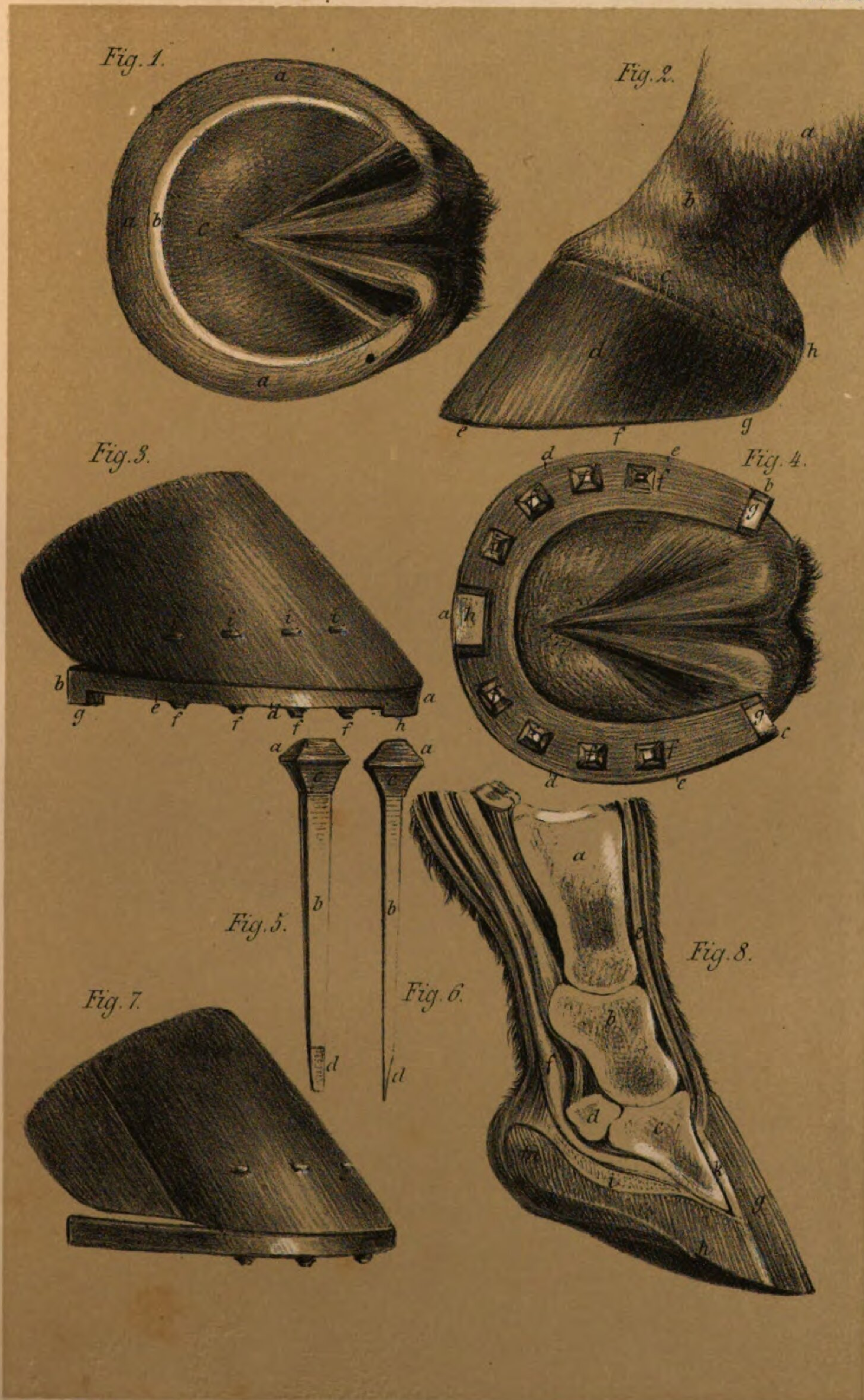


Verlag v. C. G. Kunze in Mainz.



Verlag v. C. G. Kunze in Mainz.

Ninus.
Beschäler des k. bayr. Hof-Gestüts Rohrenfeld.



Verlag v. C. G. Kunze in Mainz.

Villeroy, Felix,

Der Pferdezüchter Anleitung zur Kenntniß der gesammten Pferdewissenschaft
; ein Handbuch für Cavallerie-Offiziere, Landwirthe, Pferdebesitzer und
Pferdeliebhaber

Mainz 1858